

Soziologische Experimentalität: Wechselwirkungen zwischen Disziplin und Gegenstand

Betz, Gregor J. (Ed.); Halatcheva-Trapp, Maya (Ed.); Keller, Reiner (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerk / collection

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Betz, G. J., Halatcheva-Trapp, M., & Keller, R. (Hrsg.). (2021). *Soziologische Experimentalität: Wechselwirkungen zwischen Disziplin und Gegenstand*. Weinheim: Beltz Juventa. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-88334-1>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Gregor J. Betz | Maya Halatcheva-Trapp |
Reiner Keller (Hrsg.)

Soziologische Experimentalität

Wechselwirkungen zwischen Disziplin
und Gegenstand

Gregor Betz | Maya Halatcheva-Trapp | Reiner Keller (Hrsg.)
Soziologische Experimentalität

Wissenskulturen

Herausgegeben von Reiner Keller und Angelika Poferl

Die Reihe trägt der gewachsenen Bedeutung der Untersuchung, Befragung und Kritik von wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Wissenskulturen Rechnung. Wissenskulturen umfassen abgrenzbare Weisen der Herstellung von Erkenntnis und Wissen. Veröffentlicht werden theoretische und empirische Beiträge zur Soziologie der Wissenskulturen, die sich auf sozial- und naturwissenschaftliche Wissenskulturen, aber auch auf die Wissenskulturen anderer gesellschaftlicher Handlungsfelder und unterschiedlicher soziokultureller Kontexte beziehen.

Gregor Betz | Maya Halatcheva-Trapp |
Reiner Keller (Hrsg.)

Soziologische Experimentalität

Wechselwirkungen zwischen Disziplin
und Gegenstand

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-6200-7 Print
ISBN 978-3-7799-5500-9 E-Book (PDF)

1. Auflage 2021

© 2021 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel
Satz: Helmut Rohde, Euskirchen
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Soziologische Experimentalität Eine Einführung in den Band <i>Gregor J. Betz, Maya Halatcheva-Trapp und Reiner Keller</i>	9
I Soziologische Experimentalität	25
Gesellschaft im Selbstversuch Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive „experimenteller Soziologie“ <i>Angelika Poferl</i>	26
Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst Zu den Voraussetzungen und Freiheiten einer nicht ganz so einfachen Beziehung <i>Angelika Poferl</i>	41
Zum Zusammenwirken von Soziologie und Kunst am Beispiel der Fotografie <i>Thomas S. Eberle</i>	51
Existenzialer Skeptizismus Vorschläge zu einem protozoologischen Orientierungsrahmen <i>Ronald Hitzler</i>	69
Die ideale Kommunikationssituation? Ein Beitrag zur empirischen Wissenschaftstheorie <i>Hubert Knoblauch</i>	90
Soziologische Imagination und technologische Zukünfte <i>Christoph Lau</i>	104
Soziologie im Spagat: Zum Verhältnis von bürokratischer und charismatischer Wissenschaft <i>Wolfgang Ludwig-Mayerhofer</i>	122
Bipedale Lokomotion – oder: Das zweifüßige aufrechte Gehen als eine soziale Institution <i>Christoph Maeder</i>	138

Experimentelle und pragmatistische Soziologie <i>Manfred Prisching</i>	151
Ruinenleben Anfängliche Überlegungen über den Sinn des Möglichen nach dem Fortschritt <i>Michael Schillmeier</i>	167
„Die Freiheit, [...] zu irritieren und sich irritieren zu lassen“: Feministisches Denken, Re-Nationalisierung von Geschlecht und die koloniale Epistemik der Soziologie <i>Heidemarie Winkel</i>	180
II Experimentalität der Methoden	197
Die Videographie der Gesellschaft Exploriert am Fall des Unterrichts <i>Achim Brosziewski</i>	198
Interpretative Gesellschaftsanalyse: Zur Reziprozität von Praxis, Theorie und Methoden <i>Ulrike Froschauer und Manfred Lueger</i>	214
What’s the point? – Ein Versuch anhand semiotischer Schnipsel Oder: wie unversehens Gesellschaft einkehrt <i>Volker Hinnenkamp</i>	229
Flaschensammeln als gesellschaftlicher Selbstversuch im Labor Deutschland Eine Rekonstruktion in der Methodenausbildung mit Hilfe des verstehenden Interviews <i>Alban Knecht</i>	243
Experimentelle Soziologie in der Hochschule Zur Einübung einer reflexiven Haltung in der Methodenlehre in Zeiten der Globalisierung <i>Norbert Schröer</i>	258
„Wer mehr sieht, hat mehr recht.“ Über die Notwendigkeit und die Grenzen der Säkularisierung von Forschung <i>Jo Reichertz</i>	274
Bedeutungswandel der Kinder- und Jugendhilfe und die Folgen für ihre empirische Beobachtung <i>Eric van Santen und Svendy Wittmann</i>	291

Lehre qualitativer Forschung als experimentelle Praxis Reflexion und Analyse eines Lehrforschungsseminars <i>Ursula Unterkofler</i>	305
III Experimentalität der Gegenstände: Gesellschaften im Selbstversuch	321
Experimentelle Inszenierung Zur Eventisierung des Privat- und Familienlebens <i>Gregor J. Betz</i>	322
Erfahrung und intergenerationale/interkulturelle Zusammenarbeit im Feld der Zivilgesellschaft <i>Udo Dengel</i>	335
Experimentelle Übergänge im Lebenslauf? Theoretische und empirische Annäherungen an den Umgang moderner Subjekte mit sich und ihren gesellschaftlichen „Verhältnissen“ <i>Christiane Hof</i>	347
Kosmopolitische Diskursivität <i>Reiner Keller</i>	362
Experimentierfeld Männlichkeit Alltagsweltliche und konzeptuelle Suchbewegungen <i>Michael Meuser</i>	381
Professionelle Kompetenz im Wandel Die Verunsicherung von Wissen(-den) und ein möglicher Ausweg aus der Krise der Professionalität <i>Michaela Pfadenhauer</i>	396
Experimentelle Politik – Beobachtungen im Laboratorium der EU-Sozialpolitik <i>Hans-Wolfgang Platzer</i>	409
Die Erzeugung einer Aura Charismatische Herrschaft als Gesellschaftsexperiment <i>Hans-Georg Soeffner</i>	424
Spaß und Respekt Blick von ehrenamtlich für Geflüchtete Engagierten auf ihre Praxis <i>Almut Zwengel</i>	438
Autor*innenverzeichnis	453

Soziologische Experimentalität

Eine Einführung in den Band

Gregor J. Betz, Maya Halatcheva-Trapp und Reiner Keller

„Vor allem aber geht es immer wieder um die Widerständigkeit des Materials, seinen Anteil an der jeweiligen Wissenstrajektorie. Experimentalität ist aber mehr als ein Weg zur wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung. Es geht letztlich um eine Lebensform, die sich dem Unvorwegnehmbaren stellt und es als dauernde Herausforderung begreift. Sie meint eine nach vorne offene Lebensform, die sich beständig abstößt vom Gegebenen, ohne sich des Punktes gewiss sein zu können, zu dem sie führen wird. Das verleiht der Sache ihren Reiz.“

(Rheinberger 2018b, S. 9)

1. Soziologische Experimentalität

Die „Soziologie hat nicht die Freiheit der Kunst, Wirklichkeit völlig zu erfinden, sie bleibt auf Kriterien der Begründung, Plausibilisierbarkeit und Adäquanz verpflichtet. Die Freiheit, über das Bekannte hinauszudenken und Selbstverständliches infragezustellen, zu *irritieren* und *sich irritieren zu lassen*, muss dennoch nicht verschenkt werden – im Gegenteil liegt vielleicht gerade darin ihr kostbarstes Potential.“ Mit diesen Überlegungen entwirft Angelika Pofperl eine „Perspektive ‚experimenteller Soziologie‘“, die daran ansetzt, dass Gesellschaften sich zunehmend „im Selbstversuch“ befinden und in diesem Sinne als „Experiment“ in eigener Sache begriffen werden können (Pofperl 1999). Eine darauf bezogene Soziologie kann sich nicht damit begnügen, ihren Gegenstand, der sich unter ihrem Blick – und vielleicht auch mit ihrer Hilfe – transformiert, mit den immer gleichen methodischen Zugängen erfassen zu wollen, um auf die „Frage nach den Zukünften und Entwicklungsmöglichkeiten“ des Fachs in Zeiten von gesellschaftlicher „Pluralität, Ungewißheit und Unsicherheit“ zu antworten. Sie muss vielmehr den „Kick am Gegenstand“ zulassen und selbst in gewisser Weise *erfinderisch und experimentierend* werden. Dabei bestehen sowohl Unterschiede wie auch Parallelen zur Kunst (vgl. Pofperl 2014a). Kunstwelten (Becker 1982/2017) und soziologische Wissenskulturen (vgl. Pofperl/Keller 2018a, 2018b) stellen etwas her, was gesellschaftliche Möglichkeiten schafft, neue oder andere Erfahrungen zu machen, als die, welche aus dem

Alltagsleben resultieren. Vielfach wurde in der Wissenschafts- und Erkenntnistheorie darauf verwiesen, dass sich die wissenschaftliche Wissensproduktion keineswegs in einer gleichförmigen, völlig standardisierten Art und Weise vollzieht – auch wenn sozialwissenschaftliche Methodeneinführungen dies mitunter (und hoffentlich unfreiwillig) suggerieren mögen. Neugier, Einfallsreichtum, Phantasie – all das ist quer durch die Wissenschaften in den Forschungs- und Schreibprozess eingebunden oder könnte es zumindest sein. Gewiss sind die Künste (im heutigen Verständnis) diesbezüglich freier oder doch an andere, scheinbar weniger strenge Regeln gebunden, als Soziologie und Sozialwissenschaften es sind. Doch hier wie dort geht es um die Fragen, wie Erkenntnisse erworben, hergestellt und vorgestellt werden – in Auseinandersetzung mit der Widerständigkeit von Gegenständen.

Das eingangs erwähnte Plädoyer Angelika Poferls für eine „experimentelle Soziologie“ erschien in einer Sonderausgabe der *Sozialen Welt* zu ihrem 50-jährigen Bestehen und zum Jahreswechsel in die 2000er Jahre. Darin sollten Perspektiven der Soziologie für die kommenden Jahrzehnte entworfen werden. Mit der Idee der „Gesellschaft im Selbstversuch“ nimmt der Beitrag spätere, vor allem auf ökologisch-technologische Fragen gerichtete Überlegungen zur „Gesellschaft als Experiment“ bzw. „experimentellen Gesellschaft“ (Bösch/Groß/Krohn 2017; Poferl 2007) vorweg und skizziert gleichzeitig ein wesentlich breiteres Panorama, das sowohl Handlungsebenen wie auch Strukturebenen des Gesellschaftlichen umfasst (vgl. auch Poferl/Schröer 2020).¹ Die darin hauptsächlich verhandelten Fragen richten sich auf das Wechselspiel zwischen gesellschaftlichen Prozessen bzw. gesellschaftlichem Wandel und soziologischer Wissensproduktion. Wie werden Soziologien – es liegt wohl nahe, eher den Plural zu verwenden – empfänglich für gesellschaftliche Veränderungsprozesse? Wie wählen sie ihre Begriffe und Erzählungen (Becker 2007/2019)? Wie stiften sie dadurch neue Erfahrungen sozialer Phänomene? Wie schaffen sie es, Bekanntes in neuem Licht zu sehen? Welche Suchheuristiken und Instrumente sind notwendig, um einen sich abzeichnenden grundlegenden Gestaltwandel aufzuspüren und beschreibbar zu machen – nicht nur auf gesellschaftlicher Makroebene, sondern bis in die Mikroporen alltäglicher und organisationaler Prozesse hinein? Unbestreitbar findet sich in diesen und möglichen weiteren Fragen ein starkes Echo des Werkes von Ulrich Beck – exemplarisch sichtbar in

1 Die Idee der Gesellschaft bzw. spezifischer: der Großstadt als (sozialem) Labor war natürlich schon vor langem DIE Ausgangsannahme der Chicago School der Soziologie. Sie ist auch im Denken des frühen Pragmatismus (Dewey u.a.) präsent. Die gerade anhebende Soziologie des Testens wiederum nimmt eher Interventionen von Expertensystemen in Gesellschaft als Reallabor in den Blick, weniger die Idee, dass Gesellschaft eben vor allem eins ist: ein institutionalisiertes Selbstexperiment.

Poferls Weiterentwicklung der Analysen zu realgesellschaftlichen Kosmopolitierungsprozessen (z. B. Poferl 2020, 2021; vgl. Poferl/Sznaider 2004/2020).

„Experimentelle Soziologie“ ist freilich ein auch in gewisser Hinsicht missverständlicher Begriff. Schon für Émile Durkheim war der systematische statistische Vergleich ein soziologisches Experimentsurrogat. Harold Garfinkel wurde tatsächlich für „Krisenexperimente“ weltberühmt. Aber im heutigen Sprachduktus steht „experimentell“ dann doch in erster Linie für ein kontrolliertes Labordesign ganz spezifischer Wissenschaftsbereiche, das schon bei gegenwärtig beliebten „Reallaboren“ nur noch in grober Analogie verstanden werden kann. Im Kern geht es wohl eher um eine Haltung, die Poferl (1999) im Rekurs auf Michel Foucault für die Soziologie relevant machen will: In dem Sinne experimentierend vorzugehen, dass der Forschungsprozess tatsächlich die Möglichkeit schafft, neue Erfahrungen zu stiften – nicht zuletzt auch für die Forschenden selbst. Wir haben deswegen für diesen Band den Titel und Begriff der „Soziologischen Experimentalität“ gewählt, um eine entsprechende Haltung und Vorgehensweise zu bezeichnen. Hans-Jörg Rheinbergers Büchlein zur „Experimentalität“ (Rheinberger 2018a) – eine Sammlung mit Interviews zur Wissenschafts- und Erkenntnisgeschichte der Laborpraxis – war uns bei der Begriffsfindung nicht bekannt. Stattdessen orientierten wir uns an einer Analogie zu Michel Foucaults Begriff der „Gouvernementalität“. Es ist darüber spekuliert worden, ob das eine spezifische Geisteshaltung, eine besondere „Mentalität des Regierens“ bezeichnet. In einschlägigen Debatten wurde jedoch betont, der Begriff beschreibe eher Merkmale, Eigenschaften, Dimensionen von Handlungsweisen (der spezifischen Führung des Handelns anderer, d. h. von deren Selbstführungen). In diesem Sinne sprechen wir von „Experimentalität“, um Merkmale und Eigenschaften des (hier soziologischen) Erkenntnishandelns, der (soziologischen) Wissenskulturen zu benennen – nämlich diejenigen Momente, Merkmale, Bedingungen, Eigenschaften, die es erlauben, in Auseinandersetzung mit Gegenständen Neubeschreibungen vorzunehmen und dadurch Erfahrungsmöglichkeiten zu schaffen. Die Begriffe der „Kosmopolitik des Alltags“ (Poferl 2004) und der „Kosmopolitik des Sozialen“ (Poferl 2016a, 2016b, 2020, 2021) wären dafür geeignete Beispiele. In großem Kontrast dazu steht die immer gleiche Anwendung feststehender Theoriegebäude auf unterschiedliche Wirklichkeitsbereiche des Sozialen.

Der Begriff der soziologischen Experimentalität eignet sich in diesem Sinne ganz hervorragend, um soziologische Wissenskulturen in spezifischer Weise in den Blick zu nehmen. Das geht weit über die darin aufgehobene und historisch entfaltete, in wichtigen Teilen pragmatistisch begründete Erfahrungsbasiertheit des empirischen soziologischen Forschens (Bogusz 2018) hinaus. Ausgehend von diesen Überlegungen haben wir eine Reihe von Autorinnen und Autoren aus ganz unterschiedlichen soziologischen Arbeitszusammenhängen und aus benachbarten Disziplinen dazu eingeladen, die Ideen einer soziologischen Ex-

perimentalität und Elemente der künstlerischen Praxis im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess zu reflektieren und beispielsweise folgende Fragen zu adressieren: (Wie) Gelingt es der Soziologie, ihr Potenzial durch *Pluralität* und *Originalität* zu entfalten? Welche Rolle spielt die *pragmatisch inspirierte* Zuwendung zu sozialen Welten, Handlungs- und Strukturproblemen? Wie „säkularisiert“ – wie frei von theoretischen und methodischen Dogmen – arbeitet sie, wie offen ist sie also für ungewohnte und eigenwillige Spurensuchen? Inwiefern wirkt die Soziologie *projektiv*, indem sie sich „mit Distanz und Leidenschaft“ in politische Entwürfe, Gestaltungsformen und -instrumente einschaltet? Wie konzipiert sie ihren Gegenstand und dessen Veränderungen? Und wie bezieht sie sich selbst in ihren Perspektiven darauf ein? Kurzum: Wie viel Irritation, Kreativität und Experimentierfreude sind für soziologisches Forschen und Theoretisieren heute erforderlich – und wie viel davon lässt die Soziologie tatsächlich zu? Oder, um es mit den Worten von Hans-Jörg Rheinberger zu formulieren:

„[Die] Frage, wie man die Räume gestalten muss, in denen neues Wissen generiert werden kann, [ist] nach wie vor eine wissenschaftspolitische Kardinalfrage. Wenn wir dem Slogan, dass unsere gegenwärtigen Gesellschaften Wissensgesellschaften und daher ohne die Entwicklung der Wissenschaften nicht lebensfähig sind, Glauben schenken, dann muss man sich auch fragen, welche Bedingungen man schaffen muss, um diese Wissensgenerierungsschübe zu ermöglichen [...] Das eigentlich Neue ist etwas, das nicht aus dem Aktuellen ableitbar ist. Daher stellt sich die Frage, wie man auf Neues stoßen und zugreifen kann. [...] Es geht darum, sich von einer vorhandenen Wissensplattform abzustoßen in Bezirke und Gefilde, von denen man im Grunde genommen im Moment dieses Abstoßens nicht genau wissen kann, wie sie aussehen. [...] Wissenschaft ist [...] ein Prozess [der] sich abstößt in Richtung auf Unbekanntes.“ (Rheinberger 2018c, S. 167 f.)

2. Die Beiträge des vorliegenden Bandes

Der vorliegende Band ist in drei Hauptteile gegliedert. Die nachfolgende Zuordnung von Beiträgen zu diesen unterschiedlichen Hauptteilen sollte nicht apodiktisch gelesen werden. Tatsächlich berühren und diskutieren viele Texte auch den inhaltlichen Fokus der jeweils anderen Schwerpunkte. Deswegen möchten wir ausdrücklich zu einem „Lesen querbeet“ ermuntern.

Soziologische Experimentalität

Der erste Teil versammelt unter dem Titel *Soziologische Experimentalität* unterschiedliche Beschäftigungen mit den eingangs skizzierten allgemeinen Grundideen. Er beginnt mit zwei bereits erwähnten Texten von *Angelika Poferl*, die

hier erneut abgedruckt werden. Der erste Beitrag setzt am Grundlagenbezug soziologischer Zeitdiagnose und Sozialtheorie an. Aufbauend auf der Gedankenfigur, dass Gesellschaft selbst sich zunehmend als „Experiment“ darstellt, skizziert er eine Perspektive experimenteller Soziologie, die auf veränderte Bedingungen und Erscheinungsformen gesellschaftlicher Wirklichkeit einerseits, auf die spezifisch multiparadigmatische Konstellation des Fachs andererseits reagiert. Plädiert wird für ein soziologisches Selbstverständnis, das Neues erprobt und wagt, sich auf ungesichertes Terrain zu begeben. Der anschließende zweite Beitrag diskutiert Ähnlichkeiten und Unterschiede der Wissens- und Erfahrungsproduktion in Wissenschaft und Kunst. Ein Zusammenwirken von beiden Bereichen bietet die Chance, experimentierende Modi der analytischen und ästhetischen Erschließung von Welt und Wirklichkeit, von Welt- und Wirklichkeitserfahrung anzustreben. Voraussetzung dafür ist, Neues erproben und sich berührenden und überraschenden Effekten von Begegnungen aussetzen zu wollen. Dieses Argument wird im Hinblick auf die gegenwärtige Kosmopolitik des Klimawandels entfaltet.

Im Anschluss entwickelt *Thomas S. Eberle* das Verhältnis von Soziologie und Fotografie, indem er zum einen die Etablierung der Fotografie als Kunstgattung geschichtlich nachzeichnet und am Beispiel der Wanderausstellung „The Family of Man“ die soziologischen Momente in diesem Prozess herausstellt. Zum anderen regt Eberle an, die Fotografie in soziologische Forschung einzubeziehen.

Ronald Hitzler geht in seinem hier ebenfalls wiederabgedruckten Beitrag von der soziologischen Grundhaltung der kognitiven Distanz zum Gegenstand in Gestalt eines methodischen Skeptizismus und vom emotionalen Affiziertsein durch lebensweltliche Beteiligungen aus. Er entwirft einen existentialen Skeptizismus und die künstliche Dummheit als Methode für eine Forschungshaltung der Überschreitung des Vor-Gegebenen, um im Wirklichen das Mögliche zu entdecken.

Der Beitrag von *Hubert Knoblauch* erläutert die These, dass Habermas' Theorie der idealen Sprechsituation von Normen der wissenschaftlichen Kommunikation geprägt ist und zur Neubegründung einer empirischen Wissenschaftstheorie genutzt werden kann, die nicht nur beschreibt, was Wissenschaft ist, sondern auch bestimmt, wie wissenschaftlich gehandelt werden soll, wenn sie auch dem außersprachlichen Charakter ihres eigenen kommunikativen Handelns gerecht werden will.

Christoph Lau setzt am wenig reflektierten Entdeckungszusammenhang soziologischer Forschung an und diskutiert die Möglichkeiten und Beschränkungen der Imagination gesellschaftlicher Zukünfte in der Soziologie. Am Beispiel der Diagnostik des technologischen Wandels zeigt sich, dass die Problemrahmungen und Fragestellungen der Soziologie einer Doppelstruktur von Fort-

schrittshoffnung und -skepsis folgen, die für das gesellschaftliche Imaginäre seit Beginn der Moderne typisch ist.

Wolfgang Ludwig-Mayerhofer nimmt seinen Ausgangspunkt in kritischen Betrachtungen der Herausbildung bürokratisch organisierter Wissenschaft in der Soziologie. Überspitzt man in ähnlicher Weise den Gegenpol zu solcher Wissenschaft als charismatische Wissenschaft, so werden auch deren Schwächen sichtbar. Vor diesem Hintergrund plädiert der Beitrag dafür, sich verschiedener Formen der Organisation von Forschung weniger vorurteilvoll zu bedienen und so die Potenziale der Soziologie besser zu nutzen.

Christoph Maeder widmet sich einem ebenso selbstverständlichen wie kaum soziologisch erforschten Gegenstand – dem zweifüßigen Gehen der Menschen. Zwar war und ist das Gehen immer wieder Gegenstand auch sozialwissenschaftlicher Betrachtungen. Doch die (experimentierende) Frage, ob und inwiefern das Gehen als eine gesellschaftliche Institution betrachtet werden könnte und sollte, ist bislang nicht adressiert. Der Beitrag erläutert gesellschaftlich institutionalisierte Gehordnungen sowie ihre Verflechtung mit sozialen Beziehungen und zeichnet damit die ersten Konturen einer Soziologie der Institution des Gehens.

Manfred Prisching spricht von einem Standardrepertoire der konventionellen Soziologie, auch wenn diese selbst in zahlreiche Paradigmen gespalten ist. Aber das Objekt der soziologischen Begierde sei liquide, unverlässlich, komplex und ambivalent geworden. Möglicherweise empfehle es sich deswegen, rund um das konventionelle Repertoire andere Zugänge zum Verständnis der spätmodernen Gesellschaft zu erproben: spielerisch, spekulativ, literarisch, essayistisch, journalistisch, zeitdiagnostisch, multidisziplinär, experimentell.

Michael Schillmeier diskutiert, inwieweit unsere Zeit als eine existentielle Befragungssituation verstanden werden kann, die es erfordert, den Möglichkeitssinn eines lebenswürdigen und lebenswerten Lebens nach dem Fortschritt zu erkunden. Die Ruine wird dabei als Existenzmerkmal der Folgen eines vergangenen Fortschritts angedacht, das als nichtintendierter Affekt/Perzept die Be/dürftigkeit der Wirklichkeit zeigt, und zugleich den Sinn eines möglichen anderen Lebens, einer anderen Welt, empfind- und erfahrbar werden lässt.

Heidemarie Winkel fragt aus wissenstheoretischer Perspektive nach der kolonialen Epistemik der (Geschlechter-)Soziologie. Anlass ist der gegenwärtige nationalistische Antifeminismus, der durch eine Re-Nationalisierung von Geschlecht und die Aufkündigung des gesellschaftlichen Gleichstellungskonsenses charakterisiert sei. Inwiefern dieser Antifeminismus als Indikator des kolonialen kultur- und ideengeschichtlichen Erbes fungiert, stellt ein Desiderat von (geschlechter-)soziologischen Analysen dar. Dies – so die These – spiegelte die koloniale Epistemik feministisch-gesellschaftstheoretischen Denkens.

Experimentalität von Methoden

Die Beiträge im zweiten Hauptteil kreisen um die *Experimentalität von Methoden*. So betrachtet *Achim Brosziewski* die Videographie als experimentelle Selbstbeschreibung der Gesellschaft. Ausgehend von einer gesellschaftstheoretischen Medientheorie und einem kulturwissenschaftlichen Verständnis von Orten wird Video als ein Medium der Örtlichkeit rekonstruiert, das es unter anderem erlaubt, die Sozialität von Orten zu fokussieren, zu analysieren und zu interpretieren – nicht nur wissenschaftlich, sondern auch massenmedial, künstlerisch, professionsbezogen und lebensweltlich-alltäglich. Dieser Zusammenhang wird exploriert am Fall des bereits extensiv videographierten schulischen Unterrichts.

Der anschließende Beitrag von *Ulrike Froschauer* und *Manfred Lueger* entwickelt eine interpretative Perspektive auf sozialen Wandel und plädiert dafür, theoretische Ansätze, methodische Verfahren und soziale Alltagspraxis nicht isoliert voneinander zu denken, sondern in ein reziprokes Verhältnis zu bringen. Betont wird die Bedeutung von Zeit für Gesellschaftsanalysen, um auf dieser Grundlage die methodologische Bedeutung von Prozessen herauszuarbeiten und diese anschließend auf die Anforderungen an empirische Analysen umzulegen. Dabei wird gezeigt, dass die Alltagspraxis den Bezugspunkt für die Theorieentwicklung bildet und warum eine ständige kritische Reflexion von theoretischen und methodischen Repertoires für eine tragfähige Analyse unabdingbar ist.

Volker Hinnenkamp fragt nach der soziologischen Relevanz von „semiotischen Schnipseln“, die ihm im Alltagsgeschehen zufällig begegnet sind: einem beim Vorbeigehen aufgeschnappten Gespräch, einem Zettel auf dem Schreibtisch und einem Foto. In einer mikroskopischen Analyse werden diese Schnipsel zu sozialen Artefakten, die Gesellschaft im Kleinen (re-)produzieren und die Sinnhaftigkeit des Zufälligen demonstrieren. Dazu setzt er an Roland Barthes Fotoanalyse und dem *punctum* als metonymische Kraft an, um bei „Momentaufnahmen“ des Alltags die Frage „What’s the point?“ zu stellen. Er versteht dies als Plädoyer, auch das zufällige Material des Alltags in eine experimentelle Soziologie einzubeziehen.

Alban Knecht gibt Einblicke in die methodische Ausbildung von Studierenden der Sozialen Arbeit, die den Alltag von Flaschensammler*innen beforschen. Die Praxis des Sammelns wird hier als ein soziales Experiment untersucht, in dem Armut und ökologisches Handeln aufeinandertreffen und welches sich mittels der Methode des Verstehenden Interviews erschließen lässt. Es geht dabei nicht nur um die Frage, wieso jemand bereit ist, viel Arbeit für wenig Geld auf sich zu nehmen, sondern auch um die Sinnfindung von Menschen, die in Prekarität und Armut leben, in einem Handeln, das sie selbst als Lösungsbeitrag zur Bearbeitung ökologischer Probleme begreifen.

Auf Basis eigener Lehrerfahrung und mit Rückgriff auf Lehrkonzepte der Chicago School entwirft *Norbert Schröer* die Grundzüge einer experimentellen Methodenlehre. Dabei geht er der Frage nach, wie ein kontextsensitiver, reflexiver und auf Experimentalität angelegter methodischer Ansatz sich didaktisch aufbereiten lässt. Die Methodenlehre verdient diese besondere Beachtung, weil über die Praxis der Methodenausbildung Vorentscheidungen über die Praxis des späteren professionellen Sozialforschungsalltags fallen.

Jo Reichertz nimmt vorhandene Methoden der qualitativen und interpretativen Sozialforschung in den Blick und fragt nach deren Eignung zur Erforschung einer veränderten, reflexiv gewordenen sozialen Welt. Kann diese mit den zuhandenen Methoden hinreichend erfasst werden? Die Leistungsfähigkeit von Methoden sei nicht daran zu messen, ob sie alt oder neu sind – Methoden müssten immer wieder erneuert werden. Vielmehr gehe es stets darum, ob Methoden in der Lage sind, alte und neue Rätsel zu lösen.

Der Beitrag von *Erik van Santen* und *Svendy Wittmann* widmet sich der empirischen Beobachtung von Wandlungsprozessen im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe. Nahezu jede*r Bürger*in nimmt inzwischen im Lebenslauf mindestens eine ihrer Leistungen in Anspruch. Der enorme Anstieg an Personen, die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe beanspruchen, hat dazu geführt, dass die empirische Beobachtung dieser Entwicklungen als unumgänglich betrachtet wird. Das entsprechende Forschungsfeld wecke vor allem im Hinblick auf lokale Entwicklungsdynamiken die Erwartung nach einer angemessenen Steuerung.

Ursula Unterkofler betrachtet das Lehren von qualitativer Sozialforschung als eine experimentelle Praxis und zugleich als eine Praxis soziologischer Selbstbeobachtung. Unsicherheiten in der experimentellen Lehrpraxis produzieren Handlungsprobleme, die von den Lehrenden situativ zu bearbeiten sind. Die Autorin reflektiert dazu eigene Erfahrungen aus Lehrforschungsseminaren und zeigt, welche Erkenntnispotentiale durch eine Haltung des Experimentierens freigesetzt werden und wie sie methodologisch produktiv genutzt werden können.

Experimentalität der Gegenstände

Der dritte Hauptteil des Buchs versammelt Beiträge, die eine Vielfalt soziologischer *Gegenstände* und deren *Experimentalität* diskutieren. *Gregor J. Betz* betrachtet das Feiern von Festen im Privat- und Familienleben als experimentelle Inszenierung, die mit dem Wandel gesellschaftlicher Vergemeinschaftungsprozesse Schritt hält. Im Anschluss an das Konzept der Eventisierung analysiert er entsprechende Trends entlang des Lebenslaufs, von der „Fötus-Party“ über finanziell, personell und ästhetisch aufwändige Hochzeitsfeiern bis hin zu individuellen Beisetzungsritualen.

Udo Dengel schreibt über die vergemeinschaftende Bedeutung von Erfahrung im Kontext zivilgesellschaftlichen Engagements. Erfahrung, so Dengel, sei eine wenig beachtete, jedoch wesentliche Dimension von Zivilgesellschaft und Solidarität. Dies zeigt er am Beispiel seiner Untersuchung intergenerationaler und interkultureller Zusammenarbeit und plädiert zugleich dafür, den Erfahrungsbegriff als eine Analysekategorie in der empirischen Forschung zu etablieren.

Christiane Hof entwirft ein Programm experimenteller Übergangsforschung. Anhand einer Falldarstellung zeigt die Autorin, dass der Übergang in die Elternschaft ein komplexer Prozess biographischer Lebensgestaltung ist und sowohl kreative Suchbewegungen als auch die Orientierung an gesellschaftlichen Normativitäten einschließt. Dabei werden theoretische Konzepte der Übergangsforschung mit dem empirischen Material einer qualitativ-rekonstruktiven Studie zum Übergang in Elternschaft relationiert.

Reiner Keller rekapituliert die Idee einer soziologischen Experimentalität mit Blick auf Pöferls Konzepte der Kosmopolitik des Alltags und der Kosmopolitik des Sozialen. Dabei identifiziert er aktuelle Prozesse, Erscheinungsweisen und Reichweiten experimenteller Diskursivität und schlägt den Begriff der kosmopolitischen Diskursivität vor, um Möglichkeiten des gegenwärtigen Gestaltwandels von Diskursordnungen zu denken, empirisch in ihren Merkmalen zu erschließen und damit sichtbar zu machen.

Männlichkeit als ein Experimentierfeld im Wandel der Geschlechterverhältnisse thematisiert *Michael Meuser* und zeigt, wie mediale Diskurse und geschlechtertheoretische Konzepte diesen Wandel aufnehmen, im Zuge dessen neue Männlichkeitsbegriffe hervorbringen und zu einer konzeptionellen Pluralisierung in diesem Feld beitragen, die der männlichkeitstheoretischen Leitkategorie der hegemonialen Männlichkeit ihren Status streitig machen.

Michaela Pfadenhauer geht von einer Krise der Professionalität aus und plädiert dafür, den Ausweg daraus in der Position des Dritten zu suchen, die sich durch eine Ratgebende und ethische Haltung der Expert*innen auszeichnet. Professionelle sind in eine Triade eingespannt, in der zum einen ein Komplementär-Verhältnis zu den Klient*innen besteht, für die die Distanz zur Sachthematik zu überbrücken ist. Zum anderen ist der Abstand zur Politik zu wahren, für die die Distanz zwischen Sachlage und Entscheidungsfindung zu überbrücken ist, ohne dabei einer Ideologie des Professionalismus zu verfallen.

Hans Platzer widmet sich der Arbeits- und Sozialpolitik der Europäischen Union und betrachtet sie als ein Laboratorium von politischer Governance. In diesem integrationspolitisch bedeutsamen, zugleich konfliktbeladenen und gesellschaftspolitisch sensiblen Politikfeld spielen – wie in keinem anderen Politikbereich der EU – Institutionen und Verfahren eine Rolle, die in ihrer Entstehung, Umsetzung und Wirkung Merkmale des Experimentellen tragen. Diese Experimentalität der sozialpolitischen EU-Governance wird entwicklungsgeschichtlich eingeordnet, empirisch beleuchtet und kritisch bilanziert.

Am Beispiel des von Max Weber beschriebenen, historisch immer wieder beobachtbaren Wechsels von „charismatischer“ und „traditionaler Herrschaft“ wird von *Hans-Georg Soeffner* Erving Goffmans These diskutiert – und erneut belegt –, dass Gesellschaften „natürliche Experimente“ mit sich selbst durchführen. Ebenso kann der – vor allem in Demokratien beobachtbare – Populismus als gesellschaftlicher „Selbstversuch“ (Angelika Poferl) verstanden werden. Anders als das Experiment „charismatischer Herrschaft“ resultiere dieser jedoch nicht aus einer (universalen?) Tiefenstruktur, sondern antworte auf die „paradoxe Struktur“ der Demokratieidee. In demokratischen Ordnungen fungiere er – so die These – als Selbstüberprüfungsinstrument.

Der Beitrag von *Almut Zwengel* erinnert an die politischen Ereignisse des Spätsommers 2015 und untersucht in diesem Kontext das ehrenamtliche Engagement für Geflüchtete. In ihrer empirischen Analyse zeigt die Autorin, dass die Erfahrungen von Engagierten zwischen „Spaß“ und „Respekt“ oszillieren. „Spaß“ verweist auf situatives Erleben, das mit hoher Intensität, Außergewöhnlichkeit und Selbstbezug verbunden ist. „Respekt“ erscheint als Mittel zur positiven Rahmung von Konflikten. Beide Kategorien ermöglichen den Helfenden eine positiv gefärbte Sicht auf ihre Praxis.

3. Anlass

Unbenommen der Argumente, die für eine grundsätzliche Diskussion zu Fragen der Experimentalität soziologischer Wissenskulturen sprechen, wie sie der Band vorlegt und auch darüber hinaus anregen möchte, widmen wir ihn im Namen aller Beitragenden Angelika Poferl als Festschrift zu ihrem 60sten Geburtstag. Dazu seien ein paar wenige Hinweise festgehalten. Angelika Poferl studierte zunächst Theater- und Kommunikationswissenschaften an der Friedrich-Alexander-Universität Nürnberg-Erlangen und der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München, bevor sie in München zur Soziologie wechselte. Nach dem Studium war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität der Bundeswehr München und an der Münchner Projektgruppe für Sozialforschung. Es folgte die mehrjährige wissenschaftliche Assistenz am Lehrstuhl von Ulrich Beck am Institut für Soziologie der LMU. Angelika Poferl promovierte bei Christoph Lau an der Universität Augsburg mit einer wissenssoziologischen Studie zur Kosmopolitik des Alltags am Beispiel der ökologischen Frage. Sie war dann von 2006 bis 2010 Juniorprofessorin für Qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung am Institut für Soziologie der LMU München und von 2010 bis 2016 Professorin für Soziologie mit Schwerpunkt Globalisierung am Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften der Hochschule Fulda. Seit 2016 ist Angelika Poferl Professorin für Allgemeine Soziologie an der Technischen Universität Dortmund. Ihre Lehr- und Forschungsschwerpunkte umfas-

sen Theorien der Moderne, Wissens- und Kultursoziologie, Wissenskulturen, Soziologie der Menschenwürde und des Subjekts, Interpretative Sozialforschung, Ökologie und Alltag, Geschlechterfragen und Globalisierung. Als verbindendes Leitthema fungiert der Zusammenhang von reflexiver Modernisierung und der Kosmopolitik des Sozialen. In ihren Worten, die den Erläuterungen auf der Internetseite ihres Lehrstuhls an der TU Dortmund entnommen sind, wendet sich ihr Arbeitsprogramm einer

„Transformation und Verwandlung der Moderne auf der Ebene von Subjektkonstruktionen, Erfahrungsräumen und Existenzweisen zu. Von besonderem Interesse sind die Differenzierungen und Grenzverschiebungen innerhalb der humanen (auf ‚den‘ Menschen bezogenen) und zur nicht-humanen Welt (Natur, Dinge). Das Interesse gilt darüber hinaus der Frage der diskursiven und praktischen Genese von Wissen über die Welt, was sowohl Alltagswissen als auch wissenschaftliches Wissen umfasst. Aktuell verfolgte Forschungsthemen beziehen sich z. B. auf die Konstitution und Konstruktion des Menschen als Menschenrechts- und Menschenwürdesubjekt, auf Geschlechterverhältnisse, Naturverhältnisse, neue Formen der Solidarität und Vergemeinschaftung und auf die Entwicklung von (wissenschaftlichen und gesellschaftlichen) Wissenskulturen.“ (Angelika Poferyl, Profiltext der Lehrstuhlseite an der TU Dortmund, Abfrage: 14.9.2020)

Zu diesen Themen hat sie vielfach publiziert. Erwähnen wollen wir hier stellvertretend Arbeiten zur Kosmopolitik des Sozialen, unter anderem am Beispiel der Menschenwürde und Menschenrechte (vgl. Poferyl 2012b, 2015b, 2016a, 2018, 2019a) oder der kosmopolitischen Solidarität und Sozialität (Poferyl 2006, 2010b, 2015a, 2017a, 2017c; Beck/Poferyl 2010), zu gesellschaftlichen Geschlechter- und Naturverhältnissen (etwa Poferyl 1989; Poferyl/Winkel 2021; Oloff/Poferyl/Winkel 2021; Nebelung/Poferyl/Schultze 2001; Poferyl 1998, 2004, 2015a, 2017b, 2019b; Poferyl/Keller 1994; Poferyl/Schilling/Brand 1997; Brand/Eder/Poferyl 1997; Keller/Poferyl 2000), zur Wissenssoziologie und zu soziologischen Wissenskulturen (Poferyl 2013; Poferyl/Schröer 2014; Poferyl/Keller 2018a), zur reflexiven Modernisierung (vgl. etwa Poferyl 2009; Poferyl/Sznaider 2004; Poferyl 2014b, 2016b, 2019c, 2019d; Heinlein et al. 2012) und zur interpretativen Methodik sowie Ethnographie (Poferyl 2010a, 2012a, 2014c, 2015c, 2019e; Poferyl/Schröer 2021). Darüber hinaus ist Angelika Poferyl Mitherausgeberin der Reihe „Wissenskulturen“ bei Beltz Juventa und der Reihe „Qualitative Sozialforschung. Praktiken – Methoden – Anwendungsfelder“ bei Springer VS. Seit 2010 gehört sie zu den maßgeblichen Organisator*innen der Fuldaer Feldarbeitstage zur ethnographischen Forschung, die von Anne Honer initiiert wurden und mittlerweile zu einer Institution im Feld der deutschsprachigen Ethnographie geworden sind (vgl. Schröer et al. 2012, Poferyl/Reichertz 2015; Hitzler u. a. 2016, 2018; Poferyl et al. 2020).

Danksagung

Wir danken an dieser Stelle allen Autor*innen für ihre Beiträge und die wunderbare Zusammenarbeit. Es handelt sich durchweg um Kolleg*innen, die in teils enger, teils etwas weiterer Entfernung seit vielen (und zum Teil seit vielen vielen) Jahren mit Angelika Pofel in ganz unterschiedlichen Arbeitsfeldern verbunden sind. Das soll nicht verschwiegen werden. Einige weitere Beiträge (von Maya Halatcheva Trapp, Werner Schneider, Bernt Schnettler, Willy Viehöver) waren vorgesehen, ließen sich jedoch aufgrund unterschiedlichster Umstände letztlich nicht realisieren. Ein abschließender Dank geht an unsere studentische Hilfskraft, Frau Isabel Hörting, die den Band bis zur letzten Minute tatkräftig begleitet hat, sowie an Frank Engelhardt und Konrad Bronberger vom Verlag Beltz Juventa für ihre begeisterte Unterstützung des Projektes.

Literatur

- Beck, Ulrich/Pofel, Angelika (Hrsg.) (2010): Große Armut, großer Reichtum. Zur Transnationalisierung sozialer Ungleichheiten. Berlin: Suhrkamp
- Becker, Howard S. (1982/2017): Kunstwelten. Hamburg: Avinius
- Becker, Howard S. (2007/2019): Erzählen über Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS
- Bogusz, Tanja (2018): Experimentalismus und Soziologie: Von der Krisen- zur Erfahrungswissenschaft. Frankfurt a. M.: Campus
- Bösch, Stephan/Groß, Matthias/Krohn, Wolfgang (Hrsg.) (2017): Experimentelle Gesellschaft: Das Experiment als wissenschaftliches Dispositiv. Baden-Baden: Nomos
- Brand, Karl-Werner/Eder, Klaus/Pofel, Angelika (1997): Ökologische Kommunikation in Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Heinlein, Michael/Kropp, Cordula/Neumer, Judith/Pofel, Angelika/Römhild, Regina (Hrsg.) (2012): Futures of Modernity. Challenges for Cosmopolitical Thought and Practice. Bielefeld: transcript
- Hitzler, Ronald/Klemm, Matthias/Kreher, Simone/Pofel, Angelika/Schröder, Norbert (Hrsg.) (2018): Herumschnüffeln – aufspüren – einfühlen. Ethnographie als „hemdsärmelige“ und reflexive Praxis. Essen: Oldib
- Hitzler, Ronald/Kreher, Simone/Pofel, Angelika/Schröder, Norbert (Hrsg.) (2016): Old School – New School? Zur Frage der Optimierung ethnographischer Datengenerierung. Essen: Oldib
- Keller, Reiner/Pofel, Angelika (2000): Habermas Fightin' Waste. Problems of Alternative Dispute Resolution in the Risk Society. *Journal for Environmental Policy & Planning*, 2 (1), S. 55–67
- Nebelung, Andreas/Pofel, Angelika/Schultze, Irmgard (Hrsg.) (2001): Geschlechterverhältnisse, Naturverhältnisse. Feministische Auseinandersetzungen und Perspektiven der Umweltsoziologie. Opladen: Leske + Budrich
- Oloff, Aline/Pofel, Angelika/Winkel, Heidemarie (Hrsg.) (2021): Feminismus, Säkularismus und Religion. *Feministische Studien* 1/2021 [in Vorbereitung]
- Pofel, Angelika (1989): Kommunale Gleichstellungsstellen. Eine Möglichkeit, die gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen abzubauen? In: Hradil, Stefan (Hrsg.): *Der be-*

- treute Mensch? Beiträge zur soziologischen Diskussion aktueller Maßnahmen des Wohlfahrtsstaates. München: Sozialforschungsinstitut (Reihe Soziologenkorrespondenz, Bd. 13), S. 89–116
- Poferl, Angelika (1998): Wer viel konsumiert ist reich, wer nicht konsumiert, ist arm. Ökologische Risikoerfahrung, soziale Ungleichheiten und kulturelle Politik. In: Berger, Peter A./Vester, Michael (Hrsg.): Alte Ungleichheiten – neue Spaltungen. Opladen: Leske + Budrich, S. 297–329
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive „experimenteller Soziologie“. In: Soziale Welt 50, H. 4, S. 363–372
- Poferl, Angelika (2004): Die Kosmopolitik des Alltags. Zur Ökologischen Frage als Handlungsproblem. Berlin: edition sigma
- Poferl, Angelika (2006): Solidarität ohne Grenzen? Probleme sozialer Ungleichheit und Teilhabe in europäischer Perspektive. In: Heidenreich, Martin (Hrsg.): Die Europäisierung sozialer Ungleichheit. Zur transnationalen Klassen- und Sozialstrukturanalyse, Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 231–252
- Poferl, Angelika (2007): Gegenexperimentalität und die Demokratie des Wissens. Realexperimente zwischen wissenschaftlicher und sozialer Praxis. Erwägung, Wissen, Ethik, 18 (3), S. 92–97
- Poferl, Angelika (2009): Orientierung am Subjekt? Eine konzeptionelle Reflexion zur Theorie und Methodologie reflexiver Modernisierung. In: Wehrich, Margit/Böhle, Fritz (Hrsg.): Handeln unter Unsicherheit. Wiesbaden: Springer VS, S. 231–263
- Poferl, Angelika (2010a): Die Einzelnen und ihr Eigensinn. Methodologische Implikationen des Individualisierungskonzepts. In: Berger, Peter A./Hitzler, Ronald (Hrsg.): Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert ‚jenseits von Stand und Klasse‘? Wiesbaden: Springer VS, S. 291–309
- Poferl, Angelika (2010b): Jenseits der Solidarität? Globale Probleme und die kosmopolitische Konstitution von Sozialität. In: Beck, Ulrich/Poferl, Angelika (Hrsg.): Große Armut, großer Reichtum. Zur Transnationalisierung sozialer Ungleichheit. Berlin: Suhrkamp, S. 134–167
- Poferl, Angelika (2012a): Lebensweltanalytische Ethnographie und die ‚Kosmopolitisierung‘ des Sozialen. Anmerkungen zur Globalisierungsforschung. In: Kreher, Simone/Hinnenkamp, Volker/Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (Hrsg.): Lebenswelt und Ethnographie. Essen: oldib, S. 85–100
- Poferl, Angelika (2012b): Zur Wahrnehmung von Leiden. Emotionen und Sozialität am Beispiel von ‚Mitleid‘. In: Schützeichel, Rainer/Schnabel, Annette (Hrsg.): Emotionen – Moderne – Sozialstruktur. Wiesbaden: Springer VS, S. 279–298
- Poferl, Angelika (2013): Problematisierungswissen und die Konstitution von Globalität. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt a. M. 2010, Teil 1. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 619–632
- Poferl, Angelika (2014a): Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. In: Ebert, Johannes/Zell, Andrea (Hrsg.): Klima Kunst Kultur. Der Klimawandel in Kunst und Kulturwissenschaften. Göttingen: Steidl Verlag, in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut München, S. 16–28
- Poferl, Angelika (2014b): The Risk Society and Individualization. In: Shih, J. J. (Hrsg.): Risk Society. Individualization in Young Contemporary Art in Germany. Taipei: Taipei Culture Foundation, S. 28–49

- Poferl, Angelika (2014c): Kosmopolitische Empathie: Subjektivität und die fluiden Grenzen der Sozialwelt. In: Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (Hrsg.): Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der Hermeneutischen Wissenssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 175–197
- Poferl, Angelika (2015a): „Gender“ und die Soziologie der Kosmopolitisierung. In: Kahlert, Heike/Weinbach, Christine (Hrsg.): Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Geschlechterforschung. Einladung zum Dialog. Wiesbaden: Springer VS, S. 127–151
- Poferl, Angelika (2015b): Die Verwundbarkeit der Person. Soziale Menschenrechte und kosmopolitische Solidarität. In: Banafsche, Minou/Platzer, Hans (Hrsg.): Das Menschenrecht der Arbeit. Nomos: Baden-Baden, S. 121–153
- Poferl, Angelika (2015c): Die Welt als Feld? Zur vermeintlichen Evidenz des Feldbegriffs. In: Poferl, Angelika/Reichert, Jo (Hrsg.): Wege ins Feld – methodologische Aspekte des Feldzugangs. Essen: oldib, S. 45–56
- Poferl, Angelika (2016a): Die Kosmopolitisierung von Sozialität und Subjektivität. Zur Wahrnehmung globaler Probleme im Rahmen einer Kultur der Menschenrechte. In: Böhle, Fritz/Schneider, Werner (Hrsg.): Subjekt – Handeln – Institution: Vergesellschaftung und Subjekt in der reflexiven Moderne. Weilerswist: Velbrück, S. 188–213
- Poferl, Angelika (2016b): Towards Cosmopolitan Modernities. Review. In: European Political Science. Special Issue: Diversity and Inclusion in Political Science 15, H. 4, S. 556–563
- Poferl, Angelika (2017a): Kosmopolitisches Europa. In: Bach, Maurizio/Hönig, Barbara (Hrsg.): Europasozioökologie. Handbuch für Wissenschaft und Studium. Nomos: Baden-Baden, S. 422–433
- Poferl, Angelika (2017b): Zur „Natur“ der ökologischen Frage. Gesellschaftliche Naturverhältnisse zwischen öffentlichem Diskurs und Alltagspolitik. In: Rückert-John, Jana (Hrsg.): Gesellschaftliche Naturkonzeptionen. Ansätze verschiedener Wissenschaftsdisziplinen. Wiesbaden: Springer VS, S. 75–98
- Poferl, Angelika (2017c): Kosmopolitische Erfahrung. Mediatisierung und De-Mediatisierung in einer globalisierten Welt. In: Pfadenhauer, Michaela/Grenz, Tilo (Hrsg.): De-Mediatisierung. Diskontinuitäten, Non-Linearitäten und Ambivalenzen im Modernisierungsprozess. Wiesbaden: Springer VS, S. 277–298
- Poferl, Angelika (2018): Cosmopolitan Entitlements. Human Rights and the Constitution of Human Beings as Human Rights Subjects. In: Transnational Social Review 8, H. 1, S. 79–92
- Poferl, Angelika (2019a): Menschenwürde und Geschlecht. In: Burzan, Nicole (Hrsg.): Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018. 39. publikationen.sozioökologie.de/index.php/kongressband_2018/article/view/1185 (Abfrage: 1.8.2020)
- Poferl, Angelika (2019b): Modernisierung und Individualisierung. Geschlechterverhältnisse in der zweiten Moderne. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden. Springer VS, S. 273–282
- Poferl, Angelika (2019c): Ulrich Beck und die Kulturosoziologie. In: Moebius, Stephan/Scherke, Katharina/Nungesser, Frithjof (Hrsg.): Handbuch Kulturosoziologie. Band 1: Begriffe – Kontexte – Perspektiven – Autor_innen. Wiesbaden: Springer VS, S. 371–385
- Poferl, Angelika (2019d): Die Verortung des Subjekts. Herausforderungen der Globalisierungsforschung und Überlegungen zu einer nachgesellschaftlichen Gesellschaftstheorie. SFB 1265 Working Paper Nr. 3. Berlin: TU
- Poferl, Angelika (2019e): Ethnographisches Wissen: Inwiefern das Globale immer schon da ist und das Lokale zur Genauigkeit zwingt. In: Burzan, Nicole (Hrsg.): Komplexe Dynamiken

- ken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018. Band 39. Essen/Göttingen: DGS
- Poferl, Angelika (2020): Würde oder Humanität? Die Kosmopolitik des Sozialen. In: Holzinger, Markus/Römer, Oliver (Hrsg.): Soziologische Phantasie und politisches Gemeinwesen. Perspektiven einer Weiterführung der Soziologie Ulrich Becks. Sonderband der Sozialen Welt. Baden-Baden: Nomos [im Erscheinen]
- Poferl, Angelika (2021): How to Talk about Difference and Equality? Human Dignity, Gender and the Cosmopolitics of the Social. In: Dies./Winkel, Heidemarie (Hrsg.) (2021): Plural Modernities, Plural Gender Cultures. London: Routledge [im Erscheinen]
- Poferl, Angelika/Keller, Reiner (1994): Sind Stoffwindeln umweltfreundlicher? In: Ästhetik und Kommunikation, H. 85/86, S. 105–110
- Poferl, Angelika/Keller, Reiner (2018a): Form und Feld. Soziologische Wissenskulturen zwischen diskursiver Strukturierung und erkenntnisorientiertem Handeln. In: Keller, Reiner/Poferl, Angelika (Hrsg.): Wissenskulturen der Soziologie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 18–39
- Poferl, Angelika/Keller, Reiner (2018b): Die ‚Andersheit‘ der Wissenskulturen. In: Angelika Poferl/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Wissensrelationen: Beiträge und Debatten zum 2. Sektionskongress der Wissenssoziologie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 418–420
- Poferl, Angelika/Reichert, Jo (Hrsg.) (2015): Wege ins Feld – methodologische Aspekte des Feldzugangs. Essen: Oldib
- Poferl, Angelika/Schilling, Karin/Brand, Karl-Werner (1997): Umweltbewußtsein und Alltagshandeln. Eine empirische Untersuchung sozial-kultureller Orientierungen. Opladen: Leske + Budrich
- Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (Hrsg.) (2014): Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der Hermeneutischen Wissenssoziologie. Wiesbaden: Springer VS
- Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (2020): Das scheiternde Subjekt. Eine Wissenssoziologie des (Un-)Möglichkeitssinns. In: Hitzler, Ronald/Reichert, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.): Kritik der Hermeneutischen Wissenssoziologie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 164–178
- Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (Hrsg.) (2021): Handbuch Soziologische Ethnographie. Wiesbaden: Springer VS [in Vorbereitung]
- Poferl, Angelika/Schröer, Norbert/Hitzler, Ronald/Klemm, Matthias/Kreher, Simone (Hrsg.) (2020): Ethnographie der Situation. Erkundungen sinnhaft eingrenzbarer Feldgegebenheiten. Essen: Oldib
- Poferl, Angelika/Sznaider, Nathan (Hrsg.) (2004/2020): Ulrich Becks kosmopolitisches Projekt. Auf dem Weg in eine andere Soziologie. Baden-Baden: Nomos
- Poferl, Angelika/Winkel, Heidemarie (Eds.) (2021): Plural Modernities, Plural Gender Cultures. London: Routledge [im Erscheinen]
- Rheinberger, Hans-Jörg (2018a): Experimentalität. Hans-Jörg Rheinberger im Gespräch über Labor, Atelier und Archiv. Hamburg: Kadmos
- Rheinberger, Hans-Jörg (2018b): Vorwort. In: ders.: Experimentalität. Hans-Jörg Rheinberger im Gespräch über Labor, Atelier und Archiv. Berlin: Kadmos, S. 7–9
- Rheinberger, Hans-Jörg (2018c): Historisierung der Wissenschaft oder wie das Neue in die Welt kommt. In: ders.: Experimentalität. Hans-Jörg Rheinberger im Gespräch über Labor, Atelier und Archiv. Berlin: Kadmos, S. 160–184
- Schröer, Norbert/Hinnenkamp, Volker/Kreher, Simone/Poferl, Angelika (Hrsg.) (2012): Lebenswelt und Ethnographie. Essen: Oldib

I Soziologische Experimentalität

Gesellschaft im Selbstversuch

Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive „experimenteller Soziologie“¹

Angelika Pofertl

„Vernunft und Wissenschaft gehen oft verschiedene Wege. Ein heiterer Anarchismus ist auch menschenfreundlicher und eher geeignet, zum Fortschritt anzuregen, als ‚Gesetz- und Ordnungs-Konzeptionen‘.“ (Feyerabend 1986, S. 13)

1. Problemaufriss

Der vorliegende Beitrag geht von dem Grundlagenbezug soziologischer Zeitdiagnose und Sozialtheorie sowie der schlichten, aber folgenreichen Annahme aus, dass eine Beantwortung der von den Herausgebern gestellten Frage nach „Zukunft und Entwicklungschancen“ des Fachs maßgeblich davon abhängt, ob und inwieweit „die“ Soziologie der Dynamik und den Wandlungstendenzen ihres Gegenstandes – „der“ Gesellschaft – gerecht zu werden vermag. Aufbauend auf der Gedankenfigur, dass Gesellschaft selbst sich zunehmend als ein „Experiment“, als Selbstversuch in der Bewältigung von Unsicherheit und Ungewissheit, von Komplexitäts-, Kontingenz- und Pluralitätserfahrungen darstellt, soll – zumindest ansatzweise – eine Perspektive „experimenteller Soziologie“ skizziert werden, die auf veränderte Bedingungen und Erscheinungsformen gesellschaftlicher Wirklichkeit einerseits, auf die spezifisch multiparadigmatische Konstellation des Fachs andererseits reagiert. Dabei kommt es nicht darauf an, orthodoxe Auffassungen, Konventionen und Traditionsbestände „wahrer“ Soziologie zu hüten. Plädiert wird vielmehr für ein soziologisches Selbstverständnis, das sich in den Selbstversuch Gesellschaft einbindet, das erfinderische, kreative Elemente in sich aufnimmt, Neues erprobt und es grundsätzlich wagt, sich auf ungesichertes Terrain zu begeben.

1 Anmerkung der Hrsg.: Der vorliegende Beitrag erschien erstmals 1999 in der Zeitschrift *Soziale Welt*, 50. Jg., Heft 4 (1999), S. 363–372. Wir danken dem Nomos-Verlag für die freundliche Genehmigung zum Wiederabdruck.

Gesellschaft und Sozialwelt sind der Wissenschaft und Forschung nicht einfach vorgegeben, ebenso wenig wie diese vermeintlichen „Fakten“ oder „sozialen Tatsachen“ korrespondiert. Eine solche, dem mittlerweile bereits überholten positivistisch-naturwissenschaftlichen Ideal entsprechende Auffassung wäre naiv und fiel weit hinter den erreichten Stand der wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Diskussion zurück.² Die Begründung einer Perspektive experimenteller Soziologie baut demgegenüber auf der Prämisse auf, dass die Welt des Sozialen sowie Formen der theoretischen und empirischen Analyse aufeinander verwiesen sind; das sozial Beobachtete und die soziologische Beobachtung, Wirklichkeiten „erster“ und „zweiter Ordnung“ (Alfred Schütz) stehen sich weder streng getrennt noch hierarchisch gegenüber. Während Wissenschaft und Forschung durch gesellschaftliche Kontexte hergestellt, geprägt und beeinflusst sind, strukturieren und zeichnen sie zugleich vor, was als empirisch und für die darauf bezogene Begriffs- und Theoriebildung bedeutsames Ereignis gilt. Die Soziologie war und ist immer schon Teil der Realität, die sie untersucht. Dies hat sich durch die in den letzten Jahrzehnten deutlich beobachtbaren Prozesse der Verwissenschaftlichung (vgl. Beck/Bonß 1989) und der damit verbundenen Diffundierung wissenschaftlicher Kategorien und Erkenntnisrahmen in gesellschaftliche Räume hinein verstärkt; umgekehrt ruht der Standpunkt des wissenschaftlichen Beobachters auch auf außerwissenschaftlich-alltäglichen und sozialen Erfahrungen auf. Darüber hinaus sind die soziale Herstellung und Aneignung gesellschaftlicher Wirklichkeit einerseits, die Rekonstruktion zugrundeliegender Bedeutungsstrukturen durch die wissenschaftliche Forschung andererseits beide im Medium des *Sinns* zusammengebunden, was methodisch in die Anforderung einer „doppelten Hermeneutik“ (Anthony Giddens), d. h. einer deutenden, sinnstiftenden und sinnverstehenden Erschließung von Wirklichkeit im sozialen und wissenschaftlichen Handeln gleichermaßen mündet.³ Diese zweifache Einbindung in die Sphäre des Wissenschaftlichen und des Sozialen sowie deren wechselseitige Durchdringung konstituiert die Notwendigkeit andauernder Selbstreflexion: Der Doppelaspekt der *sozialen und soziologischen Konstruktion von Gesellschaft* ebenso wie die gesellschaftlichen Hintergründe und Entstehungszusammenhänge soziologischer Leitannahmen rücken in den Blick.

In diesem Zirkel setzt die Argumentation an der durch empirische Indizien und theoretische Debatten keineswegs „belegten“, aber doch hinreichend ge-

2 Wegweisende Einsichten und Erkenntnisse wurden hierzu bereits in den 30er Jahren von Ludwig Fleck sowie in den 60er und 70er Jahren von Thomas Kuhn und Paul Feyerabend formuliert. Im Überblick über grundlegende Entwicklungslinien der wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Auseinandersetzung vgl. Bonß/Hartmann (1985).

3 Angesprochen sind damit Grundannahmen einer „verstehenden“, interpretativen Soziologie in der Linie von Max Weber, George H. Mead, Alfred Schütz und anderen.

stützten und plausibel erscheinenden Vorstellung einer auf Institutionen und Akteure, auf unterschiedliche Lebens- und Handlungsbereiche durchgreifenden, in wachsendem Maße *experimentell* bestimmten gesellschaftlichen Situation an. Deren Umrisse und Kennzeichen unter den Bedingungen hochmoderner Gesellschaften sind an verschiedenen Stellen unter teils ähnlichen, teils anderslautenden Etiketten (wie der „Multioptions-“ oder der „Erlebnisgesellschaft“, der „multi-kulturellen“, der „Risiko- oder der „Weltgesellschaft“) beschrieben worden. Die Folgen einer solchen Diagnose für soziologische Profilbildungen und das fachliche Selbstverständnis werden bislang allerdings nur sehr unzureichend deutlich. Anders formuliert: Die sozialwissenschaftliche Diskussion begnügt sich, Ambivalenzen und Abenteuer, Buntheit und Brüche, Transformationen und Risiken in der Gesellschaft zu verorten und in deren Beschreibung aufzunehmen, ohne *selbst* das Wagnis geänderter Zugangsweisen und Analyseformen einzugehen, ohne sich selbst konsequent und radikal genug für „Experimente“ zu öffnen. Die sozialwissenschaftliche Entwicklung, ihre Selbstprofilierung und Selbstpräsentation hinkt der thematisierten Gesellschaftsentwicklung gleichsam in einer Art *sociological lag* hinterher.

2. Die Multiperspektivität der Soziologie

Betrachtet man die zum Teil auch außerakademisch und öffentlich geführten Debatten der letzten Jahre, dann lassen sich auf den ersten Blick zwei einander widersprechende Eindrücke formulieren. Einerseits scheinen die Soziologie und verwandte sozialwissenschaftliche Disziplinen des ihnen zugedachten Gegenstands überdrüssig zu werden, genauer: herkömmlichen Sichtweisen des Sozialen *und* traditionellen Wissenschaftsverständnissen wird eine Absage erteilt. Auf der anderen Seite zeigt sich ein Ringen um Begriffe, um Analyseperspektiven und eine Bewahrung von Konzepten des Gesellschaftsganzen an, das eher konventionelle Züge trägt. In diesen unterschiedlichen Tendenzen lassen sich wechselseitige Reaktionen auf überholte, sich verändernde und ihrerseits der Kritik ausgesetzte neue Beschreibungsformen bzw. variierende „Sprachspiele“ (Ludwig Wittgenstein; vgl. auch Lyotard 1987) innerhalb des soziologischen Diskurses identifizieren.

Mehr oder minder radikale Umorientierungen sozial- und wissenschaftstheoretischer Ausrichtung zeigen sich im Zuge der seit den 80er Jahren breit rezipierten *Postmoderne-Diskussion*, die mit ihren Thesen vom Tod des Subjekts, der Geschichte und der Metaphysik Grundprämissen wissenschaftlicher, politischer und alltäglicher Weltdeutung bis ins Mark hinein erschüttern, zugleich aber auch von überflüssigem Ballast befreien konnte. In der Soziologie haben die unter dem Label der Postmoderne (vgl. allgemein Welsch 1988; Bauman 1995) zusammengefassten, primär philosophisch und kulturtheore-

tisch geprägten Strömungen sehr unterschiedliche Resonanz gefunden, und für viele stellen sie nach wie vor wohl einen eher randständigen, exotisch anmutenden Spezialdiskurs dar. In der Tat erscheinen manche Debatten (so etwa die Auseinandersetzungen um den Wahrheitsbegriff, um essentialistische, ahistorische Subjekt- bzw. Identitätsvorstellungen, um teleologische Geschichtskonzeptionen) soziologisch belanglos und bis zu einem gewissen Grade überflüssig, wobei zu berücksichtigen ist, dass wechselseitige Fehlrezeptionen und Missverständnisse in der Auseinandersetzung zwischen etablierten soziologischen und postmodernen Perspektiven häufig sind.⁴ Dennoch haben „postmoderne“ Infragestellungen und Selbstverständigungen unübersehbar Spuren hinterlassen: Selten zuvor ist symbolischen und ästhetischen Dimensionen sozialer Realität, der Bedeutung von Texten und Praktiken als Zeichenträgern und Referenzsystemen, den Herstellungsleistungen und Konstruktionsregeln sowie der Ebene der Semantik, der Bedeutungszuweisung und Sinnproduktion ein so hoher Stellenwert beigemessen worden; Wissenschafts- und Ideologiekritik haben sich Gehör und eine bislang ungeahnte Autorität verschafft.

Zurückzuführen ist dieser Bedeutungszuwachs gerade jedoch auf die Verknüpfung postmoderner und von „außen“ an die Soziologie herangetragen Diskussionen mit anderen, genuin soziologischen und fachinternen Entwicklungslinien, die ihrerseits das fachliche Spektrum sowie den legitimen Kanon an Themen, Fragestellungen, theoretisch-methodischen Zugangsweisen aufgebrochen und einen übergreifenden *cultural turn*⁵ internationaler Herkunft begründet haben: (De)konstruktivistische, kulturwissenschaftliche und interpretative „Wenden“ sind aus so unterschiedlichen Quellen wie dem französischen Neostukturalismus, der Diskursanalytik und Grammatologie, einer Revitalisierung lebensweltlicher, handlungstheoretisch-interaktionistischer Ansätze sowie einem zunehmenden Interesse an Wissenssoziologie phänomenologischer oder systemtheoretischer Provenienz, das eher deutsche Züge trägt, der Annäherung an die angelsächsischen *cultural studies* und nicht zuletzt der in der Transnationalismusdebatte verstärkt vorgetragenen Ethnozentrismuskritik gespeist. Entstanden ist ein schwer zu entzifferndes Geflecht von honorablen Traditionen und paradigmatisch revolutionären Traditionsbrüchen. Sie haben zu einer

4 Klinger (1998) bspw. hat dies scharfsichtig anhand der Gemeinsamkeiten und Differenzen in der (produktiven, jedoch nicht immer glücklichen) Theorie-„Ehe“ zwischen Feminismus und Postmoderne analysiert.

5 Eine ausführliche, systematische Diskussion und Ausleuchtung des hier nur sehr verkürzt angesprochenen *cultural turn* findet sich in verschiedenen Beiträgen bei Rademacher/Schweppenhäuser (1997) sowie dem jüngst erschienenen, Einzelparadigmen innerhalb des *cultural turn* unterscheidenden Band von Reckwitz/Sievert (1999). Zu den weiter unten angeführten Einflüssen auf einzelne Forschungsfelder und Bindestrichsoziologien bringt Reckwitz (1999) teils identische, teils zusätzliche andere Beispiele.

Verflüssigung von Wirklichkeitskonzeptionen, zur Wiederentdeckung gesellschaftlicher Vielfalt und soziokultureller Perspektivität beigetragen; Differenztheorien und eine neue Aufmerksamkeit für lokale, mikrosoziale Phänomene, für soziales Handeln und kommunikative Prozesse sind in den Vordergrund getreten.

Die „Kulturalisierung der Gesellschaftsauffassung“ (Eickelpasch 1997, S. 18) spiegelt sich methodisch in der Konjunktur qualitativer Forschungsansätze wider, die dem Alleinvertretungsanspruch quantitativer Analyse den Boden entzogen haben. Bindestrich-Soziologien und übergreifende Diskussionszusammenhänge haben von der Demontage objektivistisch-strukturfixierter Ansätze sowie deren impliziten Normativismus profitiert und den Blick auf unhinterfragte Grundkategorien und Leitgedanken gelenkt. Große Aufmerksamkeit ist dem bspw. in der feministischen Theorie und Forschung⁶ gewidmet, wobei diese einen oft übersehenen doppelten Traditionsbruch – zunächst und selbstkonstitutiv mit den Prämissen des Main/male stream, aktuell und selbstrelativierend auch mit jenen eines feministischen „female stream“ – markieren. Wissenschafts- und Techniksoziologie (Knorr-Cetina 1984) sowie sich überschneidende, an der Natur/Gesellschaft-Grenze operierende Debatten (Latour 1995; Haraway 1995) sind davon geprägt. Relativ früh hat selbst die an hard facts und Makrostrukturen orientierte Soziologie sozialer Ungleichheiten grundlegende Perspektivenwechsel von „Klassen zu Klassifikationen“ (Berger 1987) unternommen und mit der Hinwendung zu individualisierten Milieus und Lebensstilen, zu Ungleichheitssemantiken und soziokulturell-subjektiven Erfahrungsräumen die Dominanz strukturdeterministischer, begriffskonservativer Ansätze abgelöst. (vgl. Beck 1983; Bourdieu 1985; Eder 1989; Müller 1992; Schulze 1992).

In den sozialwissenschaftlich tonangebenden Debatten zeichnen sich gegenwärtig aber auch andere Strömungen ab. Die Lust auf kategoriale Befreiungsschläge ist dort der Krisendiagnostik gewichen – wobei im Einzelfall durchaus offen ist, ob mehr die (angebliche oder tatsächliche) Bedrohung des „Objekts Gesellschaft“ oder die beunruhigende Erschütterung soziologischer Essentials und Bearbeitungsrouninen zum Anlass der Alarmierung werden. Stellvertretend dafür ist die in den 1990er Jahren populäre und eher bang gestellte Frage nach gesellschaftlicher *Integration* – also die wieder aktuelle soziologische Grundfrage danach, was Gesellschaft zusammenhält, oder, weiter gefasst, auch danach, wie Gesellschaft möglich ist. Die Antwort bleibt scheinbar: nicht viel. Zerfalls- und Verlustdiagnosen allerorten lassen das Vertrauen in die Integrationskraft und -fähigkeit sozialer Bande schwinden; die Suche nach

6 Vgl. Butler (1991), Benhabib et al. (1993) sowie die Beiträge in Hornscheidt/Jähner/Schlichter (1998).

Rezepturen trägt häufig defensive Züge. Die Integrations-Diskussion (vgl. Heitmeyer 1997a, 1997b; Heitmeyer/Dollase/Backes 1998) kennt viele Anlässe und ist im Vergleich zu oben erwähnten „Wenden“ in ihren ursprünglichen Impulsen weniger theoretisch, sondern vor allem an empirisch konkreten Entwicklungen und Missständen interessiert:⁷ Multikulturelle Konflikte, Exklusionsphänomene, sozialstrukturelle Umwälzungen, sich vertiefende soziale Ungleichheiten und Spaltungen, politisch-institutionelle Steuerungs- und Legitimationsdefizite werden eindringlich zur Sprache gebracht und in das Bewusstsein öffentlicher wie soziologischer Aufmerksamkeit gerückt.

Die häufig kultur- und moralpessimistisch getönte Grundstimmung aktueller Problemthematisierungen lässt sich aus den überwiegenden Schattenseiten der skizzierten gesellschaftlichen Szenarien sowie aus der unheiligen und längst nicht mehr klar zur sortierenden Allianz „linker“ und „rechter“ Modernisierungskritik erklären. Neben argumentativen Auseinandersetzungen sind latente theoriepolitische Ressentiments gegen das Differenzparadigma der 80er Jahre, gegen die Diagnose von Freisetzungs-, Individualisierungs- und Pluralisierungsprozessen – oder die Illegitimität entsprechender Beschreibungen? – dabei nicht zu übersehen. Allerdings bedürfen pauschale Urteile auch hier der Revision. Traditionelle Ordnungsmuster wieder ausgrabende Debatten der Norm- oder Wertintegration, oft ergänzt durch kommunitaristische Vorschläge (vgl. Honneth 1993), gehen mit der Frage nach posttraditionalen Ligaturen moderner Gesellschaften (Dahrendorf 1992; Keupp 1997) sowie Integrationsformen jenseits normativ-kollektivistischer Mechanismen – vom Konflikt (vgl. Dubiel 1997; Giegel 1998) bis zur Unverbindlichkeit als „Kitt“ (Sander 1998) – einher. Als klärungsbedürftig gelten in der Regel nicht naive Homogenitätsvorstellungen, vielmehr steht die „Einheit in der Vielfalt“ oder auch die Überprüfung möglicher Konsensformen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Struktur- und Kulturveränderungen (vgl. Giegel 1992) zur Diskussion. Synthesen zwischen integrationstheoretischen Fragestellungen und Individualisierungsansätzen (Beck/Sopp 1997) oder systemtheoretischen Konzepten (Nassehi 1997; Stichweh 1998) werden gesucht; auch das – auf Integrations/Desintegrationsprobleme hin übersetzbare – Bemühen um eine Vermittlung von Differenz- und Gleichheitsfeminismen sowie die ähnlich gelagerte Frage nach der Bedeutung von Differenz für moderne Demokratiekonzeptionen (vgl. Benhabib 1996) gehen in eine solche Richtung. Methodisch und forschungspraktisch leiten sich

7 Diese regen natürlich zur Auseinandersetzung mit Fragen der Theoriebildung und theoretischen Konzepten an; umgekehrt zeichnen sich einige der erwähnten, in den 80er Jahren durchgesetzten Ansätze wie etwa die gesamte lebensweltlich-interaktionistische Richtung durch ein ausgewiesenes empirisches Interesse aus. Hier geht es lediglich darum, einige typische Akzente hervorzuheben.

aus der unmittelbar gesellschaftspolitisch relevanten Integrations-Diskussion keine spezifischen Konsequenzen ab. Man arbeitet mit dem bereitstehenden Instrumentarium – oder steht methodologischen Fragen eher indifferent gegenüber.

Die hier angesprochenen Entwicklungen liefern ein heterogenes und fragmentiertes, von Asymmetrien und Schiefen geprägtes Bild. Sie lassen sich nicht auf einen einfachen Nenner bringen und nur bedingt vergleichen. Zu berücksichtigen ist darüber hinaus, dass die Debatten einander nicht chronologisch ablösen, sondern in ihren Wirkungen und Auswirkungen heute gleichzeitig präsent sind. Deutlich aber wird: Wie im gesellschaftlichen Kontext selbst, finden auch innerhalb der Soziologie Prozesse der *Enttraditionalisierung* und *Re-Traditionalisierung* statt; die Grenzen zwischen „Bewahrem“ und „Neuerem“, zwischen *konformer* und *nonkonformer* Soziologie sind verwischt. Aus der Metaperspektive soziologischen Selbstverständnisses betrachtet, repräsentieren sie fachinterne Deutungs- und Definitionskämpfe, die sich im Bemühen um jeweils adäquatere Konzeptionen und Zugangsweisen zur Analyse gesellschaftlicher Wirklichkeit, um jeweils überzeugendere Beschreibungen und Erkenntnisse dokumentieren. Dies macht die Sache nicht weniger bedeutsam, nicht weniger definitiv: „Die“ Soziologie gibt es ebenso wenig wie „die“ Gesellschaft. Vielmehr stehen wir vor einer an unterschiedlichen Paradigmen und Positionsbestimmungen reichen – und insoweit irreversiblen – Situation, die ihre eigenen Herausforderungen enthält.

3. Gesellschaft im Selbstversuch

Angesichts der pluralen Verfasstheit des soziologischen Diskurses einschließlich seiner unterschiedlichen Methodenverständnisse und Forschungskonzeptionen ist es evident, „experimentelle“ Soziologie in einem ersten Schritt über die Mannigfaltigkeit und Vielstimmigkeit vorhandener wie neu zu entwickelnder Ansätze und Analyseformen zu definieren. In den letzten zwei, drei Jahrzehnten hat sich ein Eklektizismus soziologischer Sozialisation herausgebildet, der insbesondere in der Diskussion mit Studierenden (sofern sie sich nicht von vornherein einer bestimmten Schule angeschlossen haben) sichtbar ist. Möglicherweise kann dieser von der Not zur Tugend gemacht werden und einen neuartigen Typus professionellen Wissens generieren. Die „Unübersichtlichkeit“ innerhalb der Soziologie bedeutet so nicht nur Plage und drohende Orientierungslosigkeit in einem. Sie lässt sich vielmehr als Chance, als Gelegenheit, unterschiedliche Theorie-, Forschungs- und Diskussionslandschaften zu durchwandern, begreifen.

Inwiefern lässt sich eine Perspektive experimenteller Soziologie darüber hinaus aber auch aus gesellschaftlichen Prozessen, aus den verschiedenen Feldern und Erscheinungsformen des Sozialen selbst begründen?

Ein Blick in die sozialwissenschaftliche Literatur der letzten Jahre zeigt, dass von der „Gesellschaft als Labor“, als Experimentierfeld für riskante, unkontrollierbare Freisetzungsvorhaben bereits die Rede ist. Krohn und Weyer (1989) haben damit spezifisch neue Formen der Technikentwicklung und -anwendung sowie die damit verbundene Genese von Risiken durch Wissenschaft und sozio-technische Zusammenhänge umschrieben. Im Vordergrund ihrer Argumentation und Befunde steht ein Wandel von der „Implementierung erprobten Wissens“ zur „Erprobung unsicherer Implementierungen“ (Krohn/Weyer 1989, S. 349), die weit über herkömmliche institutionelle Grenzen hinaus die Gesellschaft in das „Spiel der Wissenschaft“ hineinziehen und in eine von den Autoren so genannte „Experimentiergesellschaft“ (Krohn/Weyer 1989) transformieren. Der – allein in Sicherheitsfiktionen negierbare – Verlust von Ordnungs- und Kontrollgarantien sowie die Entstehung neuartiger Typen der Unkalkulierbarkeit und das Nichtwissen sind ebenso in der von Beck (1986, 1999) geprägten Diagnose der „Risikogesellschaft“ bzw. „Weltrisikogesellschaft“ vorgezeichnet. Neben der Produktion von Risiken im Zuge technologischer und umfassenderer (ökonomischer, sozialer, kultureller und politischer) Modernisierungsprozesse spielen dabei die gesellschaftliche Verarbeitung von Risiken und deren Folgen vor allem für den Funktionswandel von Institutionen eine große Rolle. Grundlegende Merkmale eines solchen, auf gesellschaftsinterne Entwicklungen abzielenden Szenarios kommen im Begriff der „organisierten Unverantwortlichkeit“ (Beck 1988) sowie der von Giddens (1995) diskutierten „fabrizierten Unsicherheit“ zum Ausdruck.

Mit diesen hier nur angedeuteten Konzeptionen sind eine Reihe inhaltlich anregender Aspekte, begriffliche Ähnlichkeiten und theoretische Anschlussstellen geliefert. Dennoch hebt die eingebrachte Gedankenfigur der „Gesellschaft im Selbstversuch“ auf andere, weiterführende Unterscheidungen und Bedeutungen ab: Im Blickpunkt stehen erstens *nicht* die entgrenzten Experimente organisierter Akteure („der“ Wissenschaft, „der“ Industrie etc.), die „die“ Gesellschaft zum Objekt und Gegenüber ihrer Entwicklungs-, Anwendungs- und Verwertungsstrategien machen. Vielmehr wird der zunehmend experimentelle Charakter *jedlichen* sozialen Handelns, sozialer Beziehungen und des gesellschaftlichen Zusammenlebens schlechthin betont.

Damit ist zweitens ein gänzlich anderes Arrangement als im herkömmlichen Experiment- oder auch Labor-Begriff assoziiert.⁸ Die gesellschaftlichen Akteure – von den Institutionen und der Öffentlichkeit bis in die Privatsphäre und das Alltagsleben hinein – experimentieren nicht mit einem wie auch immer gearteten „äußeren“ Gegenstand und Umfeld, sondern mit nichts anderem als sich selbst und ihren gesellschaftlichen „Verhältnissen“ – so gebrochen und entfremdet, situativ vorgeformt und kontextuell wirkmächtig diese auch sein mögen. Das heißt, sie sind in Selbstversuche involviert, die allerdings – um im Bild zu bleiben – gegenwärtig mehr denn je *ohne* eine eindeutig vorgegebene „Versuchsanordnung“ (vergleichbar klaren institutionellen Vorstrukturierungen), *ohne* globale Steuerungsinstanzen und „Machtzentren“ (etwa des politischen Systems) und schließlich *ohne* zweifelsfrei autorisierte und allgemeingültig akzeptierte „Meisterdenker“ (verkörpert in Religion, Philosophie und Wissenschaft) auskommen müssen. Die Gesellschaft im Selbstversuch ist vorbildlos und hat sich längst über die der Wissenschaft, der Technik, der Industrie oder der Politik bereits zugesprochenen Entgrenzungsprozesse hinweg verallgemeinert. Insofern ist die Optik der „Risiko-“ oder „Experimentiergesellschaft“ zu radikalieren und aus ihrer technologisch-institutionellen Engführung herauszulösen – die Felder der Kulturproduktion und des Alltagshandelns, der sozialen Selbstintegration und Differenzierung, sub- bzw. alltagspolitische, Selbstbestimmungs- und Verteilungskonflikte, aber auch Fragen ungleich verteilter, dezentrierter Teilhabe-, Definitions- und Gestaltungsmacht kommen in den Blick.

Entwickelt hat sich eine solche, als „experimentell“ zu bezeichnende gesellschaftliche Situation als Resultat der Erschütterung und Ablösung gegebener Leitbilder, Organisationsprinzipien und Daseinsformen der klassisch modernen, bürgerlich-kapitalistischen Industriegesellschaft, die in der sozialwissenschaftlichen Diskussion vorrangig unter den Schlagworten der *Individualisierung* und zunehmend auch der *Globalisierung* beschrieben und analysiert werden. Die Theoriesprache, in der sich die Gedankenfigur der Gesellschaft im Selbstversuch bzw. der Gesellschaft als Experiment derzeit wohl am deutlichsten ausdrücken lässt, ist die der Theorie reflexiver Modernisierung (Beck/Giddens/Lash 1996), die prononcierte Beobachtungen und Argumente zur Spezifik und Typik fortschreitenden Modernisierungsprozesse – verstanden als strukturell sich durchsetzende Revolutionierung und Umwandlung der Grund-

8 Die Ausführungen dürften außerdem deutlich machen, dass die Metapher einer „experimentellen“ Soziologie nichts mit dem existierenden Ansatz einer „experimentellen Psychologie“, spieltheoretischen Modellen oder dergleichen gemeinsam hat.

lagen gesellschaftlichen Lebens und Zusammenlebens – enthält.⁹ Eine empirisch einholbare und theoretisch fundierte Schlüsselkategorie bietet sich dabei vor allem in der Idee der *Entscheidungsabhängigkeit* an: Wo industriegesellschaftliche Selbstsicherheiten ins Wanken geraten und „Leben und Handeln in Ungewissheit zu einer Art Basiserfahrung wird“ (Beck 1993, S. 53), ist die Frage nach dem „wie?“ individueller und kollektiver Praxis (Giddens 1991, S. 215) gestellt. Die daraus erwachsende Erwartung und Zumutung von Entscheidung regt Formen existentieller Selbstverständigung und Selbstvergewisserung an, die in Kategorien der Politisierung und Re-Politisierung des Sozialen ausbuchstabierbar sind.¹⁰ In deren Kern jedoch ist die Notwendigkeit eines teils planvollen, teils offenen „*Ausprobierens*“ der Lebens-, Daseins- und Gesellschaftsgestaltung bis hin zur Identitätsformung, zur personalen und intersubjektiven Selbstbeschreibung und Selbstdefinition angelegt. Mit anderen Worten: eine Konstellation vielfältiger sozialer (kultureller und politischer) Experimente wird erzeugt, deren Ausgänge und Verläufe unter Umständen partiell vorhersehbar, prinzipiell von Mehrdeutigkeit und Kontingenz, von Offenheit, Dynamik und Unabschließbarkeit geprägt sind. Elemente eines solchen „Ausprobierens“ und „Experimentierens“ sind über die genannten Bezüge hinaus bspw. im biographischen Begriff der „Bastelexistenz“ (Hitzler/Honer 1994) sowie in neueren Konzepten einer multiplen, „spielerischen“ Identität oder variabler, kulturelle Codes herausfordernder Formen kollektiven Handelns (vgl. Melucci 1996 a; Melucci 1996b) enthalten. Modelle einer „kulturellen Demokratisierung“ richten ihre Maßstäbe an der „experimentelle(n) Vielfalt der Lebensformen und Lebenswelten“ (Beck/Hajer/Kesselring 1999, S. 16), an Mitsprache, Mitgestaltung sowie der Überlagerung von politischem Handeln und soziokulturellen Artikulationsformen aus.

4. Aspekte einer „experimentellen“ Soziologie

Eine Übertragung dieser Überlegungen auf die eingangs angeführte Frage nach den Zukünften und Entwicklungsmöglichkeiten der Soziologie lässt mehrere

9 Nachdem der Ansatz hinreichend bekannt ist und es hier nicht um Literaturexegesen geht, kann an dieser Stelle auf nähere Ausführungen verzichtet werden; vgl. dazu die angegebenen Texte.

10 Vgl. neben den angeführten Autoren auch die empirisch orientierten Beiträge in Beck/Hajer/Kesselring (1999). Dass die hier angesprochene Selbstverständigung und Selbstvergewisserung nicht zwangsläufig rationalistische Züge trägt oder im emanzipatorisch-aufklärerischen Sinne „reflektiert“ ist, soll der freilich unterschiedlich auslegbare Begriff der Reflexivität verdeutlichen.

Schlussfolgerungen zu. Sie seien abschließend in einigen gerafften und zuge-
spitzten Stichworten zusammengefasst.

Ob vor dem umrissenen Hintergrund ausdifferenzierter, zugleich vielfach
verflochtener wie fluktuierender Paradigmen und fachlicher Aufmerksamkeiten
die Rede von einer „Einheit“ der Soziologie noch (zu)treffend ist, erscheint
zumindest fraglich. Dass die abstrakte Suche nach dieser Einheit ein primär
wichtiges Problem sei und vorrangiger Anstrengungen bedürfe, ist jedoch zu
bestreiten und macht sich selbst einer gewissen Neigung zur „soziologischen
Metaphysik“ verdächtig. Nach Dewey, James und anderen lohnt die Beschäfti-
gung mit allem, was *praktische* Folgen hat; so wenig die Philosophie eine
Wahrheit, so wenig kann die Soziologie einen auf ewig stabilen Kanon an Fak-
ten und Erklärungen oder unveränderliche, prozessual und erfahrungsweltlich
unabhängige Grenzen und Strukturen besitzen. Daraus ergeben sich zweierlei
Konsequenzen: Folgt man pragmatistischen Argumentationslinien, ist es nach
wie vor und zweifelsfrei vielversprechend, die Soziologie im Verhältnis zur
gesellschaftlichen Gegenwart als *problemorientierte „Wirklichkeitswissenschaft“*
(Max Weber) zu betreiben – die Lehre und Erträge des cultural turn legen dar-
über hinaus allerdings die Einsicht nahe, dass die Zukunft nicht weniger als das
Kunststück einer wissenschaftstheoretisch und „postempiristisch“¹¹ *aufgeklär-
ten* Wirklichkeitswissenschaft verlangt. Bezogen auf die Ebene der Selbstkon-
stitution schließlich kann Soziologie nichts anderes sein als das, was sich im
soziologischen Handeln, im Disput und Widerstreit der unterschiedlichen
Prämissen, wissenschaftlichen Sehgewohnheiten und methodischen Herange-
hensweisen als solche herstellt. Insofern wäre freilich auch die Frage der Einheit
nicht formaltheoretisch und als Ergebnis begriffsstrategischer Operationen,
sondern konsequent *empirisch*, über die methodische Aufgabe einer grundsätz-
lich offenen und für Veränderung zugänglichen *Selbstbeobachtung soziologi-
scher Praxis*, zu bestimmen:

„Je suis un expérimentateur et non pas un théoricien. [...] Ce n'est pas mon cas. Je
suis un expérimentateur en ce sens que j'écris pour me changer moi-même et ne

11 Unter dem Schlagwort des „Post-Empirismus“ werden in der Regel all jene Ansätze subsu-
miert, die sich von logisch-positivistischen Wissenschaftstheorien abwenden und in kon-
struktivistisch-interpretativer Ausrichtung mit sinnbezogenen Konzeptionen (vgl. aktuell
Reckwitz/Sievert 1999) arbeiten. Für die Soziologie ist dieses Label insofern äußerst missver-
ständlich und ungeeignet, als nicht die Verabschiedung von Empirie, sondern die Reflexion
und Entwicklung alternativer Zugangsweisen im Vordergrund der angesprochenen
Umorientierungen steht.

plus penser la même chose qu'auparavant.“ (Foucault 1980, zitiert nach Mottier 1999, S. 140 f.)¹²

Die im Weiteren skizzierten realgesellschaftlichen Entwicklungen sind demgegenüber eher als „Wink mit dem Zaunpfahl“ zu lesen. Für eine experimentell verstandene Soziologie gilt mithin, was den von ihr in Auseinandersetzung und Interaktion mit dem sozialen Geschehen komponierten Gegenstand ausmacht: Wenn – bei aller Standardisierung, Nivellierung, Routinisierung etc. – Pluralität, Ungewissheit und Unsicherheit zum beeindruckenden Signum unserer Zeit geworden sind, kann sich die wissenschaftliche und forschungspraktische Befassung weniger denn je mit einfachen und vorgestanzten Aussagen, mit der (Re-)Produktion künstlicher Denk- und Handlungssicherheiten oder der normgemäßen Anwendung ihres Kategorien- und Methodenapparates begnügen. Eine experimentelle Soziologie wäre demnach eine *plurale* und *originelle* Soziologie, die ihre eigene Reichhaltigkeit entsprechend experimentierfreudig und phantasievoll nutzt; eine *pragmatisch* inspirierte Soziologie, die den sozialen „Welten“, Handlungs- und Strukturproblemen zugewandt bleibt; eine „*säkularisierte*“ Soziologie, die auf Überdetermination und Ergebenheit vor theoretischen wie methodischen Dogmen zugunsten ungewohnter Wege und eigenwilliger Spurensuche verzichtet; nicht zuletzt eine *projektive* Soziologie, die sich mit Distanz und Leidenschaft in das „Spiel der Gesellschaft“, in politische Entwürfe, Gestaltungsformen und -instrumente einschaltet. Die Soziologie hat nicht die Freiheit der Kunst, Wirklichkeit völlig zu erfinden, sie bleibt auf Kriterien der Begründung, Plausibilisierbarkeit und Adäquanz verpflichtet. Die Freiheit, über das Bekannte hinauszudenken und Selbstverständliches infrage zu stellen, zu *irritieren* und *sich irritieren zu lassen*, muss dennoch nicht verschenkt werden – im Gegenteil liegt vielleicht gerade darin ihr kostbarstes Potential.

Literatur

- Bauman, Zygmunt (1995): Ansichten der Postmoderne. Hamburg, Berlin: Argument
Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Stand und Klasse? In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Sonderband 2 der Sozialen Welt. Göttingen: Schwartz, S. 25–73
Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

12 „Ich bin ein Experimentierer und kein Theoretiker. [...] Das ist nicht mein Fall. Ich bin ein Experimentierer in dem Sinne, dass ich schreibe, um mich selbst zu ändern und nicht mehr das Gleiche wie zuvor zu denken“. [eigene Übers.]

- Beck, Ulrich (1988): Gegengifte. Die organisierte Unverantwortlichkeit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beck, Ulrich (1993): Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beck, Ulrich (1999): World Risk Society. Cambridge: Polity Press
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.) (1989): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beck, Ulrich/Sopp, Peter (Hrsg.) (1997): Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen: Leske + Budrich
- Beck, Ulrich/Hajer, Maarten/Kesselring, Sven (1999): Der unscharfe Ort der Politik. Empirische Fallstudien zur Theorie der reflexiven Modernisierung. Opladen: Leske + Budrich
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung: Eine Kontroverse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Benhabib, Seyla (Hrsg.) (1996): Democracy and Difference: Contesting the Boundaries of the Political. Princeton, NJ: Princeton University Press
- Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (1993): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt a. M.: Fischer
- Berger, Peter (1987). Klassen und Klassifikationen. Zur „neuen Unübersichtlichkeit“ in der Ungleichheitsforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 39, H. 1, S. 59–85
- Bonß, Wolfgang/Hartmann, Heinz (Hrsg.) (1985): Entzauberte Wissenschaft. Sonderband 3 der Sozialen Welt. Göttingen: Schwartz
- Bourdieu, Pierre. (1985): Sozialer Raum und Klassen. *Leçon sur la leçon*. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Dahrendorf, Ralf: (1992): Der moderne soziale Konflikt. Essays zur Politik und Freiheit. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt
- Dubiel, Helmut (1997): Unversöhnlichkeit und Demokratie. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.) (1997a): Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft, Band 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 425–444
- Eder, Klaus (Hrsg.) (1989): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Eickelpasch, Rolf (1997): „Kultur“ statt „Gesellschaft“? Zur kulturtheoretischen Wende in den Sozialwissenschaften. In: Rademacher, Claudia/Schweppenhäuser, Gerhard (Hrsg.): Postmoderne Kultur? Soziologische und philosophische Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–21
- Feyerabend, Peter (1986): Wider den Methodenzwang. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Giddens, Anthony (1991): Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age. Cambridge: Polity Press
- Giddens, Anthony (1995): Die Konsequenzen der Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Giegel, Hans-Joachim (Hrsg.) (1992): Kommunikation und Konsens in modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Giegel, Hans-Joachim (Hrsg.) (1998): Konflikt in modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

- Haraway, Donna (1995): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a. M.: Campus
- Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.) (1997a): Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft, Band 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.) (1997b): Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft, Band 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Heitmeyer, Wilhelm/Dollase, Rainer/Backes, Otto (Hrsg.) (1998): Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 307–314
- Honneth, Axel. (Hrsg.) (1993): Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Campus
- Hornscheidt, Antje/Jähnert, Gabriele/Schlichter, Annette (Hrsg.) (1998): Kritische Differenzen – geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Keupp, Heiner (1997): Die Suche nach Gemeinschaft zwischen Stammesdenken und kommunitärer Individualität. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.) (1997b): Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft, Band 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 279–312
- Klinger, Cornelia (1998): Liberalismus – Marxismus – Postmoderne. Der Feminismus und seine glücklichen oder unglücklichen „Ehen“ mit verschiedenen Theorieströmungen im 20. Jahrhundert. In: Hornscheidt, Antje/Jähnert, Gabriele/Schlichter, Anette (Hrsg.): Kritische Differenzen – geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne. Opladen: Westdeutschen Verlag, S. 18–41
- Knorr-Cetina, Karin (1984): Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Krohn, Wolfgang/Weyer, Johannes (1989): Gesellschaft als Labor. Die Erzeugung sozialer Risiken durch experimentelle Forschung. Soziale Welt, Jg. 40, H. 4, S. 349–373
- Latour, Bruno (1995): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin: Akademie Verlag
- Lyotard, François (1987): Der Widerstreit. München: Fink
- Melucci, Alberto (1996a): The Playing Self. Person and Meaning in the Planetary Society. Cambridge: University Press
- Melucci, Alberto (1996b): Challenging Codes. Collective Action in the Information Age. Cambridge: University Press
- Mottier, Véronique (1999): Praxis, Macht und Interpretation. Garfinkel, Bourdieu, Foucault. In: Reckwitz, Andreas/Sievert, Holger (Hrsg.): Interpretation, Konstruktion, Kultur. Ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 126–157
- Müller, Hans-Peter (1992): Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

- Nassehi, Armin (1997): Inklusion, Exklusion – Integration, Desintegration. Die Theorie funktionaler Differenzierung und die Desintegrationsthese. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.) (1997b): Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft, Band 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 113–148
- Rademacher, Claudia/Schweppenhäuser, Gerhard (Hrsg.) (1997): Postmoderne Kultur? Soziologische und philosophische Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Reckwitz, Andreas (1999): Praxis – Autopoiesis – Text. Drei Versionen des Cultural Turn in der Sozialtheorie. In: Reckwitz, Andreas/Sievert, Holger (Hrsg.): Interpretation, Konstruktion, Kultur. Ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 19–49
- Reckwitz, Andreas/Sievert, Holger (Hrsg.) (1999): Interpretation, Konstruktion, Kultur. Ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Sander, Uwe (1998): Die Bindung der Unverbindlichkeit. Mediatisierte Kommunikation in modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. M.: Campus
- Stichweh, Rudolf (1998): Differenz und Integration in der Weltgesellschaft. In: Giegel, Hans-Joachim (Hrsg.): Konflikt in modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 173–189
- Welsch, Wolfgang (1988): Unsere postmoderne Moderne. 2. Auflage. Weinheim: VCH, Acta Humaniora

Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst

Zu den Voraussetzungen und Freiheiten einer nicht ganz so einfachen Beziehung¹

Angelika Poferi

„Die ersten Bewegungen der Unzufriedenheit und die ersten Ankündigungen einer besseren Zukunft sind immer in Kunstwerken zu finden. [...] Tatsachenwissenschaft mag Statistiken sammeln und Tabellen anlegen. Aber ihre Voraussagen sind – wie man treffend gesagt hat – nur umgekehrt vergangene Geschichte. Wechsel im Klima der Imagination ist der Vorläufer von Wechseln, die mehr als die Details des Lebens beeinflussen.“ (Dewey 1988, S. 399)

1. Struktur und Problem der Differenzierung

Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst ist alles andere als ein gut erforschtes und viel diskutiertes Thema – zumindest gilt dies für herausragende, moderne Disziplinen der Gesellschaftsanalyse, die zwar eigene „Bindestrich-Gebiete“ wie etwa die Wissenschaftsforschung oder die Kunstsoziologie hervorgebracht haben, kaum aber nach Berührungspunkten oder Gemeinsamkeiten fragen und sich auch für etwaige Spannungslinien nur bedingt interessieren. Dies liegt nicht allein daran, dass die exemplarisch genannten Einzeldisziplinen zwar zu höchst produktiven, aber vergleichsweise randständigen Bereichen der Sozial- und Kulturwissenschaften gehören, die erst in jüngster Zeit (wieder) an Bedeutung gewinnen. Auch lässt sich die mangelnde Aufmerksamkeit für das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst kaum damit erklären, dass beiden Feldern das Klischee anhaftet, der Selbstbespiegelung zu frönen sowie „dem Alltag“, „der Realität“ oder „den eigentlichen Problemen“ entrückt zu sein – zum Ausdruck kommt darin ein intern wie extern spürbares Unbehagen an

1 Anmerkung der Hrsg.: Der vorliegende Beitrag erschien zuerst im Jahre 2014 in dem Band „Klima Kunst Kultur. Der Klimawandel in Kunst und Kulturwissenschaften“, herausgegeben von Johannes Ebert und Andrea Zell für das Goethe-Institut, Steidl Verlag (Göttingen) in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut (München), S. 16–28. Wir danken dem Goethe-Institut für die freundliche Genehmigung zum Abdruck.

elitärem Wissenschafts- und Kunstgebaren, oftmals wohl aber eher ein Populismus und Anti-Intellektualismus, der seine eigenen Abgrenzungen sucht.

Dass Wissenschaft und Kunst offenbar nur schwer zueinander in Beziehung zu setzen sind – und auch faktisch nur mit Mühe zueinander finden –, hat tiefer liegende Ursachen und ist vielmehr als ein unmittelbares Resultat komplexer Bewegungen der *Trennung* und der *Abspaltung* zu begreifen. In der Soziologie firmieren diese Bewegungen unter den Begriffen der Differenzierung und Rationalisierung, der Funktionalisierung und Spezialisierung, die gleichsam eine erste Schicht strukturanalytisch fassbarer Formen der Separierung von Wissenschaft und Kunst markieren. Demnach verweisen Wissenschaft und Kunst unter den Bedingungen moderner, differenzierter Gesellschaften auf zwei grundlegend voneinander unterscheidbare Bereiche: Sie bilden „Wertsphären“ mit je eigenen Logiken, Gesetzen, Handlungskriterien und institutionalisierten Ordnungen (Max Weber), spezialisierte Subsysteme zur Erfüllung von „Funktionserfordernissen“, zur Strukturhaltung und zur Sicherung gesellschaftlicher Integration (Talcott Parsons), mit Geltungsansprüchen versehene Formen der Erzeugung kulturellen Wissens und der Differenzierung in der „Lebenswelt“ (Jürgen Habermas), nach binären Kommunikationscodes operierende „autopoietische“ Systeme (Niklas Luhmann) oder von Ungleichheits-, Macht- und Herrschaftsverhältnissen durchzogene „Felder“ klassengesellschaftlicher Reproduktion (Pierre Bourdieu).

Im Fall der Wissenschaft stehen – dem Ideal nach – „Wahrheit“, Überprüfbarkeit, Objektivität an erster Stelle, der Kunst sind ästhetische Bedeutung, schöpferischer Ausdruck und Subjektivität vorbehalten. Während Wissenschaft durch Rationalität im Sinne eines verstandesmäßigen Bezuges zur Objektwelt gekennzeichnet ist, folgt Kunst dem sinnlichen Empfinden, sie darf auf ihre Weise „irrational“ sein und ist zugleich – widersprüchlich genug! – den Versteifungen eines bürgerlichen Kunstbetriebes ausgesetzt. Gesellschaftstheorien haben insbesondere Prozesse der Modernisierung seit dem 19. Jahrhundert im Blick, die damit einhergehende Herausbildung moderner, westlicher Industriegesellschaften mit typischen Strukturen der Arbeits- und Funktionsteilung sowie deren jeweilige Legitimationen. Es drängt sich allerdings rasch der Eindruck auf, dass entsprechende Modelle diese Strukturen nicht nur beschreiben, sondern ihrerseits dazu beitragen, sie getreulich zu reproduzieren: Das Beharren auf Differenzbildungen stellt, bei aller Verschiedenheit der Ansätze, gleichsam ein theoriearchitektonisches Grundprinzip der Analyse dar; obwohl es gewiss etlichen Eigenheiten gerecht wird, verhindert es andererseits, nach dem Gegenteil, das heißt nach möglichen Verbindungen und Überschneidungen, zu fragen. Im Kern wird damit auf institutionelle und kulturelle Entwicklungstendenzen reagiert, die sehr viel weiter in die Geschichte der Neuzeit zurückreichen. Instruktiv sind hierzu wissenschaftsphilosophische, wissenschaftshistorische, kunst- und sozialtheoretische Debatten. Sie legen eine zweite Schicht

epistemischer Grundlegungen und akademischer Weltbilder frei, die in die Idee einer fachlich klaren Aufteilung zwischen dem Gebiet der Wissenschaften und dem der Künste münden – und erst durch neuere Bewegungen, konkret: durch ein Infragestellen der Erhabenheitsansprüche beider Seiten, überwunden werden.

2. Wissenschaft – Kunst – Erfahrung

Nachfolgend seien einige der Aspekte skizziert, die die angenommene Verschiedenheit wissenschaftlicher und künstlerischer Betätigung sowie ihrer jeweiligen Ergebnisse ausmachen. Ausgangspunkt sind dabei die programmatischen Besonderheiten, die die Wissenschaft als Typus der Wirklichkeitserforschung und der Erkenntnisproduktion charakterisieren. Spätestens seit den 1970er und 1990er Jahren stehen dem allerdings Diskurse gegenüber, die die Ähnlichkeit von Wissenschaft und Kunst, geteilte Bezugspunkte der Welterfahrung sowie praktische und methodische Überschneidungen betonen. Eine Abhandlung zum Verhältnis von Wissenschaft und Kunst kann vor diesem Hintergrund nicht hinter die Feststellung von Strukturmerkmalen und Strukturgesetzmäßigkeiten der Ausdifferenzierung zurück, wie sie die Entfaltung „der Moderne“ (in westlichen und globalen Erscheinungsformen) mit sich bringt. Weiterführend ist es allerdings, die Beschreibung einer solchen Moderne und ihrer inhärenten Wissenschafts- und Kunstverständnisse nicht absolut zu setzen und auf diese Weise zu immunisieren, sondern Möglichkeiten der Verknüpfung vermeintlich geschiedener Sphären und Wege ihrer „Neuerfindung“ freizulegen.

In seinem wegweisenden und Anfang der 1990er Jahre vielfach als provokant empfundenen Buch über *Wissenschaft als Kunst* geht der Philosoph und Wissenschaftstheoretiker Paul Feyerabend von dem folgenreichen Verdacht aus,

„dass die klaren Unterteilungen der Fächer, die uns Philosophen und Soziologen bescheren und die auch viele Fachleute, sowohl in den Künsten als auch in den Wissenschaften, für richtig und wesentlich halten, der Praxis dieser Fächer keinesfalls entsprechen. [...] Es ist nicht so, dass es Gebiete gibt, die ‚rein wissenschaftlich‘ sind, und andere Gebiete, die nichts anderes sein können als ‚reine Kunst‘, und dazwischen einen Bereich, in dem sich die beiden Dinge vermischen, sondern künstlerische Verfahren kommen überall in den Wissenschaften vor und besonders dort, wo neue und überraschende Entdeckungen gemacht werden.“
(Feyerabend 1984, S. 8)

Wie sind diese Betrachtungen zu verstehen, und was sagen sie über einen anderen, nicht – oder zumindest etwas „weniger“ – trennenden Zugang zu Wissenschaft und Kunst aus?

Feyerabend rollt die Geschichte des Verhältnisses von Wissenschaft und Kunst zum einen als Geschichte des Auseinanderdividierens zweier einst zusammengehörender Bereiche auf, zum anderen als Vermischung „realistischer“ Verfahrensweisen und „irrealer“ Forderungen an das, was Wirklichkeitserforschung ist und sein kann (Feyerabend 1984, S. 9). Die Antike weist demnach alle Fächer als „Künste“ aus, die sich zwar in ihren Resultaten, nicht aber in ihren Methoden unterscheiden. Ob es sich um die Kunst der Navigation, des Heilens oder der guten Rede handle – gemeinsam sei ihnen allen das Sammeln, Ordnen und die Weitergabe von *Erfahrung*, eine Anbindung an Prozesse des *Lernens* sowie an die *Praxis*, in der eben diese Erfahrungen gewonnen wurden. Erst im Lauf späterer Selbstverständigungen, beginnend in der griechischen Philosophie, kulminierend in der Neuzeit und Moderne, bildet sich ein eigener Diskurs der Wissenschaften mit eigenen Unterscheidungsmerkmalen heraus. Die bereits genannten Kriterien der Wahrheit und Überprüfbarkeit von Theorien rücken in den Vordergrund sowie entsprechende Objektivierungsmodi der Abstraktion und Beweisführung – verstanden als Bedingungen von „Wissenschaftlichkeit“, von Sachbezogenheit, eines allein gültigen Zugriffs auf „die“ Wirklichkeit und einer einzigartigen Wahrheitsproduktion.

Feyerabend kritisiert dieses Wissenschaftsverständnis und seine Ordnungsprinzipien als forschungspraktisch unangemessen und ideologisch verzerrt. Den Wissenschaften steht kein privilegierter, dem geschichtlich-gesellschaftlichen Kontext enthobener und situationsunabhängiger Standpunkt der Erkenntnisgewinnung zu. Wie die Künste durch *Kunststile*, seien die Wissenschaften durch *Denkstile* gekennzeichnet, die prinzipiell gleichberechtigt nebeneinanderstehen. Die Begriffe der „Wirklichkeit“ und der „Wahrheit“ werden damit vieldeutig und relativ: „Wahrheit ist, was der Denkstil sagt, dass Wahrheit sei.“ (Feyerabend 1984, S. 78) Und wie die Wahl von Kunststilen kann auch die Wahl von Denkstilen nicht von sozialen und historischen Einbettungen absehen:

„Die Wahl eines Stils, einer Wirklichkeit, einer Wahrheitsform, Realitäts- und Rationalitätskriterien eingeschlossen, ist die Wahl von Menschenwerk. Sie ist ein *sozialer Akt*, sie hängt ab von der *historischen Situation*, sie ist gelegentlich ein relativ bewusster Vorgang [...], sie ist viel öfter direktes Handeln aufgrund starker Intuition“. (Feyerabend 1984, S. 78–79; Hervorhebung im Original)

Dergleichen Analogien führen Feyerabend zu der Auffassung, „dass die Wissenschaften Künste sind im Sinne dieses fortschrittlichen Kunstverständnisses“ – als „fortschrittlich“ gilt ihm dabei (im Anschluss an die zur Wende vom 19.

zum 20. Jahrhundert formulierte Kunsttheorie Alois Riegls) ein Kunstverständnis, das Kunst nicht als Vervollkommnung einer zunehmend „natürlicher“, „lebendiger“ werdenden Abbildung der Welt begreift, sondern sich der Produktion von Stilformen, der Perspektivität des Wirklichkeitsbezuges und der Unterschiedlichkeit der Darstellungsweisen bewusst ist (Feyerabend 1984, S. 79). Gleichwohl warnt Feyerabend vor einem überzogenen Begriff der persönlichen Kreativität und des freien Schöpferturns zur Lösung von Erkenntnisproblemen. Eine solche Vorstellung blende die Rolle gedanklichen Experimentierens, gleichsam selbstverständlicher Eingebungen und die Frage nach der Entstehung „instinktiv“ gewonnener Einsichten aus, wie sie auch und gerade (natur-)wissenschaftliche Vorgehensweisen begleiteten; sie setze stattdessen die Idee eines autonomen Ichs und damit die – höchst problematische und unzureichende Annahme – einer Trennung von Mensch und Umwelt voraus (Feyerabend 1984, S. 115).

Feyerabend gibt gute Gründe an, die rigide Teilung von Wissenschaft und Kunst zu überdenken, und leitet daraus Schlussfolgerungen vor allem für die Wissenschaft ab. Kritisiert werden sowohl Begriffsbildungen als auch Theorieanwendungen, die von konkreter Anschauung und Erfahrung, von gedanklichem Experimentieren und praktisch erworbenen Kenntnissen abgelöst sind. Demgegenüber macht der Pragmatist John Dewey in seiner Schrift über *Kunst als Erfahrung* bereits in den 1930er Jahren auf eine andere Form der Unterscheidung aufmerksam, die (zumindest auf den ersten Blick) nicht die Wissenschaft, sondern die Trennung von „Kunst“ und „Leben“ betrifft.

Auch dieser Prozess, der seinen Höhepunkt im 19. Jahrhundert findet, folgt keinesfalls einer einfachen, linearen Entwicklung. Er stellt sich für Dewey als Abspaltung der Kunstgegenstände von ihren *Entstehungs- und Erfahrungszusammenhängen* dar, womit ebenfalls der Aspekt der historisch-sozialen Situierung, darüber hinaus die Frage des menschlichen Welt- und Wirklichkeitsverhältnisses und seiner Grundlagen in den Mittelpunkt rücken. Während die Künste zu früheren Zeiten in Orten, Unternehmungen und im Bedeutungsreichtum des Gemeinschaftslebens verankert waren, ist im Zuge der Entfaltung der Moderne – genauer: im Zuge des Aufstiegs von Nationalismus, Imperialismus, Kapitalismus – von einer zunehmenden Verbannung der Kunst in Museen oder Galerien, ihrer Vergeistigung und Idealisierung, ihrer Glorifizierung und Überhöhung auszugehen.

Für ein *Verstehen* von Kunst erweist sich diese Entwicklung als äußerst hinderlich und schwierig: „Löst man einen Kunstgegenstand sowohl aus seinen Entstehungsbedingungen als auch aus seinen Auswirkungen in der Erfahrung heraus, so errichtet man eine Mauer um ihn, die seine allgemeine Bedeutung, um die es in der ästhetischen Theorie geht, beinahe unerkennbar werden lässt. Die Kunst wird in einen Sonderbereich verwiesen, in dem sie fern von allen Mitteln und Zielen ist, die menschliche Bestrebungen, Mühen, Errungenschaf-

ten zum Ausdruck bringen.“ (Dewey 1934/1988, S. 9) Dewey plädiert dafür, eine erneute Verbindung zwischen der Kunst und den Dingen, den Situationen des Alltags, den menschlichen Bedürfnissen, Empfindungen, Beziehungen, Praktiken herzustellen. Der „Ursprung der Kunst [liegt] in der menschlichen Erfahrung“, und „Kunst ist eine Eigenschaft, die eine Erfahrung durchdringt“ (Dewey 1934/1988, S. 377; siehe dort auch S. 11). Beide Vermittlungen vollziehen sich mithilfe der ästhetischen Wirkung, die Kunst im Menschen hervorzurufen vermag, sei es im Kunstschaffen, sei es im Kunstempfinden und -genuss. Herausragende Bedeutung kommt dabei der Kraft der *Imagination* und den *Gefühlen* zu. In seinen Reflexionen über Kunst und Zivilisation charakterisiert Dewey Kunstwerke als Mittel, „durch die wir in andere Formen der Beziehungen und Teilhabe eintreten“ (Dewey 1934/1988, S. 385) können, sie erlauben eine Verbreiterung und Vertiefung von Erfahrung sowohl über den Horizont der eigenen Zugehörigkeit als auch über die Konservierung von Vergangenheit hinaus.

In diesem Sinne kann Kunst auch „Kritik“, genauer: „Kritik des Lebens“, sein: nicht nur durch direktes moralisches Urteilen, „sondern durch Aufweis, durch imaginative Anschauung gerichtet an imaginative Erfahrung [...] von Möglichkeiten, die zu den realen Bedingungen kontrastieren.“ (Dewey 1934/1988, S. 399) Ausdrücklich geht Dewey bei seinen Überlegungen nicht von einer simplifizierenden Gegenüberstellung von „Natur“ und „Kultur“ oder einem naturalistischen Gebrauch des Naturbegriffs aus. Unter dem Aspekt der menschlichen Erfahrung verweist „Natur“ im Sinne eines „Universums“ auf die „ganze Zusammensetzung der Dinge“: Menschliche Beziehungen, Institutionen und Traditionen sind „ebenso sehr ein Teil der Natur, in der und durch die wir leben, wie es die physische Welt ist. Natur in dieser Bedeutung ist nicht ‚außerhalb‘. Sie ist in uns und wir sind in und von ihr“ (Dewey 1934/1988, S. 384), unbenommen der Verschiedenheit der Teilhabeweisen, der damit verbundenen individuellen Erfahrungen und kollektiven Haltungen.

Damit verweigert sich Dewey aber auch einem idealistischen Kunstbegriff. Dem Aufstieg der modernen (Natur-)Wissenschaften wendet er sich, trotz der Schwächen indifferenter Objektbezüge und spezialisierter Expertenkulturen, durchaus mit Interesse zu:

„Aber selbst jetzt ist es möglich, die schädliche Wirkung, die durch die Wissenschaft auf die Einbildungskraft ausgeübt wird, zu übertreiben. [...] Der Umstand, dass die Wissenschaft darauf aus ist, zu zeigen, der Mensch sei Teil der Natur, hat eine eher günstige als ungünstige Wirkung auf die Kunst, wenn ihre eigentliche Bedeutung verwirklicht wird. [...] Der Sinn der Beziehung zwischen Natur und Mensch ist in irgendeiner Form immer der Betätigungsgeist der Kunst“ gewesen (Dewey 1934/1988, S. 390 f.).

3. Globus, Kosmos, Kosmopolitik

Die Beziehung zwischen den Menschen und der biophysischen „Natur“, die Beziehung zwischen Mensch und „Umwelt“, bildet heute vor allem den Gegenstand von Risikodiagnosen und Szenarien der Bedrohung. Sie ist geprägt von Ungewissheit und Unsicherheit hinsichtlich des Zustandes der Welt und der menschlichen Handlungsmöglichkeiten in ihr ebenso wie von erbitterten Kontroversen über die jeweilige Angemessenheit der Situationsbeschreibungen und Lösungsvorschläge. Die anthropologische Notwendigkeit des Erfassens und Bearbeitens von Natur ist dem Imperativ der Beherrschung von Natur gewichen, diesem wiederum gesellt sich die Einsicht in angerichtete Schäden, in unvorhersehbare Effekte und das mehr oder minder glaubwürdige Ringen um eine alternative, ressourcenschonende und zukunftsfähige („nachhaltige“) Entwicklung hinzu. Das Phänomen des Klimawandels stellt aufgrund seiner komplexen Wirkungen und planetarischen Ausmaße hierbei zweifellos eine besondere Herausforderung dar: „Wir mögen uns nicht als geologischer Akteur erfahren, doch wir scheinen auf der Ebene der Spezies zu einem geworden zu sein“. (Chakrabarty 2010, S. 297) Angesichts der Reichweite und Tiefe der Eingriffe geht die Unterscheidung zwischen Natur- und Menschheitsgeschichte damit wohl in der Tat ihrer endgültigen Auflösung entgegen; daran schließen ausholende Diskussionen, zum Beispiel um die Einführung des Begriffs „Anthropozän“, an. Ob dieser Umstand sich, wie Dipesh Chakrabarty meint, der „Fähigkeit zur Welterfahrung“ entzieht und die Möglichkeiten des historischen Verstehens übersteigt, ist jedoch eine empirisch offene und auf die Gegenwart anzuwendende Frage – noch ist so gut wie nichts darüber bekannt, was eine solche „Welterfahrung“ *im universellen und zugleich partikular* (das heißt kulturell, sozial, lokal) *gebundenen Sinne* ausmacht, woraus sie wie hervorgeht und was sie konstituiert (Chakrabarty 2010, S. 298). Der Klimawandel schlägt ein neues anthropologisches Kapitel auf, dessen Skript freilich nicht vorherbestimmt ist.

Als Forschungsaufgabe stellt sich, so meine These, nichts Geringeres als die Frage nach der Entwicklung einer – sich in Umrissen und Konturen sehr wohl andeutenden *kosmopolitischen Erfahrung der Welt*, die es im Wissen und Handeln der Menschen zu erschließen gilt. Sowenig Kunst von Kultur und Kultur von Materie zu trennen ist, so sehr ist dabei anzuerkennen, dass auch „die“ Natur keinen separaten Raum bildet, sondern dass Menschliches und Nicht-Menschliches unabdingbar miteinander verflochten sind. Im Hinblick darauf sind „wir“ nach Bruno Latour „nie modern gewesen“ (Latour 1991/1995). Die Unterscheidung von Gesellschaft und Natur bezeichnet nur eine weitere Fiktion, eine – allerdings handlungsleitende – Selbst-Vorstellung der Moderne, die das ambivalente Verhältnis von *Naturabhängigkeit* und *kultureller Transzen-*

denz in menschlichen Existenzweisen (Plessner 1928/1975) mehr zum Verschwinden als zum Vorschein bringt.

Welchen Beitrag können Wissenschaft und Kunst zur Erkundung einer kosmopolitischen Welterfahrung, das heißt zur Erforschung menschlicher Naturbeziehungen und Natur-Gesellschaft-Verhältnisse unter dem Vorzeichen des Klimawandels, leisten? Welche Rolle spielt insbesondere, dass das Ereignis als solches der direkten, sinnlichen Wahrnehmung nicht zugänglich und auf Vermittlung angewiesen ist?

Wissenschaft repräsentiert eine herausragende Instanz, sowohl die „äußere“ als auch die „innere“ Welt in ihren Zusammenhängen aufzuzeigen und zu erklären; sie ist ein Akteur, dessen Stellenwert für die gesellschaftliche *Konstruktion von Wirklichkeit* (Berger/Luckmann 1966/2004) nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Inhaltlich naheliegend ist es daher, die vielfach kontrastierenden Arten und Weisen der (institutionell objektivierten) Wissensproduktion einerseits, der (subjektivierten) Genese alltagsweltlicher Erfahrung andererseits sowie die *Interaktion* dieser Ebenen zum Thema zu machen. Das gegenwärtig dominierende öffentliche Bild wissenschaftlicher Analyse hängt der Magie der Zahlen, Quantifizierungen und Kurven, dem Wunderwerk der technischen Simulation und der stets wachgerufenen Hoffnung auf Berechenbarkeit und Planbarkeit an. All diese Elemente tragen dazu bei, einen spezifisch eingeübten *Tatsachenblick* (Bonß 1982) zu unterstützen, der das wissenschaftliche Spektrum längst verlassen und korrespondierende Rezeptionsweisen in allen möglichen Feldern (zum Beispiel in der Politik, in Bildung und Erziehung, im Diskurs der Zivilgesellschaft, in der Alltagskommunikation, in einer verwissenschaftlichten Form der Kunstproduktion) hervorgebracht hat. Was wäre man auch ohne die Erzeugung jener Fakten? Weder Bestandsaufnahmen noch Prognosen wären möglich, und damit wären schon allein die Grundlagen eines „ernsten Sprechens“ (Dreyfuß/Rabinow 1982/1994) über die Dinge, so wie sich es durch unzählige Akte eben eingebürgert hat, verschenkt.

Mit einigem Abstand betrachtet, erscheint der Anspruch auf die dadurch erzielte Beschreibung einer „wirklicheren Wirklichkeit“ allerdings ebenso gewagt und unvollständig wie ein an Empirie und beobachtbaren Sachverhalten uninteressiertes Rasonieren: Was bedeutet der Klimawandel für die Menschen? Wie wird ein abstraktes Phänomen konkret? Wissenschaftliches Wissen diffundiert und unterliegt Prozessen der teils gewollten, teils ungewollten Demokratisierung. Es durchzieht Wissensbestände, auf die Menschen in ihrem Alltag – wie bruchstückhaft und eigen-willig auch immer – zurückgreifen, es beeinflusst Definitionen und „Definitionsverhältnisse“ (Beck 2007) im spannungsreichen, oft konflikthaften Zusammenspiel von wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion, Ökonomie, Religion, Moral und Politik. Dies aber bringt eigene *Wissenskonfigurationen und Erfahrungsdispositive*, eigene Formen der *Sinnstiftung* und des *praktischen Tuns* hervor, in denen Kognition und Emotion, Objektivität

und Subjektivität, Rationalisierung, Ethisierung und Ästhetisierung ineinander verschwimmen. Entsprechende Prozesse durchdringen auch die künstlerische Gestaltung und Reflexion; sie liefern gleichsam das Material, aus dem das Gewebe der Kunst gewirkt ist, die ihrerseits wissenschaftliche Erkenntnisgewinnung zu beeinflussen vermag. Dabei ist Wissenschaft natürlich nicht gleich Wissenschaft. Die Technik- und die Naturwissenschaften folgen anderen Prinzipien und Programmatiken als die Geistes-, die Kultur- und die Sozialwissenschaften; selbst innerhalb der Einzeldisziplinen unterscheiden sich die theoretischen und methodischen Ausrichtungen, ihre „Stilisierungen“ des Gegenstandsbezuges sowie das Verhältnis zur Praxis außerhalb der Wissenschaft enorm.

Ein Ernstnehmen der von Feyerabend betonten künstlerischen „Anteile“ von Wissenschaft wie auch die von Dewey angemahnte Wiederanbindung von Kunst an Erfahrung umfassen allerdings noch anderes. Wissenschaft und Kunst gleichen einander in dem spezifischen Aspekt der „distanzierten Haltung“ gegenüber der „Welt“, ihr den „unmittelbaren Anpassungs-“ und „Handlungsdruck“ transformierender Zugang hebt sie vom Handlungsfluss des Alltags, von Alltagsverstand und Alltagsgeschehen ab (Soeffner 1989/2004, S. 42).

Ein Zusammenwirken von Wissenschaft und Kunst bietet unter dieser Voraussetzung die Chance, tatsächlich *experimentierende Modi* der analytischen und ästhetischen Erschließung von Welt und Wirklichkeit, von Welt- und Wirklichkeitserfahrung anzustreben. Dies bedeutet, kulturell differente Anschauungen der Welt und darin aufgehobene Daseinsweisen zu vergleichen, Routinen der Wahrnehmung aufzubrechen, gegensätzliches Denken zuzulassen, Formate zu variieren, Unsichtbares sichtbar zu machen und Vorhandenes auf andere Weise zu sehen. Es bedeutet, verdeckte, periphere und verschwiegene Erfahrungen zur Geltung zu bringen sowie Erfahrungsräume und Horizonte auch dort (wieder) zu eröffnen, wo scheinbar alles schon gewusst, alles schon gesagt und alles schon entschieden ist. Voraussetzung eines solchen Vorschlags ist jedoch, Neues erproben und sich dem Abenteuer des Perspektivenwechsels, den berührenden und überraschenden Effekten von Begegnung aussetzen zu wollen. Es geht um Freiheit, Unabhängigkeit und Fantasie, um das Recht des Zweifels, das Wagnis zu wissen, um Leidenschaft zur Erkundung und die Gabe der Expression. Weder die Künste noch die Wissenschaften müssen sich politisch oder pädagogisch gerieren, beiden steht zu, *L'art pour l'art* zu sein. Friedvoll-funktionale Zugeständnisse, dass Kunst eben Kunst und Wissenschaft eben Wissenschaft sei, bleiben jedoch auf halbem Wege stehen. Geradezu grauenhaft wäre es freilich, Kunst lediglich als Dekor einer sich selbst und andere langweilenden Wissenschaft zu missbrauchen.

Zeitgenössische Autoren wie Pierre Bourdieu und Hans Haacke (1995) haben sich gegen eine Instrumentalisierung der Kunst gewandt, Norman Denzin (2003) baut die Frage der Performanz in sozial- und kulturwissenschaftliche

Konzepte ein, Bruno Latour und Peter Weibel (2005) rufen in einer fulminanten interdisziplinären Sammlung die „Rückkehr zu den Dingen“ und neue Formen der Öffentlichkeit aus. Es gibt in jüngster Zeit vielversprechende Entwicklungen und Versuche, Kunst und Wissenschaft aufeinander zu beziehen.

Literatur

- Beck, Ulrich (2007): Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas (1966/2004): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.: Fischer
- Bonß, Wolfgang (1982): Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre/Haacke, Hans (1995): Freier Austausch. Für die Unabhängigkeit der Phantasie und des Denkens. Frankfurt a. M.: Fischer
- Chakrabarty, Dipesh (2010): Das Klima der Geschichte. In: Welzer, Harald/Soeffner, Hans-Georg/Giesecke, Dana (Hrsg.): KlimaKulturen. Soziale Wirklichkeiten im Klimawandel. Frankfurt a. M. und New York: Campus, S. 270–301
- Denzin, Norman (2003): Performance Ethnography: Critical Pedagogy and the Politics of Culture. Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage
- Dewey, John (1934/1988): Kunst als Erfahrung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Feyerabend, Paul (1984): Wissenschaft als Kunst. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Latour, Bruno (1991/1999): Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin: Akademie-Verlag
- Latour, Bruno/Weibel, Peter (Hrsg.) (2005): Making Things Public. Atmospheres of Democracy. Karlsruhe: zKM Center for Art and Media und Cambridge, Mass. & London: The MIT Press
- Plessner, Helmut (1928/1975): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Berlin: De Gruyter
- Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (1982/1994): Michel Foucault: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Weinheim: Beltz Athenäum
- Soeffner, Hans-Georg (1989/2004): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Konstanz: UVK

Zum Zusammenwirken von Soziologie und Kunst am Beispiel der Fotografie

Thomas S. Eberle

1. Angelika Poferls Plädoyer für mehr Experimentalität, Kreativität und Innovation

In ihrem Aufsatz „Gesellschaft im Selbstversuch“ skizziert Angelika Poferl (1999) eine Perspektive, „die auf veränderte Bedingungen und Erscheinungsformen gesellschaftlicher Wirklichkeit einerseits, auf die spezifisch multiparadigmatische Konstellation des Fachs andererseits reagiert.“ (Poferl 1999, S. 363) Die Gesellschaft befindet sich – so die These – „im Selbstversuch“ (Poferl 1999, S. 367): Komplexität, Kontingenz, Pluralität, Unübersichtlichkeit, Unkalkulierbarkeit, Unsicherheit und Ungewissheit haben zugenommen, immer mehr wird die Gesellschaft zu einer „Experimentiergesellschaft“. Die Institutionen machen einen Funktionswandel durch, und ihr Zusammenspiel ist von einer „organisierten Unverantwortlichkeit“ (Beck 1988) gekennzeichnet. „Gesellschaft im Selbstversuch“ betrifft aber nicht nur die entgrenzten Experimente organisierter Akteure, sondern gipfelt im „zunehmend experimentelle(n) Charakter *jedlichen* sozialen Handelns, sozialer Beziehungen und des gesellschaftlichen Zusammenlebens schlechthin.“ (Poferl 1999, S. 368) Auf der Handlungsebene sind „Lebens-, Daseins- und Gesellschaftsgestaltung bis hin zur Identitätsformung“ (Poferl 1999, S. 369) durch ein „Ausprobieren“ und „Experimentieren“ geprägt, Akteure führen zunehmend eine „Bastelexistenz“ (Hitzler/Honer 1994).

Die Soziologie ist laufend mit der Herausforderung konfrontiert, gegenstandsadäquate Konzepte zu entwickeln, die neuartige soziale Phänomene treffend zu charakterisieren vermögen. Dabei erneuert sie sich auch selbst. „Die Soziologie war und ist immer schon Teil der Realität, die sie untersucht.“ (Poferl 1999, S. 263) Die wechselseitige Durchdringung von gesellschaftlicher Wirklichkeit einerseits und wissenschaftlicher Forschung andererseits erfordert eine dauernde *Selbstreflexion*, denn „[w]ie im gesellschaftlichen Kontext selbst, finden auch innerhalb der Soziologie Prozesse der *Enttraditionalisierung* und *Re-Traditionalisierung* statt; die Grenzen zwischen ‚Bewahrern‘ und ‚Neuerern‘, zwischen *konformer und nonkonformer* Soziologie sind verwischt.“ (Poferl 1999, S. 367) Poferl plädiert für eine pragmatische, *problemorientierte* „Wirk-

lichkeitswissenschaft“ (Max Weber), die konsequent *empirisch* forschen, methodisch aber offen für Veränderung sein soll, indem die *soziologische Praxis mitbeobachtet* wird. Sie soll nicht herkömmlichen theoretischen und methodischen Dogmen verhaftet sein, sondern ungewohnte Wege gehen. Sie soll auch „eine *plurale* und *originelle* Soziologie (sein), die ihre eigene Reichhaltigkeit entsprechend experimentierfreudig und phantasievoll nutzt.“ (Poferl 1999, S. 370) Statt „orthodoxe Auffassungen, Konventionen und Traditionsbestände ‚wahrer‘ Soziologie zu hüten“ (Poferl 1999, S. 363), soll sie erfinderisch und kreativ sein. Denn genau das gibt den Forschenden den „Kick am Gegenstand“ und lässt sie mit Leidenschaft forschen: „Die Freiheit, über das Bekannte hinauszudenken und Selbstverständliches infragezustellen, zu *irritieren* und *sich irritieren lassen*.“ (Poferl 1999, S. 370)

2. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Kunst

Zu irritieren und sich irritieren zu lassen, ist auch ein Merkmal der Kunst. Es überrascht daher wenig, dass sich Angelika Poferl (2014) auch mit dem Verhältnis von Wissenschaft und Kunst auseinandersetzt. Als Resultat komplexer Bewegungen der Trennung und Abspaltung werden sie heute als zwei verschiedene „Wertsphären“ mit je eigenen Logiken betrachtet: Dem Ideal nach strebt die Wissenschaft nach Wahrheit, Überprüfbarkeit und Objektivität, die Kunst nach ästhetischer Bedeutung, schöpferischem Ausdruck und Subjektivität. Wissenschaft setzt auf Rationalität, Kunst auf sinnliches Empfinden – daher darf sie „irrational“ sein (Poferl 1999, S. 16 f.). Poferl schlägt nun vor, „Möglichkeiten der Verknüpfung vermeintlich geschiedener Sphären und Wege ihrer ‚Neuerfindung‘ freizulegen“ (Poferl 1999, S. 18). Dabei rezipiert sie das Buch „Wissenschaft als Kunst“ von Paul Feyerabend, wo dieser darlegt, Wissenschaft und Kunst hätten früher zusammengehört, in der Antike hätten alle Fächer als „Künste“ gegolten. Erst später habe sich ein eigener Diskurs der Wissenschaften herausgebildet. Dieses Wissenschaftsverständnis kritisiert er als forschungspraktisch unangemessen, denn „künstlerische Verfahren kommen überall in den Wissenschaften vor und besonders dort, wo neue und überraschende Entdeckungen gemacht werden.“ (Feyerabend 1984, S. 8, zit. n. Poferl 2014, S. 18) „So wie die Künste durch *Kunststile*, sind die Wissenschaften durch *Denkstile* gekennzeichnet, die prinzipiell gleichberechtigt nebeneinanderstehen“ (Poferl 2014, S. 19). „Wahrheit ist, was der Denkstil sagt, dass Wahrheit sei“ (Feyerabend 1984, S. 78, zit. n. Poferl 2014, S. 19). Im Sinne eines fortschrittlichen Kunstverständnisses, das „sich der Produktion von Stilformen, der Perspektivität des Wirklichkeitsbezugs und der Unterschiedlichkeit der Darstellungsweisen bewusst ist“, seien die Wissenschaften auch heutzutage als Künste zu qualifizieren (vgl. Poferl 2014, S. 19).

Poferl plädiert für ein *Zusammenwirken von Wissenschaft und Kunst*. Beide gleichen sich in ihrer „distanzierten Haltung“ gegenüber der „Welt“, beide heben sich vom Handlungsfluss des Alltags, von Alltagsverstand und Alltagsgeschehen ab. „Ein Zusammenwirken von Wissenschaft und Kunst bietet [...] die Chance, tatsächlich *experimentierende Modi* der analytischen und ästhetischen Erschließung von Welt und Wirklichkeit“ (Poferl 2014, S. 23) anzustreben, die Routinen der Wahrnehmung aufzubrechen, gegensätzliches Denken zuzulassen, Formate zu variieren, Unsichtbares sichtbar zu machen und Vorhandenes auf andere Weise zu sehen. Es bedeutet, verdeckte, periphere und verschwiegene Erfahrungen zur Geltung zu bringen und neue Möglichkeitsräume zu eröffnen. Und es geht darum, Neues zu erproben und sich dem Abenteuer des Perspektivenwechsels, den berührenden und überraschenden Effekten von Begegnung aussetzen zu wollen. Poferl sieht „in jüngster Zeit vielversprechende Entwicklungen und Versuche, Kunst und Wissenschaft aufeinander zu beziehen“ und verweist dabei auf Autoren wie Pierre Bourdieu und Hans Haacke (2005), Norman Denzin (2003) sowie Bruno Latour und Peter Weibel (2005). Trotz befruchtender Effekte eines Zusammenwirkens von Wissenschaft und Kunst hat die Soziologie als empirische Wirklichkeitswissenschaft „nicht die Freiheit der Kunst, Wirklichkeit völlig neu zu erfinden, sie bleibt auf Kriterien der Begründung, Plausibilisierbarkeit und Adäquanz verpflichtet.“ (Poferl 1999, S. 370)

Allerdings: Die Rede von „Wissenschaft und Kunst“ bewegt sich hier auf hohem Abstraktionsniveau. Auch Poferl (2014, S. 23) betont, dass „Wissenschaft natürlich nicht gleich Wissenschaft“ ist. Und Kunst ist nicht gleich Kunst, möchte ich hinzufügen. Im Folgenden möchte ich die Fragestellung konkretisieren und ein mögliches *Zusammenwirken von Soziologie und Kunst am Beispiel der Fotografie* untersuchen. Bietet die Fotografie einen eigenständigen Erkenntniszugang zur sozialen Wirklichkeit, der die Soziologie ergänzt und bereichert? Welche Möglichkeiten eröffnen sich und welche Grenzen zeigen sich?

3. Fotografie als Kunstgattung

Die Entwicklung der Fotografie ist einerseits Technikgeschichte, andererseits Gebrauchsgeschichte. Bereits in den Jahrzehnten nach der Erfindung der Daguerrotypie (1839) entwickelten sich vielfältige Gebrauchsarten der Fotografie (vgl. Eberle 2017, 2018), wie Porträt- und Aktfotografie, historische Dokumentationen und Kriegsfotografie, wissenschaftliche Dokumentationen oder Reisefotografie. Mit dem Aufkommen der Illustrierten in den 1920er Jahren entstand der Fotojournalismus, und es bildete sich der Beruf des Fotoreporters heraus. Spezialisierte Zeitungen (wie *Time*, *Life*, *National Geographic* oder

GEO) ermöglichten ganze Fotoreportagen. Als besonderes Genre wurde ab den 1930er Jahren die dokumentarische Fotografie bezeichnet, die die oft elenden Lebens- und Arbeitsbedingungen bestimmter gesellschaftlicher Gruppen festhielt („dokumentierte“). Immer mehr entwickelte sich auch die Amateur- und Alltagsfotografie, die sich vor allem ab den 1960er Jahren dank billiger automatischer Kameras massenhaft verbreitete und seit der Erfindung der Smartphones anfangs des 21. Jahrhunderts nochmals ganz neue Dimensionen annahm.

Bei der Porträt-, Akt- oder Landschaftsfotografie wie bei historischen Dokumentationen orientierten sich die Fotografen des 19. Jahrhunderts an den Gestaltungsprinzipien und den Bildkompositionen der Malerei. Je ambitionierter ihre ästhetischen Ansprüche waren, desto mehr verstanden sich Fotografen auch als Künstler. Viele verkehrten auch gern in Künstlerkreisen. Allerdings blieb der Fotografie die Anerkennung als eigene Kunstgattung bis Mitte des 20. Jahrhunderts verwehrt. Fotografien wurden lediglich als technisch erzeugte Abbilder der Wirklichkeit betrachtet, denen gerade das spezifisch künstlerische Element, das dem gestaltenden Pinselstrich der Malerei eigen ist, fehlte. Trotzdem verbreitete sich das allgemeine Interesse an Fotografie immer mehr, so dass die Fotografie auch zunehmend zu einer Konkurrenz für die Malerei wurde.

Im Fin de Siècle formierten sich in vielen westlichen Ländern Initiativen zur Förderung der Fotografie als eigenständiger Kunstgattung. Einen Paukenschlag bildete die Gründung der *Photo Secession* 1902 in New York, die sich nicht länger an der Malerei orientieren wollte, sondern die Eigenständigkeit unverfälschter Fotografie betonte. Führende und prägende Gründungsmitglieder waren Alfred Stieglitz und Edward Steichen, die ab 1903 auch die luxuriöse Zeitschrift *Camera Work* herausgaben und ab 1905 in ihrer *Gallery 291* in New York Fotoausstellungen organisierten. Nachdem Steichen auf seinen Europa-Reisen Kontakte zu namhaften Künstlern geknüpft hatte, organisierte er auch zahlreiche Ausstellungen der europäischen Avantgarde und gab ihnen in der Zeitschrift ein Forum (z. B. Rodin, Matisse, Cézanne, Picasso, Manet, Renoir, Toulouse-Lautrec und anderen). Damit wurden Fotografie und Malerei sowohl in der Galerie als auch in der Zeitschrift als gleichberechtigte Kunstgattungen nebeneinander präsentiert. Stieglitz' Theorie der kreativen Fotografie mündete in den 1920er Jahren in den neuen Realismus der „Straight Photography“, der sich fortan viele namhafte Fotografen verpflichtet fühlten: Fotos sollten von Anfang an richtig komponiert und aufgenommen werden, nachträgliche Retuschen waren verpönt. Steichen arbeitete ab dieser Zeit als Cheffotograf für *Vogue* und *Vanity Fair* und setzte beeindruckende Maßstäbe für das neue Genre der Werbe- und Modefotografie in Illustrierten. Er galt als bestbezahlter Fotograf seiner Zeit (vgl. Baatz 2008; Hurm 2019; Whelan/Josephy 1995).

Edward Steichen hat auch später nachhaltig dazu beigetragen, dass die Fotografie Eingang in den Kunstbetrieb (Galerien, Museen, Kunstmessen) gefunden hat, zunächst als Juror der Fotozeitschrift *U.S. Camera Annual* (1934–1946), ab 1947 als Kurator und Direktor der neu geschaffenen Fotosammlung des Museums of Modern Art in New York. Dabei berücksichtigte er selbst das neue Genre der *dokumentarischen Fotografie*, die im Auftrag der Farm Security Administration (FSA) die prekären Lebensbedingungen der amerikanischen Farmer im Mittleren Westen zur Zeit der Großen Depression festhielt (vgl. Becker 1974; Harper 2012). Die Initiative dazu hatte Roy Stryker ergriffen, damals Leiter der Historischen Abteilung der FSA, der durch Fotos die grassierende Armut der amerikanischen Landbevölkerung veranschaulichen und einer weiteren Öffentlichkeit bewusst machen wollte, um einen politischen Konsens für Landwirtschaftsreformen aufzulegen. 1937 engagierte er über ein Dutzend versierter Fotograf*innen, wie Dorothea Lange, Walker Evans, Arthur Rubinstein, Ben Shahn oder John Collier jr. (der später das wegweisende Buch „Visual Anthropology“ verfasste; vgl. Collier 1967), und instruierte sie sorgfältig und anhand soziologisch informierter „shooting scripts“, wie sie jedes Detail des Landlebens fotografieren sollten. Stryker erreichte sein Ziel: Es wurden rund 250.000 Fotos geschossen, von denen es etwa 77.000 in die Presse schafften. Fotografen wie Walker Evans oder Dorothea Lange wirkten dabei stilbildend für die fotografische Dokumentation sozialer Probleme. Bereits 1938 verfasste Steichen die erste synoptische Darstellung des FSA-Projekts in einem Bild/Text Essay in der *U.S. Camera Annual* (Steichen 1939). Die Aufnahme dokumentarischer Fotografien in die führende Zeitschrift der Fotografie und ihre Würdigung in diesem künstlerischen Kontext ebnete den Weg zu ihrer Anerkennung als Kunstform. Sie offenbarte, dass dokumentarische Fotografien zwar eine soziale Funktion hatten, aber aufgrund ihrer Ästhetik gleichzeitig auch Kunst waren (vgl. Finnegan 2003). Am MoMA organisierte Steichen später zahlreichen Foto-Ausstellungen, bei denen die Ikonen der dokumentarischen Fotografie endgültig Kunst-Status bekamen.

Einen entscheidenden Durchbruch für die breite Anerkennung der Fotografie als Kunst bewirkte seine weltberühmte Wanderausstellung „The Family of Man“ (vgl. Hurm/Reitz/Schamoon 2018a, 2018b; Hurm 2018, 2019, 2020). Sie wurde 1955 zuerst im MoMA gezeigt, anschließend tourte sie bis 1965 in mehreren Versionen durch 48 Länder der Welt, wurde von mehr als neun Millionen Menschen besucht und zählt seit 2003 zum Weltdokumentenerbe der UNESCO. Da diese Foto-Ausstellung noch heute als „*eines der einflussreichsten und umstrittensten modernistischen Kunstwerke*“ gilt (vgl. Hurm 2020, S. 209 –

übers. u. kursiv v. T. S. E.), werde ich meine folgenden Überlegungen anhand dieses Beispiels entwickeln.¹

„The Family of Man“ präsentiert mit rund 500 Fotografien von 273 Fotograf*innen aus 68 Ländern in spannender räumlicher Anordnung ein umfassendes Porträt der Menschheit. Die einzelnen Fotos sind nach Themen geordnet (Liebe, Familie, Geburt, Kinder, Arbeit, Krieg und Frieden usw.) und tragen keine erklärenden Bildunterschriften, sie sollen für sich selbst sprechen. Texttafeln mit Weisheiten von Philosoph*innen und Literat*innen sowie Aussagen von Wissenschaftler*innen, aber auch die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte durch die UNO 1948 geben zwar zusätzliche Gedankenimpulse. Doch die Fotografie soll als universelle Bildsprache dienen, die alle Menschen verstehen. Nach den Schrecken des Zweiten Weltkriegs will die Ausstellung das Gemeinsame und Verbindende zwischen den Menschen aufzeigen und die Botschaft der Menschenrechte visualisieren, nämlich die Gleichwertigkeit aller Menschen unabhängig von ihrer Rasse, ihrer Kultur, ihrer Religion, ihres Geschlechts oder ihres Alters. Um die Gefahr der völligen Vernichtung der gesamten Menschheit durch einen nuklearen Krieg bildlich zu demonstrieren, steht am Ende der Ausstellung ein großes Foto einer Atombombenexplosion. Die Ausstellung wurde von der Fachwelt und der Presse, aber auch von Künstlerkolleg*innen gefeiert, und Steichen erhielt dafür mehrere Auszeichnungen. Sie gab auch den Anstoß zu verschiedenen intellektuellen Diskursen, kritischen wie positiven, auf die ich im nächsten Kapitel zurückkommen werde.

Pikant ist, dass Steichen die erste Wanderausstellung in seinem Geburts- und Heimatland, dem Großherzogtum Luxemburg, starten lassen wollte, doch lehnte dieses ab mit der Begründung, dass Fotografie keine Kunst sei (vgl. Hurm 2019, S. 143). In den Jahrzehnten danach veränderte sich aber diese Auffassung zusehends, auch in Luxemburg, und so wird dort seit 1994 „The Family of Man“, die das Großherzogtum auf Wunsch Steichens 1966 als Schenkung erhalten hatte, als Dauerausstellung im Schloss Clervaux (Clerf) gezeigt. 2004 schuf das Kultusministerium schließlich den „Edward Steichen Award“.

Es ist nicht die Aufgabe der Soziologie zu entscheiden, ob Fotografie Kunst sei. Soziologie kann sich damit begnügen, den Kunstbetrieb zu beobachten. Und dort zeigt sich, dass Fotografie als bildende Kunst längst als Fachrichtung an den Kunsthochschulen etabliert ist, dass es spezialisierte Fotomuseen gibt und dass auch viele andere Museen heutzutage Fotografien ausstellen. Auch an den führenden Kunstmessen, wie etwa der Art Basel (vgl. Schultheis et al. 2015), haben Fotografien ihren festen Platz, zum einen durch die Präsenz spe-

1 Ich danke dem Amerikanist und Steichen-Forscher Gerd Hurm von der Universität Trier für zahlreiche Anregungen und insbesondere auch dafür, dass er mir mehrere Texte zur Verfügung stellte, die zum Teil schwierig aufzutreiben gewesen wären.

zialisierter Fotogalerien, zum anderen aber auch als Ausstellungsobjekte in Galerien, die mehrheitlich gemalte Bilder verkaufen. Was Steichen betrifft, sagte er in seiner Dankesrede an der Feier zu seinem 90. Geburtstag im Jahre 1969:

„Als ich anfing, mich für Fotografie zu interessieren, dachte ich, das wäre die allergrößte Sache. Meine Vorstellung war, dass sie als Kunst anerkannt werden musste. Heute schere ich mich einen Dreck darum. Aufgabe der Fotografie ist es, die Menschheit den Menschen und jeden Menschen sich selbst zu erklären. Und das ist keine leichte Aufgabe.“ (Hurm 2019, S. 149)

Sein ursprüngliches Ziel, die *Anerkennung der Fotografie als Kunst*, ist indes längst erreicht.² Doch können Fotos überhaupt die Aufgabe erfüllen, „den Menschen die Menschheit sowie sich selbst zu erklären“? Und darüber hinaus gefragt, um den Fokus auf die Soziologie zu verbreitern: Welchen Beitrag leisten Fotografien zur Erklärung von Gesellschaft?

4. Bildlogik und Diskurslogik

Können Fotos tatsächlich für sich selbst sprechen und etwas erklären? Kann die Ausstellung „The Family of Man“ zeigen, dass die Menschen alle gleich sind? Die Fotos zeigen anschaulich, wie Menschen in verschiedenen Kulturen rund um den Globus lieben, schlafen, essen, arbeiten, ihre Kinder aufziehen und unter Krieg, Katastrophen und Unglücksfällen leiden. Doch belegen solche anschaulichen anthropologischen Universalien auch die Gleichheit und insbesondere die Gleichwertigkeit dieser Menschen? Taugen die Fotos dazu, die Universalität der Menschenrechte zu plausibilisieren? Oder wurden sie nicht vielmehr instrumentalisiert, um diese letztlich ideologische Botschaft abendländischer Kultur in der übrigen Welt zu verbreiten?

Während die Ausstellung „The Family of Man“ von der Fachwelt, der Presse und dem Publikum begeistert gefeiert wurde, löste sie auch verschiedene intellektuelle Diskurse aus, von denen einige durchaus kritisch waren. So wurde Steichens Projekt etwa als historisch, politisch und ästhetisch naiv und emotional unreif charakterisiert (vgl. Hurm/Reitz/Schamoon 2018b, S. 2). Besonders einflussreich war ein Essay von Roland Barthes, das dieser anlässlich der Ausstellung in Paris verfasste und 1957 als Kapitel in „Mythen des Alltags“ publi-

2 Um dies exemplarisch an Zahlen zu illustrieren: 1998 wurde der Nachlass des im Alter von 42 Jahren verstorbenen Robert Mapplethorpe auf 228 Millionen US\$ geschätzt (Quelle: Bailey/Barbato 2016).

zierte (vgl. Barthes 2010, S. 16–19). Barthes kritisierte, dass Steichen die Relevanz von Politik und Unterschieden durch einen sentimental Mythos menschlicher Gleichheit ersetzt und dadurch Geschichte durch Natur substituiert habe. Nach Barthes ist es jedoch die Geschichte, nicht die Natur, welche der menschlichen Existenz Bedeutung verleiht. Barthes, der als „Mythos“ eine unkritisch akzeptierte Interpretationsmöglichkeit eines kulturellen Phänomens definierte, schuf mit seiner Interpretation allerdings seinerseits einen solchen Mythos. Dieser entwickelte ein erstaunliches Eigenleben, wurde beispielsweise von Susan Sontag (1980, S. 37) undiskutiert übernommen und von anderen U.S.-Kritiker*innen in die Richtung erweitert, dass der bürgerliche Mythos des Menschlichen und die populäre Ästhetik der Ausstellung perfekte Vehikel für die amerikanische Ideologie des nationalen Sozialkonservatismus und der kulturellen Hegemonie im Kalten Krieg seien (vgl. Hurm/Reitz/Schamoon 2018b, S. 2). Dieser während Jahrzehnten vorherrschende Diskurs ist ein treffliches Beispiel, *wie sehr sich Diskurse verselbstständigen und von den anschaulichen Bildern der Ausstellung völlig ablösen können*. Seit Beginn des 21. Jahrhunderts mehren sich die Stimmen, die Barthes' selbstgeschaffenen Mythos mit seinen eigenen Mitteln kritisieren: Er postuliere seinerseits eine universale Geltung seiner Kritik, ohne den historischen und politischen Kontext der Ausstellung und auch ohne seine eigene historische und kulturelle Ortsgebundenheit mit zu reflektieren. Auch nehme er auf kein einziges Bild in der Ausstellung und auf keinen einzigen Fotografen Bezug und übersehe viele wichtige Bestandteile der Ausstellung. Seine Kritik beziehe sich nicht auf die Fotos, sondern ausschließlich auf die deklarierte Intention des Ausstellungsmachers Steichen. Daher könne füglich bezweifelt werden, ob er die Ausstellung überhaupt selbst besucht oder seine Kritik nur aufgrund des Ausstellungskatalogs oder gar des Flyers verfasst habe (vgl. Hurm 2018).

Auf die Fotos bezogen, konstatiert Damrosch (2000, S. 59) resümierend: Barthes „failed to see what was in front of his eyes“. Demgegenüber stellte beispielsweise Max Horkheimer, der führende Exponent der Kritischen Theorie, in seiner Eröffnungsrede zur Ausstellung in Frankfurt am Main gerade die Wirkung der Fotos in den Vordergrund:

„Die einzelnen Stücke [Bilder] beanspruchen nicht so sehr ästhetische Werke zu sein, als Entdeckungen. Sie zeigen, was jeder sieht, ohne dass er seiner inne wird. Indem sie den Blick auf das bekannte Unbekannte hinlenken, bringen sie den Beschauer in ein neues, zarteres Verhältnis zu den Dingen. Wer einmal auf solche Weise sehen gelernt hat, dessen Sinne sind [...] eigentümlich verändert und geschärft, er wird in Zukunft anders, eindringlicher und vielfältiger, sehen, als bis dahin. Das hat die Ausstellung in der Tat mit wirklichen Künstlern gemein, dass sie der Wahrnehmung eine neue Richtung weist, die nicht mehr verlernt wird.“ (Horkheimer 1958/1989, S. 36)

Horkheimer thematisiert damit die *Sehweisen der Betrachter*, die durch diese Fotos und ihr Arrangement verändert werden. Das ist per se schon viel.³ Wenden wir uns nun aber der Frage zu, ob Fotografien tatsächlich einen Beitrag leisten können zur Erklärung des Menschen, wie Steichen beanspruchte, oder gar zur Erklärung gesellschaftlicher Phänomene?

Auch zu dieser Frage hat Angelika Pofertl – gemeinsam mit Reiner Keller – einen wichtigen Beitrag geleistet (vgl. Pofertl/Keller 2017). In einer kontradiktorisch anmutenden Darstellung vertreten sie zunächst aus diskursanalytischer Perspektive die These, dass es einen visuellen Diskurs nicht gibt, auch wenn dies in der diskursorientierten Literatur zunehmend behauptet werde. Daraufhin präsentieren sie aus phänomenologisch-pragmatistischer Perspektive die scheinbare Gegenthese, dass Bilder zwar nicht „für sich“ sprechen, aber dennoch „Wahrheit“ in Form eines bildgestifteten Sinnzusammenhangs produzieren. Bei näherer Betrachtung erweisen sich die beiden Thesen allerdings als miteinander verbunden. Die Proklamation, sich mehr mit visuellen Diskursen bzw. Bilddiskursen zu beschäftigen, geht in der Regel mit der Kritik an der Sprach- und Textlastigkeit der sozialwissenschaftlichen Diskursforschung einher. Pofertl und Keller unterscheiden drei unterschiedliche Redeweisen, anhand derer sie ihre erste These erörtern: Diskursanalysen, die auch Bilder miteinbeziehen (wie schon Michel Foucault); visuelle Diskursanalysen, die sich nur auf einen Bilderkorpus beziehen, z. B. Luftaufnahmen von Städten; und schließlich Karin Knorr-Cetinas Begriff des „Viskurses“, der die dominante Bedeutung und Eigendynamik visueller Materialien in der naturwissenschaftlichen Forschung hervorhebt. Die beiden Autor*innen erkennen an, dass eine Bildrezeption vor- und nichtsprachliches Erleben impliziert und eine Bildanalyse bildspezifische Interpretationstechniken erfordert. Dennoch: Reine Bilddiskurse gibt es nicht, die Aussagen eines Bildes müssen versprachlicht werden und bedürfen einer diskursiven Strukturierung. Mit ihrer zweiten These postulieren Pofertl und Keller indes, dass eine „Wahrheit“ der Bilder trotzdem existiert, obwohl jede fotografische Aufnahme zum einen interpretationsbedürftig ist und zum anderen die Realität überformt. Wie die dokumentarische Fotografie belegt, kann mit Fotos etwas gezeigt und gleichzeitig auch bezeugt werden: So haben sich die Dinge ereignet und der Fotograf oder die Fotografin war anwesend. Anhand eines konkreten Fotos illustrieren Pofertl und Keller, dass sich die „Wahrheit“ eines Bildes in seiner Materialität und in der Widerständigkeit des

3 Die Relevanz von kulturell gewachsenen Sehgewohnheiten und der in ihnen abgelagerten Typologien wurde bislang weitgehend übersehen. Hans-Georg Soeffner (2006) hat daher die *Methode der „Bild-durch-Bild-Interpretation“* vorgeschlagen: In Analogie zu Geertz' „dichter Beschreibung“ im Medium der Sprache soll eine „dichte Beschreibung durch Bilder“ versucht werden. Vgl. auch die *Figurative Hermeneutik* von Michael Müller (2012).

abgebildeten Gegenstandes äußert; es lassen sich objektivierende Elemente aufzeigen, die der subjektiven Perspektivität Grenzen auferlegen. Nur dank dieses Bedeutungskerns gelingt es, vom Bild zu Aussagen zu gelangen.

Dieser Bedeutungskern von Bildern bildet allerdings eine sehr basale Ebene. Versucht man in Worten auszudrücken, was ein Foto unbezweifelbar zeigt, landet man bei einer Deskription der wahrnehmbaren Objekte und ihrer räumlichen Anordnung untereinander. Dabei muss aus phänomenologischer Perspektive an den Unterschied von vorprädikativer und prädikativer Ebene erinnert werden: Aufgrund der „pikturalen Logik“ der Bilder sind sie nie adäquat durch Worte substituierbar, sie weisen gegenüber der verbalen Deskription immer einen Mehrwert und Bedeutungsüberschuss auf. Umgekehrt ist der Bedeutungskern allerdings relativ bescheiden und öffnet viele verschiedene Verweisungshorizonte. Eine Gleichheit oder Gleichwertigkeit aller Menschen trotz ihrer vielfältigen Unterschiede, wie Steichen es mit „The Family of Man“ versucht, vermögen die Bedeutungskerne der ausgestellten Fotos jedenfalls nicht zu zeigen. Vielmehr handelt es sich dabei um eine spezifische Auslegung von Verweisungshorizonten und damit um einen Bedeutungsüberschuss von Seiten der verbal mittransportierten These der Gleichheit und Gleichwertigkeit, die den Fotos zugeschrieben wird. Was fürs Zeigen gilt, gilt erst recht fürs Erklären: *Fotos können per se nichts erklären, Erklärungen werden ihnen verbal zugeschrieben.* So scheint im diskursiven Umgang mit Bildern eine Logik des Exemplarischen vorzuherrschen, welche die Allgemeinheit der Argumente an die konkrete Gegebenheit eines Anschaulichen bindet (vgl. Cremonini/Klammer 2020). In der Kunstinstallation „The Family of Man“ treten die Fotografien mit Texttafeln in Zwiesprache, aber auch die Bilder untereinander stehen in Zwiesprache. Und selbstverständlich stehen auch die Ausstellungsmacher*innen und die Besucher*innen mit dem Ausgestellten in Zwiesprache. Stehen sie auch miteinander in Zwiesprache?

5. Zwiesprachen

Steichen hatte eine konstruktivistische Auffassung von Fotografie. Bereits 1903 argumentierte er in *Camera Work* that „every photograph is a fake from start to finish“ (Steichen 1903, S. 48, zit. n. Hurm 2020, S. 228). Diese grundlegende Position hielt er sein ganzes Leben aufrecht: „There is never anything natural in photography [...] and every shot, every print, is already a manipulation that introduces a gap between the photograph and its supposed truth.“ (Valance 2018, S. 59, zit. n. Hurm 2020, S. 228) Ein Foto war für ihn das Ergebnis eines komplexen kreativen Prozesses, in welchem der Künstler, das Medium und das Objekt gleichermaßen involviert sind. Daher sind Fotos immer voreingenommen (biased), uneindeutig und offen (vgl. Hurm 2020, S. 229). Steichen sah da-

von ab, die einzelnen Fotos mit Bildunterschriften zu erläutern, er gestaltete indes „The Family of Man“ nicht als eine reine Fotoausstellung, sondern als eine *Bild-Text-Installation*. Die Texte und Fotos wurden nicht unmittelbar aufeinander bezogen, beide sollten für sich selbst sprechen, aber in eine Art Zwiesprache miteinander treten. Während er sich darauf konzentrierte, das Bildmaterial zu kuratieren, überließ er die Auswahl der Texte der Menschenrechtsaktivistin Dorothy Norman. Die Botschaft der Gleichheit und Gleichwertigkeit der Menschen wurde durch die Texte übermittelt und gab den Bildern einen allgemeinen Interpretationsrahmen. Vereinzelt gab es auch direktere Bezüge, wie beispielsweise mit dem Text der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und einem Foto der beschließenden UNO-Generalversammlung.

Man könnte Texte natürlich viel direkter auf einzelne Bilder beziehen und jedes Foto mit einer ausführlichen, sprachlich ausformulierten Interpretation versehen. Tatsächlich sind solche Einzelbild-Betrachtungen ja auch verbreitet. Sie laufen indes Gefahr zu übersehen, dass *Bilder auch untereinander in Dialog treten*. Dies ist unweigerlich dann der Fall, wenn wir es mit einer Sequenz von Bildern zu tun haben, wie bei einer Ausstellung oder einem Buch. So ist das Kuratieren einer Foto-Ausstellung selbst schon eine Kunst, die viele Gestaltungsmöglichkeiten umfasst, gilt es doch, die vielen einzelnen Bilder zu gruppieren und zu positionieren – welche stehen am Anfang, in der Mitte oder am Ende der Ausstellung? –, ihre Reihenfolge im Einzelnen zu bestimmen, ihre Größenverhältnisse untereinander festzulegen, ihre Anordnung im Raum zu gestalten, ihre Beleuchtung zu justieren usw. Die konkreten Gestaltungsmaßnahmen erzeugen nicht nur einen ganzheitlichen ästhetischen Effekt der Ausstellung, sondern bringen die einzelnen Bilder auch miteinander in Zwiesprache. Eine wesentliche Aufgabe von Kurator*innen ist natürlich auch zu bestimmen, welche Bilder überhaupt gezeigt werden sollen – also sie zu suchen, zu beschaffen, auszuwählen bzw. auszusortieren. Gerd Hurm (2020) zeigt in einer systematischen Analyse, wie viele soziologisch relevante Entscheidungen des Kurators Steichen in „The Family of Man“ stecken. Wie erwähnt, traf Steichen aus Zehntausenden eine Auswahl von 500 Fotos für diese Ausstellung und berücksichtigte dabei 273 verschiedene Fotograf*innen aus 68 unterschiedlichen Ländern. Für die damalige Zeit bemerkenswert ist zum einen der erstaunlich hohe weibliche Anteil an Fotograf*innen, zum anderen auch – vor der Civil-Rights-Bewegung der 60er Jahre – der Einbezug afrikanisch-amerikanischer Fotograf*innen und Porträtierten, deren Fotos er zum Teil auch sehr prominent platzierte (z. B. Roy DeCarava, Consuelo Kanaga). Hurm weist ferner darauf hin, dass Steichen selbst eine zutiefst humanistische Gesinnung hatte, früh schon geprägt durch seine Mutter und seine sozialistisch engagierte Schwester, und dass er während seiner ganzen Karriere auch stets Fotograf*innen förderte (z. B. Dorothea Lange). So implizierte auch der Titel der Ausstellung, „The Family of Man“, keineswegs eine unreflektiert patriarchalische oder

kleinbürgerlich-amerikanische Ideologie von Familie, sondern spielte auf die proto-feministische Seneca Falls „Declaration of Sentiments“ von 1848 an, die postulierte, dass „the family of man“ die Gleichheit aller Männer und Frauen garantiere (vgl. Hurm 2020, S. 211). Was die Gleichberechtigung der Geschlechter anbelangt, war Steichen jedenfalls in Gesinnung wie Praxis seiner Zeit weit voraus.

Allerdings: Steichen ging nicht davon aus, dass die Besucher*innen diese Komplexität auch nur annähernd mitbekommen. Das Tempo und die Aufmerksamkeit, mit denen sie durch die Ausstellung schreiten, kann der Kurator nicht beeinflussen. Eine Ausstellung bietet neue Seh- und Reflexionsmöglichkeiten, bleibt aber per se ein demokratischer Prozess, in dem unterschiedliche kulturelle und politische Kontexte der Rezipient*innen vielfältige Interpretationen der Fotos hervorbringen (vgl. Hurm 2020, S. 225).

6. Zur Komplementarität von Soziologie und Fotografie

Steichen war ein Künstler – er hatte Freude an diesem offenen Interpretationsraum und dessen Unabschließbarkeit. Wissenschaftler*innen sind indessen bemüht, Bilder möglichst plausibel und präzise auszudeuten. So leisten Fotos dann einen Beitrag zur Soziologie, wenn sie deren Aussagen untermauern. Howard S. Becker, der sich früh mit Fotografie beschäftigte und sich auch selbst als Fotograf betätigte, betrachtet *Soziologie und Fotografie* jedenfalls *als komplementäre Verfahren, über die Gesellschaft zu berichten* (vgl. Becker 2007/2019). Sie können sich nur dann gegenseitig befruchten, wenn sie sich unmittelbar aufeinander beziehen. Zum einen kritisiert Becker (1974) an der dokumentarischen Fotografie, dass sie intellektuell und analytisch dünn sei. Die dokumentarischen Fotograf*innen (und erst recht die Fotojournalist*innen) würden zu wenig tiefeschürfendes, differenziertes und sophistiziertes Wissen erwerben von den Leuten und den Tätigkeiten, die sie fotografieren. Stattdessen operierten sie mit unzumutbar simplen Theorien und würden inständig dieselben Statements wiederholen. Dabei bezog er sich auf prominente dokumentarische Fotograf*innen, deren Bilder im MoMA auch als „Kunst“ ausgestellt wurden. Zum anderen kritisiert er auch Ethnograph*innen, die manchmal unhaltbare Interpretationen ihrer Fotos machten und – wie die dokumentarischen Fotograf*innen – weder die epistemologischen Annahmen noch die impliziten Theorien und kulturellen Ideologien ihrer Sehweisen hinterfragten. Becker verlangt demgegenüber, dass *Fotografie von soziologischen Fragen und soziologischen Theorien angeleitet* werde und eruiert Wege, wie visuelle Evidenzen mit theoretischen Konzepten verbunden werden können. Er schlägt vor, dieselben Fragen zu stellen wie Everett Hughes (1971): Welche Typen von Personen gibt es im betreffenden Feld? Welche Erwartungen gibt es in welchen Situationen?

Gibt es typische Verstöße gegen diese Erwartungen? Herrschen Routinen vor, wie man solche Konflikte klärt und ausgleicht? Solche Fragen verbinden die Beobachtungen unweigerlich mit theoretischen Konzepten, wie Statusgruppen, Normen, Regeln, Abweichung und Regelverletzung, Sanktionen und Konfliktlösung. Soziolog*innen sollten daher immer fragen, welche Frage kann mir ein Foto beantworten? Oder: Welche Aussage kann ein Bild plausibel erhärten?

Wie könnte eine solche *produktive Verbindung von Soziologie und Fotografie* konkret aussehen? In seinem Aufsatz „*Visual Evidence*“ erläutert Becker (2002), warum er das Buch von John Berger und Jean Mohr über Wanderarbeiter in Europa (Berger/Mohr 1975) für ein perfektes Beispiel einer solchen Verbindung hält:

„It makes an analytic argument about the organization and functional significance of migrant labor for host countries, labor-exporting countries and for the migrants themselves. It provides solid textual and photographic evidence for that argument. The photographs seem unquestionably to contribute to the argument’s credibility“ (Becker 2002, S. 4), they represent „specific generalizations [...] they show us real instances of what the text talks about“ (Becker 2002, S. 11), they tell us that the abstract tale „has a real, flesh and blood life“ (Becker 2002, S. 11).

Als weiteres gelungenes Beispiel nennt Becker (2007/2019) Douglas Harpers (1981) Studie über einen Tramp, den dieser quer durch Amerika als Kumpel begleitete. In seiner Dissertation, die er bei James Spradley schrieb, trennte Harper aus formalen Gründen die soziologische Analyse von seinen Fotos, die er als zweiten Band veröffentlichte; in der Buchpublikation jedoch integrierte er sie, wie ursprünglich geplant. Denn seine Fotos sind nicht einfach nur Illustrationen zum Text, sondern sie bilden einen integralen Bestandteil der soziologischen Untersuchung selbst. Sie beinhalten soziologische Ideen, die von Laienbetrachter*innen nicht unmittelbar erkannt, im Text aber näher erläutert werden. Und wiederum stehen die Fotos auch untereinander im Dialog und informieren einander. Harper ist diesen Weg, Fotografie und soziologische Analyse miteinander zu verbinden, weitergegangen und hat die wesentlichsten seiner Studien in seinem Buch „*Visual Sociology*“ (Harper 2012) dargestellt.

Wie sehr Fotografie die soziologische Theoriebildung anregen kann, zeigt sich auch bei Pierre Bourdieu, dessen fotografische Arbeiten trotz der starken internationalen Rezeption seines Werks weitgehend unbeachtet geblieben sind. Vor allem sei der systematische Stellenwert übersehen worden, den die Fotografie als Forschungsinstrument im Bourdieu’schen Werk einnimmt (vgl. Schultheis 2017). Während seines Militäraufenthalts in Algerien in den 1950er Jahren begann sich Bourdieu für die Kultur der Kabylen zu interessieren und schuf ein reichhaltiges soziohistorisches Bildmaterial, das werkgeschichtlich außerordentlich interessant ist: Zum einen bildet es konkretes Anschauungs-

material zu seinen Texten über Habitus und Ethos des vormodernen Menschen und der ihm eigenen Würde; zum anderen dokumentiert es den gesellschaftlichen Wandel mit seinen Ungleichzeitigkeiten von Moderne und Tradition. Dabei ließ er sich von soziologischen Fragen leiten, beispielsweise: Würde er die Clan-Struktur, die er auf dem Friedhof vorfand, auch auf dem lokalen Markt wiederfinden? Schultheis (2017) arbeitet eine ganze Reihe verschiedener Aspekte heraus, die in seinem persönlichen Austausch mit Bourdieu über dessen Umgang mit Fotografie in seiner Forschung zur Sprache kamen, wie etwa Fotografie als Mittel der Spurensicherung, als ethnografisches Notebook, als materiale Ethnologie, als Objektivierung und Schärfung des Blicks. Das Fotografieren als visuelle Form der Objektivierung sozialer Wirklichkeit bewirkte beim Philosophen Bourdieu eine „Konversion des Blicks“, durch die er zum Sozialwissenschaftler wurde und seine eigene biografische Flugbahn und soziale Identität in neuer Perspektive sah. Vom zusätzlichen Erkenntniswert der Fotos war Bourdieu überzeugt, sein soziologisches Verständnis entwickelte sich geradezu im Einklang mit seiner fotografischen Arbeit (vgl. Bourdieu 2003).

7. Fazit

Inspiziert von Angelika Poferls Plädoyer für mehr Experimentalität, Kreativität und Innovation in der Soziologie und für ein stärkeres Zusammenwirken von Wissenschaft und Kunst bin ich der Frage nachgegangen, wie Soziologie und Fotografie einander ergänzen und befruchten könnten. Zunächst habe ich nachgezeichnet, wie lange der Weg der Fotografie bis zur Anerkennung als eigenständige Kunstgattung war und wie sehr dies auch das Verdienst von Edward Steichen war. Dessen weltberühmte Kunstaussstellung „The Family of Man“ nahm ich sodann zum Anlass, meine Überlegungen zu konkretisieren und zu vertiefen. Dabei hat sich zum einen gezeigt, wie sehr sich intellektuelle Diskurse von der Anschaulichkeit der Bilder entfremden und verselbstständigen können (Barthes), zum anderen aber auch, wie man anhand dieser Fotoausstellung ganz andere, neuartige Sehweisen entwickeln kann (Horkheimer). Dann bin ich der Frage nachgegangen, was ein Foto per se aussagen kann. Jedes hat zwar einen Bedeutungskern, der sich nicht erschöpfend durch Worte darstellen lässt, dessen Verweisungshorizonte aber interpretiert und spezifiziert werden müssen. So können die Bilder der Ausstellung die Botschaft von der Gleichheit und Gleichwertigkeit der Menschen nicht allein übermitteln – dazu müssen sie mit den Texttafeln in Zwiesprache treten. Kurator*innen wissen allerdings, dass auch die Fotos untereinander in Zwiesprache treten, weshalb sie sorgfältig positioniert, gruppiert und räumlich angeordnet und mit zusätzlichen Akzentsetzungen, wie Größenverhältnissen und allenfalls spezifischer Beleuchtung, versehen werden. Hurms (2020) Analyse zeigt, wie viele soziologisch

relevante Überlegungen in die Gestaltung der Ausstellung eingeflossen sind. Wie die Besucher*innen in Zwiesprache mit den Ausstellungsobjekten treten, lässt sich indes nur sehr begrenzt steuern: Eine Ausstellung bleibt immer ein demokratischer Prozess, weil verschiedene Rezipient*innen Fotografien jeweils ganz unterschiedlich interpretieren.

Während der Künstler Steichen diese offenen Interpretationsräume und die Unabgeschlossenheit liebte, sind visuelle Soziolog*innen eher daran interessiert, einen bildgestifteten Sinnzusammenhang soziologisch zu interpretieren und diese spezifische Interpretation hinreichend zu plausibilisieren und zu verfestigen. Howard S. Becker empfiehlt daher, dass die Fotografie von soziologischen Fragen und soziologischen Theorien angeleitet und visuelle Evidenzen mit theoretischen Konzepten verbunden werden sollen. Auf diese Weise sind Soziologie und Fotografie nämlich komplementär und können sich gegenseitig befruchten. Eine visuelle Soziologie konnte sich bislang allerdings lediglich marginal etablieren; der Großteil der akademischen Soziologie hat den Bezug zur konkreten Anschaulichkeit des sozialen Lebens längst verloren. Sich mehr der Fotografie zu widmen und sie in der ethnographischen Forschung einzusetzen, entspricht jedenfalls durchaus Poferls Forderung nach mehr Experimentaltät und Innovation in der Soziologie.

Doch hat solcherart Fotografie noch etwas mit Kunst zu tun? Wenn das Merkmal von Kunst tatsächlich ihre Zwecklosigkeit wäre, „l'art pour l'art“, wie es Bourdieu (1999) behauptet, dann fielen Fotos aus sozialwissenschaftlicher Forschung definitiv nicht darunter. Doch so einfach ist es nicht. Wie wir gesehen haben, entstand die dokumentarische Fotografie der 1930er Jahre im Dienste sozialreformerischer Zwecke, doch aufgrund ihrer Qualität erlangten viele Fotos später Kunststatus. Auch Becker verwendet für seine Argumentation Fotos, die im MoMA ausgestellt waren. Die Bedeutung konkreter Fotografien hängt von ihrem jeweiligen Verwendungszusammenhang in sozialen Organisationen ab. So kann dasselbe Foto in einen Kontext als „dokumentarisch“, in einem anderen Kontext als „photojournalistisch“ und in einem dritten Kontext als „visuelle Soziologie“ interpretiert werden (vgl. Becker 2007/2019, S. 189 ff.). Oder in einem vierten Kontext, möchte ich hinzufügen, eben als „Kunst“. Für die Soziologie steht sicherlich im Vordergrund, ob ein Foto etwas Gesellschaftliches repräsentiert. Dies ermöglicht den Anschluss an einen soziologischen Diskurs. Ob das Foto auch „Kunst“ ist, sollen die Kunstsachverständigen entscheiden. Doch warum sollten Fotos aus sozialwissenschaftlicher Forschung a priori keine Kunst sein? Soziolog*innen sind doch so sehr um höchstmögliche Qualität ihrer Daten bemüht – warum sollten sie nicht auch gute Fotos machen? Oder dafür die Kooperation mit einem Profi-Fotografen eingehen? Eine Ambition bezüglich der Qualität sozialwissenschaftlicher Fotos könnte jedenfalls die Brücke zur Fotografie als Kunst bauen.

Der umgekehrte Weg ist möglicherweise einfacher. Denn die gemäß Poferl (1999, S. 363) „beobachtbaren Prozesse der Verwissenschaftlichung und der damit verbundenen Diffundierung wissenschaftlicher Kategorien und Erkenntnisrahmen in gesellschaftliche Räume hinein“ hat zu einer Soziologisierung der Gesellschaft geführt. Die heutigen dokumentarischen Fotograf*innen sind keine Autodidakt*innen mehr wie jene in den 1930er Jahren; heutzutage sind sie häufig akademisch geschult und für soziologische Fragestellungen sensibilisiert, und zudem können sie oft selbst gut schreiben. Immer mehr zeigen gute Fotoreportagen nicht nur exzellente Bilder, sondern beinhalten auch Texte, die auffallende Ähnlichkeiten mit soziologischen Ethnographien aufweisen. Neuartige Zusammenarbeitsformen zwischen Soziolog*innen und Fotograf*innen bilden jedenfalls im Sinne Poferls ein experimentelles Praxisfeld, das es verdient, weiter exploriert zu werden.

Literatur

- Baatz, Willfried (2008): *Geschichte der Fotografie*. Köln: DuMont
- Bailey, Fenton/Barbato, Randy (2016): *Mapplethorpe: Look at the Pictures*. USA/Deutschland: Dokumentarfilm
- Barthes, Roland (2010): *Mythen des Alltags*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (Frz. Original 1957: *Mythologies*. Paris: Editions de Seuil)
- Beck, Ulrich (1988): *Gegengifte. Die organisierte Unverantwortlichkeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Becker, Howard S. (1974): *Photography and Sociology*. In: *Studies in the Anthropology of Visual Communication* 1, H. 1, S. 3–26
- Becker, Howard S. (2002): *Visual Evidence: A Seventh Man, the Specified Generalization, and the Work of the Reader*. In: *Visual Studies* 17, H. 1, S. 3–11
- Becker, Howard S. (2007/2019): *Erzählen über Gesellschaft*. Eingeleitet und herausgegeben v. Reiner Keller. Wiesbaden: Springer VS (Engl. Original: *Telling About Society*. Chicago/London: Chicago University Press, 2007)
- Berger, John/Mohr, Jean (1975): *A Seventh Man: A Book of Images and Words about the Experience of Migrant Workers in Europe*. Harmondsworth: Penguin
- Bourdieu, Pierre (1999): *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (2003): *In Algerien. Zeugnisse der Entwurzelung*, hrsg. v. Schultheis, Franz/Frasinghelli, Christine. Graz: Camera Austria (2. Auflage: Konstanz: UVK, 2009)
- Bourdieu, Pierre/Haacke, Hans (2005): *Freier Austausch. Für die Unabhängigkeit der Phantasie des Denkens*. Frankfurt a. M.: Fischer
- Collier, John Jr. (1967): *Visual Anthropology. Photography as a Research Method*. New York: Holt, Rinehart and Winston
- Cremonini, Andreas/Klammer, Markus (2020): *Bild-Beispiele. Zu einer piktoralen Logik des Exemplarischen*. München: Wilhelm Fink
- Damrosch, David (2000): *Meetings of the Mind*. Princeton: Princeton University Press

- Denzin, Norman (2003): *Performance Ethnography: Critical Pedagogy and the Politics of Culture*. Thousand Oaks/London/Delhi: Sage
- Eberle, Thomas S. (2017): *Fotografie und Gesellschaft. Theoretische Rahmung*. In: Ders. (Hrsg.): *Fotografie und Gesellschaft. Phänomenologische und wissenssoziologische Analysen*. Bielefeld: transcript, S. 11–70
- Eberle, Thomas S. (2018): *Die gesellschaftlichen Gebrauchsweisen der Fotografie*. In: Autenrieth, Ulla/Klug, Daniel/Schmidt, Axel/Deppermann, Arnulf (Hrsg.): *Medien als Alltag. Festschrift für Klaus Neumann-Braun*. Köln: Herbert von Halem, S. 122–151
- Feyerabend, Paul (1984): *Wissenschaft als Kunst*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Finnegan, Cara A. (2003): *Picturing Poverty: Print Culture and FSA Photographs*. Washington D.C.: Smithsonian Institution Scholarly Press
- Harper, Douglas (1981): *Good Company*. Chicago: University of Chicago Press
- Harper, Douglas (2012): *Visual Sociology*, Oxon/New York: Taylor & Francis/Routledge
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1994): *Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung*. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 307–314
- Horkheimer, Max (1958/1989): *Eröffnung der Foto-Ausstellung *The Family of Man – Wir alle**. In: Ders. (1989): *Gesammelte Schriften*. Bd. 13. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 30–37
- Hughes, Everett C. (1971): *The Sociological Eye*. Chicago: Aldine
- Hurm, Gerd (2018): *Reassessing Roland Barthes's Myth of *The Family of Man**. In: Hurm, Gerd/Reitz, Anke/Zamir, Shamoan (Hrsg.) (2018): *The Family of Man Revisited. Photography in a Global Age*. London/New York: I.B. Tauris, S. 23–45
- Hurm, Gerd (2019): *Edward Steichen. Lëtzebuerger Biografien*. Luxembourg: Editions Saint-Paul
- Hurm, Gerd (2020): *The Family of Man (1848/1955): Feminist Foremothers, Women's Rights, and Human Rights*. In: Schmidt, Kerstin (Hrsg.): *The State of Human Rights: Historical Genealogies, Political Controversies, and Cultural Imaginaries*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, S. 209–234
- Hurm, Gerd/Reitz, Anke/Zamir, Shamoan (Hrsg.) (2018a): *The Family of Man Revisited. Photography in a Global Age*. London/New York: I.B. Tauris
- Hurm, Gerd/Reitz, Anke/Zamir, Shamoan (Hrsg.) (2018b): *Introduction*. In: Hurm, Gerd/Reitz, Anke/Zamir, Shamoan (Hrsg.): *The Family of Man Revisited. Photography in a Global Age*. London/New York: I.B. Tauris, S. 1–21
- Latour, Bruno/Weibel, Peter (2005): *Making Things Public. Atmospheres of Democracy*. Karlsruhe: ZKM Center for Art and Media; Cambridge, Mass; London: The MIT
- Müller, Michael (2012): *Figurative Hermeneutik. Zur methodologischen Konzeption einer Wissenssoziologie des Bildes*. In: *Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung* 13, H. 1, S. 129–161
- Poferl, Angelika (1999): *Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive „experimenteller Soziologie“*. In: *Soziale Welt* 50, H. 4, S. 363–372
- Poferl, Angelika (2014): *Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. Zu den Voraussetzungen und Freiheiten einer nicht ganz so einfachen Beziehung*. In: Ebert, Johannes/Zell, Andrea (Hrsg.): *Klima Kunst Kultur. Der Klimawandel in Kunst und Kulturwissenschaften*. Göttingen: Steidl-Verlag in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut, S. 16–25
- Poferl, Angelika/Keller, Reiner (2017): *Die Wahrheit der Bilder*. In: Eberle, Thomas S. (Hrsg.): *Fotografie und Gesellschaft. Phänomenologische und wissenssoziologische Analysen*. Bielefeld: transcript, S. 305–315

- Schultheis, Franz (2017): Die Kamera im Dienste soziologischer Objektivierung: Pierre Bourdieus fotografisches Archiv. In: Eberle, Thomas S. (Hrsg.): Fotografie und Gesellschaft. Phänomenologische und wissenssoziologische Analysen. Bielefeld: transcript, S. 147–162
- Schultheis, Franz/Single, Erwin/Egger, Stephan/Mazzurana, Thomas (2015): Kunst und Kapital. Begegnungen auf der Art Basel. Köln: Verlag der Buchhandlung Walther König
- Soeffner, Hans-Georg (2006): Visual Sociology on the Basis of “Visual Concentration”. In: Knoblauch, Hubert/Schnettler, Bernt/Raab, Jürgen/Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Video Analysis. Methodology and Methods. Qualitative Audiovisual Data Analysis in Sociology. Frankfurt a. M.: Peter Lang, S. 209–218
- Sontag, Susan (1980): Über Fotografie. Frankfurt a. M.: Fischer
- Steichen, Edward (1903): “Ye Fakers.” In: Camera Work 1, S. 48
- Steichen, Edward (1939): The F.S.A. Photographers. In: U.S. Camera Annual 1939, ed. By Tom Maloney. New York: Morrow, S. 43–66
- Valance, Hélène (2018): Nocturne: Night in American Art, 1890–1917. New Haven: Yale University Press
- Whelan, Richard/Josephy, Jennifer (1995): Alfred Stieglitz: A Biography. Boston: Little Brown & Co

Existenzialer Skeptizismus¹

Vorschläge zu einem protosoziologischen Orientierungsrahmen

Ronald Hitzler

„Was, Du Mistviech, Du willst keinen Unsinn reden?
Rede nur Unsinn, es macht nichts.“²

1. Soziologische Attitüden

Existenzialer Skeptizismus, das klingt wie „hölzernes Eisen“, denn dem „dubito“ des Skeptikers schließt sich konsequenterweise kein „ergo“ an, sondern der Zweifels-Zweifel (und sei er dergestalt, dass es vielleicht doch Zweifel darüber gebe, dass die Tatsache des Zweifelns nicht zu bezweifeln sei). Andererseits setzt der Existentialist beim „cogito“ an (wenn auch, um es sogleich zu überschreiten): Die Existenz steht ihm nicht in Frage, sie erscheint und erhellt sich selbst, ist Gegen-Stands-los und mithin zweifelsfrei. Weil aber Existenz nicht gegeben, nicht „an sich“ ist, jedenfalls nicht das ist, was ist, sondern das dem Seienden sich Entziehende, die „zufällige“ Distanz, lässt sie sich auch verstehen als die radikale Infragestellung alles je Notwendigen, so wie sich der Skeptizismus andererseits als die reine Form existenzialen Be-Denkens anbietet:

-
- 1 Anmerkung der Hrsg.: Der vorliegende Beitrag erschien zuerst 1984 in *Sociologia Internationalis* 22, H. 2, S. 197–215, nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-55705. Wir danken dem Verlag Duncker & Humblot für die freundliche Genehmigung zum Abdruck. Für den vorliegenden Abdruck haben wir nach Möglichkeit die Literaturangaben aktualisiert bzw. komplettiert. Außerdem haben wir einen kurzen Absatz und eine Fußnote mit Passagen eingefügt, die Ronald Hitzler später zum Thema Skeptizismus formuliert hat. Das ist entsprechend gekennzeichnet.
 - 2 Augustinus-Zitat von Ludwig Wittgenstein im Zusammenhang mit der Feststellung, dass alles nur a priori Unsinn sein könne, was über das Existieren jenseits der Sprache gesagt werden kann, dass aber der Versuch, es zu sagen, selbst auf etwas hindeute. Zitiert nach Waismann (1967, S. 67 f.) durch Hans Peter Duerr in seinem Habilitationsvortrag „Die Angst vor dem Leben und die Sehnsucht nach dem Tode“ an der Gesamthochschule Kassel am 4. Februar 1981 (vgl. Duerr 1982, S. 65).

als das Vermögen grundsätzlicher Verneinung. Existentialismus thematisiert zuvörderst die Möglichkeit des Fragens. Und dieses Fragens würdig wird dem Skeptizismus jede Möglichkeit.

Ein solch widersinniges Unternehmen, eine solche intellektuelle Frivolität aber dem soziologischen Stande als Orientierungsrahmen anbieten zu wollen, deutet das nicht zumindest auf Tollerei hin, wenn nicht gar auf Schlimmeres? Klopft hier etwa wieder einmal ein Handlungsreisender in Sachen Absurdität an die erkenntnistheoretische Hintertür erfahrungswissenschaftlichen Wohlverhaltens? Dräut gar der dämonische Versuch, in dürftiger Zeit das empirische Öl auf den Wogen unserer akademischen Reputation metaphysisch abzufackeln?

Solche und andere Fragen hoffe ich, nicht nur im folgenden Text,³ zum Teil beantworten, zum Teil weiterschwelen lassen zu können.

1.1 Programmatischer Entwurf (Vor-Satz)

Um das präliminarische Küchenlatein gleich in eine ausdrückliche Demutsgeste überzuleiten: Ich will mich hier nicht etwa in fachphilosophische Diskurse mengen; ich will die einschlägige Ideengeschichte weder aufarbeiten noch gar weiterführen – und schon gar nicht will ich im Kantischen Sinne Kritik üben (also den epistemologischen Geltungsbereich systematischer Theorien einer anderen Disziplin zu prüfen versuchen). Was hier geleistet werden soll, hat wesentlich bescheidenere Dimensionen: Dieser Beitrag handelt – programmatisch – von programmatischen Attitüden, von Grundhaltungen, die Soziologen gar so fremd nicht sind, deren sie sich im „Normalbetrieb“ aber vielleicht doch nicht so im „notwendigen“ Maße gewärtig scheinen. Spezifischer gesprochen geht es um die – nicht ganz neue – Frage, wie eine sinn-verstehende Soziologie sinnvollerweise zu betreiben sei.⁴ Mithin versteht sich der Beitrag – in seinen

3 Der die überarbeitete und erweiterte Fassung eines Referates darstellt, das ich am 16.10.1982 beim 21. Deutschen Soziologentag zu Bamberg in der Ad-hoc-Gruppe *Soziologie und philosophische Anthropologie* vorgetragen habe.

4 Gemeinsam verständigen mag sich die – durchaus heterogene, um nicht zu sagen: zersplitterte – verstehende Soziologie wohl noch darauf, dass das individuelle Handeln das (jedenfalls logische) Fundament sozialer Wirklichkeit(-en) sei. Im Übrigen aber gilt die Aufmerksamkeit des „mainstream“ in diesem grünen Tal der Profession vorwiegend der Verfeinerung der Frage, wie sich die erhandelten sozialen „Tatsachen“ auf das subjektive Handeln auswirken, während die naheliegende Gegenfrage, welche Vermögenlichkeiten subjektiver Handlungskompetenz gegenüber sozialen Tat-Sachen eignen, zumeist nur formalistisch, formell oder gar nicht gestellt wird. Es finden sich aber auch Wasserlöcher, ja sogar Rinnsale der „Ketzerei“, die dem – auch soziologisch – Rechnung zu tragen suchen, dass den „Objektivitäten“ nur ein parasitärer Status, dass ihnen jedenfalls keine von Subjektivität ablösbare Existenzweise zukommt (vgl. hierzu evtl. auch Hitzler 1982, bes. S. 136).

darstellenden Teilen – *auch* als ein Baustein zu einer bislang nur umrisshaft erkennbaren „Soziologie des Verstehens“.⁵ Er kann also sowohl als (bescheidener) Teil einer vom Verfasser grundsätzlich anerkannten soziologischen Forschungsaufgabe als auch als grundlegender Vor-Teil vor der Forschungsaufgabe „Soziologie“⁶ gelesen werden.

Ein solches Programm nun bezieht sich selbst-verständlich auf das Postulat der grundsätzlichen „Verstehbarkeit“ menschlicher Praxis. Und die entscheidende, an das Subjekt dieser Praxis zu richtende Frage ist, ob ihm bewusst sei, „dass die gesellschaftliche Welt, wie auch immer objektiviert, von Menschen gemacht ist – und deshalb neu von ihnen gemacht werden kann.“ (Berger/Luckmann 1969, S. 95) Eine solche aufklärerische Grundeinstellung des Soziologen zu seinem Gegen-Stand hat jene erkenntnistheoretische Konsequenz, die sich bei Peter Berger und Thomas Luckmann in der bekannten Konstruktions-Dialektik verdichtet, und die von Konrad Thomas so formuliert worden ist: „Unabhängig davon, dass jedes Individuum *in* einem Kollektiv, einer Gruppe, einer Institution lebt, muss es als diesem Kollektiv *gegenüber* gedacht werden, um dann an der Tatsache festzuhalten, dass das ‚In‘ und das ‚Gegenüber‘ einander bedingen.“ (Thomas 1981, S. 142; vgl. auch Berger/Luckmann 1969, S. 65; vgl. weiterhin Luckmann 1980, S. 199) In diesem dialektischen Spannungsverhältnis aber muss sich *auch* der Soziologe erkennen: In der *uneingeschränkten* Anerkennung des bekannten Weber’schen Wertfreiheitspostulates verfehlen die Sozialwissenschaften diese existenziale Problematik ebenso wie in der programmatischen Gegenposition, der normativen Einbindung soziologischer Forschungsarbeit in – notwendigerweise partikulare – Interessenzusammenhänge alltäglicher Praxis.

1.2 Wissenschaftliche Wirklichkeit (Spiel-Regeln)

Wenn überhaupt, so lässt sich unter Soziologen, nach ihrer sozialen Funktion befragt, noch am ehesten Einigkeit feststellen hinsichtlich der Notwendigkeit, je gesellschaftlich konstruierte Wirklichkeiten mit ihren eigenen Spiel-Regeln zu konfrontieren – und mithin das innewohnende Maß an „Beliebigkeit“ zu ent-

5 Damit beziehe ich mich auf eine programmatische Skizze von Hans-Georg Soeffner, die „eine systematische, wissenschaftliche Rekonstruktion des Verstehens als Handlungs- und Geschichtskonstitutivum“ vorschlägt (vgl. Soeffner 1981, S. 331). Ein solches Programm müsste natürlich auch die professionelle Selbstreflexion, also eine (historisch und strukturell verstandene) Soziologie der verstehenden Soziologie umfassen, etwa im Verstande der von Ilja Srubar vorgelegten ideengeschichtlichen Analysen (vgl. als aktuellstes Beispiel Srubar/Bergmann 1985).

6 Als „Anmerkung“ zu den neuen Aufgaben einer „Wissenschaftsphilosophie“, wie sie von Thomas Luckmann gefordert worden ist (vgl. Luckmann 1974, bes. S. 21).

decken. Andererseits aber lässt sich eine gewisse institutionalisierte Gedankenlosigkeit soziologischer Praxis bezüglich der eigenen, professionellen Spielregeln, die die alltäglichen ja zu entzaubern trachten, nur schwerlich übersehen. Diese erkenntnistheoretische Unbefangenheit, die weite Teile unserer Zunft selbstredend mit anderen (den meisten anderen) Disziplinen teilen, ist selbst in hohem Maße reflexionswürdig und reflexionsbedürftig.⁷

Soziologie ist ja wohl unbestreitbar ein, wenn auch im Vergleich zu anderen Wissenschaften vielleicht (noch) verhältnismäßig „unordentliches“ System von gesellschaftlichem Sonderwissen, eine institutionalisierte Veranstaltung von Experten, die sich, ob sie es nun selber wahrhaben oder nicht, vor allem damit befassen, was Alfred Schütz „Konstruktionen zweiten Grades“ genannt hat (vgl. etwa Schütz 1971b, S. 7 und 68):⁸ Mit der Beschreibung, der Analyse und – gelegentlich – der Kritik gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktionen ersten Grades.

Die Ablösung dieser Re-Konstrukteure, dieser Expertengemeinschaft für Soziales, von der mehr oder minder schmutzigen Arbeit in den Werkstätten alltäglicher Wirklichkeitsproduktion ist also ein höchstwahrscheinlich analytisch nicht zu umgehender, erkenntnisträchtiger Schritt. Hans-Georg Soeffner zufolge beruht nämlich „the routinization of common sense knowledge and action [...] on the implicit presupposition that not everything has to be said or asked for.“ (Soeffner 1982a, S. 11; vgl. auch Soeffner o. J., S. 5) Solcher (alltäglicher) Routinisierung aber ist soziologisches Denken idealerweise geradezu entgegengesetzt. Im Normalbetrieb unserer Wissenschaft jedoch lässt sich oft unschwer auch eine *soziologische* Routinisierung erkennen, die sich unfähig zeigt, sich an ihren eigenen Leisten zu messen. Die Ablösung soziologischer Einsichtnahme von den Ein-Sichten ihres Gegen-Standes, als welchen sie sich auch selbst zu vergegenwärtigen hat, erfolgt also weder völlig noch überhaupt nicht, findet vielmehr stets vorübergehend und verhältnismäßig (nämlich relativ zum alltäglichen, pragmatischen Wirklichkeits-Verstehen) statt.

Dieser Prozess von Ablösung und Eingliederung ist ein unbestimmtes Prinzip, das sich am Eigen-Sinn des Gegen-Standes orientiert. Jeder Versuch, ihn zu schematisieren, hingegen bedeutet einen Starr-Sinn der Soziologie. Die Erscheinungsweisen dieses grundsätzlichen Verhältnisses entsprechen vielmehr

7 Darauf hat nicht zuletzt Thomas Luckmann wiederholt hingewiesen: z. B. in Luckmann (1974, 1979a), „Phänomenologie, Sozialwissenschaft und Alltagsleben“ in Luckmann (1980), Luckmann (1981a). Und um auch sogleich etwa keimenden Missverständnissen vorzubeugen: Ich plädiere nicht für mehr soziologische Selbstbespiegelung, sondern dafür, im Spiegel, den wir „den anderen“ qua Profession vorzuhalten uns gehalten wännen, auch die eigenen Maskeraden mit anzuschauen.

8 Mit den Implikationen der Konstruktionshierarchie für die Schütz'sche Theorie hat sich Ingeborg Helling auseinandergesetzt (vgl. Helling 1979).

den situativen Umständen – sie sind erhandelbare und zu erhandelnde: Sie sind, zuvörderst, Definitionsprobleme – aber mit höchst realen Folgen: Eine Situation als Situation zu erfassen, ist ein reflexiver Akt. Reflexion aber ist eine Bezugsgröße, eine gedankliche Verbindung nichtidentischer Phänomene. Soziologische Reflexion, die ob der dialektischen Einheit der Disziplin mit der allgemeinen sozialen Praxis stets (wenn auch gemeinhin in einem nicht-thetischen Sinne) Selbst-Reflexion ist, muss – will sie unbegründeten, ja unbedachten Gewissheitsannahmen, will sie also erkenntnistheoretischer Gedankenlosigkeit entgehen – *vor* (und, gleichsam als „Zusatzschleife“, auch *während*) der Analyse konkreter Thematik die grundstrukturellen Möglichkeiten und Grenzen von „Gesellschaftlichkeit“ überhaupt – und damit auch die diese Gesellschaftlichkeit logisch konstituierenden subjektiven Bewusstseinsleistungen – be-denken.

Und diese Notwendigkeit legt eben einen Orientierungsrahmen der vielfältigen soziologischen Praxis nahe, der etwa folgendem Forschungsverständnis entspricht: 1. Es gibt keine uninteressanten gesellschaftlichen Phänomene. 2. Alle gesellschaftlichen Phänomene sind Gegen-Stände. 3. Alle Gegen-Stände haben einen Eigen-Sinn. 4. Der Eigen-Sinn ist zu verstehen. 5. Verstehen deutet Daten. 6. Zur Erzeugung von Daten gibt es Methoden. 7. Es gibt keine schlechten Methoden. 8. Es gibt einen gedankenlosen Umgang mit Methoden und Daten. 9. Ein Mittel gegen Gedankenlosigkeit ist die Bereitstellung einer Formalsprache. 10. Eine Formalsprache dient dem Be-Denken als Matrix. 11. Eine Matrix für die Sozialwissenschaften bezieht sich auf die unveränderlichen Strukturen menschlichen In-der-Welt-seins. 12. Menschliches In-der-Welt-sein ist auch Gestimmtheit und Geschichtlichkeit. 13. Die unveränderlichen Prinzipien von Gestimmtheit und Geschichtlichkeit müssen in eine sozialwissenschaftliche Matrix einbezogen werden. 14. Der Eigen-Sinn des Gegen-Standes zeigt sich in der Spannung zwischen methodischer Analyse sozialer Phänomene, grundlegenden Strukturen des In-der-Welt-seins und der existenziellen Befindlichkeit des erkennenden Subjekts.

2. Skeptische Distanz

Der Vorschlag, existenzialen Skeptizismus als Orientierungsrahmen der Soziologie anheimzustellen, ist deshalb in der Hauptsache der Versuch, die soziologische Praxis für sich selbst aufzuklären – und im Übrigen eine ethische Maxime mit generativer Struktur: als Grundkonzept für den soziologischen Praktiker jederzeit erkenn- und auf konkrete Situationen je aktuell anwendbar (vgl. Soeffner 1982a, S. 19).

2.1 Rationale Auslegung („Hermeneutik“)

Soziologie, oder jedenfalls eine im weiteren Sinne als „verstehende“ sich verstehende Soziologie ist nicht zuletzt eine Bewusstseinshaltung, die aus der etwa von Max Weber und Alfred Schütz empfohlenen „künstlichen“ Distanznahme des Wissenschaftlers gegenüber der alltäglichen Praxis herrührt. Diese kognitive Haltung lässt sich als methodischer (nicht etwa methodologischer) Skeptizismus bezeichnen. Als entschiedener Verfechter dieser Attitüde dürfte Peter Berger allgemein bekannt sein: Seine „Einladung zur Soziologie“ ist vor allem ein geistreiches Plädoyer für den individualistischen Skeptizismus als einer Art „Standesmoral“: Für Berger ist der Idealsoziologe sowohl tolerant als auch potentiell subversiv. Er ist tolerant, weil er kraft seiner distanzierten Einsichtsfähigkeit den komödiantischen Charakter der Dramen menschlichen Miteinanders erkennt; und er ist subversiv, weil er die Relativität sozialer Gewissheiten durchschaut: Alles Mögliche ist möglich – aber auch das jeweilige Gegenteil ist nicht weniger möglich. Alles, was ist, ist zweifelhaft – aber ebenso alles, was (noch) nicht ist.

Solches soziologisches Selbst-Verständnis „entzaubert“ die Welt und nötigt damit gleichsam das selbstreflexive erkennende Subjekt zu einer gegenüber allem gesellschaftlich gegebenen skeptizistischen Einstellung. Der Soziologe, so können wir Bergers berufsständisches Bewusstsein paraphrasieren, der Soziologe sollte füglich an allem zweifeln – nur daran nicht, dass er an allem zweifeln sollte (vgl. Berger 1973, aber auch Berger/Kellner 1984).⁹

Was nun für Peter Berger eine eher willkürliche Grundhaltung, ist für Hans-Georg Soeffner eine erkenntnistheoretische Notwendigkeit vor der Frage nach der Möglichkeit von Sozialwissenschaft überhaupt, was ihn, folgerichtig, ebenfalls zu einem methodischen Skeptizismus führt: „Der soziale und vor allem humane Sinn dieser Haltung besteht in ihrer reinigenden Wirkung: Sie fungiert als eine Art Abfuhrmittel gegen das Grundsätzliche.“ (Soeffner 1982b, S. 44)¹⁰

9 Vor seinem Lieblingsthema, der Religion, bröckelt Bergers skeptizistische Attitüde übrigens etwas ab: Zwar zweifelt er in häretischer Manier an institutionalisierten Formen von Religiosität, kaum aber an der Erfahrung des Numinosen selbst. Hierin (vielleicht nur hierin) scheint Luckmann (wenigstens was sein *religionssoziologisches* Denken angeht) „skeptischer“ als Berger, denn er akzeptiert – als Soziologe – keine religiöse „Substanz“, sondern vermag nur gesellschaftliche Funktionalität von Religion zu beschreiben, nämlich die der stimmigen Verortung des Einzelnen im sozialen Gefüge (vgl. dazu aus der Vielzahl der Veröffentlichungen z. B. Berger 1970 und Luckmann 1967).

10 Vgl. auch Soeffner (1982a, S. 17): „The common sense concept of reality consists in the repression of existing doubt [...]. The scientific concept of reality, in turn, consists in maintaining doubt about ‚secure‘ facts: in searching for conditions of the possibility of constituting a social intersubjectively experienced reality.“ Auch Edmund Husserl, das sei hier ver-

In diesem von mir gemeinten Verstande bewegt sich die als „Skeptizismus“ bezeichnete Attitüde natürlich nicht auf den Höhen, ja wohl kaum in den Niederungen der mehr als zweitausendjährigen Tradition philosophischen „Zweifels“. Der hier angedeutete Skeptizismus ist vielmehr, ganz im Sinne Christoph Wilds, als eine gegenüber ihren eigenen aufweisbaren Schwierigkeiten unkritische skeptische Position zu verstehen, als, wenn schon nicht, wie Reiner Cramer meinte, „metaphysische“, so doch jedenfalls als soziale Bosheit (vgl. Wild 1980, S. 3; vgl. Craemer 1974, S. 28) Als eine solche destruktive Gesinnung, als unsystematische aber auch unermüdliche Nörgelei scheint der Skeptizismus nicht nur die Philosophiegeschichte verunsichert zu haben, sondern schon in archaischen Gesellschaften unangenehm aufgefallen zu sein: Der Skeptiker – im universalhistorischen Verstande – durchschaut Wirklichkeit als je gesellschaftlich konstruierte und damit als dem individuellen Bewusstseinszugriff empirisch, aber nicht logisch vor-geordnete. Das heißt, er unterstellt einer jeglichen sozio-historisch ver-ordneten Realität, dass sie ontologisch jedenfalls sinnlos sei.

Dieser Generalzweifel enthebt ihn der kognitiven Identifikation mit seiner situativen Wirklichkeit und entbindet ihn zugleich von der Notwendigkeit eigener systematischer Sinn-Setzung. So wächst dem Skeptizismus ein spielerischer Charakter zu, eine Beliebigkeit hinsichtlich des Sich-Einlassens auf Regeln und Normen. Skeptizismus ist mithin die Manifestation der kognitiven Freiheit, sich zeitweilig und erkenntnisstrategisch einzulassen auf und wieder herauszutreten aus kulturellen Beziehungsgefügen (vgl. hierzu Hitzler 1983, v. a. Abschnitt 4.1.)

Skeptizismus als soziologische Attitüde wollen wir also jene Haltung nennen, die mehr oder minder beharrlich mehr oder minder alle sozialen Tat-Sachen mehr oder minder in Frage stellt, und damit beansprucht, die dem Alltagsverstand verdeckten Zusammenhänge der sozialen Praxis beschreiben und analysieren zu können. Gesellschaftliche Wirklichkeit wird so dem Skeptiker gleichsam zum „Text“, zu einer ontologisch „unwesentlichen“ Ver-Wirklichung menschlichen Bewusstseins. Er tritt aus dem „Buch der Geschichte“ heraus und interpretiert aus methodologisch gesichert scheinender Entfernung das routinisierte Geschehen der indexikalisch eingerichteten Alltagswelt:¹¹

merkt, hat einen methodischen Skeptizismus zumindest als Ausgangspunkt reflexiver Erkenntnis gefordert. Für Husserl lag die Funktion der skeptizistischen Einstellung, wie später eben auch für Berger und Soeffner, darin, die Naivität und pragmatische Borniertheit des Alltagsverstandes zu decouvrieren und das Bewusstsein von Vor-Urteilen zu reinigen (vgl. Husserl 1954, v. a. S. 77).

11 Peter Gross (1981) hat neuerdings die traditionsreiche Idee „Wirklichkeit = Text für den Wissenschaftler“ wieder aufgegriffen und die daraus resultierenden Implikationen veranschaulicht. Auch Hans-Georg Soeffner (z. B. 1979 und 1982b) vertritt das sogenannte „her-

„Alltägliches Handeln muß *notwendigerweise* mit Gewißeiten operieren, muß Selbstverständlichkeiten voraussetzen, muß auf moralischen Urteilen aufrufen, muß Routinen beinhalten (was alles noch überhaupt nichts Inhaltliches festlegt). Soziologie als ‚Entzauberung‘ dagegen kann nur gelingen, wenn sie allen diesen Pragmatismen mit skeptischen bzw. skeptizistischen Vorbehalten begegnet. [...] Soziologie ist also vor allem eine besondere theoretische Einstellung, die wir als methodischen, d. h. als beabsichtigen und systematisch eingesetzten *Skeptizismus* bezeichnen können. Dieser methodische Skeptizismus ist eine Art von künstlicher ‚Dummheit‘, von absichtlicher Naivität, weil er, um Verhältnisse und Zusammenhänge besser durchschauen zu können, freiwillig so tut, als ob ihm das, was man einfach weiß (und wissen muß, um mit den anderen leben zu können), unbekannt sei. Dadurch kann – praktisch vor der Folie des künstlichen Nichtwissens – das alltägliche, in der Gesellschaft übliche Wissen, auf das sich das *Interesse* des Soziologen richtet, deutlicher zutage treten. Tatsächlich ist die Haltung des Skeptizismus natürlich nicht *nur* absichtliche Dummheit, sondern *auch* das vorübergehend ausgeklammerte, aber eben doch vorhandene Wissen. Der Skeptizismus ist im Kern also die Erfahrung, die aus der Spannung *zwischen* dem, was man weiß, und dem, was man erfährt, wenn man so tut, als ob man nichts weiß, herrührt. Soziologie im skizzierten Sinne beginnt also mit einem scheinbar (oder unscheinbar) naiven *Fragen* aufgrund einer expliziten und systematischen ‚Ungläubigkeit‘ gegenüber gesellschaftlich vorhandenen und individuell zuhandenen Gewißeiten. Vielleicht läßt sich also die *ideale* soziologische Einstellung [im nochmaligen Aufgreifen einer weiter oben bereits verwendeten Formulierung] so formulieren: *Als Soziologe [oder Soziologin; Anm. d. Hrsg.] sollte man an allem zweifeln – nur daran nicht, daß man an allem zweifeln sollte.*“ (Hitzler 1986, S. 58)¹²

meneutische Paradigma“, das wiederum Thomas Luckmann (1981b) unlängst, unter Hinweis auf „die Unterschiede der Sinnkonstitution im sozialen Handeln im allgemeinen und der Bedeutungskonstitution in kommunikativen Akten“ mit einem „eingeschränkten Nein“ beschieden hat. Wie immer aber diese Diskussion auch ihren Fortgang nehmen wird, jedenfalls sind sich alle Beteiligten darin einig, dass wissenschaftliche „Interpretation“ aller etwaigen Subjektivismen zu entkleiden sei (was mit dem methodischen Skeptizismus des praktischen unengagierten erkennenden Subjektes korrespondiert): „Die Kunstlehre der Interpretation braucht nicht den Künstler, sondern den Analytiker.“ (Soeffner 1982b, S. 35) Schon 1932 wandte sich ja bekanntlich Alfred Schütz, seine (in Schütz 1981 dokumentierte) „Bergson-Phase“ mit Husserl überschreitend, entschieden gegen intuitionistische Verstehenskonzeptionen und versuchte stattdessen, den subjektiven Sinn sozialen Handelns objektiv, also durch rationale Urteilsvollziehung, zu rekonstruieren (vgl. Schütz 1974, bes. S. 275).

- 12 Anmerkung der Herausgeberin und Herausgeber: Das voranstehende Zitat aus dem zwei Jahre später erschienenen Text zur „Künstlichen Dummheit“ wurde von uns an dieser Stelle eingefügt. Die „Attitüde der künstlichen Dummheit“ (Hitzler 1986) hat Ronald Hitzler später auch mit „Dummheit als Methode“ (Hitzler 1991) beschrieben: „Damit ist nichts anderes gemeint, als daß ich in der theoretischen Einstellung (hier also bei der Auswertung meines – wie auch immer garteten – Materials) all jenes Wissen, das ich alltäglich so

2.2 Systematische Grundlegung (Mundanphänomenologie)

Der bislang am weitesten gediehene Ansatz zur erkenntnistheoretisch bedachten, systematischen Begründung solcher, von Soeffner summarisch als „sozialwissenschaftliche Hermeneutik“ vereinnahmten, Geisteshaltung ist die mundanphänomenologische Beschreibung lebensweltlicher Grundstrukturen durch Alfred Schütz und Thomas Luckmann (1979 und 1984). Dieser Beitrag zu einer „mathesis universalis der Sozialwissenschaften“ nimmt Bezug auf die Grundthese, dass alle gesellschaftlich konstruierte Wirklichkeit aufruht auf der subjektiven Orientierung in der Welt; dass sich Wirklichkeit konstituiert aus subjektiven Bewusstseinsleistungen, die aber grundsätzlich nur als „typische“ rekonstruierbar sind. Sinn, insbesondere der „typische“ fremde Sinn, ist somit das wesentliche, das „erste“ Problem für alles Erklären von Sozialwelt, da diese sich eben aus Handlungen und Handlungssedimenten aufbaut und durch soziales Handeln erhalten oder verändert wird (vgl. z. B. Soeffner o. J., und Soeffner 1982b).

Die in den „Strukturen der Lebenswelt“ ausgearbeitete Mundanphänomenologie versteht sich also *nicht* als soziologische Methode, sondern als *protosoziologisches Deskriptionsverfahren*, das der soziologischen Arbeit vorauszugehen und als eine Art „Matrix“ für die Erfahrungswissenschaft vom Menschen zu gelten hat¹³ Invariante Merkmale von Phänomenen werden mit der Methode „eidetischer Reduktion“ so, wie sie dem subjektiven Bewusstsein unter Ausklammerung sowohl sozio-historischer Variationen als auch der Frage nach dem Wirklichkeitsstatus erscheinen, beschrieben. Als Ergebnis erscheint das von Husserl so genannte „Reich ursprünglicher Evidenzen“, die strukturierte, fundamentale Lebenswelt (vgl. Husserl 1954, S. 130).¹⁴ M. a. W.: Die Mundanphänomenologie beansprucht, auf dem Wege kontrollierter Verallgemeinerung zur untersten Schicht nichtspekulativer Sinn-Rekonstruktion vorzudringen, die universalen Strukturen der subjektiven Konstitution von Welt aufzudecken.

routinisiert, so fraglos habe (und das ich auch brauche und gebrauche, um überhaupt mit anderen Menschen einigermaßen ‚gelingend‘ zusammenleben zu können), absichtsvoll ausklammere und mich möglichst ‚naiv‘ stelle. Durch eine solche methodologische Haltung systematischen Zweifels gegenüber dem je Selbstverständlichen nämlich (der somit in Teilen mit dem korrespondiert, worauf auch ethnomethodologische ‚Experimente‘ gemeinhin abzielen) läßt sich klären, wie alltägliches Wissen um und über unsere Erfahrungen sich konstituiert.“ (Hitzler 1991, S. 297)

13 Vgl. hierzu z. B. Luckmann (1979a, S. 197 f., 201 f. und 204; 1980, bes. S. 49 und 54), aber auch Srubar (1983).

14 „Lebenswelt“ ist also von der ganzen über Schütz zu Husserl reichenden Tradition „fundamentalistisch“ verstanden, was, wie Ulf Matthiesen nachgewiesen hat, bei der neuerdings erfolgten „Wiederentdeckung“ des Begriffs durch Jürgen Habermas ausgeblendet bzw. ins Gegenteil verkehrt worden ist. (vgl. Matthiesen 1983, bes. S. 156; vgl. auch Hitzler/Honer 1984).

Das Bedürfnis nach einer erkenntnistheoretisch bedachten Begründung der Sozialwissenschaften – ganz im Sinne einer skeptizistischen Bewusstseinshaltung – scheint also durch die protosoziologische Wissens- und Handlungstheorie Schützens und seiner Nachfolge durchaus befriedigbar zu sein. Aber das Beharren auf Objektivität qua Typisierung führt Schütz von der realen, eben auch Geschichtlichkeit und Gefühle in sich bergenden Existenz, vom Eigen-Sinn des Gegen-Standes, weg und hin zu einem rational konstruierten Homunculus, einem leblosen Menschenmodell (vgl. Schütz 1971b, S. 47 und S. 294).¹⁵ Mit mundanphänomenologischer Schützenhilfe wandelt sich der soziologische Skeptiker unversehens zum Demiurgen: Die Problematik objektiver Geltungsansprüche von Sinn-Deutungen wird postulativ zugunsten des Sozialwissenschaftlers als dem Konstrukteur zweiten Grades entschieden; die lebendige Fülle des In-der-Welt-seins wird mundanphänomenologisch eingeschränkt auf das Raster kognitiver Rationalität.¹⁶ Die tatsächlich statthabende, je aktuelle Konstruktion von Wirklichkeit entgeht den mundanphänomenologischen Beschreibungskriterien: erst als geronnene ist sie ihr thematisierbar.

3. Existenzielles Engagement

Die Mundanphänomenologie, die systematische Grundlegung der „sozialwissenschaftlichen Hermeneutik“, hat also eine Ex-post-Perspektive. Sie erfasst „im Nachhinein“ das Tat-Sächliche in seinen typischen Gestaltungen, verfehlt aber jegliche untypische Vermöglichkeit.¹⁷ Mit anderen Worten: Um unsere gesellschaftliche Existenz zu verstehen, bedarf es mehr an Vorarbeiten als die Auflistung der *kognitiven* Strukturen der Lebenswelt. Die Dimension der Gefühle etwa wird von den sich auf Kognitionen beschränkenden Positionen „sozialwissenschaftlicher Hermeneutik“ gemeinhin entschieden vernachlässigt. Sie

15 Schütz und Luckmann stützen sich, daran soll hier erinnert werden, ja auch selber nachhaltig auf die Tradition philosophischer Skepsis: auf den „probabilistischen“ Skeptizismus des Carneades, der im Wesentlichen darauf pocht, nur die *methodische Kontrolle* als Kriterium für Meinungen zu akzeptieren. Am „dritten Beispiel“ des Carneades entwickeln Schütz und Luckmann die Modalitäten der „Relevanz“ (vgl. Schütz/Luckmann 1979, S. 225–276; vgl. auch Schütz 1979a, S. 44–50).

16 Dabei sei an eine, hierfür bezeichnende, Rüge erinnert, die Edmund Husserl seinem seinerzeitigen Doktoranden Günther Anders erteilt hat: „Ein Phänomenologe tanzt nicht und zuallerletzt kostümiert.“ (Anders 1982, S. 242; vgl. auch Markowitz 1979, S. 57)

17 Auch wenn Schütz einen „offenen Horizont“ attestiert: „Die Möglichkeit, die Lebenswelt zu überschreiten, gehört zur ontologischen Struktur der menschlichen Existenz“ (Schütz 1971a, S. 180). Vgl. hierzu auch Matthiesen (1983, S. 169) zum „Nutzen“ des Lebensweltbegriffs, sowie die Einschätzung der Schütz'schen Fundierungsleistung durch Srubar (1981, bes. S. 104).

suchen zwar z. B. das „Wie“ situativer Relevanzen zu klären, das „Warum“ aber, das uns Aufschluss zu geben vermöchte über Problemfelder wie Entfremdung, Unwahrhaftigkeit, Uneigentlichkeit usw., wird nicht oder bestenfalls am Rande thematisiert. Ohne vehementen Einbezug der Emotionalität etwa aber bleiben eben wesentliche, konstitutive Aspekte des In-der-Welt-Seins verborgen (vgl. hierzu beispielsweise Wolff 1978, S. 513).¹⁸ Mithin: Die mundanphänomenologische Regionalontologie ist mit einigen existenzialontologischen Fragezeichen zu verstehen.¹⁹

3.1 Emotionale Zuwendung (Existenzialphänomenologie)

Der Ansatzpunkt der Existenzialontologie ist das Bewusstsein, und „Bewusstsein“ ist für die verstehende Soziologie *die* zentrale Kategorie: Auch „Lebenswelt“ konstituiert sich dadurch, dass sich Intentionalität auf unbestimmtes „Sein“ projiziert: Bewusstsein *ist* als intentionales, als „von etwas“ es Transzendierendem. Und dieses Transzendierende ist „an sich“ unbestimmt, undifferenziert, gestaltlos, sinnlos; es wird als „Etwas“ vom Bewusstsein gesetzt. Nicht konstituiert hingegen ist das Bewusstsein in seiner aktuellen Intentionalität, vielmehr ist es – als konstituierendes – allen konstitutiven Akten stets in einem nicht-thetischen Sinne mit-gegeben.

Im Rekurs auf Jean-Paul Sartre verstehen wir also Bewusstsein als substantielles „Nichts“, als reine Negation des An-sich-seins, als reine Intentionalität: Bewusstsein ist die „zufällige“ Möglichkeit des Be-Fragens, der negierenden Distanznahme, die in einem das Sein und das Nichts setzt und so *als* Freiheit sich konstituiert. Bewusstsein ist, was es nicht ist, ist nicht hinterfragbar in seiner Zufälligkeit: „Der Mensch ist keineswegs *zunächst*, um *dann* frei zu sein, sondern es gibt keinen Unterschied zwischen dem Sein des Menschen und

18 Die skeptisch distanzierte, kognitivistische „Hermeneutik“ muss etwa „Sprachkompetenz von Produzenten und Interpretieren“ unterstellen. (vgl. Soeffner o. J., S. 12). Allseitige Sprachkompetenz können wir aber nicht uneingeschränkt hypostasieren, sobald das Erkenntnisinteresse über die – grundstrukturell erfassbare – normalisierte „Alltäglichkeit“ hinausweist: Nicht alle „Produzenten“ sind sprachkompetent, und die „Interpretieren“ sind zumindest *nicht immer* sprachkompetent. Uneingeschränkt kann „Kompetenz“ nur gegenüber dem „unterstellt“ werden, was *allen* Menschen gemeinsam ist: gegenüber ihrer „zufälligen“ Vermöglichkeit, zu handeln. Deshalb ist auch die Interaktionskompetenz des Sozialwissenschaftlers skeptisch zu beargwöhnen. Die „Hermeneutik“ muss in einem „Verstehen“ fundiert werden, das „tiefer“ ansetzt als die Sprache; vielleicht in einem solchen: „Wer aber dem Wahnsinn und dem Tod in die Augen geschaut hat, für den haben Tod und Wahnsinn vieles von dem Schrecken verloren, der immer wieder den überfällt, der stets im Alltag verbleibt.“ (Duerr 1982, S. 70; vgl. auch S. 67)

19 Offenbar entgegen Luckmanns Auffassung, dass es Schütz gelungen sei, eine „Wissenschaftskritik anzubieten [...] ohne existenzialistische oder andere irrationalistische Quasi-Alternativen“ (vgl. Luckmann 1971, S. 15; vgl. hierzu auch Hitzler 1982, S. 152 ff.).

seinem ‚Freisein‘.“ (Sartre 1962, S. 66)²⁰ – Bewusstsein kann also niemals identisch werden mit der Welt; es ist stets über das hinaus, dessen es gewahr wird: Es ist zu allem in Distanz und sich selber nur gegeben in dieser, ja *als* diese Distanz. Es ist ein Mangel an Sein. Susan Sontag hat einmal die Konsequenz dieses hier nur angedeuteten Verhältnisses von An-sich und Für-sich so beschrieben: „Sartres Lösung für die Qual des Bewusstseins, das mit der brutalen Realität der Dinge konfrontiert wird, heißt Kosmophagie, das Verschlingen der Welt durch das Bewusstsein.“ (Sontag 1980, S. 118)

Wir alle aber kennen auch Erlebnisse, die eher auf eine gegenteilige Erfahrung hinweisen: auf die des Ausgeliefertseins an die Welt, worin immer diese sich uns auch mitzuteilen scheint. Das eben beschreibt Sartre als jene Wahrnehmungsweise, auf die unser Bewusstsein spontan mit Gefühl, bzw. mit Gefühlen reagiert (vgl. Sartre 1982).²¹ Auch Gefühle sind intentionale Akte, sind bewusst. Sie sind sinnhaft, und dieser ihr Sinn ist eine Konstitutionsleistung des Bewusstseins: eine, allerdings spontane, Deutung intentionaler Gegebenheiten. Gefühlsreaktionen sind, im Sinne Sartres, „magisch“: ein spontaner Versuch, Phänomene, die sich der Kontrolle des Bewusstseins eigen-sinnig zu entziehen scheinen, zu „entwirklichen“. Sie sind nichtreflexive Bewusstseinsakte, die darauf abzielen, eine als sich verselbständigend erfahrene Realität zu negieren, sie neu zu bestimmen. Mit anderen Worten: Das, was die Situation „umtreibt“, wird als jenseits der subjektiven Handlungsabsichten geschehend erfahren. Dies gilt für „negative“ ebenso wie für „positive“ Gefühle und beschreibt den emotionalen Bewusstseinszustand keineswegs als „minderwertig“, sondern lediglich als vom rein pragmatischen unterschieden. Die intentionale Struktur des Gefühls entspricht mithin, phänomenologisch gesprochen, der Bewusstseinstatsache, dass der Lauf der Welt nicht identisch ist mit unseren Absichten und Entwürfen.

Gefühle sind also nichts, was dem Bewusstsein „von außen“ zugefügt bzw. hinzugefügt wird. Sie sind selbst Formen der Intentionalität des Bewusstseins. Nichtsdestotrotz ist der Erfahrungsgehalt von Emotionen der von Passivität, von mangelnder situativer Kompetenz, der aber, im Sinne Martin Heideggers, zu den existenzialen Weisen des In-der-Welt-seins gehört: „Die Stimmung überfällt. Sie kommt weder von ‚Außen‘ noch von ‚Innen‘, sondern steigt als Weise des In-der-Welt-seins aus diesem selbst auf.“ (Heidegger 1972, S. 136)

20 Vgl. auch Duerr (1974, S. 46 und S. 489): „Aber *was* kann es denn benennen oder bezeichnen, wenn nicht *etwas*? Nun – eben nichts!“

21 Meine hieran sich anschließenden, nur andeutenden Hinweise sollen lediglich daran erinnern, dass die Existenzialphänomenologie – im Gegensatz zur Mundanphänomenologie – zumindest in Ansätzen eine eidetische Beschreibung des Gefühls, als einem Modus der menschlichen Existenz, leistet.

3.2 Methodische Einbindung („Empathie“)

Auf die Bedeutung der Gefühlsdimensionen für die Sozialforschung nun hat vor allem die in den Vereinigten Staaten um sich greifende „existential sociology“ immer wieder hingewiesen – überraschenderweise ohne die von Sartre vorgelegte „Skizze zu einer Theorie der Emotionen“ nachhaltiger zu berücksichtigen. Das führte dann beispielsweise bei Jack D. Douglas und John M. Johnson zu einer gewissen thematischen Blickverengung, bei Edward A. Tiryakian zu theoretischer Konfusion und bei Kurt H. Wolff wenigstens dazu, dass er unter „seriösen“ Fachkollegen eines methodologischen Irrationalismus verdächtig ist.²²

Nichtsdestotrotz hat Kurt H. Wolff einen zumindest rezeptions- und diskussionswürdigen theoretisch-methodologischen Vorstoß in Richtung einer alternativen Sozialforschung unternommen, den er auch als solidere und zugleich radikalere, jedenfalls den Problemen unserer Zeit angemessenere Fortführung der in der phänomenologisch orientierten soziologischen Tradition begonnenen Erkenntnisarbeit verstanden wissen will (vgl. Wolff 1978, v. a. S. 513, 520, 525, 531 und insbes. 540; vgl. auch Stehr/Wolff 1981).²³

Kurt H. Wolff entwickelte, aus dem Unbehagen an verdinglichenden und antiemanzipatorischen Tendenzen der herkömmlichen Sozialforschung, eine von ihm als lehr- und lernbar postulierte Methode, die er „Hingebungs- und-Begriff“ („surrender-and-catch“) genannt hat. Diese Methode der Wirklichkeitserfassung soll wissenschaftliche Distanz *und* existenzielles Engagement in einer radikalen Infragestellung des je Gegebenen zusammenführen und eine sowohl fundamentale als auch spezifische Kritik un-menschlicher Verhältnisse und Entwicklungen ermöglichen. Der Evidenzanspruch dieses Entwurfs beruht auf dem als „allgemein-menschlich“ angesehenen Vermögen des wechselseitigen Sich-Erkennens im anderen. Diese Fähigkeit, die sich im Begriff des „amor intellectualis“ ausdrücken lässt, wird Wolff zum stärksten Vermögen gegen die aktuell krisenhafte Bedrohung des Menschen durch den Menschen, bzw. durch die von ihm erhandelten sozialen Tat-Sachen. „Hingebungs- und-Begriff“ ist ihm eine sozialwissenschaftliche Methode, die in beständiger Selbstreflexion naiven „Faszinationen“, wie sie seiner Meinung nach herkömmlichen Verfahren anhängen, entgeht und das menschliche Vermögen der „Liebe“ voll bewusst einsetzt als Instrument der tieferen Erkenntnis und radikalen Kritik. Ihre Grund-

22 Siehe Douglas/Johnson (1977), Tiryakian (1965) und Wolff (1976 bzw. 1968).

23 Ausführlich entwickelt hat Wolff sein Konzept v. a. in Wolff (1968, 1976). Es bestimmt aber auch zu guten Teilen den Duktus von Wolff (1974). In der hier gebotenen Kürze lässt sich der Wolffsche Ansatz verständlicherweise nicht explizieren. Ich verweise deshalb geflissentlich bis auf weiteres auf Hitzler (1981), aber auch nachdrücklich auf Ludes (1977, 1981).

idee ist, dass wir uns selbst am nächsten, wenn wir am wenigsten routinisiert, dass wir am ehesten wir selbst, wenn wir „außer uns“ sind.

Vor dem Hintergrund der Gefühlstheorie Jean-Paul Sartres nun zeigt sich Wolffs Entwurf als Ansatz, der jene spontanen, allgemein menschlichen Bewusstseinsakte, deren konstitutiver Gehalt von der herkömmlichen Sozialforschung fast unentwegt vernachlässigt wird, wohlbedacht berücksichtigt. Wolff versucht, die Tatsache des Ausgesetztseins nicht nur hinzunehmen, sondern sie als strategische Möglichkeit der Erkenntnis zu nutzen. Die Idee der „erkennenden Liebe“ (methodologisch eben als „Hingebungs-und-Begriff“ gefasst) ist ein Vorschlag an den Sozialwissenschaftler, darauf zu verzichten, die menschliche Wirklichkeit seinen wissenschaftlichen Normen zu unterwerfen, und sich stattdessen als ein eben auch emotional in die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit Eingebundener wiederzuentdecken. Kurt H. Wolff vertritt im Grunde eine Forschungsmethode, die wir, in Gegenüberstellung zum „labeling approach“, vielleicht „intrinsic approach“ nennen könnten – und die mit einer Äußerung Thomas Luckmanns über Paul Cezanne m. E. trefflich gekennzeichnet ist: „Es geht offenbar um eine Art der Wahrnehmung, die versucht, zur vorsprachlichen, durch kulturelle Traditionen noch nicht durchgeformten Sehensweise zurückzukehren. (Luckmann 1979b, S. 719)²⁴

Erste Überlegungen zur Formulierung eines „intrinsic approach“, die (im weiten Sinne) an Kurt H. Wolff anknüpfen, müssten auf der Prämisse beruhen, dass sich das erkennende Subjekt dem Gegen-Stand nicht von außen nähert (näher kann), sondern stets seine Teilnahme, sein In-Situation-sein, sein Mitsein realisiert. Alle konkrete Praxis wäre somit zunächst auf die Grundfragen der Existenz hin auszulegen. Diese existenziellen Bezüge zeigen sich andauernd im Gegen-Stande, im erkennenden Subjekt und in der Beziehung beider zueinander und zur sie umgebenden Wirklichkeit. Das wiederum erfordert eine Identifikation des erkennenden Subjektes mit seinem intentionalen Thema, also die Haltung der „Empathie“. Einfühlung, Gefühl wird damit zum Kennzeichen von Wissenschaftlichkeit, denn subjektive Erfahrung kommt der existenziellen Wahrheit näher als positivistischer Objektivismus. Das subjektive Sicheinlassen, die Hingebung, aber wird durch die Auslegung der Erfahrung zur mitteilbaren Erkenntnis, zum Begriff.

24 Eine solche Methode steht nicht nur in der Tradition des religiösen Mystizismus, sondern findet ihre Wurzeln auch bei Philosophen wie Friedrich Wilhelm Schelling und Sören Kierkegaard. Ontologisch begründet aber hat sie wohl Martin Heidegger, demzufolge im Fühlen eine das rein kognitive Wissen transzendierende Erkenntnisfähigkeit liegt (vgl. Heidegger 1972, S. 136 ff.).

4. Dialektisches Verstehen

In dem Maße aber (so behaupte ich), in dem die Forderung höherer Empfindsamkeit für die Erkenntnisträchtigkeit emotionaler Hingabe puristisch würde und andere Methoden zurückwies, verfehlte der „intrinsic approach“ die dialektische Struktur des In-der-Welt-seins: Die Alternative zur uninteressierten, skeptischen Distanz des Wissenschaftlers kann nicht in der (methodisch gemeinten) völligen „Auslieferung“ an seine emotionalen Vorgaben bestehen: Emotionen sind, wie wir gesehen haben, ontologisch nicht bedeutsamer oder „eigentlicher“ als Kognitionen; sie sind einfach eine *andere* Art und Weise des Weltverständnisses. Gefühle sind Teil der sozialen Praxis, und da Soziologie eben *sowohl* distanzierteres Be-Denken *als auch* eingebundener Bestandteil dieser sozialen Praxis ist, vermag eine Methode, wie die von Kurt H. Wolff vorgezeichnete, nicht nur empfindsamkeitssteigernd, sondern auch erkenntniserweiternd zu wirken. Aber sie ersetzt andere Methoden nicht.²⁵ Je weiter ihr Geltungsanspruch sich spannt, umso stärker konstituiert auch sie, wie die Mundanphänomenologie, eine Wirklichkeit nach ihrem Bilde.²⁶

4.1 Kritik der Purismen (Versuch zur Vereinigung)

Der Purismus sowohl des nur distanzierteren Skeptizismus als auch der des existenziellen Engagements macht den Soziologen in letzter Konsequenz entweder zum Demiurgen oder zum Gegen-Stands-losen Onanisten. Beide Positionen aber sind in Teilen und als Teile erkenntnistüchtig – und deshalb als Teilschritte in einem Verfahren verstehender Dialektik zu vereinigen:²⁷ „Verstehen“ beginnt in diesem Verstande mit dem Innewerden kognitiver und emotionaler Intentionalität und dem existenziellen Be-Denken dieser Erfahrung, schreitet dann fort zur phänomenologischen Beschreibung intersubjektiv wahrnehmbarer Formen derselben, analysiert ihre prinzipiellen und aktuellen Entstehungsbedingungen und „erklärt“ so, im Weber’schen Sinne, die konkreten Zusammenhänge. Die Klassifikation typischer Merkmale ermöglicht heuristi-

25 Das sieht m. E. auch Wolff selber so, wenn er schreibt: „Perhaps the Other’s subjective meaning can be attained if the approach is not purely cognitive [...] but *also* affective.“ (Wolff 1978, S. 520; Hervorhebung von mir)

26 Hypothetisch gesprochen: Derartige Verdinglichungen sind vielleicht die ironische Konsequenz *aller* monistisch orientierten Praxis, die sich als Gegenbewegung gegen eine als problematisch wahrgenommene Wirklichkeit durchsetzt. Es wäre zu prüfen, ob die „Gruppentheorie“ von Jean-Paul Sartre (entwickelt in ders. 1967) unter solchen Aspekten nicht auch nutzbringend auf eine Soziologie und Geschichte der Wissenschaft(-en) anwendbar wäre.

27 Für solches „dialektisches Verstehen“ im Anschluss an Jean-Paul Sartre (1964) habe ich auch schon in anderen Zusammenhängen plädiert (vgl. Hitzler 1978, bes. S. 8–14, Hitzler 1982, sowie Hitzler/Honer 1984, v. a. Teil V).

sche Verallgemeinerungen, die wiederum einfließen in ein erneutes Be-Denken anhand dieser Konstrukte zweiten Grades, welches nun den funktionalen Zusammenhang, die „Einbettungsproblematik“, thematisiert. Schließlich wird der gewonnene Erkenntnisbestand rückbezogen auf die existenzielle Befindlichkeit und ermöglicht so eine *exemplarische* Auslegung konkreter, alltäglicher Praxis.

Eine solche Dialektik versteht sich durchaus „hegelianisch“: als grundsätzlich nicht endende Kritik der einen Position durch die andere, wodurch die Systematik der jeweils erreichten Synthese fortschreitet ohne ein end-gültiges Niveau zu erreichen. So ist keine Position gänzlich wahr und gänzlich falsch, vielmehr ist jede relativ – und relativ gültig. Einzelne theoretische Positionen sind also zu verstehen als Darstellungen von Teilen, von Momenten der Dialektik, die wiederum selbst zugleich Methode und Leben, Deutung und Wirklichkeit, Theorie und Praxis ist. Das heißt, *ex negativo*, auch: Irgendeine Facette je er-handelter sozialer Wirklichkeit *nicht* (letztlich) dialektisch zu verstehen, verzerrt und verfälscht nicht nur den Gegen-Stand, sondern auch das je erkennende Subjekt. Darin liegt die tatsächliche „Gefahr der Reifikation“, in der Produkte wie Produzenten stehen (vgl. Luckmann 1974, S. 31).

Die emphatische Einlassung von Berger und Luckmann, wonach „die theoretische Orientierung der Sozialwissenschaften [...] dringend einen Schuss Dialektik“ brauche (Berger/Luckmann 1969, S. 199), bekommt so eine recht praktische Wendung: Wir haben als die für uns entscheidende Frage die nach dem Bewusstsein des Menschen ob seiner Handlungskompetenz skizziert und als Postulat die Verstehbarkeit menschlicher Praxis angenommen. Und dies wiederum hat eine Begründungsaufgabe nach sich gezogen, die offensichtlich logisch *vor*, tatsächlich aber auch (als „Reflexionsschleife“) *an* das soziologische Arbeiten gestellt ist: Die Frage nach der Erkennbarkeit der ontologischen Struktur der Existenz selber, mithin das, was Martin Heidegger eben „*existenziales Verstehen*“ genannt hat (vgl. Heidegger 1972, S. 12 f.; vgl. auch Hitzler 1981).

Die existenzielle Befindlichkeit, die Gestimmtheit, die sich der *nur*-rationalen Analyse entzieht, wohnt allem Dasein und aller Objektivation von Dasein inne und ist mithin verstehbar im Mit-sein. Sie ist zu ent-decken. D. h., alle Illusionen je gewordener gesellschaftlicher Wirklichkeiten sind zu entlarven, der existenzielle Grundstock ist wiederzugewinnen. Das existenziale Verstehen kennt aber eben nicht das dem Erkenntnisprozess enthobene, seiner existenziellen Verstrickungen entbundene, transzendente Ego (den reinen, distanzierten, „außerweltlichen“ Betrachter), sondern nur den notwendig (aufgrund der existenziellen Befindlichkeit „notwendig“) eingebundenen Teilnehmer, der (auch als skeptisch distanziert sich wählender Wissenschaftler) selber sehr wohl in „Illusionen“ verstrickt sein kann. Folglich zielt die Entlarvung nicht nur auf den zu erkennenden Gegen-Stand, sondern auch auf das erkennende Subjekt selber. Darin liegt der skeptische Gehalt existenzialen Denkens.

4.2 Wohlbedachte Grenzgängerei (Vermöglichkeit)

Für das Selbstverständnis des Soziologen bedeutet dies zunächst ganz einfach, dass sich der unserem Berufsstand idealerweise eignende Skeptizismus (gegenüber gesellschaftlich konstruierten Wirklichkeiten) auch gegen die Soziologie selber zu wenden hat. Diese Maßnahme ruht logisch auf der Erkenntnis, dass sowohl soziale Wirklichkeit als auch Soziologie – als Reflexion dieser Wirklichkeit und als Teil dieser Wirklichkeit – Weisen der Verwirklichung von, der Existenz intrinsischen, menschlichen Vermöglichkeiten sind.

Soziologie lässt sich so sinnvoll auffassen als ein geistiges Produkt von einschlägig „beglaubigten“ Spezialisten in bestimmten sozio-historischen Situationen, die einerseits den (Ideal-)Soziologen in vielfältiger Weise beeinflussen und auf die andererseits der Soziologe durch seine wissenschaftliche Praxis Einfluss nimmt. Soziologie ist also unzweifelhaft eingebunden in die konkrete soziale Praxis der konkreten historischen Situation. *Zugleich* (und nur zugleich) aber ist sie auch eine aus der alltäglichen Un-Bedenklichkeit abgelöste Entgegen-Setzung von gewissenhafter Befragung gegenüber fraglosen Gewissheiten – und damit (ob sie dieses „kosmologische Ansinnen“ nun zurückweist oder erträgt) eben auch von Vermöglichkeit gegen Wirklichkeit.

Existenziales Verstehen empfiehlt sich mithin als erste Aufgabe einer nicht-reduktionistischen Wissenschaft vom Menschen, die auf die Analyse der apriorischen Handlungskompetenz zielt, welche, in geschichtlicher Praxis sich objektivierend, den scheinbaren Sach-Zwängen alltäglichen Lebensvollzuges verfällt, sich also, obwohl faktisch stets vorhanden, nicht mehr praktisch – zu-handen – realisiert.

Es geht also, dies sei noch einmal festgehalten, in diesem Zusammenhang nicht darum, den Gegenstand der Sozialwissenschaften neu zu bestimmen, sondern darum, den Eigen-Sinn des Gegen-Standes zu verstehen. Verstehen aber heißt zuvörderst „*sich* ändern, über *sich* hinausgehen“ (Sartre 1964, S. 18; Hervorhebungen von mir). Forschungspraktisch realisiert sich die Orientierung am Programm eines „existenzialen Skeptizismus“ mithin folgerichtig als methodisches und methodologisches *Grenzgängertum*, als ständiges „Hin-und-Her“ zwischen Emotion und Kognition, zwischen Praxis und Reflexion, denn es geht darum, *sowohl* leidenschaftlich zu denken *als auch* genau zu fühlen, und „allein der Herumtreiber, allein der Herumgetriebene genießt die Chance der Vorurteilslosigkeit“ (Anders 1982, S. 319; vgl. auch S. 246).

Nur wer über ein Repertoire verfügt, vermag die Register zu ziehen. Oder, um Hans Peter Duerr, einen entschlossenen Verfechter wohlbedachter *proteischer Praxis* zu zitieren: „Nur wer den Zaun überschreitet, kennt die Bedeutung

der Dinge innerhalb des Zauns.“ (Duerr 1978, S. 94)²⁸ Nur wenn wir „Grenzgänger des Wissens“ sind, nur wenn wir uns befähigen, auf dem Instrumentarium menschenmöglicher Interaktions- und Kommunikationsformen zu spielen, erlangen wir tatsächlich situative Kompetenz in einem mehr als nur alltags- oder nur wissenschafts-pragmatischen Sinne. Nur wenn wir die evidente Spannung zwischen skeptischer Distanz und existenziellem Engagement thematisieren, um sie in einer dialektischen Praxis „aufzuheben“, überschreiten wir das je Vor-Gegebene und entdecken im Wirklichen das Mögliche.²⁹

Literatur

- Anders, Günther (1982): Ketzereien. München: C. H. Beck
Berger, Peter (1970): Auf den Spuren der Engel. Frankfurt a. M.: Herder
Berger, Peter (1973): Einladung zur Soziologie. München: List
Berger, Peter/Kellner, Hansfried (1984): Für eine neue Soziologie. Frankfurt a. M.: Fischer
Berger, Peter/Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a. M.: Fischer
Craemer, Heiner (1974): Der skeptische Zweifel und seine Widerlegung. Freiburg/München: Alber
Douglas, Jack/Johnson, John (Hrsg.) (1977): Existential Sociology. Cambridge: Cambridge University Press
Duerr, Hans Peter (1974): Ni Dieu – ni mètre. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
Duerr, Hans Peter (1978): Traumzeit. Frankfurt a. M.: Syndikat
Duerr, Hans Peter (1982): Satyricon. Berlin: Karin Kramer
Gross, Peter (1981): Ist die Sozialwissenschaft eine Textwissenschaft? In: Winkler, Peter (Hrsg.): Methoden der Analyse von Face-to-Face-Situationen. Stuttgart: Metzler, S. 143–168
Heidegger, Martin (1972): Sein und Zeit. 12. Auflage. Tübingen: De Gruyter
Heller, Agnes (1980): Historicity and Consciousness. In: Philosophy & Social Criticism Volume 7, H. 1, S. 1–16
Heller, Agnes (1982): A Theory of History. London/Boston/Henley: Routledge & Kegan Paul

28 Wo immer Duerr sich bislang äußert, stets bezieht er Stellung gegen die bequeme (alltägliche und wissenschaftliche) Neigung, Stellung zu beziehen. Das hat ihn zuerst für den seriösen Wissenschaftsbetrieb suspekt gemacht und dann zunehmend jene (spiritualisierten) „neuen Wilden“ argwöhnisch gestimmt, die ihn als einen der ihren in Anspruch zu nehmen getrachtet hatten (vgl. etwa Duerr 1982, S. 93 ff.). Die Idee des „Protean Man“ stammt übrigens von Robert Jay Lifton (1968).

29 Was in Hans Peter Duerrs oft lakonischem Jargon wohl hieß: „Ihr müsst halt ein bisschen loslassen.“ (Duerr 1982, S. 34; siehe auch S. 29 und S. 94) Ich vermute, dass eine solche „Weltsicht“ durchaus auch jener Denkweise sich nähert, die Agnes Heller als „reflexiv-generalisierendes Bewusstsein“ bezeichnet (vgl. bes. Heller 1980 und Heller 1982, v. a. Abschnitt I, Kap. 1).

- Helling, Ingeborg (1979): Zur Theorie der Konstrukte erster und zweiter Ordnung bei Alfred Schütz. Unveröffentlichte Dissertationsschrift. Konstanz
- Hitzler, Ronald (1978): Zur Dialektik von Identität und Entfremdung. Unveröffentlichte Magisterarbeit. Konstanz
- Hitzler, Ronald (1981): Die Hingebung und das Existenziale. In: Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hrsg.): Verkanteter Marxismus. Materialien zum Werk von Agnes Heller. Konstanz: Honersches Verlagskontor, o. S. [vgl. auch: Hitzler, Ronald: Die Hingebung und das Existenziale. Kurt H. Wolffs alternatives Forschungskonzept. In: Zeitschrift für philosophische Forschung (ZfphF), Band 40, H. 2, S. 272–282; Anm. der Hrsg.]
- Hitzler, Ronald (1982): Den Gegen-Stand verstehen. In: Soziale Welt 33, H. 2, S. 136–156
- Hitzler, Ronald (1983): Spiele mit der Wirklichkeit. In: Konkursbuch 11, S. 115–128
- Hitzler, Ronald (1986): Die Attitüde der künstlichen Dummheit. In: Sozialwissenschaftliche Informationen 15, H. 3, S. 53–59
- Hitzler, Ronald (1991): Dummheit als Methode: eine dramatologische Textinterpretation. In: Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 295–318
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1984): Lebenswelt – Milieu – Situation. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 36, H. 1, S. 56–74
- Husserl, Edmund (1954): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. In: Husserliana Bd. VI. Den Haag: Nijhoff
- Lifton, Robert Jay (1968): Protean Man. In: Partisan Review 35, S. 1–27
- Luckmann, Thomas (1967): The Invisible Religion. London/New York: Macmillan
- Luckmann, Thomas (1971): Einleitung. In: Schütz, Alfred: Das Problem der Relevanz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 7–24
- Luckmann, Thomas (1974): Das kosmologische Fiasko der Soziologie. In: Soziologie (Mitteilungsblatt der DGS), H. 2, S. 15–32
- Luckmann, Thomas (1979a): Phänomenologie und Soziologie. In: Sprondel, Walter/Grathoff, Richard (Hrsg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften. Stuttgart: Ferdinand Enke, S. 196–206
- Luckmann, Thomas: Cezanne, lyrisches Subjekt und Ich-Pol. In: Marquard, Odo/Stierle, Karlheinz (Hrsg.) (1979b): Identität. (Reihe ‚Poetik und Hermeneutik‘, Bd. VIII), München: Fink, S. 719–722
- Luckmann, Thomas (1980): Lebenswelt und Gesellschaft. Paderborn/München/Wien/Zürich: UTB
- Luckmann, Thomas (1981a): Eine phänomenologische Begründung der Sozialwissenschaften? (Vortrag beim Hegel-Kongress zu Stuttgart, Juni 1981) [vgl. Luckmann, Thomas 1984: Eine phänomenologische Begründung der Sozialwissenschaften? In: Henrich, Dieter (Hrsg.): Kant oder Hegel? Über Formen der Begründung in der Philosophie, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 506–518, Anm. der Hrsg.]
- Luckmann, Thomas (1981b): Zum hermeneutischen Problem der Handlungswissenschaften. In: Fuhrmann, Manfred u. a. (Hrsg.): Text und Applikation (Reihe ‚Poetik und Hermeneutik‘, Bd. IX). München: Fink, S. 513–523
- Ludes, Peter (1977): The Radicalness of Surrender. In: Sociological Analysis 38, H. 4, S. 402–408
- Ludes, Peter (1981): On Kurt H. Wolff's Work. In: Telos 49, S. 175–180
- Markowitz, Jürgen (1979): Die soziale Situation. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

- Matthiesen, Ulf (1983): *Das Dickicht der Lebenswelt und die Theorie des kommunikativen Handelns*. München: Fink
- Sartre, Jean-Paul (1962): *Das Sein und das Nichts*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt
- Sartre, Jean-Paul (1964): *Marxismus und Existentialismus*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt
- Sartre, Jean-Paul (1967): *Kritik der dialektischen Vernunft*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt
- Sartre, Jean-Paul (1982): *Skizze einer Theorie der Emotionen*. In: Ders.: *Die Transzendenz des Ego. Philosophische Essays 1931–1939*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 255–321
- Schütz, Alfred (1971a): *Das Problem der Relevanz*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Schütz, Alfred (1971b): *Gesammelte Aufsätze*. Bd. 1. Den Haag: Nijhoff
- Schütz, Alfred (1974): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Schütz, Alfred (1981): *Theorie der Lebensformen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979): *Strukturen der Lebenswelt*. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1984): *Strukturen der Lebenswelt*. Bd. 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Soeffner, Hans-Georg (1979): *Interaktion und Interpretation*. In: Ders. (Hrsg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: Metzler, S. 328–351
- Soeffner, Hans-Georg (1981): *Verstehende Soziologie – Soziologie des Verstehens*. In: Matthes, Joachim (Hrsg.): *Lebenswelt und soziale Probleme (Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980)*. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 329–331
- Soeffner, Hans-Georg (1982a): *Common Sense and Science*. In: Meja, Volker (Hrsg.): *Newsletter of the International Society for the Sociology of Knowledge* 98, H. 1 + 2, S. 9–23
- Soeffner, Hans-Georg (1982b.): *Prämissen einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. In: Ders. (Hrsg.): *Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie*. Tübingen: Narr, S. 9–48
- Soeffner, Hans-Georg (o. J.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik und Sprache*, Unveröffentlichtes Manuskript. Hagen
- Sontag, Susan (1980): *Sartres Genet*. In: Dies.: *Kunst und Antikunst*. München/Wien: Carl Hanser, S. 136–142
- Srubar, Ilja (1981): *Die Konstitution von Bedeutsamkeit im Alltagshandeln*. In: Sprondel, Walter/Seyfarth, Constanz (Hrsg.): *Max Weber und die Rationalisierung sozialen Handelns*. Stuttgart: Ferdinand Enke, S. 93–107
- Srubar, Ilja (1983): *Abkehr von der transzendentalen Philosophie: Zur philosophischen Position des späten Schütz*. In: Grathoff, Richard/Waldenfels, Bernhard (Hrsg.): *Sozialität und Intersubjektivität*. München: Fink, S. 68–86
- Srubar, Ilja/Bergmann, Jörg (1985): *Die Entdeckung des Alltags*, Konstanz (Manuskript). (Erscheint in einem von Karl-Siegbert Rehberg herausgegebenen Sammelband zur Geschichte der Soziologie, voraussichtlich Frankfurt a. M. 1985) [Trotz intensiver Bemühungen ist es uns nicht gelungen, das Buch ausfindig zu machen; vgl. aber Srubar, Ilja: *Die Entdeckung des Alltags durch die Sozialwissenschaften. Alfred Schütz als Beispiel von Sinnsuche in einer sinnentleerten Zeit*. In: Ders. *Phänomenologie und soziologische Theorie. Aufsätze zur pragmatischen Lebensweltheorie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 63–70
- Stehr, Nico/Wolff, Kurt H. (1981): *Wie ich zur Soziologie kam und wo ich bin. (Ein Gespräch)*. In: Lepsius, Rainer M. (Hrsg.): *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918–1945 (Sonderheft 23 der KZfSS)*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 324–346
- Thomas, Konrad (1981): *Zur Soziologie des Katastrophalen*. In: *Crisis. International Journal of Suicide and Crisis-Studies* 2, Heft 2, S. 130–151

- Tiryakian, Edward A. (1965): Existential Phenomenology and the Sociological Tradition. In: American Sociological Review 30, S. 674–688
- Waismann, Friedrich: Wittgenstein und der Wiener Kreis. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Wild, Christoph (1980): Philosophische Skepsis. Königstein/Ts: Hein
- Wolff, Kurt H. (1968): Hingebung und Begriff. Neuwied/Berlin: Luchterhand [gekürzte deutsche Ausgabe von Wolff 1976]
- Wolff, Kurt H. (1974): Trying Sociology. New York et al.: John Wiley & Sons
- Wolff, Kurt H. (1976): Surrender and Catch, Dordrecht/Boston: Pallas
- Wolff, Kurt H. (1978): Phenomenology and Sociology. In: Bottomore, Tom/Nisbet, Robert (Hrsg.): A History of Sociological Analysis, New York, S. 499–556

Die ideale Kommunikationssituation?

Ein Beitrag zur empirischen Wissenschaftstheorie¹

Hubert Knoblauch

1. Einleitung

Den Rahmen des Textes bietet die Festschrift für Angelika Poferl. Eine der für mich naheliegenden Möglichkeiten, die Fruchtbarkeit ihrer Forschung aufzuzeigen, wäre die Auseinandersetzung mit ihrer These zur „Kosmopolitik des Sozialen“, die nicht nur eine Weiterentwicklung der Beck’schen „nach-gesellschaftlichen Gesellschaftstheorie“ darstellt, sondern auch die These der Re-figuration aufnimmt (vgl. Poferl 2019). So fruchtbar diese Auseinandersetzung wäre, erscheint es mir doch angemessener, den offenen Rahmen des Sammelbandes für die Art von Versuch zu nutzen, die in der Wissenschaft nicht viel Platz hat. Es handelt sich gerade um das, was Angelika Poferl selbst als „experimentelle Soziologie“ fordert. Damit meint sie eine Soziologie, die erfinderisch und experimentierend ist, indem sie Selbstverständliches in Frage stellt und sich ebenso wie die Gesellschaft als einen Selbstversuch begreift, dabei aber den wissenschaftlichen Kriterien der Begründung, Plausibilisierbarkeit und Adäquanz verpflichtet bleibt (Poferl 2014). Insbesondere argumentiert sie für die „methodische Aufgabe einer grundsätzlich offenen und für Veränderungen zugänglichen Selbstbeobachtung soziologischer Praxis.“ (Poferl 1999, S. 370)

Ich gehe hier von der Beobachtung aus, dass die wissenschaftliche Kommunikation zunehmend von ökonomischen, politischen und anderen Anforderungen überformt wird, so dass sich die Frage neu stellt, was Wissenschaft ist. Wenn wir die Frage nach der Wissenschaft als Frage nach einer übersubjektiven Wahrheit fassen, dann geht es zwangsläufig um Kommunikation. Ich möchte die These aufstellen, dass die ideale Sprechsituation von Habermas eine sehr gute Voraussetzung für die spezifische Form der wissenschaftlichen Kommunikation bietet. Allerdings muss sie von den theoretischen Begrenzungen befreit werden, die der Überbetonung der Sprache zu verdanken sind.

1 Für die Korrektur danke ich Frederike Brandt und Ricarda Kaiser. Zu danken habe ich auch Nina Baur für die vielfältigen inhaltlichen Anregungen zur Wissenschaftstheorie.

Durch eine Tieferlegung des kommunikativen Handelns wird der Weg frei für eine Kommunikationssituation, die allerdings selbst nicht am Schreibtisch entworfen werden kann, sondern die sich in verschiedenen empirischen Formen in der sozialen Wirklichkeit findet.

In diesem Beitrag geht es also nicht in erster Linie um die Soziologie und ihre Wissenskulturen, wie sie von Keller und Pöferl (2016/2018) konzeptioniert wurden. Sie verfolgen damit eine soziologische Untersuchung der kommunikativen Konstruktion jener Wissensformen, die wir als soziologisch bezeichnen. Vermutlich lässt sich auch das, was wir „reflexive Methodologie“ (Knoblauch 2018) nennen, als Teil der Wissenskulturen der Soziologie ansehen, schließt sie doch die empirische Beobachtung der Methoden ein, die bei der empirischen Forschung eingesetzt werden. Im Unterschied zum epistemischen Interesse der Analyse soziologischer Wissenskulturen und ihrer Methoden geht es uns bei der reflexiven Methodologie nicht zuerst um die Objektivierung von theoretischem Wissen darüber, wie das Wissen der Soziologie erzeugt wird und was es also kennzeichnet. Indem sich die reflexive Methodologie auf die Methoden konzentriert, verfolgt sie überdies ein praktisches Interesse. Denn Methoden beschreiben nicht nur, sondern geben auch immer einen Weg vor, wie etwas gemacht werden soll. An diesem „Sollen“ erkennen wir einen normativen Aspekt, der zunächst auf nichts anderes hinweist, als dass die Methodenbücher die praktischen Vorgehensweisen wissenschaftlichen Forschens so anleiten, dass sie wiederholt und in diesem Sinne repliziert werden können. Sofern diese, wie alle Methoden, den Weg beschreiben, vorzeichnen oder gar festlegen, den das Forschungshandeln nehmen soll, sind sie selbst in einem alltäglichen wie auch soziologischen Sinne normativ: Sie beschreiben nicht nur, wie gehandelt wird, sondern auch: wie gehandelt werden soll.

Die Normativität der Methoden gilt weitgehend als unscheinbar, wurde jedoch auch schon von verschiedenen Seiten kritisiert: Dies gilt etwa für die Statistik, deren methodologischer Nationalismus immer wieder beanstandet wird. Auch die qualitativen Methoden sind Gegenstand der Kritik, wenn etwa die Abstammung des Interviews aus dem Verhör gebrandmarkt wird. So unerlässlich die Kritik der gesellschaftlichen Funktion der Methoden für eine reflexive Methodologie auch ist, die sich ihrer eigenen Konstruktionsweisen bewusst sein muss, so wenig sollte aber die Wissenschaft aus den Augen verlieren, was sie selbst ausmacht: Die Frage nämlich, ob und wie die Normen, die sie selbst anwendet und in ihrer Anwendung beschreibt, zu dem führen, was die Wissenschaft selbst auszeichnet.

Die Frage, was Wissenschaft auszeichnet, ist klassisch mit dem Begriff der Wissenschaftstheorie bezeichnet worden. Zumeist verstand man darunter aber das, was im Englischen bezeichnenderweise „Philosophy of Science“ heißt, also Wissenschaftsphilosophie. Die Wissenschaftsphilosophie, die ihren bedeutendsten Ausdruck vermutlich im kritischen Rationalismus Poppers fand (der

bekanntlich besonders im soziologischen Methodenstreit der 1960er Jahre von der kritischen Theorie herausgefordert wurde), erlebte ihre Hochzeiten in den 1970er Jahren. Seither wurde sie aber von der Wissenschaftsgeschichte und der Wissenschaftssoziologie stark herausgefordert. Diese haben zwischenzeitlich als „Science Studies“ (und, noch populärer, in den inter- und transdisziplinären „Science and Technology Studies“) deutlich die Oberhand gewonnen. Damit ist das empirische Wissen über die Wissenschaften, ihre Praktiken und die sie prägenden gesellschaftlichen Strukturen zwar enorm gewachsen; die praktische Frage der Wissenschaftstheorie, wie wir handeln sollen, wird von ihr jedoch nicht gestellt.

Mit dem Vorschlag der empirischen Wissenschaftstheorie soll diese Frage wieder aufgenommen werden. Die empirische Wissenschaftstheorie stützt sich einerseits auf die Wissenschaftsforschung, zielt aber andererseits auf die Frage, wie wir beim Forschen handeln und handeln sollen. Die Formulierung deutet schon an, dass diese Frage eine handlungstheoretische Perspektive voraussetzt. Um die Triftigkeit, Plausibilität oder/und Nachvollziehbarkeit von Beobachtungen, Aussagen und Schlüssen zu beurteilen, muss ein Subjekt (das über entsprechendes Wissen verfügt) wahrnehmen, nachdenken und mitteilen. Dies impliziert eine subjektive Perspektive, die von den in der Wissenschaftsforschung vorherrschenden Praxis- und Systemtheorien nicht eingenommen werden kann. Wissenschaftstheorie schließt aber auch ein, dass wir mit der Frage nach dem richtigen wissenschaftlichen Handeln auch das klären, was die Wissenschaft ausmacht. Wir wollen dabei keineswegs ausschließen, dass die Wissenschaft ein grundlegend gesellschaftliches und damit von der Gesellschaft geprägtes Unterfangen ist, in das die verschiedensten gesellschaftlichen Interessen, Einstellungen und Wissensformen eingehen. Zugleich wollen wir auch nicht die Möglichkeit ausschließen, dass es spezifische Formen (soziohistorisch konstruierten) wissenschaftlichen Handelns gibt, die gemeinhin mit der Frage nach der „Wahrheit“ verbunden werden. Unabhängig davon, ob wir Wahrheit substantialistisch oder konstruktivistisch fassen, setzt sie immer auch die intersubjektive Anerkennung durch andere voraus. Wahrheit ist also mit der Frage verbunden, wie und was wir behaupten, begründen oder widerlegen.

An dieser Stelle wird sehr deutlich, warum wir uns Habermas zuwenden. Habermas bietet nicht nur eine handlungstheoretische Perspektive auf das, was wir Wahrheit nennen; seine Theorie der „idealen Sprechsituation“ erlaubt auch eine Verbindung mit normativen und subjektiven Ansprüchen. Zwar muss man erwähnen, dass Habermas selbst keine Wissenschaftstheorie anstrebt; allerdings ist diese Theorie durchaus vor dem Hintergrund wissenschaftstheoretischer Kontroversen entwickelt worden; sie behält als „Seminarmodell“ der Kommunikation diesen Charakter bei, der in der sich ausweitenden „Wissengesellschaft“ auch immer mehr Plausibilität gewinnt. Es ist das Experiment, das wir hier wagen, dieses Modell als Ausgangspunkt für die Wissenschaft vorzu-

schlagen. Auch wenn in Frage steht, ob wir je herrschaftsfrei kommunizieren, so erscheint uns das Modell der idealen Sprechsituation als eines der wenigen Entwürfe, die den normativen Ansprüchen der Wissenschaft an sich selbst am ehesten entsprechen können.

Um diesem Modell die angemessene Aufmerksamkeit zu widmen, wollen wir hier keine früheren Ausführungen zur reflexiven Methodologie und zur empirischen Wissenschaftstheorie (die allerdings ebenso eher exoterisch publiziert wurden) wiederholen, die den Rahmen für diesen Beitrag bieten (vgl. Knoblauch 2018, 2020). Vielmehr möchte ich im nächsten Schritt das Modell Habermas' skizzieren. In einem weiteren Teil müssen wir die Frage nach den Begrenzungen des Modells stellen. Vor allem mit Blick auf die jüngere Wissenschaftsentwicklung erweist sich besonders Habermas' Sprachorientierung als ein Problem. Diesem Problem können wir mit einer Ausweitung seines Begriffes des kommunikativen Handelns und damit der Ausweitung von der idealen Sprech- zur Kommunikationssituation begegnen, wie sie im Rahmen des kommunikativen Konstruktivismus entwickelt wurde. Diese Tieferlegung des Sinns eröffnet einen Blick auf eine erweiterte Rationalität der Kommunikation, die die Grundlage für die Schaffung idealer Kommunikationssituationen sein kann.

2. Die ideale Sprechsituation

Wissenschaftskommunikation ist heutzutage in aller Munde. Damit wird die Kommunikation zwischen der Wissenschaft und der Öffentlichkeit oder anderen gesellschaftlichen Bereichen bezeichnet; sie schließt, was viele vergessen, auch die Kommunikation *in* der Wissenschaft ein. Diese mag zwar unterschiedlichen gesellschaftlichen Interessen folgen und die unterschiedlichsten Formen annehmen, doch gilt die Orientierung dieser Kommunikation an der Wahrheit als ein zentrales Merkmal. Diese Orientierung kann auf der institutionellen Ebene (etwa in Review- und Begutachtungsverfahren) gesucht und als (legitimatorischer) Kern des „Wissenschaftssystems“ identifiziert werden; sie kann im medialen Diskurs der Wissenschaft, also in Zeitschriften, Büchern und Vorträgen, gesucht werden. Sie kann aber auch in jenen Situationen gesucht werden, in denen die Wissenschaftler als Menschen aufeinandertreffen und in mehr oder weniger dialogische Kommunikation treten. Auch wenn diese dialogischen Situationen in der Wissenschaftstheorie als Muster wissenschaftlicher Kommunikation gelten, wurden sie bislang jedoch nur selten empirisch untersucht. Wir haben selbst einige dieser Untersuchungen durchgeführt (vgl. Lettkemann/Willke/Knoblauch 2017), doch waren diese weitgehend epistemisch orientiert und dienten nicht dem praktisch-normativen Zwecke einer empirischen Wissenschaftstheorie. Denn diese beruht, wie erwähnt, nicht nur auf empirischen Analysen, sondern auch auf normativen Vorgaben darüber, wie

Kommunikation über Wahrheit von Angesicht zu Angesicht durchgeführt werden soll. Ein solches Modell wurde, wie gesagt, von Jürgen Habermas vorgestellt.

Es gründet im Begriff des kommunikativen Handelns, dem Habermas (1981) sein Hauptwerk widmete. Wie das kommunikative Handeln betrachtet Habermas die ideale Sprechsituation als eine Idealisierung, die über das schiere Handeln hinausweist. Denn indem sie die Bedingungen beschreibt, die geschaffen sein müssen, damit kommunikatives Handeln vollzogen werden kann, idealisiert sie nicht nur die situativen Aspekte des Handelns, sondern auch die soziale Struktur, aus der die Teilnehmenden stammen. In dieser starken Interpretation impliziert sie so die Utopie einer Gesellschaft, in der alle an einem solchen Diskurs teilnehmen können.

Die gesellschaftsweiten Ansprüche der idealen Sprechsituation hängen sicherlich damit zusammen, dass Habermas mit dem kommunikativen Handeln eine grundlegende Form des sozialen Handelns entdeckt zu haben glaubt, die in allen Gesellschaften und gesellschaftlichen Bereichen zu finden ist bzw. auf alle Formen des Handelns bezogen sein kann. Auch wenn die wissenschaftliche wie außerwissenschaftliche Rezeption des Modelles später weitgehend im Bereich der politischen Deliberation erfolgt, so gibt es, wie erwähnt, gute Gründe dafür. Denn es wird oft übersehen, dass die Vorarbeiten für dieses Modell *fast ausschließlich in einem wissenschaftstheoretischen Zusammenhang* erfolgen (aus dem sich auch die polemische Formulierung vom „Seminarmodell der Kommunikation“ ableitet). Nicht zufällig erfuhr dieses Modell seine detaillierte Ausarbeitung in einem viel diskutierten Text, der sich mit (philosophischen) Wahrheitstheorien auseinandersetzt (vgl. Habermas 1984). Diesem Text gingen zudem eine Reihe von großteils wissenschaftstheoretisch orientierten Beiträgen voran, in denen sich Habermas sowohl mit der Entwicklung des kommunikativen Handelns wie auch des herrschaftsfreien Diskurses beschäftigt hat. Dazu gehört natürlich sein Beitrag im Positivismusstreit (Habermas 1968/1992), in dem er die Rolle der Kritik für die Wissenschaft auf eine Weise reformulierte, die deutlich über die Vorstellungen hinaus ging, wie sie von Popper im Rahmen des kritischen Rationalismus entworfen wurden: Sie ging über die technischen Erkenntnisinteressen hinaus, schloss die normativen Standards der Wissenschaft mit ein und schuf einen „umfassenden Kommunikationszusammenhang“, den er als „herrschaftsfreien Diskurs“ schon andeutete (Habermas 1969, S. 69). Auch in seinen Arbeiten zu „Erkenntnis und Interesse“ (Habermas 1968/1979), „Theorie und Praxis“ (Habermas 1963/1982) sowie „Wissenschaft und Technik als Ideologie“ (Habermas 1969) verfolgte er die Frage der kritischen Theorie, wie Wissenschaft möglich ist, ohne zum bloßen Instrument der Politik oder/und Wirtschaft zu verkommen.

Die Antwort formuliert er ausdrücklich in der Theorie des kommunikativen Handelns, in der er die These aufstellt, dass wir uns im Gebrauch der Sprache

schon immer kontrafaktisch an einer Unterstellung orientieren, die mit *Wahrheitsansprüchen* verbunden sei. Kontrafaktisch meint dabei, dass diese Unterstellung keineswegs empirisch realistisch sei, sondern eine pragmatische Idealisierung, die sozusagen als Bedingung des Redens gemacht werden müsse: Würden wir nicht unterstellen, dass wir uns (sprachlich) verstehen können, müssten wir nicht versuchen zu reden. Wie Habermas auch in seiner jüngsten Arbeit betont, entwickelt diese Unterstellung in der Wissenschaft eine besondere Seite:

„In einem Forschungsprozess bewegen wir uns nicht nur wie in der Alltagspraxis innerhalb eines Raumes von Gründen, sondern wir machen Gründe des Für und Wider zum Thema; und die Wahrheitsorientierung drückt sich darin aus, dass wir nicht anders können, als zu den thematisierten Gründen mit ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ oder einer ihrerseits begründeten Enthaltung Stellung zu nehmen.“ (Habermas 2019, S. 755)

In der Wissenschaft wird diese Unterstellung so auf eine besondere Weise explizit: Hier wird nicht einfach kommuniziert, sondern das angemessene Kommunizieren etwa in Gestalt der Offenlegung der Methoden selbst zum Gegenstand gemacht. Die Kommunikation in der Wissenschaft zielt nicht nur auf Wahrheit, sondern ist immer auch eine Metakommunikation der Kommunikation über Wahrheit. Bei der Unterstellung handelt es sich also demzufolge nicht einfach um eine „Idealisierung“ im phänomenologischen oder, wie Habermas es etwas polemisch formuliert, „bewusstseinsphilosophischen“ Sinne, die also lediglich eine Art Haltung oder Einstellung des subjektiven Bewusstseins bezeichnet. Vielmehr geht es um eine Idealisierung, die mit der Rede von den Beteiligten reziprok geteilt wird, also performativ vorausgesetzt wird. (Habermas nennt diese Voraussetzung in den älteren Arbeiten und im Anschluss an die Arbeiten von Apel trotzdem noch „transzendental“ – auch wenn darin die bewusstseinsphilosophische Kategorie von Kant deutlich anklingt). Eine besondere „kommunikative“ Rationalität entwickelt diese Unterstellung allerdings erst durch die (pragmatische) Verwendung der Sprache. Deren drei Funktionen (Darstellung, Ausdruck, Appell) lassen sich als Bezüge auf objektive, subjektive oder soziale Welten, als Wahrheitsansprüche (objektive Wahrheit bzw. technische Wirksamkeit vom subjektiven Anspruch auf Wahrhaftigkeit und vom sozialen Anspruch auf normative Richtigkeit) und vor allem (empirisch) als Sprechakte beobachten und verstehen. Das bedeutet, dass Sprechende den Unterschied zwischen verschiedenen Sprechakttypen verstehen und anhand von sprachlichen Objektivierungen im Sprechen auch Wahrheitsansprüche unterscheiden können. Der Konsens ist deswegen keineswegs, wie zuweilen auch in der Wissenschaftstheorie behauptet, beliebig (oder gar postmodern), sondern von der Einlösbarkeit in der Sprache (und im Sprechen) abhängig.

Die Verwendung der Sprache sieht Habermas durchaus als einen sozialen Zusammenhang: Es geht ihm nicht nur um solitäre Äußerungen, sondern um die (Ja/Nein-)Stellungnahme anderer zu den Äußerungen. Sie seien es, mit denen die Geltung eingefordert werde. Bei der Frage, wie die Begründung erfolgt, lässt sich Habermas wiederum von der Philosophie der Sprache leiten: Im Gefolge von Toulmin (1958) nimmt er den „T-Schematismus“ an, d. h., dass Begründungen einem minimalen Muster folgen müssen, wenn sie begründet werden: Folgt man Toulmin, dann müssen der Kritik einer Aussage erst Daten, dann eine Begründung und schließlich eine Begründungsregel, deren Einschränkungen und Verallgemeinerbarkeit folgen.

Die ideale Sprechsituation bezeichnet einen über das kommunikative Handeln und die Interaktion hinausgehenden sozialen Zusammenhang. „Ideal nenne ich eine Sprechsituation, in der die Kommunikationen nicht nur nicht durch äußere kontingente Einwirkungen, sondern auch nicht durch Zwänge behindert werden, die sich aus der Struktur der Kommunikation selbst ergeben.“ (Habermas 1984, S. 174) Mit der Behinderung durch äußere Zwänge spielt Habermas hier negativ auf die Verzerrungen an, die sich aus der äußeren sozialen Situation ergeben, wie etwa die Macht und Autorität der Sprechenden. Sehr viel spezifischer wird er indessen, wenn es um die Regelung der Interaktion zwischen den Beteiligten geht. Die ideale Sprechsituation zeichnet sich dadurch aus, dass „für alle Diskursteilnehmer eine symmetrische Verteilung der Chancen, Sprechakte zu wählen und auszuführen, gegeben ist.“ (Habermas 1984, S. 174) Genauer unterscheidet Habermas (1983, S. 96 ff.) drei Ebenen von Argumentationsvoraussetzungen: Erstens müssen die Anforderungen der Logik (etwa Widerspruchsfreiheit) eingehalten werden; zweitens müssen prozedurale Anforderungen eingehalten werden, dass etwa die Argumentierenden auch ihre Argumente vertreten; und drittens gibt es Regelungen über den Ablauf des Gesprächs, in denen allgemeine und gerechte Symmetrieanforderungen für die Beteiligung gelten sollen. Insgesamt soll damit gewährleistet werden, dass Äußerungen getroffen werden können, die eigentlich von allen möglichen Beteiligten (also einer „unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft“) geteilt werden können – eine Anforderung, die im Prinzip ja für die Wissenschaft gilt.

3. Die Tieferlegung der kommunikativen Rationalität

Wie die Versuche einer Regelung andeuten, geht es Habermas keineswegs nur um eine fiktive Situation; vielmehr bezieht er sich auf performative Merkmale sozialer Interaktionssituationen. Ganz offenkundig schwebt ihm dabei mindestens eine dialogische Situation vor, doch ist auch ein Mehrpersonengespräch denkbar. Da regulative Sprechakte mit gleichen Chancen vertreten sein sollen, kann es nur unter sehr großen Einschränkungen als moderiertes Gespräch

verstanden werden; im Unterschied aber zu den häufigen Vorwürfen des Kognitivismus sind für Habermas auch Gefühle und Wünsche in der „idealen Sprechsituation“ ebenso ausdrücklich ein Thema, wie er die Subjektivität des Handelns generell betont.

So nah die Skizze der idealen Sprechsituation an realen Gesprächssituationen liegen mag, so schwer fällt doch die Realisierung. Zwar gibt es eine große Zahl an Umsetzungen der idealen Sprechsituation, die sich besonders am späteren Begriff der politischen Deliberation festmachen und mittlerweile als Modelle weltweit und durchaus auch gezielt verbreitet werden.² Ähnlich wie bei sozialpsychologischen Experimenten werden dazu bestimmte Situationen erzeugt, die es erlauben sollen, die genannten Regeln möglichst getreu zu erfüllen. Dabei handelt es sich jedoch einmal um künstliche Situationen, die wenig Ähnlichkeiten mit den realen Abläufen alltäglicher Argumentationen haben.³ Zum Zweiten handelt es sich dabei um Verfahren der politischen Deliberation, in denen es nicht um wissenschaftliche Wahrheit, sondern Zustimmung und Anerkennung geht. Dabei wird, drittens, die eigentlich zentrale Frage ausgeklammert, wie die Geltungsansprüche, die Handelnde erheben, an den Sprechakten festzumachen sind. Zudem wird in den meisten empirischen Arbeiten übersehen, dass die (messbare) Veränderung der Meinung in der Argumentation keineswegs schon als Hinweis auf Rationalität verstanden werden kann. Denn wie insbesondere die *Nouvelle Rhétorique* (vgl. Perelman/Olbrechts-Tyteca 1970) gezeigt hat, können Argumentationen rhetorischen Mustern folgen, die zwar auch Muster einer allgemeinen Rationalität aufweisen, nicht jedoch an Wahrheit orientiert sein müssen.⁴ Gerade weil diese rhetorischen Muster so ähnlich sind wie die logischen von Toulmin, ist die für die Wissenschaft entscheidende Frage, ob und wie wir einen rhetorisch erzielten von einem rational erzielten Konsens unterscheiden können.

Diese Probleme haben indessen nicht nur mit den Idealisierungen zu tun; es geht vor allem um Schwierigkeiten, mit denen die von Habermas aus der Sprachphilosophie entwickelte „formale Pragmatik“ Anschluss an die „empirische Pragmatik“ findet (Habermas 1981, S. 440). Habermas sieht durchaus, dass die philosophischen Analysen der Alltagssprache, die sich das Reden anhand erdachter Äußerungen erschließen, in einer „hoffnungslosen Distanz“ zum

2 Vgl. Keller/Poferl (1997); zur empirischen Deliberationsforschung vgl. Anicker (2019, S. 35 ff.).

3 Für die alltägliche Kommunikation vgl. Knoblauch (2009); für die Wissenschaft zeigen das Knorr-Cetina/Amann (1992).

4 Auch die Rhetorik kann, wie Perelman/Olbrechts-Tyteca (1970) argumentieren, auf die Zustimmung eines immer weiteren Kreises an Menschen zielen und damit ebenso universale Ansprüche anstreben wie dies Apel für die „ideale Kommunikationsgemeinschaft“ annimmt.

faktischen Sprachgebrauch liegen können und hat eine Reihe von Beschränkungen eingestanden (Habermas 1992, S. 395 ff.), welche etwa die Asymmetrien des Wissens sowie die Zeitprobleme betreffen, die sich aus der eigenen Sequentialität des Sprechens und Argumentierens ergeben. Er hat an anderer Stelle (Habermas 1983, S. 97 ff.) detaillierter drei (logische, dialektische und rhetorische) Ebenen des Argumentierens formuliert. Deswegen wollen wir uns hier auf ein Problem konzentrieren, das im Kern seiner Theorie steht. Denn Habermas' Konzept des kommunikativen Handelns ist auf eine Weise *sprachzentriert*, die selbst für Sprechsituationen in der Wissenschaft kaum mehr anwendbar ist und vielleicht auch nie war.

Auch wenn Habermas zurecht die Rolle, die pragmatische Bedeutung der Sprache betont, so macht sich der Anspruch auf Wahrheit, Richtigkeit und Wahrhaftigkeit an der handelnden Objektivation der Sprache im Sprechakt fest. Diese Unterscheidung begründet zwar die Rationalität des kommunikativen Handelns, müsste jedoch von Beobachtenden und den Teilnehmenden wenigstens prinzipiell erkannt werden können. Die Erkenntnis dieser Unterscheidung wandelt sich nicht nur mit der Sprache; vielmehr erweist sich die Sprechakttheorie empirisch wie auch praktisch als so voraussetzungsvoll, dass sie weitgehend auf die Philosophie beschränkt bleibt. Dies hat sicherlich auch mit der eigenartigen *Medialität* dessen zu tun, was Habermas als Sprache versteht: Die besondere analytische Dimension der von ihm (bzw. der Sprachphilosophie) betrachteten Sprache wie auch ihre metasprachliche Reflexion entspricht einer schriftlich (als alltäglich) fingierten mündlichen Sprache in Form von Einzelsätzen. Diese gemischte Medialität ist durchaus auch übertragbar – in Seminaren geht es dann mündlich um die auf der Tafel notierten oder als schriftsprachlich intonierten „Sätze“. Die (als mündlich fingierte) Schriftlichkeit ist keineswegs ein Zufall. Denn der historische Vergleich schriftloser mit Schrift-Kulturen zeigt, dass die Schrift eine Voraussetzung für „analytisches Denken“ und damit Logik und Grammatik ist (vgl. Ong 1982).

Die scharfe Orientierung der wissenschaftlichen Analyse am (bestenfalls alltagssprachlich überprüften) Begriff übergeht ebenso den Umstand, dass die „Objekte“ der wissenschaftlichen Kommunikation in der Wissenschaft häufig (und nicht erst seit neuestem) visuell „repräsentiert“ sind. Dabei kann es durchaus auch um die Objekte der Geisteswissenschaften gehen, die (wie etwa bei der sprachanalytischen Untersuchung) als (alltagssprachliche, formalisierte oder mathematisierte) Sätze oder in geisteswissenschaftlichen Auslegungen als Texte die Einheiten und Bezugsgrößen der wissenschaftlichen Diskussionen sind. Noch mehr aber gilt dies für die Sozial- und Geisteswissenschaften, in denen die „Objekte“ der Wirklichkeit im Regelfall ausschließlich visuelle Repräsentationen darstellen, die besondere Konventionen bilden und deswegen nur mit entsprechendem Fachwissen produziert und gelesen werden können.

Auch wenn Habermas (1992, S. 394) die Körperlichkeit bzw. Leiblichkeit erwähnt, so bleibt bei ihm die Rationalität doch wesentlich mit der Sprache verbunden. Selbst wenn wir es mit der (rationalen) wissenschaftlichen Kommunikation zu tun haben, können wir das kommunikative Handeln nicht einfach auf die Sprache reduzieren. Diese Kritiken weisen auf die Notwendigkeit der Tieferlegung des Sinns hin. Anstatt eines sprachzentrierten Begriffes bedarf es eines triadischen, relationalen, material-körperlichen Begriffes des sozialen Handelns, den wir an anderer Stelle ausgeführt haben (Knoblauch 2017). Die wissenschaftliche Argumentation nutzt eine besondere Form der Medien, an denen nicht nur der subjektive Geist, sondern auch der Körper auf die eine oder andere Weise (sehend, hörend) gekoppelt ist. Sie benötigt die Zeit und auch die Körper, die sich koordinieren und im wissenschaftlichen Fall auf Objektivationen Bezug nehmen müssen. Diese Kommunikation ist in einem sehr konkreten Sinn körperlich-sinnlich zugänglich und erfordert überdies eine besondere Zurichtung nicht nur des Verstands, sondern eben auch des Körpers und seiner Performanz.

Die triadische Ausweitung des kommunikativen Handelns über die Sprache hinaus wirft ein Problem für die Wahrheitstheorien auf: Denn nun ist die Wahrheit nicht einfach mehr in bestimmten (propositionalen) Sprechakten, ja nicht einmal in der Sprache selbst zu finden. Der „theoretische Diskurs“ kann nun selbst auf visuellen Wegen verfahren, sei es etwa in der Anwendung von Simulationen oder der Nutzung von Algorithmen, die das Denken sozusagen (und vorläufig vermutlich nur partiell) technisch auslagern.

Es liegt auf der Hand, dass etwa die digitalen Mediatisierungen selbst Teil einer Reflexion sein müssen, die offenlegt, wie die Erkenntnisse oder simulierten Ergebnisse zustande kommen. Eine solche Reflexion bezeichnet ja in der Wissenschaft die Methode. Wie komplex die methodische Erzeugung von Objektivationen, Evidenzen oder Visualisierungen auch immer mit dem, was als der eigentliche „Gegenstand“ der Wissenschaft gilt, verbunden sein mag, so bietet doch dieses Dritte schon formal einen Ausweg aus dem Regress einer Konsensfindung, die sich nicht mehr auf die eingebaute Relativität einer Sprache, die Substanz einer vorgegebenen Wahrheit oder die Vorgängigkeit einer objektiven Wirklichkeit vor dem Sozialen stützen mag. Es ist der Bezugspunkt für die Konsensfindung von mindestens Zweien, die sich ausdrücken und miteinander über das verständigen, was sich ihnen im kommunikativen Handeln als reziprok erfahrene Wirklichkeit zeigt. Gerade weil wir nicht von einer Wirklichkeit ausgehen können, die unabhängig von der Kommunikation existiert, ist die Objektivation (und ihre mediatisierte Vermittlung) genau das, was die Kommunizierenden teilen können und worüber sie sich einigen können, auch und gerade wenn sie unterschiedliche Standpunkte einnehmen oder von weitgehend unverträglichen Kulturen geleitet sind. Denn das Dritte ist nicht „reine Konstruktion“, sondern selbst Medium der Konstruktion und ebenso

real wie die, die kommunizieren. Als Medium der Kommunikation ist es auch eine Quelle der gemeinsamen Wirklichkeit und damit der Wahrheit.

4. Schluss: Die ideale Situation der wissenschaftlichen Kommunikation

Sicherlich wäre auch eine ideale Kommunikationssituation immer noch Teil einer idealen Welt, deren Ausgestaltung je nach sozialer Stellung und politischer Ausrichtung sehr anders ausfallen könnte. Etwas anderes ist es, wenn wir nach der idealen Situation der wissenschaftlichen Kommunikation fragen. Zwar ist auch die Wissenschaft unbestreitbar in die Gesellschaft eingebettet und gesellschaftlich geprägt. Aus diesem Grund allerdings eine durchgängige Politisierung der Wissenschaft, eine Forderung nach Nützlichkeit der Wissenschaft und die Ausrichtung wissenschaftlichen Kommunizierens auf die Wissenschaftskommunikation nach außen einzufordern, wird nicht nur der zum Teil unüberbrückbaren politischen Differenzen (und entsprechend den unüberbrückbaren Differenzen einer daran orientierten Wissenschaft) nicht gerecht. Sie wird auch der Frage nicht gerecht, was die Wissenschaft denn ist, die diesen Beitrag leistet. Und diese Frage können wir gerade dann äußern, wenn wir anerkennen, dass die Wissenschaft eben auch ein soziales Unterfangen ist. Denn die Sozialität erklärt ja nicht nur das, was sie mit der Gesellschaft gemeinsam hat; sie erklärt auch, was ihre Besonderheit ist. Diese Besonderheit herauszustellen ist ja das Ziel dessen, was wir als empirische Wissenschaftstheorie bezeichnen.

Sie richtet sich empirisch darauf, wie Wissenschaft betrieben wird, wie sie das erreicht, was sie als Wissenschaft ansieht. Wie wir unter Rekurs auf Habermas aber deutlich machen wollten, enthält eine solche Wissenschaftstheorie immer auch über das Empirische hinausgehend Idealisierungen. Solche Idealisierungen können historisch rekonstruiert werden (wie etwa die wissenschaftlichen Werte „Universalismus“, Gemeinschaftlichkeit, Uneigennützigkeit und der „organisierte Skeptizismus“ Mertons oder die Denkkollektive bzw. „Paradigmen“ Kuhns). Weil Wissenschaft sowohl in ihren Entdeckungs- wie in ihren Vermittlungskontexten ein kommunikatives Handeln ist, sind wir hier dem Vorschlag gefolgt, die im Konzept des kommunikativen Handelns gemachten Idealisierungen zu identifizieren. Im Unterschied zu Habermas, der sich größtenteils auf die im sprachlichen Handeln implizierten Idealisierungen konzentriert, haben wir für eine Tieferlegung des kommunikativen Handelns plädiert. Wir haben die *Reziprozität*, die kommunikative Reflexivität und die Objektivation identifiziert. Ohne sie ist eine kommunikative Rationalität nicht möglich, und sie müssen deswegen auch für eine ideale kommunikative Situation in der Wissenschaft gewährleistet sein.

Das bedeutet: Wie immer eine reale wissenschaftliche Kommunikation aussehen mag, sollte sie sich an diesen Minimalkriterien bemessen lassen. Vielleicht ließen sich aus diesen Kriterien auch weitere Merkmale ableiten: So erfordert die Reziprozität die Erfahrbarkeit der Objektivationen (und, als Handlungsform, eine Form der Replizierbarkeit – also das, was als Intersubjektivität bezeichnet wurde). Sie schließt auch die Frage des leibkörperlichen, sinnlichen und sozialen Zugangs zur Situation mit ein. Weil Reziprozität jedoch nie Identität bedeutet, zielt es keineswegs nur auf die „Universalisierung“ der Kommunikationsteilnehmerinnen – dass, wie Habermas im Anschluss an Apel (1976) meint, im Grunde alle mit Vernunft begabten Wesen die Erkenntnis teilen können müssen, damit wir von einer allgemeinen Erkenntnis reden können. Wie die Kritik an dieser linearen Verallgemeinerungsbewegung deutlich macht (vgl. Reckwitz 2017), muss in der idealen Kommunikationssituation auch auf die spezifischen und sogar singulären Unterschiede geachtet werden, die den Beteiligungsstatus (Wer spricht gerade? Wer hört? Wer schreibt? Wer liest?) ebenso grundsätzlich betreffen wie den Wissensstand, der gerade in der wissenschaftlichen Situation asymmetrisch ist (Wer zeigt wem was?).

Doch kann das Wissen aber nicht auf kulturelle Wissens-Unterschiede beschränkt werden, die zweifellos eine große Rolle spielen; zudem sind gerade in der Wissenschaft die subjektiven Standpunkte, die Erfahrbarkeit bzw. Vermitteltheit der Daten und der jeweilige gegenstandsspezifische „Stand des Wissens“ von ganz entscheidender Bedeutung. Deswegen genügt es keineswegs, die „Koordination der Handlungen“ zu regulieren, also etwa die sequentielle Abfolge. Vor dem Hintergrund des Wissens erfordert die Wissenschaft die Möglichkeit, die Fähigkeit und die tatsächlich auch vollzogene „Einsicht“ in die Argumente und ihre Begründung (also ihren subjektiven Nachvollzug) einzubeziehen. Die Anerkennung und Verständigung im wissenschaftlichen Diskurs lässt sich nicht von der Argumentation unterscheiden, wie Anicker (2019) meint: Nur wer versteht und als verständig auch anerkannt ist, kann sich an den Argumentationen beteiligen – und vice versa. Schließlich lassen sich die Formen der wissenschaftlichen Kommunikation wie alle Formen, Muster und Gattungen des kommunikativen Handelns nicht ohne den durchaus auch materiellen Kontext bestimmen, in dem sie durchgeführt werden: Zweifellos sind schon für die Zugangsmöglichkeiten gesellschaftliche und institutionelle Merkmale von größter Relevanz, aber auch Zeit spielt dabei ebenso eine Rolle wie der Raum und die Geräte, an die die Objektivationen wissenschaftlicher Kommunikation, also Daten, gebunden sind.

Diese Merkmale, die eine „ideale Kommunikationssituation“ bestimmen, lassen sich indes nicht aus der Theorie deduzieren. Für die Entwicklung idealer Kommunikationssituationen scheint uns deswegen der Blick auf empirisch vorliegende, institutionalisierte Formen sinnvoll, wie etwa den Group-Talk, der sich im interdisziplinären Zusammenhang der Neurowissenschaften entwickelt

hat (vgl. Wilke/Lettkemann/Knoblauch 2017). Entscheidend ist aber auch nicht nur, dass wir die Wissenschaft selbst beobachten, die wir treiben. Für die Wissenschaft ist es ebenso wichtig, dass wir diese Beobachtung an einem Maßstab messen, den wir selbst aufgestellt haben und der, wie wir vermuten, sehr viel einvernehmlicher ist als die sich dahinter verbergende, wenig beachtete und gelegentlich auch unbedachte „Praxis“. Es ist wohl diese in der wissenschaftlichen Kommunikation aufgehobene Idealisierung, die die empirische Wissenschaftstheorie auszeichnet: Dass wir uns auf Aussagen über die Wirklichkeit genau dann einigen können, wenn wir uns durch Kritik auf Konventionen über ihre Beobachtungen geeinigt haben, die selbst beobachtet und kritisiert werden.

Literatur

- Apel, Hans-Otto (1976): Das Apriori der Kommunikationsgemeinschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Anicker, Fabian (2019): Entwurf einer Soziologie der Deliberation. Weilerswist: Velbrück
- Habermas, Jürgen (1968/1979): Die Idee einer Erkenntnistheorie als Gesellschaftstheorie. In: Ders.: Erkenntnis und Interesse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 59–87
- Habermas, Jürgen (1968/1992): Logik der Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen (1969): Technik und Wissenschaft als Ideologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bände. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen (1963/1982): Theorie und Praxis. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen (1983): Moralbewusstsein und kommunikatives Handeln. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen (1984): Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen (1992): Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen (2019): Auch eine Geschichte der Philosophie. 2 Bände. Berlin: Suhrkamp
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (1997): Habermas und der Müll. Zur gegenwärtigen Konjunktur von Mediationsverfahren (nicht nur) in den Sozialwissenschaften. In: Mussel, Christine (Hrsg.): Zivile Stadt – ziviles Land. Kooperative Planungsansätze. Frankfurt a. Main: HGDÖ, S. 41–56
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (2016): Soziologische Wissenskulturen zwischen individualisierter Inspiration und prozeduraler Legitimation. Zur Entwicklung qualitativer und interpretativer Sozialforschung in der deutschen und französischen Soziologie seit den 1960er Jahren [76 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 17, H. 1, Art. 14
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (Hrsg.) (2018): Wissenskulturen der Soziologie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa
- Knoblauch, Hubert (2009): Kommunikative Lebenswelt, die Kunst des Widerspruchs und die Rhetorik des Dialogs in informellen Diskussionen. In: Knape, Joachim (Hrsg.): Rhetorik im Gespräch. Berlin: Weidler Buchverlag, S. 149–175

- Knoblauch, Hubert (2017): Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit. Wiesbaden: Springer VS
- Knoblauch, Hubert (2018): Von der reflexiven Methodologie zur empirischen Wissenschaftstheorie. In: Akremi, Leila/Baur, Nina/Knoblauch, Hubert/Traue, Boris (Hrsg.): Handbuch Interpretativ Forschen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 226–244
- Knoblauch, Hubert (2020): Reflexive Methodologie und empirische Wissenschaftstheorie. In: Pfadenhauer, Michaela/Scheibelhofer, Elisabeth (Hrsg.): Interpretative Sozial- und Organisationsforschung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 64–79
- Knorr-Cetina, Karin/Amann, Klaus (1992): Konsensprozesse in der Wissenschaft. In: Giegel, Hans-Joachim (Hrsg.): Kommunikation und Konsens in modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 212–235
- Ong, Walter J. (1982): Orality and Literacy. The Technologizing of the Word. London: Penguin
- Perelman, Chaim/Olbrechts-Tyteca, Lucie (1970): Traité de l'argumentation. La nouvelle rhétorique. Brüssel: Presses Universitaires
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: zu einer Perspektive ‚experimenteller Soziologie‘, in: Soziale Welt 50, H. 4, S. 363–372
- Poferl, Angelika (2014): Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. Zu den Voraussetzungen und Freiheiten einer nicht ganz einfachen Beziehung. In: Ebert, Johannes/Zell, Andrea (Hrsg.): Klima, Kunst. Kultur. Göttingen: Steidl, S. 16–25
- Poferl, Angelika (2019): Die Verortung des Subjekts. Herausforderungen der Globalisierungsforschung und Überlegungen zu einer nachgesellschaftlichen Gesellschaftstheorie. Berlin: SFB 1265. Working Paper Nr. 3
- Reckwitz, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Berlin: Suhrkamp
- Toulmin, Stephen E. (1958): An Examination of the Place of Reason in Ethics. Cambridge: Cambridge University Press
- Wilke, René/Lettkemann, Eric, Knoblauch, Hubert (2017): Präsentationales Wissen. In: Dies. (Hrsg.): Knowledge in Action. Neue Formen der Kommunikation in der Wissensgesellschaft. Springer VS, S. 239–271

Soziologische Imagination und technologische Zukünfte

Christoph Lau

1. Der Entdeckungszusammenhang sozialwissenschaftlicher Forschung

Lehrbücher über soziologische Forschungsmethoden unterscheiden zwischen dem Entdeckungszusammenhang, dem Begründungszusammenhang und dem Verwertungszusammenhang von Forschung. Lediglich bei der Überprüfung von Hypothesen innerhalb des Begründungszusammenhangs handelt es sich danach um eine wissenschaftliche Tätigkeit im engeren Sinne. Der Entdeckungszusammenhang von Forschung, im Rahmen dessen Forschungsprobleme entdeckt und Fragen entwickelt werden, ist gleichsam ein vorwissenschaftlicher Bereich, der dem „Gefühl“, der Intuition des Forschers überlassen bleibt, es sei denn die Fragestellung ist bereits durch den späteren Verwendungszusammenhang bestimmt (vgl. Henecka 2000, S. 157). Diese strikte Trennung des Context of Discovery und des Context of Justification (Reichenbach 1938) scheint konstitutiv zu sein, insbesondere für die empirischen Sozialwissenschaften, die sich damit vom Vorwurf der Parteilichkeit und Wertbefangenheit zu schützen versuchen.

Der Preis für diese funktionale Grenzziehung ist hoch: Die Sozialwissenschaften versagen sich damit eine systematische Reflexion der Entstehung von Grundannahmen, von Kriterien gesellschaftlicher und politischer Relevanz und der Kontextbedingungen der Problemdefinition. Sieht man von den Situationen ab, in denen sich die Forschungsfrage aus dem Anwendungskontext ergibt, wird die Problemsuche so dem blinden Zufall oder dem subjektiven Gespür des jeweiligen Forschers überlassen. Solange sie nicht selbst zum Gegenstand methodischer Reflexion und Begründung wird, scheint sie damit losgelöst zu sein von historischen Diskursen, von Befürchtungen und Hoffnungen der Zeit, in der sie stattfindet.

Dies hat u. a. zur Folge, dass die Intuition und die Imaginationsfähigkeit des Forschers, die Fähigkeit, die richtigen Fragen zu stellen, in der wissenschaftlichen Ausbildung kaum methodisch eingeübt wird. Immerhin wird in diesem Zusammenhang in den Lehrbüchern die Empfehlung abgegeben, sich zumin-

dest mit dem Gegenstand vertraut zu machen (Friedrich 1990, S. 52). Von Karl Mannheim wird berichtet, dass er seine Studierenden aufforderte, für eine gewisse Zeit den Vorlesungssaal zu verlassen und das Geschehen auf der Straße zu beobachten. Nachdem sie zurückgekehrt waren, fragte er sie nach dem, was sie (mit soziologischem Blick) gesehen hatten (vgl. Abels 2004, S. 49). Beim soziologischen Blick geht es zunächst einmal darum, Muster und Regelmäßigkeiten zu erkennen. Theoretische Vorannahmen wirken hier oft einschränkend. Das Erkennen von Strukturen und Regelmäßigkeiten wird nicht selten durch die Übertragung von Metaphern aus anderen Wissensbereichen erleichtert. Vor allem aber bedarf es dazu soziologischer Imagination, die nicht durch technische Verfahren vorprogrammiert werden kann.

2. Soziologische Zeitdiagnose

Dies alles gilt im Besonderen für die soziologische Zeit- und Gesellschaftsdiagnose (vgl. Dimbath 2016). Hier geht es darum, neue Muster und Entwicklungstendenzen zu entdecken und sie ins Verhältnis zu setzen zu den unveränderten Strukturen der Gesellschaft. Die Zeitdiagnostik steht damit in einem problematischen Verhältnis zu einer Reihe von Gesellschaftstheorien, die sich, wie z. B. die von Parsons, Luhmann oder Bourdieu, vor allem mit der Strukturproduktion moderner Gesellschaften beschäftigen. Sie versuchen, das sich immer wieder erneuernde Institutionengefüge der modernen Gesellschaft, der Industriegesellschaft, der Mittelstandsgesellschaft oder der Klassengesellschaft, trotz „marginalen“ Formwandels zu beschreiben und zu erklären. Sie sind daher kaum geeignet, das Neue angemessen wahrzunehmen, sondern beschäftigen sich mit der strukturellen Kontinuität von Gesellschaft und dem Lösen kleinerer Rätsel und Erklärungsprobleme im Rahmen des jeweiligen gesellschaftstheoretischen Paradigmas.

Nun ist die Soziologie bekannterweise eine multiparadigmatische, multiperspektivische Wissenschaft. Ihr Vorteil ist gerade die Paradigmenkonkurrenz, der Wettbewerb unterschiedlicher Perspektiven angesichts komplexer Wandlungsphänomene. Sie kann nicht umhin, ihre Forschungsfragen vor dem Hintergrund verschiedener Narrative des Wandels zu stellen und aktuelle Entwicklungen in Hinblick auf mögliche Zukünfte perspektivisch zu interpretieren. Sie könnte also diese Multiperspektivität nutzen, um das Spektrum möglicher Fragen und Forschungsprobleme zu erweitern (vgl. Poferl 1999). Erstaunlich bleibt, dass dies nicht der Fall ist und die jeweiligen gesellschaftstheoretischen Terrains sich nur selten gegenseitig befruchten. Immer wieder wurde die Soziologie von neuen Entwicklungen und Umbrüchen überrascht, ohne darauf vorbereitet gewesen zu sein. Dies galt etwa für den Fall der Mauer und die

friedliche Revolution in der DDR, aber auch für den arabischen Frühling und die überraschenden Erfolge rechtspopulistischer Bewegungen in Europa.

Auf der anderen Seite ist man erstaunt darüber, wie erfolgreiche Zeitdiagnostiker ahnen konnten, was als Spur des Neuen für die Zeitgenossen noch kaum sichtbar war. So war, als Max Weber seine Bürokratisierungsthese entwickelte, die bürokratische Herrschaft in Wirtschaft und Politik noch in ihren Anfängen. Dennoch bezeichnete er den Endpunkt dieser Entwicklung als nahezu unausweichlich und als ehernes Gehäuse der Hörigkeit. Ein anderes Beispiel: Im Jahr 1979 bezeichnete François Lyotard die menschlichen Subjekte als Knotenpunkte in einem Netz von Relationen. Bevor es das Internet gab, beschrieb er die Vermachtung der Kommunikationsnetze und forderte schließlich: „Die Öffentlichkeit müsste freien Zugang zu den Speichern und Datenbanken erhalten. [...] Denn die Spieleinsätze werden dann durch Erkenntnisse – oder, wenn man will, Informationen konstituiert sein.“ (Lyotard 2012, S. 193)

Es ist diese Art prospektiver Gesellschaftsdiagnose, der in der soziologischen Methodologie kein angemessener Platz eingeräumt wird. Für die anspruchsvolle Zeitdiagnostik – etwa bei Hartmut Rosa (2005) oder Andreas Reckwitz (2017) – gibt es eine große Nachfrage in der Öffentlichkeit, kaum aber innerhalb der disziplinären Forschung, die durch die Beschränkungen ihrer Fragestellung sich mit eher marginalen Wandlungsphänomenen beschäftigt. Wenn es zutrifft, dass es sich in der Gegenwart nicht um „normalen“ sozialen Wandel handelt, sondern um einen Wandel des Wandels (Beck 2013), bedarf es neuer theoretischer Rahmungen von Forschungsfragen. Dazu wäre es vor allem auch notwendig, die jeweils sehr unterschiedlichen Transformationen im Bereich der neuen Technologien (Digitalisierung und künstliche Intelligenz), der Umweltkrise (Klimawandel), der neuen globalen Konflikte und der Krise der Demokratie im Zusammenhang auf der Makroebene zu thematisieren. Es wäre schon viel gewonnen, wenn sich aus dieser Zusammenschau die Identifizierung unterschiedlicher Szenarien ergeben würde, also von möglichen Zukünften, deren Wahrscheinlichkeiten wiederum von unterschiedlichen Reaktionen und gesellschaftlichen Strategien abhängt. Es ist dieser Typus projektiver Gesellschaftstheorie, für den die methodisch reflektierte Imagination ein zentrales Element darstellt. Ulrich Beck, Manuel Castells und Zygmunt Bauman sind inzwischen zu Klassikern dieser Art empirisch gestützter Gegenwartsdiagnose geworden, die einen derartigen Wandel nicht als Störung oder Irritation (Luhmann 1997) auffasst, sondern als Bewegung in eine offene Zukunft.

In mancherlei Weise hängt dies auch mit einer gewissen Geschichtsvergessenheit der Soziologie zusammen. Schon C. Wright Mills betonte die zentrale Rolle der Geschichte für die soziologische Imagination: „Ohne Bezugnahme auf die Geschichte und ohne geschichtlichen Sinn für psychologische Fragen kann der Sozialwissenschaftler die Art von Problemen, an denen sich seine Studien heute orientieren sollten, nicht richtig formulieren.“ (Mills 2016, S. 217) „Ge-

schichte ist das Fach, das zur Faktenwühlerei einlädt, als auch dazu, den Blick zu weiten und auf diejenigen Ereignisse zu richten, die für den epochalen Wandel von Gesellschaftsstrukturen entscheidend sind.“ (Mills 2016, S. 218) Auch Habermas beruft sich schon früh auf Mills, wenn er die Soziologie als den systematischen „Versuch der Rekonstruktion der Gegenwart aus der Vergangenheit“ (Habermas 1971, S. 124) bezeichnet und ausführt:

„Daher bezieht sich der theoretische Rahmen auf den strukturellen Zusammenhang von Entwicklungstendenzen, aus denen sich bestimmende Konflikte des gegenwärtigen Systems erklären lassen. Diese Konflikte sind die objektiv gestellten, d. h. vorwissenschaftlich als relevant erfahrenen Probleme, die eine historisch gerichtete Soziologie mit der Absicht, ihre praktische Lösung vorzubereiten, analysiert.“ (Habermas 1971, S. 124)

An der „Objektivität“ einer derartig grundierten Ausrichtung des Entdeckungszusammenhangs mag gezweifelt werden, zumal die neomarxistischen Geschichtsinterpretationen der 70er Jahre ihren Geltungsnimbus eingebüßt haben dürften. Dennoch erzwingt diese Perspektive immerhin einen makroskopischen Blick auf strukturelle Zusammenhänge historischer Gesellschaftsformationen und erfordert eine permanente Reflexion der Angemessenheit dieses Rahmens.

Radikaler ist die Sichtweise von Howard S. Becker. Er beschäftigt sich mit dem Problem, wie man die Relevanz soziologischer Forschungsfragen sicherstellt. Becker kommt zu dem Schluss, dass der Versuch, die Soziologie relevanter zu machen, sie unabwendbar und notwendigerweise irrelevanter macht (vgl. Becker 2003/2016). „Why? Because we will look at ‚problems‘ as they are framed by others. That will, in turn, lead us to ignore those elements of a situation that might actually be relevant to the solution of serious problems.“ (Becker 2003/2016, S. 1; vgl. auch Becker 2019) Damit sind wir wieder bei der Intuition des Sozialforschers angelangt, wie wir sie in den Lehrbuchaussagen über den Entdeckungszusammenhang fanden. Allerdings handelt es sich bei Becker um die Lösung praktischer Probleme und die Übernahme von Problemdefinitionen des Verwendungszusammenhangs. Es spricht natürlich vieles dafür, sich den interessengesteuerten und selektiven Problemrahmungen der Auftraggeber von Forschung zu entziehen. Viele dieser Fragestellungen aus dem Verwendungszusammenhang dienen der Rechtfertigung administrativer Handlungsstrategien und können so unter Umständen das Problem reproduzieren helfen. Aber auch die am Material durch das Eintauchen in die Forschungssituation gewonnenen Forschungsfragen ergeben sich nicht von selbst, sondern sind subjektiven Präferenzen geschuldet oder aus nicht reflektierten gesellschaftstheoretischen Prämissen abgeleitet.

Die Perspektivität der Problemrahmung ist prinzipiell nicht zu vermeiden. Umso wichtiger ist es, diese systematisch zu diskutieren und auf ihre jeweiligen Konsequenzen hin zu überdenken. Eine Möglichkeit, das Problem konstruktiv zu wenden, besteht in der Arbeit mit unterschiedlichen Entwicklungsszenarien (vgl. Beck/Bonß/Lau 2003). Durch die bewusste Verfolgung einander widersprechender Perspektiven kann so die Wahrscheinlichkeit unterschiedlicher Entwicklungsperspektiven besser eingeschätzt werden. Somit könnte zumindest im Ansatz vermieden werden, gesellschaftliche Zukunft einem dominierenden Trend zuzuschreiben, wie dies bei vielen Gegenwartsdiagnosen der Fall ist (Risikogesellschaft, Erlebnisgesellschaft, Beschleunigungsgesellschaft, postmoderne Gesellschaft etc.). Normalerweise kämpfen verschiedene gesellschaftliche Tendenzen miteinander um ihre Durchsetzung. Welche davon erfolgreich sein wird, hängt nicht zuletzt auch von ihrer Zustimmungsfähigkeit und der Akzeptanz der gesellschaftlichen Akteure ab.

Sozialwissenschaftliche Zeitdiagnosen sind an diesen Diskursen über gesellschaftliche Zukünfte als Begründungsressourcen beteiligt, also an den Auseinandersetzungen um das „gesellschaftliche Imaginäre“ (Castoriadis 1990). Damit muss man nicht alle theoretischen Annahmen von Cornelius Castoriadis teilen, der den Begriff der „Gesellschaft als imaginäre Institution“ (1990) geprägt hat. Man kann sich vielmehr mit Alkemeyers Vorstellung des Imaginären „als eine in der gesellschaftlichen Ordnung immer schon angelegte, sie aber potentiell in Richtung auf eine andere Zukunft überschreitende Bildungskraft“ (Alkemeyer/Buschmann/Etzmüller 2019, S. 10) begnügen: „Diese Kraft entfaltet einen ‚affektiven Drang‘, den es für jede Gesellschaft herauszufinden gilt. Sie bringt Bilder, Figuren, Gestalten und Entwürfe hervor, die eine grundlegende orientierende Wirkung auf das Denken, Fühlen und Handeln der Gesellschaftsmitglieder haben, gerade weil sie im Unbewussten wirken.“ (Alkemeyer/Buschmann/Etzmüller 2019, S. 10)

Die Soziologie ist mit ihrer Gegenwartsdiagnostik auf diesem Feld nur eine unter vielen Stimmen, die die gesellschaftliche Zukunft einzuschätzen versuchen. Dabei tritt sie nicht nur in Konkurrenz- oder Kooperationsbeziehungen zu anderen wissenschaftlichen Disziplinen, wie z. B. der Klimaforschung, der Psychologie, der Geschichtswissenschaft und der Philosophie, sondern auch zum Film, zum Theater und zu den Medien im Allgemeinen. Auch andere Expertengemeinschaften (Therapie, Beratung) haben Teil an der Konstitution des gesellschaftlichen Imaginären, ebenso wie ganz allgemein die über die gesellschaftliche Zukunft räsonierende Öffentlichkeit (Alkemeyer/Buschmann/Etzmüller 2019, S. 11). Anders als es die Luhmann'sche Systemtheorie postuliert, wird hier gesellschaftliche Zukunft nicht nur aus der Perspektive der Teilsysteme thematisiert, sondern im Zusammenhang betrachtet und mit einer entsprechend imaginierten Vergangenheit konfrontiert. Imaginierte Zukünfte (vgl. dazu Beckert 2018), sei es als Dystopien oder Utopien, sind nicht nur für

wirtschaftliche Entscheidungsträger relevant, sondern betreffen nahezu alle gesellschaftlichen Bereiche und Milieus. Sie nur durch die jeweiligen Gruppeninteressen ihrer Anhängerschaft determiniert zu sehen, greift zu kurz. Eher ist es umgekehrt. Die Interessen sozialer Akteure bilden sich nämlich in der Auseinandersetzung mit den imaginierten Erwartungen und Befürchtungen heraus.

Da die Soziologie nur einer der Akteure in diesem Spiel der Konstruktion des Imaginären ist, sollte sie zumindest den semantischen Raum kennen, in dem sie sich zusammen mit ihrer Konkurrenz bewegt. Zumindest hätte sie das Handwerkzeug dazu, die diskursiven Landkarten des Imaginären zu zeichnen, die jeweils ihre eigene Situiertheit abbilden. Dazu wäre es allerdings notwendig, den Blick zu öffnen für die anderen Sinnproduzenten im öffentlichen und kulturellen Raum. Damit ließe sich nicht zuletzt der Konformitätsdruck erkennen, dem sie unterliegt. Gerade weil soziologische Gegenwartsdiagnosen sich auch häufig auf das gesellschaftstheoretische Framing von Vorläufern beziehen, ohne sich dessen immer bewusst zu sein, wäre es verfehlt, die eigene Perspektive als unabhängig darzustellen, etwa als den Blickwinkel einer „freischwebenden Intelligenz“ (Mannheim 1969) oder als die herausgehobene Aussicht von einem „Feldherrnhügel“, wie es Bourdieu (1992, S. 43) formulierte.

3. Technikentwicklung und Gesellschaftsdiagnose

Kaum etwas verändert Gesellschaft so sehr wie neue Technologien. Es geht nicht nur um neue Gefahren und Risiken als nichtintendierte Nebenfolgen technischer Innovationen, sondern auch um die sich eröffnenden Chancen und Möglichkeiten neuer Technologien. Das Selbstbild der modernen Gesellschaft als sich immer wieder erneuernder und verbessernder sozialer Zusammenhang stützt sich vor allem auf die Annahme eines nahezu unabschließbaren wissenschaftlich-technischen Fortschritts. Selbst als diese utopische Grundannahme der Moderne durch die damit auch erzeugten Risiken und Großkatastrophen ins Wanken geriet, suchte man für die Probleme der Risikogesellschaft vor allem nach technischen Lösungen. Gegenwärtig scheint sich der technische Wandel und seine gesellschaftlichen Folgen noch einmal dramatisch beschleunigt zu haben. KI und Digitalisierung, Klimawandel und Energiewende, neue Biotechnologien (Crispr) und Robotik setzen kaum abschätzbare Entwicklungen in Gang. Schon das Smartphone und die sozialen Medien haben in kürzester Zeit Prozesse hervorgerufen, die bis heute noch nicht in vollem Umfang begriffen sind. Eine der Folgen der technischen Dynamisierung der Welt besteht in einer enormen Komplexitätssteigerung. Am Klimawandel lässt sich zeigen, dass die von Technik verursachten Risiken höchst komplexe technische Innovationen und Gegenstrategien erfordern, deren Folgen und Risiken wie-

derum selbst kaum absehbar sind. Die technische Vermitteltheit menschlichen Handelns hat in grundsätzlichem Maße zugenommen, ebenso wie die Verschränkung menschlicher Technik mit Natur. Letzteres wurde von Bruno Latour zum Anlass genommen, die grundlegende Unterscheidung von Natur und Gesellschaft auch nachträglich für hinfällig zu erklären („Wir sind nie modern gewesen.“ Latour 2008). Damit wird die „große Erzählung“ von Technik als Mittel der Beherrschung der Natur außer Kraft gesetzt. Technikentwicklung, natürliche Evolution und Gesellschaftsentwicklung sind unwiderruflich miteinander verknüpft.

Wenn man funktionierende Technik als die „kausale Schließung eines Operationsbereichs“ (Luhmann 1991, S. 97 f.) definiert, innerhalb dessen Prozessabläufe kontrolliert reproduzierbar sind, so wird rasch deutlich, dass es sich hier um eine Idealisierung handelt. In der Realität gelingt diese Ausschaltung externer Faktoren niemals vollständig. Je komplexer aber technische Systeme und je fester ihre Einzelemente gekoppelt sind, desto wahrscheinlicher werden Systemzusammenbrüche oder, wie der Organisationssoziologe Charles Perrow es nennt, „normal accidents“ (Perrow 1988).

Das Problem der Grenzerhaltung bzw. der Überschreitung der Grenze zwischen Technik und ihrem natürlichen Kontext wird insbesondere dann virulent, wenn technische Produkte wie etwa gentechnisch manipulierte Organismen oder Chemikalien freigesetzt werden und schädliche Folgewirkungen auslösen können. Diese entziehen sich nicht nur der unmittelbaren Wahrnehmung, sondern lassen sich aufgrund ihrer kausalen Komplexität nur schwer bestimmten Risikounternehmern zurechnen.

In einem übertragenen Sinne gilt dies auch für die Grenzüberschreitungen zwischen Technik und Gesellschaft. In dem Maße, in dem Technik zum Medium des gesellschaftlichen Austauschs und Zusammenhalts wird, beginnt sie gesellschaftliche Institutionen zu beeinflussen und zu ersetzen. Dies ist solange unproblematisch, als die steuernden Algorithmen transparent und damit legitimierbar bleiben und auch ihre vergesellschaftenden Funktionen noch abschätzbar erscheinen. Sobald dies nicht mehr der Fall ist, wie es sich in zunehmendem Maße zu ergeben scheint, wird hier Gesellschaft zum Labor. Krohn und Weyer (1990), von denen dieser Ausdruck stammt, bezogen dies noch auf konkrete Risiken für Mensch und Natur. Technik als Institution bemächtigt sich nunmehr aber auch der sozialen Lebenswelt durch intransparente Anreizstrukturen, Selbstkontrollmechanismen und Gruppenbildungsstrategien der sozialen Medien, ohne sich gesellschaftlich legitimieren zu müssen. Es sind diese subtilen Fremdwänge, die unter dem Anschein marktkonformer Freiwilligkeit gleichsam technisierte Institutionen herausbilden und die Gesellschaft verändern.

Auf der anderen Seite erfordert die Lösung technikinduzierter Probleme, wie z. B. die Energiewende, die Veränderung eingespielter Lebensweisen und

tradierter Präferenzen. Dem Klimawandel lässt sich nur dann erfolgreich begegnen, wenn alltägliche Lebenspraktiken und Konsumstile grundlegend verändert werden. Es geht also nicht nur um leicht vornehmbare Einschränkungen und Regulierungen, sondern um komplexe Anpassungsleistungen, um den Umbau des gesellschaftlichen Verkehrssystems, des Wohnungsbaus und der Landwirtschaft, die nur schwer ohne Zustimmung der Betroffenen stattfinden können. Auch hier stellt Komplexität einen problemverschärfenden Aspekt des technologischen Wandels dar (vgl. Böschen/Sotoudeh/Stelzer 2019). Und gerade hier sind die Leistungen sozialwissenschaftlicher Forschung gefragt.

Wie spiegelt sich die hier nur kurz umrissene wichtige Rolle der Technik in soziologischen Zeitdiagnosen und Zukunftsprojektionen? Hier stößt man zunächst einmal auf das große Feld interdisziplinärer Technikfolgenabschätzung, in dem die Sozialwissenschaften eine nicht unwesentliche Rolle spielen. Vor allem dann, wenn es um die Akzeptanz und Durchsetzung risikovermindernder Maßnahmen, z. B. im Rahmen der Energiewende, geht, sind Soziologen und Soziologinnen gefragt, die sich mit den sozialen Nebenwirkungen der technologischen Strategien und den Reaktionen der Betroffenen beschäftigen. Reallabore und Partizipationsverfahren sollen in diesem Zusammenhang die Kontextsensibilität von technischen Strategien erhöhen. Die „Entdeckung“ von Forschungsfragen wird in diesem Feld allerdings kaum durch die soziologische Imagination, sondern durch den Verwendungskontext bestimmt.

Etwas unabhängiger gehen die Science and Technology Studies vor, die sich auch mit der Entstehung möglicher Technikfolgen durch die wissenschaftliche Forschung befassen. Konsequenterweise wird dabei der Fokus auf die Details des Forschungs- und Entwicklungsprozesses selbst gelegt (vgl. Bauer/Heinemann/Lemke 2017). Analog zur sozialanthropologischen Forschung wird hier versucht, die Fragestellungen dem empirischen Forschungsfeld selbst zu entnehmen. Die Forschungsprobleme werden also nicht von einem Standpunkt außerhalb des wissenschaftlich-technischen Bereichs formuliert, sondern durch die Beobachtung der internen Vorgänge. Um zu erfassen, was Wissenschaft wirklich tut, muss man hinter die Legitimationsfassaden und Wahrheitsansprüche der Forschung blicken.

Direkte Bezüge zu künftigen technologischen Entwicklungen finden sich in soziologische Gegenwartsdiagnosen selten. Eher geht es um die gesellschaftlichen Folgen und Nebenfolgen bereits bestehender Technik. Ein Beispiel dafür ist Ulrich Becks These der „Risikogesellschaft“ (Beck 1986), die kurz nach Erscheinen des Buchs durch den Reaktorunfall in Tschernobyl plötzliche Aktualität und Bestätigung erfuhr. Für Beck ist die Gefahrenträchtigkeit bestimmter Technologien der gegebene Ausgangspunkt der Analyse. Ihn interessieren vor allem die dadurch ausgelösten Konflikte, Reaktionen und Bewältigungsmechanismen.

Risiken als vorweggenommene Katastrophen verändern moderne Gesellschaften auf grundsätzliche Weise, weil sie neue Subpolitiken entstehen lassen, die Grenzen nationalstaatlicher Politik aufzeigen, neue internationale Vergemeinschaftungen hervorrufen und die überkommene Institution der Versicherung entwerten. Wie diese Herausforderungen bewältigt werden, muss zunächst offen bleiben. Obwohl Beck einen präferierten Lösungsweg definiert („reflexive Moderne“), lassen sich auch andere gesellschaftliche Reaktionen denken, die zu anderen modernisierungstheoretischen Konsequenzen führen („reflexiver Fundamentalismus“, „Postmoderne“; vgl. Beck/Bonß/Lau 2003). Die Arbeit mit unterschiedlichen Szenarien hat erhebliche diagnostische Vorteile gegenüber deterministischen Festschreibungen bestimmter Entwicklungstendenzen, wie sie in anderen Gegenwartsdiagnosen erfolgen. Sie ermöglicht es, die fortgeschriebene Gegenwartsdiagnose als Kampf zwischen unterschiedlichen Entwicklungslinien mit jeweils unterschiedlichem Ausgang zu beschreiben (vgl. Lau 2020).

Damit hat Becks Diagnose den Vorteil, einem Dilemma zu entgehen, das die Einstellung gegenüber dem technischen Wandel und seinen Folgen spätestens seit Beginn des 19. Jahrhunderts gefangen hielt, nämlich die Wahl zwischen einer generellen Skepsis und der enthusiastischen Bewertung des technischen Fortschritts. Dystopie und Utopie streiten seit Beginn der Aufklärung um Vorherrschaft und scheinen sich so gegenseitig zu verstärken. Positive Zukunftsvorstellungen sind in der soziologischen Zeitdiagnose in den letzten Jahren kaum noch anzutreffen. Sie werden vorwiegend von den Technikutopisten der großen Konzerne vertreten. Der Entdeckungszusammenhang der Sozialwissenschaften wird dagegen immer häufiger, wenn auch manchmal indirekt, durch dystopische Vorstellungen geprägt.

Interessanterweise finden sich hier auch technikkritische Motive, wie sie schon in der Romantik auftauchen. Am Beispiel von Hartmut Rosas Kritik der Beschleunigung lässt sich diese neoromantische Strömung der Zeitdiagnostik verdeutlichen. Für Rosa geht es um die Wiedergewinnung von Resonanzbeziehungen, um ein empathisches Mitschwingen mit der Wirklichkeit, das durch die auch technisch verursachte Beschleunigung verunmöglicht wird. Angestrebt wird ein nichtentfremdetes Verhältnis von Geist und Natur und von Individuum und Gemeinschaft. Rosa ist sich klar darüber, dass es sich bei diesem Konzept um ein Grundanliegen der Romantik handelt (vgl. Rosa 2016, S. 293). Für ihn ist menschliches Begehren „schlechthin als Resonanzbegehren (zu) interpretieren“ (Rosa 2016, S. 294). Es sind die Organisationsmerkmale der Moderne, wie „Beschleunigungszwänge und Konkurrenzdruck, (die) tendenziell zunehmende Resonanzblockaden“ (Rosa 2016, S. 294) und damit zunehmende Entfremdung erzeugen.

Typisch für diese neoromantische Wendung in der Soziologie ist, dass sie sich vor dem Hintergrund eines Zeitgeists vollzieht, der durch eine tiefe Verun-

sicherung durch Digitalisierung und Individualisierung und einen Überdruß am intellektuellen Konstruktivismus bestimmt wird. Je mehr unsere Lebenswelt durch die digitale Technik kolonialisiert zu werden scheint und je mehr die sozialen Medien den Horizont unseres Weltbilds zu begrenzen drohen, desto größer wird die Sehnsucht nach Unmittelbarkeit, Authentizität und einer nicht entfremdeten Beziehung zu den Dingen. Es geht um „die Wiedergewinnung der Wirklichkeit“, so der Titel eines Buches von Matthew Crawford (2015). Dreyfus und Kelly konstatieren, dass uns „unsere hochtechnisierte Welt verarmt und stumpfsinnig erscheint“ (Dreyfus/Kelly 2015, S. 321) Dagegen käme es darauf an, „auf das Heilige zu reagieren, das noch immer unbeachtet in den Randbereichen unserer entzauberten Welt auf uns wartet“ (Dreyfus/Kelly 2015, S. 321.) Wie aber kann dies gelingen? Ein bloßer Bewusstseinswandel – das erkennt auch Rosa (Rosa 2016, S. 725) – reicht dazu nicht aus. Zu stark sind die Rationalisierungs- und Beschleunigungszwänge, die von den institutionellen Strukturen der Moderne ausgehen. Also müssen sich diese Strukturen ändern und im Grunde müsste damit die ganze Gesellschaft grundlegend verändert werden. Wie ein solches Gegenprogramm aussehen könnte, bleibt bei den meisten neoromantischen Technikkritikern vage. Und so schließt Rosa damit, dass es nicht um ein Reformprogramm gehe, sondern letztlich um die Erzeugung einer „namenlos gewordenen Sehnsucht“ (Rosa 2016, S. 737) nach einer anderen Form der Weltbeziehung.

Das heißt allerdings nicht, dass ein empathischer Umgang mit Technik, der auf implizitem Erfahrungswissen beruht, sinnlos wird. Wie Fritz Böhle gezeigt hat, ist Erfahrungswissen bei Umgang mit technischen Systemen hoch funktional. Hier handelt es sich um eine andere Form von Resonanz. Während beim objektivierenden Umgang mit Technik

„der Gebrauch der Sinne verstandesmäßig geleitet bzw. kontrolliert wird und somit der Verstand als eigentliches Werkzeug der Erkenntnis begriffen wird, vollzieht sich beim subjektivierenden Handeln der Erwerb von Wissen nicht nur maßgeblich über sinnlich-körperliche Wahrnehmung, sondern ebenso auch über andere nicht-verstandesmäßige geistige Prozesse wie Gefühl und subjektives Empfinden.“ (Böhle et al. 2004, S. 109)

Diese Wiederentdeckung des mit Technik umgehenden Subjekts ist keine Utopie, sondern die Anerkennung einer Realität, die hinter den dominierenden Tendenzen von Rationalisierung und Verwissenschaftlichung lange verborgen geblieben ist. Es handelt sich also um einen Entdeckungszusammenhang von Forschung, der auf erfahrener Praxis beruht.

Eine andere Ahnenreihe bis zurück in die Romantik findet sich in der Kritik an Robotern und automatisierten Maschinen. Das Erschrecken vor der scheinbaren Subjekthaftigkeit wurde bereits von Brentano und E. T. A. Hoffmann

thematisiert und es findet sich wieder in den projektiven Befürchtungen gegenüber einer lernfähigen, zunehmend autonom agierenden künstlichen Intelligenz. Dieses Zauberlehrlingsmotiv zeigt sich als tief verwurzelt in einer kulturgeschichtlichen Tradition und es steht außer Frage, dass sich dies, wenn auch meist nicht explizit, im Entdeckungszusammenhang sozialwissenschaftlicher Forschung wiederfindet. Allerdings ist die belletristische Literatur der sozialwissenschaftlichen Technikforschung in Hinblick auf visionäre Phantasie und die Kunst des Gedankenexperiments häufig überlegen. Da sie frei von den methodischen Schranken faktenorientierter Wissenschaft ist, kann sie Szenarien ausmalen, ohne deren Wahrscheinlichkeit nachweisen zu müssen. Häufig liegt sie dabei aber richtig – zumindest was die Logik der Konfrontation mit einer verselbstständigten Technik angeht.

Während Gedankenexperimente in den Naturwissenschaften (insbesondere in der theoretischen Physik) und der Philosophie eine wichtige Rolle spielen, stehen sie in den Sozialwissenschaften eher am Rande. Gerade im Zusammenhang mit sozialwissenschaftlichen Technikprojektionen wäre es notwendig, Gedankenexperimente als methodisches Hilfsmittel ernst zu nehmen. Zeitgenössischen Romanen, wie etwa McEwans „Maschinen wie ich und Menschen wie ihr“ (McEwan 2019) lassen sich in dieser Hinsicht fruchtbare Anregungen entnehmen. McEwan zeigt etwa, wie weit die empathische Identifikation mit einem Roboter gehen kann.

Ob fiktionale Literatur auch als Wissenschaftsfolgenabschätzung ernstgenommen werden könnte, diskutieren Farzin und Herold (2015) am Beispiel von Margaret Atwoods Roman „Oryx und Crake“ aus dem Jahr 2003. Hier geht es um ein postkatastrophisches Szenario, in dem ein durch biotechnologische Forschung erzeugter neuer Menschentypus die Herrschaft übernommen hat. Unabhängig von den literarischen Qualitäten dieses dystopischen Romans geht es ihnen um die Frage nach dem potentiellen Realitätsgehalt der geschilderten Entwicklung. Interessanterweise war in diesem Fall die Reaktion von Seiten der Naturwissenschaften positiver als die der literarischen Kritik. Trotz aller Bedenken, die dem literarischen Genre geschuldet waren, kommen die Autoren zu dem Schluss, dass ein derartiger Roman die „Sensibilität für Ansätze möglicher technischer Entwicklungen wecken könnte.“ (Farzin/Herold 2015, S. 6)

Allerdings bleiben derartige Ermutigungen, den Brückenschlag zwischen den „two cultures“ zu wagen, auf der Seite der Sozialwissenschaften selten. Die Vorbehalte der empirischen sozialwissenschaftlichen Forschung, aber auch der zeitdiagnostisch-theoretischen Soziologie gegenüber jeder Art von „Spekulation“ sind aus professionspolitischer Sicht nachvollziehbar. Sie führen allerdings auf lange Sicht zu einem Verlust an öffentlicher Relevanz und prospektiver Kompetenz. Die Verarmung des Entdeckungszusammenhangs lässt den Fragehorizont immer kleinräumiger erscheinen und macht die Ergebnisse erwartbarer und überraschungsärmer.

Dass die Brücke zwischen Populärkultur und Sozialwissenschaften untergründig viel tragfähiger ist, als es sich öffentlich zeigt, wird deutlich, wenn man die Hintergrundannahmen von Kritischer Theorie und Science Fiction miteinander vergleicht. Jan Fuhse (2003) stellt deutliche Parallelen zwischen der Gesellschaftskritik neuerer Science-Fiction-Filme, wie z. B. „Matrix“, „Cube“, „Dark City“ oder „Blade Runner“, und der Weltsicht der Frankfurter Schule fest. Diese Parallelen sieht er

„in der Diagnose einer sich selbst entfremdeten Gesellschaft, in der (Selbst-)Erkenntnis kaum noch möglich ist [...], in der Bewertung von Technik als der zentralen Triebkraft dieser Entwicklung [...], in der Modellierung der Gesellschaft als System [...] und in der Andeutung von Hoffnungsträgern gegen eine solche Entwicklung [...].“ (Fuhse 2003, S. 1)

Hier zeigt sich also eine verborgene Verwandtschaft zwischen der kritischen Theorie und den dystopischen Vorstellungen von Science-Fiction-Filmen. Auch Fuhse konstatiert die mangelnde Beachtung dieses Phänomens von Seiten der Sozialwissenschaften. Virtuelle Realität, künstliche Intelligenz, falsches Bewusstsein durch Massenmedien, Technikkritik sind gemeinsame Bezugspunkte dieses zeitdiagnostischen Pessimismus, wie er schon bei Horkheimer und Adorno, aber auch bei Baudrillard angelegt war. „Matrix“ und „Blade Runner“ oder „Dark City“ malen diese imaginäre Grundannahme einer Herrschaft durch Technik anschaulich aus und treffen sich so mit Horkheimers und Adornos Diktum, in der technischen Rationalität zeige sich „der Zwangscharakter der sich selbst entfremdeten Gesellschaft“ (Horkheimer/Adorno 1993, S. 129). Obwohl Technik zur Handlungserleichterung geschaffen wurde, wendet sie sich schließlich als Herrschaftsinstrument gegen die Menschen, die sie benutzen. Dieses technikkritische Motiv scheint eine durchgängige, immer wieder neu aktualisierte Grundströmung des gesellschaftlichen Imaginären seit Beginn der Moderne zu sein. Kritische Theorie und Populärkultur schöpfen also aus denselben Quellen, ohne aufeinander Bezug nehmen zu müssen.

Ähnliches gilt für die technikgläubigen Utopien des Silicon Valley. Diese beschwören die Hoffnung, nahezu alle Probleme dieser Welt mit den Mittel avancierter Technik lösen zu können, also mit künstlicher Intelligenz, Genetic Engineering, Big Data und humanoiden Robotern. Auch hier lässt sich eine Kette von Vorläuferutopien ausmachen, die auf den wissenschaftlich-technischen Fortschritt setzen. Es scheint, als ob das Imaginäre der modernen Gesellschaft von Anfang an durch diese Doppelstruktur von Fortschrittshoffnung und -skepsis gekennzeichnet sei.

Auch die Sozialwissenschaften entwickeln vor diesem Hintergrund ihre Fragestellungen und „entdecken“ Probleme aus dieser Doppelperspektive heraus. Metaphorisch könnten man hier vom Imaginären als dem gesellschaftli-

chen Unterbewussten sprechen, das in unterschiedlichen Ausformungen den öffentlichen Diskurs mitbestimmt. Soziologie wirkt an seiner Tradierung und Artikulation neben vielen anderen kulturellen Akteuren mit, ohne dies zu beabsichtigen. Sie tut dies auf verschiedenen Ebenen des öffentlichen Diskurses.

4. Die Definition gesellschaftlicher Probleme durch die Sozialwissenschaften

Anders als in instrumentellen Verwendungsbeziehungen sozialwissenschaftlichen Wissens bietet sich für die Sozialwissenschaften in öffentlichen Diskursen die Möglichkeit, durch die Definition gesellschaftlicher Probleme politischen Einfluss auszuüben. Diese Diagnosefunktion ist zunächst einmal zu unterscheiden von der methodisch kontrollierten Aufstellung von deskriptiven und kausalen Aussagen, die den wissenschaftlichen Kern der Sozialwissenschaften ausmachen. Problemdefinitionen beschreiben Entwicklungstendenzen, die unerwünscht oder riskant sind und haben damit normative Aspekte, die auf ihrem Aufforderungscharakter beruhen. „Gegenwartsdiagnosen bilden den stets umkämpften Sinnhorizont einer sich neu entwerfenden Praxis, indem sie in paradoxer Weise Momente der Beunruhigung des Bestehenden mit der Perspektive ihrer planerischen Bewältigung miteinander verbinden.“ (Alkemeyer/Buschmann/Etzemüller 2019, S. 14) Ihr Einsatz in öffentlichen Diskursen kann gemeinwohlorientiert sein, aber auch durchaus für partikulare Interessen strategisch genutzt werden. Dies mag zwar einigen wie eine Aufforderung zur Entweihung des Tempels der Werturteilsfreiheit vorkommen, findet aber permanent in realen öffentlichen Diskursen statt. Mit welcher Berechtigung lässt sich dennoch für die Definition gesellschaftlicher Probleme durch die Sozialwissenschaften argumentieren?

Zunächst einmal kann darauf verwiesen werden, dass in einer verwissenschaftlichten Öffentlichkeit, mit der wir es inzwischen zu tun haben, Gegenwartsdiagnosen sich wissenschaftlicher Kritik und Überprüfung in Hinblick auf Plausibilität, Wahrscheinlichkeit und empirischer Evidenz aussetzen. Es scheint nicht unvernünftig, auf den Selbstkorrekturmechanismus von Wissenschaft zu setzen, der den ideologisch-strategischen Bias sozialwissenschaftlicher Ergebnisse im öffentlichen Diskurs zwar nicht gänzlich aufheben, aber doch begrenzen kann (vgl. Lau 1989, S. 389). Darüber hinaus verfügt die Soziologie über das Handwerkszeug, die normativen Implikationen ihrer Aussagen selbstreflexiv zu bearbeiten. Dies heißt aber auch, dass der Entdeckungszusammenhang der Sozialwissenschaften legitimer Weise auch durch den öffentlichen Diskurs bestimmt wird und dies gilt in doppelter Weise: Ihre Fragestellungen und Herangehensweisen orientieren sich auf konforme oder abweichende Art an Fragestellungen einer rasonierenden Öffentlichkeit und sie beeinflussen gleichzei-

tig diesen Diskurs, ob intentional oder unabsichtlich, mit ihren Forschungsergebnissen. Die Verflochtenheit der sozialwissenschaftlichen Forschung mit dem öffentlichen Diskurs muss als reale Bedingung des eigenen Entdeckungszusammenhangs begriffen werden (vgl. Lessenich 2019). Das bedeutet allerdings nicht, im Bemühen um Relevanz die eingefahrenen Problemdefinitionen anderer zu übernehmen (vgl. Becker 2009) oder bewährte Forschungsstandards aufzugeben.

Im Besonderen gilt das in Zeiten transformativen sozialen Wandels, wie den unseren. Dabei handelt es sich nicht nur um technologieinduzierte Veränderungen, sondern auch um disruptive Wandlungsvorgänge im Bereich der Politik (Ende des Multilateralismus, neuer Populismus) und der Umweltrisiken (Klimawandel, Biodiversität). Während sich noch vor einigen Jahren Krisen in einer weitgehend stabilen Welt ereigneten, scheint dieser stabile Rahmen inzwischen selbst in Turbulenzen geraten zu sein. Die Folgen sind nicht nur eine weit verbreitete gefühlte Unsicherheit, sondern eine tatsächliche kognitive Ungewissheit in Hinblick auf die weitere gesellschaftliche Entwicklung.

Nun war die moderne Gesellschaft immer schon darauf ausgerichtet, durch wissenschaftliche Forschung Ungewissheiten in Gewissheiten zu verwandeln. Der Ansturm des Neuen und seine Komplexität, die nicht zuletzt durch die Nebenfolgen wissenschaftlich-technischer Entwicklungen verursacht werden, scheinen aber das Ungewissheitsmanagement der Gegenwartsgesellschaften zu überfordern. In der Weltrisikogesellschaft reicht es nicht mehr, die Ursachen von Katastrophen zu erforschen, nachdem sie stattgefunden haben. Die Irreversibilität riskanter Entwicklungen und ihre Größenordnung machen die Umorientierung von Wissenschaft auf das Vorsorgeprinzip notwendig. Hier geht es also nicht mehr um die Erklärung bereits bekannter Schäden, sondern um die Vorhersage ungewisser Gefahren und Probleme, die noch bevorstehen könnten.

Damit haben wir es mit Problemen des Nichtwissens zweiter Ordnung zu tun, des Nichtwissens des Nichtwissens (vgl. Wehling 2006). Die alten Methoden der Herstellung wissenschaftlicher Evidenz, die die „Wahrheit“ einer Aussage abzusichern versprachen, scheinen hier nicht mehr zu greifen (vgl. Bösch 2013). Angesichts der Dringlichkeit möglicher Gefahren, kann es nicht mehr um den sicheren Nachweis der Möglichkeit eines drohenden Schadens gehen. Schon ein Verdacht muss hier Anlass für weitere Forschung sein. Für das Aufspüren eines solchen Verdachts ist es sinnvoll, eine größere Zahl von problemsensiblen Akteuren einzubeziehen. Insbesondere dann, wenn bei Erhärtung des Verdachts kaum noch eingegriffen werden kann, ist es notwendig, sich an Indizien für mögliche Gefahren zu orientieren (vgl. Gleich/Pade/Wigger 2013).

Diese Umstellung der Forschung im Rahmen des Vorsorgeprinzips gilt zunächst einmal vor allem für die Naturwissenschaften. Aber auch die Sozialwis-

senschaften sind in zunehmendem Maße herausgefordert, die nichtintendierten Nebenfolgen wissenschaftlicher und technologischer Innovationen in ihrem Entdeckungszusammenhang zu berücksichtigen. Hier handelt es sich nicht um Gefahren für Leben und Gesundheit, sondern um die Gefährdung zentraler Institutionen moderner Gesellschaften, wie der Demokratie, des Schutzes der Privatsphäre oder des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Und auch hier scheint die Komplexität der Wandlungsvorgänge zunächst die prognostische Kompetenz der sozialwissenschaftlichen Forschung zu überfordern. Eine Frühwarnfunktion der Soziologie entspricht im Grunde dem aufklärerischen Auftrag der Soziologie, den sie sich von Anfang an gegeben hat. Da es sich hier zunächst nicht um rein faktenbasierte Evidenz handelt, können die Sozialwissenschaften umso leichter mit anderen kulturellen Bereichen (Literatur, Film, Medien), die über eine ausgeprägte Zukunftssensibilität verfügen, in Kontakt treten. Anders als diese, verfügt die sozialwissenschaftliche Forschung allerdings über methodische Werkzeuge, um die Indizien, die auf gefährliche gesellschaftliche Entwicklungen hinzuweisen scheinen, in Hinblick auf ihre faktische Evidenz zu überprüfen und damit den Versuchungen eines kulturkritischen oder ideologischen Alarmismus zu widerstehen.

Die Erforschung komplexer Probleme in der „Nichtwissensgesellschaft“ erfordert vor allem auch die Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen (Transdisziplinarität) und die Kooperation mit Praktikern der betreffenden Felder:

„Formate transformativer Forschung sind Formate, in denen der Gegenstand *im* Gegenstand und mit dem Gegenstand erforscht wird. Man lässt sich mit Praktikern und Akteuren im Feld auf der Suche nach Problemstellungen ein und erprobt mit ihnen gemeinsam denkbare Vorgehensweisen der Erprobung von Lösungen, inklusive der Frage, welche Perspektiven auf eine Problemstellung zum Zuge kommen sollten und welche bis auf Widerruf ausgeschlossen bleiben können.“ (Baecker 2020, S. 90)

In dieser Art von Realexperimenten wird die Unterscheidung zwischen dem experimentellen Subjekt und dem Objekt der Forschung unscharf. Gesellschaft wird nicht nur zum Labor, sondern direkt in das Design der Forschung einbezogen. Damit öffnet sich der Entdeckungszusammenhang der Wissenschaft für Überraschungen und bisher unbekannte Bereiche des Nicht-Wissens (vgl. Groß/Hoffmann-Riem/Krohn 2005).

Für die Vertreter einer strikt evidenzbasierten Wissenschaftstheorie mag dies an die alten Vorschläge einer „Finalisierung der Wissenschaft“ erinnern. Für die Verteidiger einer transformativen Forschung geht es darum, sich schon auf der Ebene der Fragestellungen und der Problemdefinitionen auf die neuen Ungewissheiten einzulassen und gemeinsam neue nichtwissensorientierte Evidenzkriterien zu erarbeiten. Man könnte hier in Anlehnung an die Technikfol-

genabschätzung von „Modernisierungsfolgenabschätzung“ sprechen. Um die Folgen von Modernisierung ging es ja letztlich schon den Gründervätern der Soziologie Durkheim und Weber.

Nur scheinbar ergibt sich hier eine Nähe zur Fake-Science-Diskussion und zum postfaktischen Zeitalter. Man könnte im Gegenteil sagen, dass sich eine kleinteilige Forschung, die sich als Begründungslieferanten partikularer Interessenstandpunkte begreift, viel eher der Gefahr aussetzt, als Produzent beliebiger „Wahrheiten“ wahrgenommen zu werden. Der vielbeklagte Relevanzverlust der Sozialwissenschaften hat zudem auch vor allem mit ihrer Binnenorientierung an Peer-Review-Verfahren, an Exzellenzinitiativen und der reputationsfördernden Zugehörigkeit zu bestimmten Schulen zu tun. Hier könnte ein kleiner Schritt heraus aus dem disziplinären Elfenbeinturm einen relativ großen Schritt in Richtung gesellschaftlicher Wirksamkeit bedeuten.

Gerade weil dieser Schritt in die Welt des nicht gewussten wissenschaftlichen Nichtwissens auch normative Voraussetzungen und Grenzen hat, muss er begleitet sein von „einem reflektierten, transparenten und demokratisch legitimierten Umgang mit der Problematik des Nichtwissens.“ (Bösch/Wehling 2004, S. 104) Die Suche nach riskanten möglichen Entwicklungen beruht immer auch auf Wertentscheidungen, über das, was es zu bewahren gilt. Diese Wertentscheidungen kann die Wissenschaft selbst nicht qua Wissenschaft fällen. Sie ist damit angewiesen auf eine gesellschaftliche Öffentlichkeit, die sich der wissenschaftlichen Gefahrenvermutungen annimmt und damit letztlich den normativen Rahmen des Entdeckungszusammenhangs sozialwissenschaftlicher Forschung bestimmt.

Literatur

- Abels, Heinz (2004): Einführung in die Soziologie. 2. Aufl. Band I. Wiesbaden: Springer VS
- Alkemeyer, Thomas/Buschmann, Nikolaus/Etzmüller, Thomas (2019): Gegenwartsdiagnosen. Kulturelle Formen gesellschaftlicher Selbstproblematisierung in der Moderne. Bielefeld: transcript
- Baecker, Dirk (2020): Forschung im Medium der Universität. In: Merkur 74, H. 848, S. 89–93
- Bauer, Susanne/Heinemann, Torsten/Lemke, Thomas (2017): Science and Technology Studies. Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven. Berlin: Suhrkamp
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang/Lau, Christoph (2003): Theorie reflexiver Modernisierung – Fragestellungen, Hypothesen, Forschungsprogramme. In: Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.): Die Modernisierung der Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 11–62
- Beck, Ulrich (2013): Die Metamorphose der Welt. Berlin: Suhrkamp
- Becker, Howard S. (2003/2016): Making Sociology Relevant to Society. In: Journal of Criminal Justice and Popular Culture 18, H. 1, S. 1–8
- Becker, Howard S. (2019): Erzählen über Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS

- Beckert, Jens (2018): *Imaginierte Zukunft. Fiktionale Erwartungen und die Dynamik des Kapitalismus*. Berlin: Suhrkamp
- Böhle, Fritz/Bolte, Annegret/Dunkel, Wolfgang/Pfeiffer, Sabine/Porschen, Stephanie/Sevsey-Tegethoff, Neşe (2004): *Der gesellschaftliche Umgang mit Erfahrungswissen*. In: Beck, Ulrich/Lau, Christoph (Hrsg.): *Entgrenzung und Entscheidung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 95–122
- Bösch, Stefan/Wehling, Peter (2004): *Wissenschaft zwischen Folgeverantwortung und Nichtwissen*. Wiesbaden: Springer VS
- Bösch, Stefan (2013): *Fragile Evidenz – Wissenspolitischer Sprengstoff*. In: *Technikfolgenabschätzung – Theorie und Praxis* 22, H. 3, S. 3–9
- Bösch, Stefan/Sotoudeh, Mashid/Stelzer, Volker (2019): *Indikatorenarbeit. Kontextneutralisierende und kontextoffene Strategien in der Analyse komplexer Probleme*. In: *Zeitschrift für Technikfolgenabschätzung in Theorie und Praxis* 28, H. 1, S. 45–51
- Bourdieu, Pierre (1992): *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, Hamburg: VSA
- Castoriadis, Cornelius (1990): *Gesellschaft als Imaginäre Institution*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Crawford, Matthew (2015): *Die Wiedergewinnung der Wirklichkeit. Eine Philosophie des Ichs im Zeitalter der Zerstreuung*. Berlin: Ullstein
- Dimbath, Oliver (2016): *Soziologische Zeitdiagnostik. Generation – Gesellschaft – Prozess*. München: W. Fink
- Dreyfus, Hubert/Kelly, Dorrance (2015): *Alles was leuchtet*. Berlin: Ullstein
- Farzin, Sina/Herold, Emanuel (2015): *Von leuchtenden Hasen und sterbenden Menschen. Margaret Atwoods Roman Oryx and Crake als Wissenschaftsfolgenabschätzung*. In: Lessenich, Stephan (Hrsg.): *Routinen der Krise – Krise der Routinen. Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier 2014*. Trier: Universität Trier, S. 1335–1342
- Friedrichs, Jürgen (1990): *Methoden empirischer Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS
- Fuhse, Jan A. (2003): *Das Andere der Gesellschaft. Science Fiction als Kritische Theorie*. In: *Soziale Welt* 54, H. 3, S. 223–240
- Gleich, Arnim von/Pade, Christian/Wigger, Henning (2013): *Indizien und Indikatoren zur Umsetzung des Vorsorgeprinzips*. In: *Technikfolgenabschätzung – Theorie und Praxis* 22, H. 3, S. 16–24
- Groß, Matthias/Hoffmann-Riem, Holger/Krohn, Wolfgang (2005): *Realexperimente. Ökologische Gestaltungsprozesse in der Wissensgesellschaft*. Bielefeld: transcript
- Habermas, Jürgen (1971): *Zur Logik der Sozialwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Henecka, Hans P. (2000): *Grundkurs Soziologie*. 7. Auflage. Opladen: Leske + Budrich
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1993): *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt a. M.: Fischer
- Krohn, Wolfgang/Weyer, Johannes (1990): *Die Gesellschaft als Labor*. In: Halfmann, Jost/Japp, Klaus P. (Hrsg.): *Riskante Entscheidungen und Katastrophenpotentiale*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 89–122
- Latour, Bruno (2008): *Wir sind nie modern gewesen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Lau, Christoph (1989): *Die Definition gesellschaftlicher Probleme durch die Sozialwissenschaften*. In: Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.): *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 384–420

- Lau, Christoph (2020, im Erscheinen): Reflexiver Fundamentalismus. Die Theorie reflexiver Modernisierung und die populistische Wende. In: Holzinger, Markus/Römer, Oliver (Hrsg.): Soziologische Phantasie und Kosmopolitisches Gemeinwesen. Perspektiven einer Weiterführung der Soziologie Ulrich Becks. Soziale Welt. Sonderband 27. Baden-Baden: Nomos
- Lessenich, Stephan (2019): Soziologie in Gesellschaft. Zum Stellenwert des Politischen für die Soziologie. In: Soziologie 48, H. 4, S. 402–405
- Luhmann, Niklas (1991): Soziologie des Risikos. Berlin/New York: de Gruyter
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Liotard, François (2012): Das postmoderne Wissen. 7. Auflage. Wien: Passagen
- Mannheim, Karl (1969): Ideologie und Utopie. 5. Auflage. Frankfurt a. M.: G. Schulte-Bulmke
- McEwan, Ian (2019): Maschinen wie ich. Zürich: Diogenes
- Mills, C. Wright (2016): Soziologische Phantasie. Wiesbaden: Springer VS
- Perrow, Charles (1988): Normale Katastrophen. Frankfurt a. M.: Campus
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive „experimenteller Soziologie“. In: Soziale Welt 50, H. 4, S. 362–372
- Reckwitz, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin: Suhrkamp
- Reichenbach, Hans (1938): Experience and Prediction. Chicago: Chicago University Press
- Rosa, Hartmut (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Rosa, Hartmut (2016): Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin: Suhrkamp
- Wehling, Peter (2006): Im Schatten des Wissens? Perspektiven einer Soziologie des Nichtwissens. Konstanz: UVK

Soziologie im Spagat: Zum Verhältnis von bürokratischer und charismatischer Wissenschaft

Wolfgang Ludwig-Mayerhofer

1. Vorbemerkungen

Die leitende Dichotomie, die ich im Titel dieses Textes verwende, habe ich im Jahr 2012 entwickelt, um in einer überwiegend geisteswissenschaftlichen Fakultät überhaupt einmal verständlich zu machen, wie sich die konkrete Arbeit in einem sozialwissenschaftlichen Großforschungsprojekt wie dem Nationalen Bildungspanel (NEPS)¹ abspielt, an dem ich 13 Jahre als Projektleiter beteiligt war.² Die folgenden Überlegungen sind einerseits deutlich erweitert und geändert, andererseits verenge ich sie auf den Kontext meiner eigenen Disziplin. Ich leite daraus einen Vorschlag ab, der möglicherweise paradox ist oder dies zumindest erscheint: Soziologische Experimentalität (Pofertl 1999) kann sich nicht nur auf das Verhältnis von (soziologischer) Disziplin und (gesellschaftlichem) Gegenstand beziehen; um experimentell zu sein, sollte die Soziologie sich der gesamten Breite ihrer Forschungsmöglichkeiten bedienen – auch solcher, die

1 Das NEPS wurde von 2008 bis 2013 als Teil des Rahmenprogramms zur Förderung der empirischen Bildungsforschung vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) finanziert. Seit 2014 wird NEPS vom Leibniz-Institut für Bildungsverläufe e.V. (LIßBi) an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg in Kooperation mit einem deutschlandweiten Netzwerk weitergeführt.

2 Eine ähnliche Gegenüberstellung formulieren Keller/Pofertl (2017) in ihrem Vergleich der Entwicklung qualitativer/interpretativer Sozialforschung in Frankreich (wo sich die Forschenden vor allem auf „Inspiration“ berufen) und Deutschland (wo die Berufung auf elaborierte Regeln der Interpretation als „Legitimation durch Verfahren“ gekennzeichnet werden kann). – Im Zuge meiner Recherchen für diesen Text habe ich gesehen, dass auch Reichertz (2013, S. 15) die geisteswissenschaftliche Produktion von Deutungen (von ihm allerdings enger bezogen auf die Literaturwissenschaft und Literaturkritik) als Ergebnis „charismatischer“ Individuen (wobei gemeint ist: von Individuen, denen diese Eigenschaft von sich selbst oder von anderen zugeschrieben wird) bezeichnet hat. Sein „Gegenmodell“ ist die Interpretation in der Gruppe. Zu weitergehenden Überlegungen, wie ich sie hier anstelle, kommt man, wenn man berücksichtigt, dass der Forschungsprozess nicht nur aus Interpretation besteht, sondern diverse weitere Schritte umfasst.

ihr möglicherweise auf den ersten Blick recht fremd vorkommen mögen, wie dies für die Idee der bürokratischen Forschung gelten könnte. Selbstverständlich lautet mein Vorschlag nicht, Sozialforschung solle durchgängig oder auch nur überwiegend bürokratisch organisiert sein. Es geht umgekehrt um ein Gedankenspiel, bürokratische Wissenschaft überhaupt erst einmal als Option wahrzunehmen auch in Kontexten, in denen sie vielleicht als fremdartig erscheint. Dies könnte im Übrigen auch zum Nutzen bürokratischer Wissenschaft sein.

Selbstredend ist die Unterscheidung zwischen „bürokratischer“ und „charismatischer“ Wissenschaft überspitzt – sie ist als schiere Antinomie auch gar nicht haltbar (weder logisch noch empirisch), sondern soll Pole kennzeichnen, zwischen denen vielfältige unterschiedliche Graduierungen denkbar sind. Die Überspitzung dient auch der Polemik, die freilich nicht böse gemeint ist. Die Begrifflichkeit nimmt, das ist offenkundig, Bezug auf Max Weber, der sie bekanntlich im Kontext seiner Herrschaftssoziologie eingeführt hat (und dabei übrigens sehr häufig auch das Doppeladjektiv „bürokratisch-rational“ verwendet). Sie scheint mir aber auch hilfreich, um unterschiedliche Arbeitsweisen innerhalb der Sozialwissenschaften (und natürlich auch innerhalb anderer Disziplinen) oder zumindest relevante Aspekte solcher unterschiedlichen Arbeitsweisen zu beschreiben. Es geht mir also nicht um eine Unterscheidung zwischen unterschiedlichen Disziplinen etwa im Sinne der These zweier „Kulturen“ (Snow 1959/1998) (der Geisteswissenschaft einer- und der Natur- und Ingenieurwissenschaften andererseits), oder der „drei Kulturen“ (Lepenies 1985/2006) (Literatur, Soziologie und [Natur-]Wissenschaft). Tatsächlich ist das Spannungsverhältnis zwischen „bürokratisch-rationaler“ und „charismatischer“ Forschung grundsätzlich der Wissenschaft eingeschrieben, freilich in disziplinär und subdisziplinär unterschiedlicher Gewichtung mit wohl besonders großen Unterschieden innerhalb der Sozialwissenschaften.³

Man sollte im Hinterkopf behalten, dass ich Sozialforschung hier weder epistemologisch noch wissenschaftstheoretisch noch methodologisch betrachte. Ich frage vielmehr nach den Organisationsformen von Forschung, betrachte Forschung also aus einer genuin soziologischen Perspektive – einer Perspektive, die seltsamerweise gerade von Soziolog*innen selbst recht selten eingenommen

3 Webers Typologie der Herrschaftsformen ist bekanntlich eine Trias; als dritte Form beschreibt er die traditionale Herrschaft. Eine Orientierung an der Tradition scheint nun der modernen Wissenschaft völlig wesensfremd. Freilich gab es frühere Formen der Wissenserzeugung, die im Kern durch Tradition geprägt waren, wie die mittelalterliche Scholastik. Doch auch in den heutigen Sozialwissenschaften sind traditionale Bezüge nicht ganz selten, soweit wir uns nämlich auf unsere Gründerväter oder die sog. Klassiker beziehen – was ich ja selbst tue, wenn ich hier Max Weber aufrufe. Auch sonst werde ich im Folgenden teilweise ziemlich weit in die Vergangenheit zurückgehen.

wird, wenn sie ihre eigene Arbeit betrachten. Publierte Selbstdarstellungen soziologischen Arbeitens sind in aller Regel auf Individuen zentriert, und das gilt auch und gerade für solche Werke, die „Sociologists at Work“ präsentieren (Hammond 1964) oder, wie in Eszter Hargittais Buch mit dem verheißungsvollen Titel „Research Confidential“, beanspruchen, „behind-the-scenes details of hands-on empirical social scientific research“ (Hargittai 2009, S. vii) zu berichten. Stets steht im Mittelpunkt der einzelne Forscher oder die Forscherin; er oder sie präsentiert die Überlegungen zur Wahl des Forschungsdesigns, erzählt von Beobachtungen im Feld, aus denen neue Einsichten gewonnen wurden, diskutiert forschungsethische Abwägungen, erwähnt Gedankenblitze, die helfen, das Material in neuem Licht zu sehen oder Theorien und Hypothesen weiterzuentwickeln, vielleicht auch mal zufällige Umstände, die an der einen oder anderen Stelle weiterhelfen. Im Mittelpunkt steht die individuelle Gewitztheit, mit der die Protagonisten Pläne schmieden, Potenziale oder Grenzen von Daten und Forschungsdesigns erkennen, die Ausdauer, mit der sie Hindernisse angehen. Der soziale Kontext von Forschung gerät in solchen Beiträgen am ehesten in den Blick, wenn es um Feldzugang bzw. allgemein den Aufenthalt im Feld geht, also um den Forschungsprozess in seiner sozialen Einbettung. Die Organisation der Forschung selbst wird hingegen nur vereinzelt angesprochen – und dabei teilweise noch explizit de-thematisiert, wenn etwa Davis (1964, S. 226) genau jene Tätigkeiten, die von Mitarbeiter*innen erledigt wurden, als zu umfangreich aus seiner Schilderung ausklammert.

Auch Bücher, in denen Sozialforscher grundsätzlich ihre Arbeit reflektieren und daraus Anleitungen für andere gewinnen, helfen nicht weiter. Ob „Métier de sociologue“ von Bourdieu, Chamboredon und Passeron (dtsh. 1991), ob Schulzes „Soziologie als Handwerk“ (2019) – die Texte beziehen sich auf intellektuelle Haltungen oder Fähigkeiten von Individuen, dagegen bleibt völlig außen vor, wie und warum Sozialforschung ein häufig auch arbeitsteiliger Prozess ist, an dem unterschiedliche Personen in unterschiedlichen Funktionen und Rollen beteiligt sind. Selbst da, wo es um die „Organisation“ von Forschung zu gehen scheint, wie der Untertitel von Wildavskys „Craftways“ (1989) ankündigt, sind Fragen gemeint wie: Wie gestalte ich am besten den Prozess des wissenschaftlichen Schreibens? Wie teile ich meine Zeit zwischen Forschung, Lehre und anderen Aktivitäten auf?

Tatsächlich hat auch die Wissenschaftsforschung selbst (abgesehen von der weiter unten noch besprochenen Ausnahme des letztlich vor allem typologisch und nicht detailliert empirisch argumentierenden Werkes von Whitley 1984) bürokratisch organisierte Forschung kaum genauer untersucht (vgl. Gläser

2012, S. 160 f.)⁴ – ganz im Unterschied zu Universitäten, deren organisationaler Wandel breit thematisiert wird (vgl. Krücken et al. 2007), oder zu Kollaborationsnetzwerken von Wissenschaftler*innen, wie sie sich vor allem in gemeinsamen Publikationen niederschlagen (für die Soziologie: Moody 2004; vergleichend zwischen der Soziologie und einigen anderen Disziplinen: Babchuk et al. 1999).⁵ Insofern ist auch mein Beitrag in Teilen (gedanken-)experimentell.

2. Bürokratische Wissenschaft

Was macht also bürokratische Wissenschaft aus? Ich versuche mich nicht an einer exakten Definition, sondern veranschauliche sie am Beispiel des schon erwähnten Nationalen Bildungspanels (NEPS), eines Großprojekts, das vermutlich nicht allen Leser*innen in seinem funktionalen Aufbau und seinen Arbeitsweisen bekannt ist. Es gibt zunächst als Projektzentrale ein Institut – das Leibniz-Institut für Bildungsverläufe (LifBi) – mit einer doppelten, nämlich einer wissenschaftlichen und einer administrativen, Geschäftsführung. Eine Besonderheit ist, dass ein Netzwerk von Forscherinnen und Forschern in ganz Deutschland über Verträge in das Projekt eingebunden ist. Institut (welches nicht mit dem NEPS gleichzusetzen ist – es werden auch andere Projekte organisiert) und NEPS haben eine relativ komplexe Governance: Das Institut hat ein Direktorium, das die Geschäfte leitet und ein Kuratorium, bestehend aus Ministerialen und wissenschaftlichem Beirat, welches als Aufsichtsgremium fungiert; es gibt mehrere Abteilungen mit je einer Professorenstelle für die Leitung; hinzu kommen noch Stabsstellen. Im Projekt kommen hinzu eine Jahresversammlung aller Projektleiter*innen und weiterer gewählter Personen, in der die wesentlichen Grundzüge des Projekts und der laufenden Arbeiten besprochen werden, sowie bei Bedarf – etwa für größere Planungen – weitere Treffen; ein Netzwerkausschuss als Gremium, welches zwischen diesen Versammlungen Probleme oder strittige Fragen klärt; schließlich auch eine Mitarbeiterversammlung. Eine Bürokratie muss aber auch und vor allem das alltägliche Handeln prägen: Für die laufenden Arbeiten gibt es Zeitpläne – nicht als unver-

4 Hingewiesen sei aber auf den höchst interessanten frühen Text von Bahrdt/Krauch/Rittel (1960), dem noch einige Buchpublikationen folgten. Und die Vollständigkeit gebietet es, Lazarsfeld (1962) zu nennen – dessen Bureau of Applied Research den Hintergrund für die nachfolgend angeführte Kritik von Mills darstellt.

5 Kleine Forschungsteams zur Bearbeitung von Projekten haben immerhin punktuell Aufmerksamkeit gefunden, siehe Torka (2009). Eine sehr wichtige spezifische Art der Zusammenarbeit hat Reichertz (2013) zum Gegenstand gemacht: Die Auswertung qualitativen Datenmaterials in der Gruppe. Dem Text merkt man allerdings an, dass es sich um die stark erweiterte Fassung eines Forschungsantrages handelt.

bindliche Vorschläge, sondern als harte Richtschnur für alle; es gibt Standards und Kriterien dafür, wie Fragebogenitems formuliert und geprüft werden und unter welchen Voraussetzungen sie in das Erhebungsprogramm aufgenommen werden; es gibt eine mehrstufige Qualitätskontrolle, die die Einhaltung der Standards überwacht; und es gibt Regeln für die Dokumentation aller Teilschritte.

Wir haben damit entscheidende Merkmale eines bürokratisch organisierten (Herrschafts-)Verbandes nach Weber (1922/2014, S. 156), nämlich 1. einen kontinuierlichen regelgebundenen Betrieb von (bei Weber: Amts-)Geschäften, 2. Kompetenz der einzelnen Behörden oder Abteilungen, 3. eine (Weber: Amts-)Hierarchie, und schließlich 4. Regeln, nach denen verfahren wird, und die sich (wie bei Weber) nach technischen Regeln und Normen unterscheiden lassen. Natürlich lassen sich auch Unterschiede zu einem Herrschaftsbetrieb angeben; beispielsweise fehlt es an förmlichen Sanktionen bzw. echten Zwangsmitteln zur Durchsetzung, und insbesondere fehlt es an Herrschaftsunterworfenen. Die genannten vier Punkte beschreiben letztlich die Bürokratie, wie sie als Form weit über das Feld der politischen Herrschaft hinaus die moderne Gesellschaft durchzieht.

Was ich hier exemplarisch skizziert und dann mit Max Weber kurz systematisiert habe, ist natürlich nur für bestimmte Bereiche der Sozialwissenschaft charakteristisch – das, was man als Großforschung bezeichnen kann, auch wenn angesichts der „Big Science“ vor allem in der Kernphysik dieser Begriff übertrieben scheinen mag. Vieles, was an soziologischer Forschung geschieht, ist wesentlich kleinformatiger, geschieht in kleinen Teams oder durch Einzelpersonen. Aber wie sollen wir diese Form der bürokratisch organisierten Forschung bewerten?

Schon früh haben sich bedeutende Soziologen ablehnend geäußert. Die schärfste Kritik stammt wohl von C. Wright Mills. In seinem einflussreichen Buch „Sociological Imagination“, unlängst in einer neuen deutschen Übersetzung als „Soziologische Phantasie“ auf den Markt gebracht, ist ein ganzes Kapitel dem bürokratischen Ethos gewidmet, und dieses wird als strikte Antithese zu soziologischer „Imagination“ einführt: „Mit dem Versuch, jeden einzelnen Schritt der Sozialforschung zu standardisieren und zu rationalisieren, werden die intellektuellen Arbeitsprozesse dieses Forschungsstils selbst ‚bürokratisch‘.“ (Mills 1959/2016, S. 158) Bürokratisch organisierte Forschung ist außerdem dadurch gekennzeichnet, dass sie sich den gesellschaftlich Mächtigen und der Kulturindustrie unterordnet bzw. „verkauft“: Sie dient, so Mills, in den „Unternehmen und speziell in den Kommunikationsstäben der Werbeindustrie, in den Streitkräften und zunehmend auch in den Universitäten selbst jedem beliebigen Zweck der Auftraggeber“ (Mills 1959/2016, S. 159); die Sozialwissenschaftler*innen, die diese Forschung betreiben, würden im Lauf der Zeit die politische Perspektive der Kund*innen und auch der „Institutshäuptlinge“

(Mills 1959/2016, S. 159) übernehmen und akzeptieren. Schließlich steigere diese Art der Sozialwissenschaft die Vorherrschaft bürokratischer Herrschaftsformen und trage zur Verbreitung des bürokratischen Ethos in andere Lebensbereiche bei (Mills 1959/2016, S. 159; die genannten Punkte werden dann bis S. 181 weiter ausgebreitet).

Besonders drastisch ist Mills' Beschreibung der Folgen, die bürokratische Forschung für Universitäten und Wissenschaftler*innen nach sich zieht. Was erstere angeht, sieht Mills eine deutliche Gefährdung der herkömmlichen Idee der Universität: „Die Idee der Universität als eines Kreises von ebenbürtigen Professoren, die alle Schülern [sic] haben und ein intellektuelles Handwerk (*craft*) ausüben, wird zunehmend von der Vorstellung einer Universität als einer Reihe von Forschungsbürokratien abgelöst, die alle eine ausgeklügelte interne Arbeitsteilung und entsprechend spezialisierte intellektuelle Techniker haben.“ (Mills 1959/2016, S. 161) Dem entsprechen auch zwei neue Personentypen: Erstens sind da „die Wissenschaftsverwalter und Forschungsorganisatoren“ (Mills 1959/2016, S. 162), „die Geschäftsführer des Geistes, auf Stiftungsgelder spezialisierte PR-Leute.“ (Mills 1959/2016, S. 162) Auch wenn die wichtigste Fähigkeit dieser Personen sei, „aufs effizienteste ein zusätzliches Forschungsprojekt oder Forschungsinstitut aus dem Boden [zu] stampfen“ oder „die Produktion von ‚Büchern‘“ zu organisieren (Mills 1959/2016, S. 162), so findet man unter diesen immerhin noch einige Individuen, die „hochkultiviert“ (Mills 1959/2016, S. 163) sind. Das trifft jedoch nicht auf den zweiten Personentyp zu, „die jüngeren Nachwuchskräfte, die man besser nicht Sozialwissenschaftler, sondern Forschungstechniker nennt.“ (Mills 1959/2016, S. 163) Kommen diese schon aus der „geistig verarmten“ Schule der Gegenwart – wohlgemerkt: Ende der 1950er Jahre –, so bestehe obendrein der „Verdacht“, so Mills, dass für die großen Forschungsinstitute „nicht gerade die Hellsten ausgesucht werden.“ (Mills 1959/2016, S. 163) Dieser Generation gebricht es an intellektuellen Zweifeln, an leidenschaftlichem Interesse an einem wichtigen Problem, an Neugier, an Phantasie. Und wenn dieses Manko nach Mills „Teil der beklagenswerten geistigen Verfassung vieler Studenten“ (Mills 1959/2016, S. 164) ist, so ist er doch überzeugt, dass es „bei den Forschungstechnikern des abstrakten Empirismus besonders ausgeprägt“ ist (Mills 1959/2016, S. 164).

Etwas weniger larmoyant argumentiert Theodor W. Adorno (1957/1972) in seinem Aufsatz „Teamwork in der Sozialforschung“ (wie die Ausführungen zeigen, ist damit gerade nicht ein kleines Arbeitsteam etwa im Sinne einer Interpretationsgruppe gemeint, sondern die arbeitsteilig organisierte Umfrageforschung). Er konzidiert zwar, dass sich Ein-Personen-Untersuchungen im Vergleich zum Teamwork wie ein Handwerksbetrieb gegenüber der Großindustrie ausnehmen – und Adorno wäre der letzte gewesen, der das Handwerk in irgendeiner Weise romantisch überhöht hätte –, er erkennt das Objektivierungspotenzial des Teamwork an und konstatiert: „Arbeitsteilung ist unvermeidlich

ebenso wegen des Umfangs der zu leistenden Erhebungen [...] wie auch im Sinne des Quantifizierungsideals“ (Adorno 1957/1972, S. 495). Sieht Adorno also durchaus realistisch, dass der Wandel der Produktivkräfte sich auch im wissenschaftlichen Feld niederschlägt, und erkennt er auch die damit einhergehenden Fortschritte an, so beobachtet er gleichzeitig gravierende negative Folgen. Die Forschung im großen Team führe zu einem „Abschleifen aller Kanten“ (Adorno 1957/1972, S. 496), einem „streamlining“ (Adorno 1957/1972, S. 496), zum Verlust all dessen, was als wirklich originell und tief gelten kann. Hinzu kommt der „bottleneck-Effekt [...]: daß nämlich eine Studie, um von einer Gruppe durchführbar zu sein, sich der geringsten geistigen Kapazität innerhalb der Gruppe anpassen muss.“ (Adorno 1957/1972, S. 497) Das Teamwork schein eine dem „individualistischen Zustand gegenüber höhere Form der Solidarität von Erkennenden“ (Adorno 1957/1972, S. 498), in Wahrheit handele es sich jedoch um „eine höhere Form der Verdinglichung, der Herabsetzung eines jeden Individuums zu dem, worin es den andren gleicht“ (Adorno 1957/1972, S. 498); die Forscher*innen würden zu „unvollkommenere[n] Teilfunktionen eines Mechanismus, dessen Wozu in ihre Arbeit selbst gar nicht eingeht“ (Adorno 1957/1972, S. 498). Auf diese Weise würde aber der Sinnzusammenhang, zu dem die Ergebnisse sich doch fügen müssten, gerade aufgelöst.

Es wäre interessant zu wissen, wie viele Kolleg*innen Mills' und Adornos Urteil teilen; ich fürchte, dass es in der Soziologie nicht ganz wenige sind. Bei allem Respekt bleibt allerdings festzuhalten, dass die Ausführungen erstaunlich eindimensional und undialektisch sind; das betrifft vor allem Mills, bei dem sich, man kann es nicht anders sagen, eindeutig Stereotype und Vorurteile manifestieren, während bei Adorno immerhin ein Bewusstsein davon aufscheint, dass auch die Hervorbringungen des nicht durch Institutionen und Teamwork eingehegten Subjekts nicht immer Höchstleistungen darstellen. Dennoch scheint auch bei ihm ein Horror vor der „verwalteten Welt“ durch, ein begrifflicher Topos, der in den 50er Jahren (vor allem durch Adornos Einfluss) recht populär war.

Gewiss gibt es für Mills' und Adornos Kritik Gründe in der Sache – und die die Grenze zur persönlichen Beleidigung streifenden Formulierungen Mills' ebenso wie Adornos Warnungen vor Streamlining und Einebnung des je Besonderen haben möglicherweise nachvollziehbare biographische Gründe. Es ist aber unübersehbar, dass die Kritik insgesamt ihre Plausibilität aus einem Gegenbild zur bürokratischen Wissenschaft bezieht, dem Bild von Wissenschaftler*innen als einzigartigen, außergewöhnlichen, eben: charismatischen Personen.

3. Charismatische Wissenschaft

Orientierung gibt wiederum Max Weber:

„ ‚Charisma‘ soll eine als außeralltäglich (ursprünglich, sowohl bei Propheten wie bei therapeutischen wie bei Rechts-Weisen wie bei Jagdführern wie bei Kriegshelden: als magisch bedingt) geltende Qualität einer Persönlichkeit heißen, um deren willen sie als mit übernatürlichen oder übermenschlichen oder zumindest spezifisch außeralltäglichen, nicht jedem andern zugänglichen Kräften oder Eigenschaften begabt oder als gottgesendet oder als vorbildlich und deshalb als [Wissenschaftler] gewertet wird.“ (Weber 1922/2014, S. 173)

(Bei Weber steht dort, wo ich „Wissenschaftler“ eingesetzt habe, natürlich „Führer“.) Gewiss leben wir in einer soweit säkularisierten Welt, dass wir Wissenschaftlichen nicht mehr an Magie als Quelle unserer Fähigkeit glauben; auch gelten wir unter Kolleg*innen und wohl auch sonst nur noch selten als „gottgesendet“ (wenngleich zumindest einige so auftreten, als würden sie sich diese Herkunft selbst ohne weiteres zutrauen). Dennoch ist die Überzeugung, dass Wissenschaftler*innen über außeralltägliche Fähigkeiten verfügen und dass Wissenschaft darin besteht, diese zur Geltung zu bringen, fest in unser Selbstbild eingebrannt.⁶

„Charismatische Wissenschaft“, zugegeben, ist keine Beschreibung oder Analyse der Forschungspraxis, sondern eine der Selbstdarstellung – einzelner Wissenschaftler*innen wie der Fähigkeiten, in der das Prestige der Wissenschaft insgesamt gründet. Denn eines der zentralen Reputationskriterien in der Wissenschaft ist die Innovation, die Erfindung, der Durchbruch – oder, um noch einmal Max Weber (1919/1991, S. 245) heranzuziehen, der Einfall. Hierauf, dass die Aufgabe von Wissenschaftler*innen darin besteht, (originelle und wichtige) „Einfälle“ hervorzubringen, geht die wirkmächtige Tradition der Humboldt’schen Idee von „Einsamkeit und Freiheit“ zurück; hierauf verweist die Antwort, die der Wissenschaftsforscher Derek de Solla Price (1974) auf die Frage gab, welche Eigenschaft es denn sei, die den besonders erfolgreichen Wissenschaftler ausmache, nämlich: Mavericity, also Eigenbrötelei, Abgesondertheit, von ihm näher beschrieben als „die Eigenschaft, in Ideen ungewöhnli-

6 Am Rande sei erwähnt: Wenn wir auf die tatsächliche Organisationsform charismatischer Herrschaft blicken, dann haben wir es, so Weber, häufig genug mit einer anderen Form der Herrschaft zu tun, nämlich der patriarchalen Herrschaft, die auf persönlicher Unterwerfung unter den Herrn beruht, der seine Gewalt schrankenlos und regelfrei ausübt, soweit sie nicht durch „Tradition“ oder „konkurrierende Gewalten“ begrenzt ist (Weber 1922/2009, S. 46). Wenn der Eine oder die Andere hier wiederum an universitäre Strukturen und Verhältnisse denken muss, ist dies wahrscheinlich kein Zeichen übergroßer Empfindlichkeit.

che Zusammenhänge herzustellen, das Unerwartete zu tun“ (de Solla Price 1974, S. 119) – eine Eigenschaft, die er freilich auch als einen „eigenartig stabilen schizophrenen Charakterzug“ (de Solla Price 1974, S. 120) bezeichnete. Zahlreiche weitere Beispiele ließen sich ergänzen.

Freilich: Forschung, die im Gestus des charismatischen Wissenschaftlers verfährt, ist ihrerseits beschränkt. Adornos Diktum „One man studies sind stets dubios und meist dilettantisch“ (Adorno 1957/1972, S. 495) mag vielleicht zu apodiktisch sein, es bleibt aber wohl unbestreitbar, dass charismatische Forschung Probleme mit einem zentralen Konzept der Wissenschaft hat: der Inter-subjektivität. Denn gar zu leicht zeigt sich hier der „Hang [...] zum Theoretizismus und Intellektualismus [...], der für die Stellung des Gelehrten und Wissenschaftlers konstitutiv ist“ (Bourdieu 1988, S. 12), und der dazu führt, spekulative Thesen und Konzepte zu produzieren, die durch nichts gedeckt sind als den Anspruch auf besondere Fähigkeiten der Erkenntnis. Aber auch empirisch Forschende können in entsprechender Pose auftreten. Nehmen wir ein rezentes Beispiel: In einem Text, der sich mit der Frage befasst, ob Daten aus qualitativer Forschung für andere Wissenschaftler*innen archiviert werden sollten, hat Hirschauer mit Blick auf ethnographische Feldnotizen dies mit dem Argument abgelehnt, diese seien für andere grundsätzlich wertlos, da sie gar nicht die Qualität verstehbarer Daten erreichen würden: „Die Feldnotizen bekommen ihre Bedeutung nämlich nur in Interaktion mit dem körperlichen Gedächtnispeicher – oder soll man sagen dem physiologischen ‚Datenarchiv‘? –, das ein Ethnograf in eine beobachtete Situation mitgebracht hat. Es sind die langfristig gemachten, kumulierten Erfahrungen in einem Feld, die den zusätzlich erzeugten Schriftspuren überhaupt erst ihren Sinn geben.“ (Hirschauer 2014, S. 304) – Erfahrungen, die „viel wichtiger“ (Hirschauer 2014, S. 304) als die Aufzeichnungen seien, da sie erst „Orientierungswissen und Deutungskompetenz“ (Hirschauer 2014, S. 305) verleihen, die für das Verständnis der Aufzeichnungen erforderlich sind. Hier steht also das Individuum, das aufgrund seiner einzigartigen Forschungsbiographie in der Lage ist, den Notizen Sinn abzugewinnen, einer Masse von Ignoranten gegenüber, denen es an dieser Kompetenz gebricht, die aber darauf vertrauen dürfen, dass der oder die Ethnograph*in aufgrund seiner oder ihrer herausragenden Fähigkeiten die richtigen Schlüsse aus dem Material gezogen hat. Vertrauen in die so produzierte Wissenschaft kann auf diese Weise freilich nicht erzeugt werden.

4. Wechselwirkungen

Fragen wir also umgekehrt: Was könnte *für* eine bürokratisch organisierte Forschung sprechen? Nicht wenige Stimmen sind der Auffassung, dass bürokratische Institutionen auch heute noch, oder gerade heute, gewichtige Vorzüge ha-

ben (vgl. du Gay 2000), und beziehen sich diese Debatten vor allem auf öffentliche Verwaltungen, so trifft einiges davon auch im Kontext wissenschaftlichen Arbeitens zu. Da ist zunächst die Effektivität einer arbeitsteiligen Organisation zu nennen, die ja im Grunde auch Adorno konzidiert, wenn auch vor allem mit dem Umfang der erforderlichen Arbeiten begründet hat. Arbeitsteilung heißt Spezialisierung, die Weber zwar auch kritisch sah, wenn er sie als „Fachmenschentum“ dem „Kulturmenschentum“ gegenüberstellte (ein Topos, der, wie wir sahen, bei Mills fortwirkte). Doch ist die Spezialisierung innerhalb eines Forschungsinstituts oder -verbundes eine unter Professionellen, d. h. unter Mitarbeiter*innen, die grundsätzlich eine umfassende wissenschaftliche Ausbildung haben, den Forschungsprozess als ganzen kennen und daher kaum Gefahr laufen, ihre Zuständigkeit ohne Verständnis für den Gesamtzusammenhang wahrzunehmen. Entscheidender sind aber zwei (miteinander zusammenhängende) Faktoren: Zuständigkeit sowie die Regelgebundenheit des Handelns. Aufgrund der (jedenfalls im Idealfall) klaren Aufgabenzuweisung ist gegenüber weniger formalisierten Arbeitszusammenhängen die Gefahr der Verantwortungsdiffusion deutlich geringer, und Verfahrensregeln können jenes Vertrauen in der Sache fundieren, welches bei charismatischer Wissenschaft letztlich ad personam verliehen werden muss.

Diese Bewertung soll keineswegs vergessen machen, dass Bürokratie keine Panazee ist – schließlich haben auch Soziolog*innen schon früh auf Dysfunktionalitäten bürokratischer Strukturen aufmerksam gemacht. Es sei hier nur an Robert Mertons (1949/1995) klassischen Bürokratie-Aufsatz erinnert, in dem dieser sich wiederum u. a. auf Veblens Begriff der „gelernten Unfähigkeit“, der *trained incapacity* bezieht. Dennoch: Nach Dekaden der Reform öffentlicher Verwaltungen unter der Leitlinie des *New Public Management* hat sich der Wert bürokratischer Verwaltung ungebrochen erhalten (vgl. du Gay 2005; Meier/Hill 2005). Warum sollte dies nicht auch in der Wissenschaft gelten?

Suchen wir also nach einer nüchterneren Betrachtung der Spannung zwischen bürokratischer und charismatischer Wissenschaft. Der (damalige) Wissenschaftssoziologe Richard Whitley (1984) (der sich später der Kapitalismusforschung widmete) hat eine solche vor schon bald 40 Jahren vorgelegt. Er unterscheidet zwei (miteinander zusammenhängende) Dimensionen wissenschaftlicher Arbeit, die die Entscheidung für bürokratisch koordinierte oder charismatisch-individualistische Forschung wesentlich beeinflussen: Die Abhängigkeit von Wissenschaftler*innen untereinander und die „Aufgabenungewissheit“ (*task uncertainty*). Beide haben jeweils zwei Unterdimensionen: Die Abhängigkeit von Wissenschaftler*innen untereinander kann funktional sein, wenn Forschende sich stark an Ergebnissen, Standards oder Prozeduren anderer ausrichten müssen, damit ihre Beiträge Anerkennung finden können; strategische Abhängigkeit ist umso höher, je mehr Bedeutung die Anerkennung seitens wichtiger Kolleg*innen bzw. der ganzen Zunft für die eigene Reputation

hat (vgl. Whitley 1984, S. 88 ff.). Im Fall der Aufgabenungewissheit kann man zwischen technischer und strategischer Ungewissheit unterscheiden (vgl. Whitley 1984, S. 121 ff.). Erstere liegt vor, wenn es kein Set an klaren, gut definierten und in der Disziplin konsentierten Forschungsmethoden mit klaren Anwendungsregeln für bestimmte Probleme gibt, sondern eine Vielzahl individueller Lösungen mit hohen Anteilen an implizitem Wissen. Von letzterer kann man sprechen, wenn unklar bzw. offen ist, durch welche Beiträge man als Wissenschaftler*in Reputation gewinnen kann, weil keine disziplinweit anerkannten intellektuellen Prioritäten, keine von allen als zentrale Forschungsfragen angesehenen Themen existieren.

Im Klartext heißt das: Organisierte Großforschung kann am besten dort entstehen, wo sich eine Disziplin über die wesentlichen Forschungsfragen einig ist, wo sie konsentierete Verfahren besitzt und die Standards für Reputation über die Disziplin hinweg oder jedenfalls in dem Teilgebiet, in dem man arbeitet, relativ einheitlich sind. Eine heterogene, plurale Disziplin wie die Soziologie tendiert hingegen dazu, individualistische, kleinformartige Forschung hervorzu- bringen, denn Reputationsgewinn ist hier eher durch Originalität – eine neue Forschungsfrage oder wenigstens eine neuartige Antwort auf eine alte Frage – zu erwarten als durch einen Beitrag zu einem wachsenden gemeinsamen Wissensbestand; und aufgrund der Heterogenität von Methoden und Verfahren ist ohnehin nicht zu erwarten, dass das, was Forscher A tut, von Forscherin B als beeindruckend wahrgenommen wird – wenn es überhaupt wahrgenommen wird. Entsprechend orientiert sich die wissenschaftliche Produktion vielfach an einer kleinen Spezialcommunity, so dass es nicht möglich (aber auch gar nicht erforderlich) ist, die Ressourcen für größere kollaborative Arbeitszusammenhänge aufzubringen. Whitley (1984, S. 159 ff.) bezeichnet entsprechend die Form, die man in der Soziologie findet, als „fragmented adhocracy“.⁷ Die vorsichtigen und partiell genug bleibenden Tendenzen zu größeren bürokratischen Forschungszusammenhängen (die Whitley noch kaum beobachten konnte) fügen sich durchaus in dieses Bild, denn die kleinformartige Forschung ist in der Soziologie sicherlich immer noch dominant.

Hier kann man natürlich die Frage stellen: Benötigt die Soziologie überhaupt mehr großformatige Forschung? Und würde dies dann nicht die Dominanz standardisiert-quantifizierender Verfahren weiter erhöhen, während die produktiven Möglichkeiten qualitativer Verfahren noch mehr in den Hintergrund treten müssten?

7 Whitley bezog sich hier explizit auf die britische Soziologie, aber die Übertragung auf den deutschen Fall scheint mir fraglos gerechtfertigt. Turner und Turner (1990) haben aus der Geschichte der ASA eine ähnliche Fragmentierungsdiagnose und aus dieser wiederum den Schluss abgeleitet, bei der Soziologie handele es sich um eine „Impossible Science“.

Beide Fragen sind miteinander verknüpft. Denn man kann wohl konstatieren, dass in der Sozialstrukturanalyse (einschließlich der Forschung über verschiedene Formen von Erwerbstätigkeit, Arbeitslosigkeit oder Armut) und der Bildungsforschung die Institutionen vorhanden sind, die eine zuverlässige Beobachtung der Gesellschaft durch quantitative Indikatoren ermöglichen, auch wenn man sich im Einzelnen sicherlich Verbesserungen vorstellen kann. Wie aber sieht es mit den Lebens- und Handlungsweisen der Akteur*innen in den unterschiedlichen Lebenslagen und Lebenssituationen aus? Hierzu liegt Wissen nur aus kleinen, punktuellen Untersuchungen vor, deren Begrenzungen einer Einspeisung der Ergebnisse in öffentliche Wahrnehmungen und Diskurse entgegenstehen. Nun kann man den Standpunkt einnehmen, dass Sozialberichterstattung keine Aufgabe für eine theoretisch interessierte und empirisch innovative Soziologie ist. Man kann einen solchen Standpunkt aber auch als Desinteresse auslegen – oder eben als Resultat nicht geglückter Etablierung von Forschungsstrukturen. Ohne Frage kennt qualitative Forschung andere Formen der (theoretischen!) Generalisierung als jene, die sich auf die „große Zahl“ bzw. eine große Bandbreite an untersuchten Gruppen oder gesellschaftlichen Milieus stützen. Bei empirischer Generalisierung, die für eine theoretisch informierte Gesellschaftsanalyse erforderlich ist, können solche Formen unzureichend sein.

Aber vertragen sich große Forschungsstrukturen überhaupt mit qualitativer Forschung? Entgegen dem Mythos, dass bei qualitativer Forschung doch alles in einer (Forscher*innen-)Hand – oder besser in einem Kopf – liegen müsse, ist Arbeitsteilung schon jetzt keineswegs auf standardisierte Forschung beschränkt. Für die Transkription von Interviews ist es schon lange selbstverständlich, diese an externe „Dienstleister*innen“ abzugeben (deren Professionalität ohne Frage oft noch gesteigert werden könnte), und weitere Spezialisierungen sind ohne weiteres vorstellbar. Wer auch nur etwas Erfahrung hat, weiß z. B., dass es Personen gibt, deren Fähigkeit, qualitative Interviews zu führen, ganz herausragend ist, während andere trotz exzellentem Verständnis für die zugrundeliegenden Regeln und auch nach intensiver Schulung weit dahinter zurückbleiben. Auch andere Aufgaben, etwa der Fallauswahl, der Kontaktaufnahme oder der Felderschließung, ließen sich in vielen Fällen an in diesen Tätigkeiten erfahrene Personen delegieren.

Warum also sollte es nicht auch jenseits der standardisierten Forschung Großprojekte geben können, in denen eine gewisse Arbeitsteilung herrscht und Regelwerke, Zeitpläne und eine Governance-Struktur existieren? Würden ethnographische Studien zwingend an Dignität einbüßen, wenn sie wichtige Einsichten durch vergleichbare Erhebungen in einer größeren Zahl klug ausgewählter Einheiten überprüfen, ergänzen, erweitern würden? Könnte nicht vielmehr das Wissen über die Gesellschaft in bedeutender Weise erweitert werden, wenn Forschungsergebnisse sich nicht nur auf einige wenige lokal beschränkte

Milieus, sondern auf möglichst viele relevante Lebensformen und Lebensweisen beziehen würden?

Wir können abschließend aber auch noch einmal auf Mills und Adorno zurückgreifen, um modellhaft zwei Möglichkeiten aufzuzeigen, bürokratische und charismatische Sozialwissenschaft aufeinander zu beziehen.

Mills hat einige Jahre vor der „Sociological Imagination“ einen kurzen Aufsatz über „Two Styles in Current Social Studies“ veröffentlicht (Mills 1953).⁸ Einer der beiden Stile ist der „makroskopische“ Blick – der Blick auf gesellschaftliche Strukturen in ihrer Gesamtheit, wie man ihn etwa bei Marx, Weber, Simmel oder Mannheim findet. Der andere Blick ist mikroskopisch oder „molekular“, wie Mills es nennt; dies ist der Blick der Sozialforschung, der das Verhalten von Individuen in den Blick nimmt. Mills formuliert auch schon zu dieser Zeit die Beschränkungen dieser Forschung: Sie ist mehr angewandt als grundlagentheoretisch, mehr an Kunden als an der Öffentlichkeit orientiert, mehr technisch als an Ideen ausgerichtet, sie stellt inhaltlich auf die Zusammenhänge zwischen einigen Variablen ab und nicht auf das Begreifen von Gesellschaft. Er konzidiert aber auch, dass die makroskopische Forschung nicht kumulativ ist – Theorien und Konzepte kommen und gehen –, und dass strenge Beweise („rigorous proof“, Mills 1953, S. 271) nur auf der molekularen Ebene möglich sind. Als Idealvorstellung formuliert Mills daher etwas, was man heute wohl als Mikro-Makro-Link bezeichnen würde: eine Forschung, die ihren Blick auf die Verknüpfung der molekularen Ebene mit den makroskopischen Konzepten richtet. Soziologie zu betreiben erfordert, dass die makroskopischen Forscher*innen ihre Phantasie präzisieren und sie an beobachtbare Phänomene zurückbinden; umgekehrt dürfen die Forschungstechniker*innen sich nicht nur auf die Verfeinerung ihrer Techniken beschränken, sondern sollten in ihrer Arbeit den Blick mehr auf gesellschaftliche Strukturen und Entwicklungen richten. „Only by moving grandly on the macroscopic level can we satisfy our intellectual and human curiosities. But only by moving minutely on the molecular level can our observations and explanations be adequately connected.“ (Mills 1953, S. 273) Wenn Mills dies der standardisierten Forschung zutraut (qualitative Forschung nahm er offenbar gar nicht wahr oder thematisierte sie zumindest nicht), sollte dies mit anderen Verfahren doch ebenso möglich sein.

Mills, so könnte man sagen, plädiert also für ein Arbeitsteilungsmodell – aber eine Arbeitsteilung nicht im Sinne eines Nebeneinanders beider Forschungsrichtungen, sondern einer begrifflichen und methodischen Anstrengung auf beiden Seiten, ihre jeweiligen Möglichkeiten aufeinander zu beziehen,

8 In der „Sociological Imagination“ hat er diesen Text als „playful effort“ (dtsh: „verspielt“, Mills 1959/2016, S. 184) bezeichnet, Elemente davon aber in Kap. 6 des Buches (in stark modifizierter textlicher Einbettung) aufgegriffen.

wechselseitig in Austausch zu treten und die Anliegen und die Ergebnisse der anderen Seite ernsthaft in der eigenen Arbeit zu berücksichtigen. In Adornos Aufsatz über „Kultur und Verwaltung“ lässt sich am Ende, wie vage auch immer formuliert, ein anderes Modell finden, nämlich eine kritisch-produktive Aneignung der Verwaltung für die Zwecke der Kultur – zu der Adorno hier explizit auch die Wissenschaften zählt. Adorno postuliert in diesem Aufsatz zwar erneut, dass Verwaltung der Kultur, als „perennierendem Einspruch des Besonderen gegen die Allgemeinheit“ (Adorno 1960/1972, S. 128), tendenziell antinomisch gegenübersteht; aber er konzidiert, dass relevante Teile der Wissenschaften – so auch die empirische Sozialforschung – der administrativen Standards geradezu bedürfen, denn ohne entsprechende Strukturen müssten empirische Studien „ins Chaotische, vor allem ins zufällig Partikulare und Unverbindliche ableiten“ (Adorno 1960/1972, S. 136). Es käme also darauf an, die Verwaltung so einzurichten, dass sie sich für die Sache selbst öffnet, und dabei als Individuum auch die Abneigung gegenüber der Verwaltung abzulegen; denn wer „der Verwaltungsmittel und Institutionen unbeirrbar, kritisch bewußt sich bedient, vermag stets noch etwas von dem zu realisieren, was anders wäre als bloß verwaltete Kultur.“ (Adorno 1960/1972, S. 146)

Dieser Mills und dieser Adorno könnten vielleicht auch heute die Soziologie weiterentwickeln.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1957/1972): Teamwork in der Sozialforschung. In: ders.: Gesammelte Schriften, Band 8: Soziologische Schriften I. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 494–499
- Adorno, Theodor W. (1960/1972): Kultur und Verwaltung. In: ders.: Gesammelte Schriften, Band 8: Soziologische Schriften I. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 122–146
- Babchuk, Nicholas/Keith, Bruce/Peters, George (1999): Collaboration in Sociology and Other Scientific Disciplines: A Comparative Trend Analysis of Scholarship in the Social, Physical, and Mathematical Sciences. In: *The American Sociologist* 30, H. 3, S. 5–21
- Bahrtdt, Hans-Paul/Krauch, Helmut/Rittel, Horst (1960): Die wissenschaftliche Arbeit in Gruppen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 12, H. 1, S. 1–40
- Bourdieu, Pierre (1988): *Homo academicus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean-Claude/Passeron, Jean-Claude (1991): *Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis*. Berlin/New York: de Gruyter
- Davis, James A. (1964): Great Books and Small Groups: An Informal History of a National Survey. In: Hammond, Phillip E. (Hrsg.): *Sociologists at Work. The Craft of Social Research*. London/New York: Basic Books, S. 212–234
- De Solla Price, Derek J. (1974): *Little Science, Big Science. Von der Studierstube zur Großforschung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Du Gay, Paul (2000): *In Praise of Bureaucracy: Weber – Organization – Ethics*. London: Sage

- Du Gay, Paul (Hrsg.) (2005): *The Values of Bureaucracy*. Oxford/New York: Oxford University Press
- Gläser, Jürgen (2012): *Scientific communities*. In: Maasen, Sabine/Kaiser, Mario/Reinhart, Martin/Sutter, Barbara (Hrsg.): *Handbuch Wissenschaftssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 151–162
- Hammond, Phillip E. (Hrsg.) (1964): *Sociologists at Work. The Craft of Social Research*. London/New York: Basic Books
- Hargittai, Eszter (Hrsg.) (2009): *Research Confidential. Solutions to Problems Most Social Scientists Pretend They Never Have*. Ann Arbor: University of Michigan Press
- Hirschauer, Stefan (2014): *Sinn im Archiv? Zum Verhältnis von Nutzen, Kosten und Risiken der Datenarchivierung*. In: *Soziologie* 43, H. 3, S. 300–312
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (2017): *Soziologische Wissenskulturen zwischen individualisierter Inspiration und prozeduraler Legitimation. Zur Entwicklung qualitativer und interpretativer Sozialforschung in der deutschen und französischen Soziologie seit den 1960er Jahren*. In: *Historical Social Research* 42, H. 4, S. 301–357
- Krücken, Georg/Kosmützky, Anna/Torka, Marc (2007): *Towards a Multiversity? Universities between Global Trends and National Traditions*. Bielefeld: transcript
- Lazarsfeld, Paul F. (1962): *The Sociology of Empirical Social Research*. In: *American Sociological Review* 27, H. 6, S. 757–767
- Lepenies, Wolf (1985/2006): *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. Frankfurt a. M.: Fischer
- Meier, Kenneth J./Hill, Gregory C. (2005): *Bureaucracy in the Twenty-First Century*. In: Ferlie, Ewan/Lynn, Laurence E., Jr./Pollitt, Christopher (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Public Management*. Oxford: Oxford University Press, S. 51–71
- Merton, Robert K. (1949/1995): *Bürokratische Struktur und Persönlichkeit*. In: Merton, Robert K. (Hrsg.): *Soziologische Theorie und soziale Struktur*. Berlin: de Gruyter, S. 187–197
- Mills, C. Wright (1953): *Two Styles of Research in Current Social Studies*. In: *Philosophy of Science* 20, H. 4, S. 266–275
- Mills, C. Wright (1959/2016): *Soziologische Phantasie*. Wiesbaden: Springer VS
- Moody, James (2004): *The Structure of a Social Science Collaboration Network: Disciplinary Cohesion from 1963 to 1999*. In: *American Sociological Review* 69, H. 2, S. 213–238
- Poferl, Angelika (1999): *Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive ‚experimenteller Soziologie‘*. In: *Soziale Welt* 50, H. 4, S. 363–372
- Reichertz, Jo (2013): *Gemeinsam interpretieren: Die Gruppeninterpretation als kommunikativer Prozess*. Wiesbaden: Springer VS
- Schulze, Gerhard (2019): *Soziologie als Handwerk. Eine Gebrauchsanleitung*. Frankfurt a. M./New York: Campus
- Snow, C. P. (1959/1998): *The Two Cultures*. Cambridge: Cambridge University Press
- Torka, Marc (2009): *Die Projektförmigkeit der Forschung*. Baden-Baden: Nomos
- Turner, Stephen Park/Turner, Jonathan R. (1990): *The Impossible Science. An Institutional Analysis of American Sociology*. Newbury Park, CA: Sage
- Weber, Max (1919/1991): *Wissenschaft als Beruf*. In: Weber, Max (Hrsg.): *Schriften zur Wissenschaftslehre*. Stuttgart: Reclam, S. 237–273
- Weber, Max (1922/2009): *Wirtschaft und Gesellschaft: Herrschaft, Max-Weber-Studienausgabe I/22-4*. Tübingen: J. C. B. Mohr

- Weber, Max (1922/2014): *Wirtschaft und Gesellschaft: Soziologie*. Max-Weber-Studienausgabe I/23. Tübingen: J. C. B. Mohr
- Whitley, Richard (1984): *The Intellectual and Social Organization of the Sciences*. Oxford: Clarendon
- Wildavsky, Aaron (1989): *Craftways: On the Organization of Scholarly Work*. New Brunswick/London: Transaction Publishers

Bipedale Lokomotion – oder: Das zweifüßige aufrechte Gehen als eine soziale Institution

Christoph Maeder

1. Einleitung und Problemkontur

In einem Aufsatz über das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst thematisiert Angelika Poflerl (2014), wie Risikodiskurse und Kosmopolitiken als Konzepte zur Beschreibung des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft in der Soziologie vergleichbare Kräfte der Imagination für die Wirklichkeitskonstruktion entfalten können wie die Kunst. Sie argumentiert dabei, dass sich die Soziologie zwar nicht analog der Kunst ihre eigene Wirklichkeit einfach erschaffen könne, aber, dass es durchaus kreative Möglichkeiten innerhalb des soziologisch gesetzten Wirklichkeitsrahmens für neue Lesarten von Gesellschaft gibt. Ich lese diese Poflerl'schen Ausführungen hier als eine Einladung dazu, mich mit einer ebenso mundanen wie ubiquitären Praxis zu beschäftigen, der meines Erachtens bisher nicht die ihr eigentlich zustehende soziologische Aufmerksamkeit zuteilgeworden ist, dem aufrechten, zweifüßigen Gehen. Während in der bildlichen Kunst schon beim Zeichnen die Grundlagen des Gehens, nämlich das Stehen, mit der Unterscheidung von Spiel- und Standbein bei der Darstellung menschlicher Figuren vorgegeben sind und bei Monty Python in einem der beliebtesten Sketche auf YouTube ein Ministerium für alberne Gangarten („ministry of silly walks“) vorgestellt wird, fristet der aufrechte, zweifüßige Gang in der Soziologie – vorsichtig formuliert – ein Randdasein. Er wird weder als ein konstitutives Element noch als humoristische Ressource für die Gesellschaft erkannt.

Dass Menschen – jedenfalls dann, wenn sie der von Alfred Schütz eingeführten Typisierung des hellwachen, sozialisierten und vollständig handlungsfähigen erwachsenen Menschen entsprechen – zu Fuß und aufrecht auf zwei Beinen gehen, das war und ist in der Soziologie kaum der Rede wert. So selbstverständlich wie Menschen ihre eigene Lebenswelt einfach als gegebene unterstellen, so nimmt die Soziologie die Tatsache der zweifüßigen aufrechten Fortbewegung der Gattung Mensch hin. Sie setzt diese Fähigkeit einfach voraus und registriert sie nicht als etwas Besonderes, Bemerkens- und Erforschungs-

wertes. Und zwar auch dann nicht, wenn sie einen wissenssoziologisch elaborierten, relationalen Raumbegriff der Anordnung von Menschen und Dingen für die Raumkonstitution und -konstruktion benützt, wie uns das Martina Löw mit dem Konzept des „Spacing“ zutreffend und überzeugend nahe gelegt hat (Löw 2001, S. 152–177). Doch auch bei ihr erfahren wir kaum, wie denn so etwas zu Fuß auch tatsächlich praktisch bewältigt und alltäglich gemacht wird, und welches die Voraussetzungen dazu sind. Und auch ein anderer Großer des Fachs wie Pierre Bourdieu hat sich im Rahmen seiner Habitusstheorie mit dem Konzept der Hexis, dem äußerlich wahrnehmbaren Ensemble von Körperhaltung und -bewegungen einer Person, in die Nähe des Gehens gebracht. Aber der Begriff der Hexis wird bei ihm mit dem Habitus gebündelt auf alle Aspekte von körperlichen Erscheinungsweisen übertragen. Darunter fällt dann das Auftreten einer Person, deren Akzent und Manieren, deren Bekleidung und anderes mehr. Zusammengenommen werden so die Bestimmungsfaktoren der individuellen Erscheinung zum Zweck der sozialen Positionierung formuliert (vgl. Holder 2014).

Die Wahrnehmungs- und Thematisierungsschwäche von Stehen und Gehen in der Soziologie ist deshalb erstaunlich, weil sich andere Disziplinen, wie die Geographie, die Kunst, die Architektur u. a. m. durchaus damit beschäftigen. So nimmt sich z. B. die Paläoanthropologie durchaus intensiv des Themas der zweifüßigen aufrechten Gangart des Menschen unter dem Begriff der „bipedalen Lokomotion“ an und reflektiert diese (Harcourt-Smith 2007) im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Sozialität. Dabei hebt die Paläowissenschaft insbesondere die Einzigartigkeit der entwickelten Zweifüßigkeit der Menschen in der belebten Säugetierwelt hervor und verweist auf deren für die Gattung des homo sapiens konstitutiven Charakter.¹ Doch die genaue Vermittlung und Bedeutung dieser Fähigkeit ist soziologisch kaum beforscht, obwohl es sich dabei um einen der frühen und zentralen institutionell angelegten Prozesse im Laufe der Sozia-

1 An diese Stelle gehören die in entwicklungsbiologischen und -historischen Schriften immer gerne gezeigten Bildreihen, die sich vom langarmigen und kurzbeinigen affenähnlichen Wesen hin zu einer aufrecht gehenden Figur des Menschen erstrecken. Was mir dabei auf jeden Fall bemerkenswert erscheint ist, dass dies meines Wissens durchwegs als eine biologische Strukturierung gezeigt und geschildert wird. Dabei geht der wichtige Punkt verloren, ab wann denn die sozialen Einflüsse zur Aufrichtung des Menschen als Zweifüßler eingesetzt haben und wie diese ausgesehen haben mögen. Vermutlich lässt sich das infolge der schwierigen Quellenlage – die paläoanthropologischen Forschungen stützen sich auf Skelette – nur theoretisch postulieren, aber nicht mehr empirisch einholen. Dafür erlauben Skelette – wenigstens vorübergehend bis zu weiteren Funden – eine temporäre Geolokalisierung von Gehkompetenzen. So heißt es im Spiegel online in einem Artikel zur Evolutionsforschung: „Der erste aufrecht gehende Menschenaffe kam aus dem Allgäu. Forscher entdecken in einer Tongrube in Bayern eine bisher unbekannt Primatenart. Der Fund stellt bisherige Annahmen zur Evolution auf den Kopf.“ (joe/dpa 2019)

lisation von allen Kindern handelt. Der zugehörige Kompetenzerwerb verläuft parallel und teilweise verbunden mit der anderen Einzigartigkeit bei der Entstehung des sozialen Menschen, dem Erlernen der Sprache. Das Sprechen und der aufrechte Gang sind so verstanden beide Ausdruck von wesentlichen, einzigartigen und tief in den Körper eingeschriebenen sozialen Institutionen. Während dies für die Sprache wissenssoziologisch durch eine ihrer herausragendsten Figuren vor langer Zeit bereits umfassend bearbeitet, thematisiert und theoretisiert wurde (Luckmann 1979), so bleibt der aufrechte Gang des Menschen – abgesehen von Verweisen auf Bewegung im Körpergedächtnis (vgl. dazu Keller/Meuser 2011a, S. 14) – ein Anathema der Soziologie.

Schon eher in der Nähe meiner Idee, aber mit einer moralisch-praktischen und nicht einer grundsätzlich soziologischen Stoßrichtung im Hinblick auf Erkenntnis, liegen die Ideen zu einer Promenadologie von Burckhardt (2015). Und schon nahe bei meiner Stoßrichtung, aber auf das Gehen von Erwachsenen in der Stadt und auf die Poetik und Rhetorik ausgerichtet, sind die Texte im Reader von Winkler (2017). Dieses Lesebuch verweist für mich deutlich auf das große Potential einer nicht nur metaphorisch gedachten, sondern auch ethnographisch angelegten und ausgeführten soziologischen „Ambulatorik“. Und analytisch noch näher bei meinen Intentionen und ebenfalls im urbanen Kontext beschäftigt sich Michel de Certeau in seiner Kunst des Handelns mit den Bewegungen, Operationen und Modalitäten der Fußgänger und mit dem Gehen als einer grundlegenden Technik der Menschwerdung. Diese Geh-Arten formen nach ihm in einem übertragenen Sinn letztlich eine Art „Chor“, der zusammengesetzt aus vielen Sprechhandlungen (= Begehungen des Raums), die Stadt überhaupt zu einem wahrnehmbaren Phänomen macht und ihren Mythos erzeugt (vgl. De Certeau 2002, S. 91–110). Bei dieser Zusammenstellung werde ich allerdings den Verdacht nicht los, dass hier immer wieder und eigentlich nur die europäische Stadt gemeint ist. Denn bereits ein knapper Blick in Texte von Davis zeigt exemplarisch, wie U.S.-amerikanische Städte sich aus Gründen der Kontrolle des urbanen Raums in Richtung von im wahren Wortsinne „no go areas“ (Davis 1994, 2006) entwickeln. Doch ist hier nicht der Ort, um stadtsoziologische Auslegeordnungen zu machen. Wenn auch zugegebenermaßen der Fußgänger in seinen vielen Formen in der Stadtsoziologie am ehesten auftaucht.

2. Gehen als eine institutionelle Ordnung

Als Neankömmling in der menschlichen Gesellschaft liegt man. Und zwar ziemlich lange. Es gibt in dieser Zeit wenig Möglichkeiten zur Raumkonstitution, -benützung und -beherrschung durch Fortbewegung. Je nach Zeitgeist infolge der antizipierten Gefahr des plötzlichen Kindstodes wird der Säugling

monatelang auf den Bauch oder den Rücken gelegt und gelagert. Und der so positionierte Leib lernt dabei erst nach und nach, sich zur Seite zu bewegen, ja gar sich selber zu drehen. Mit dieser Drehfähigkeit des Kindes, die den meisten Eltern einer besonderen Erwähnung gegenüber anderen Eltern wert ist, weil sie auf einen zunehmenden Handlungsspielraum des Individuums verweist, beginnt dann eine intensive etwa zwei- bis dreijährige Phase des Erwerbs von motorischer Körperbeherrschung im Hinblick auf das Gehen. Diese Zeit führt schlussendlich den Neankömmling zum homo erectus sapiens in der bekannten und typischen Gestalt des zweifüßigen, sprechenden und selbstverständlich aufrecht gehenden Zeitgenossen.

Je nach sozialer Umgebung und individueller Fähigkeit können Menschen in etwa zwölf bis sechzehn Monaten die zweifüßige Fortbewegung in den Grundzügen erlernen. Zunächst übt man dabei in aller Regel das Aufstehen mit Hilfe anderer Menschen oder unter der Benützung von Wänden und anderen Artefakten. Dann folgt, nach den berühmten ersten Schritten eines Kindes – die im Übrigen genauso dem individuellen Vergessen anheimfallen wie die ersten richtig gesprochenen Worte – der einfache Gang geradeaus. Und abschließend kommen dann die Bewältigung von Höhenunterschieden via Treppen und Unebenheiten am Boden sowie die Fähigkeiten des Hüpfens und Gleitens, des Stehens auf einem Bein und andere Einsatzformen der Füße und des Gehapparates dazu. Dies alles geschieht unter der monatelangen Aufsicht, der Anleitung und Zuwendung von größeren und älteren Menschen, die den aufrechten Gang bereits beherrschen. Sie müssen den Zögling körperlich und sprachlich intensiv immer wieder zum Gehen anleiten und ihn auch immer wieder vor den damit verbundenen Gefahren warnen. Während dieser Zeit der intensiven Unter- richtung des Gehens gilt das Kleinkind in der Schweiz noch als ein typischer „Gwaggli“,² d. h. als jemand der beim Gehen noch wackelt. Und auch wenn das Kleinkind sich des Gehens einigermaßen bemächtigt hat, so ist damit noch keineswegs gesichert, dass es dies im richtigen Moment und am richtigen Ort auch fraglos tut. Wer beispielsweise je in einem öffentlichen Verkehrsmittel zugeschaut hat, wie Erwachsene mit Kaskaden von Aufforderungen, Hinweisen, Instruktionen und Vorsichtsanweisungen ihre Kleinen zum Aufstehen und Gehen und Ein- oder Aussteigen anleiten, der weiß – meistens durchaus be- rechtigt – wie noch wenig zuverlässig die Kleinen das Gehen in seinem sozialen Kontext beherrschen. Und ab und zu kann man auch im öffentlichen Raum sehen, wie kleine Kinder genau das Gehen verweigern und sich einfach hinset-

2 Sinngemäße Übersetzung: „Gwaggli“ ist eine Bezeichnung für ein des Gehens noch nicht mächtiges Kind. Der Begriff wird aber auch metaphorisch für die Klassifizierung von Erwachsenen gebraucht, wenn man auf deren Unzuverlässigkeit und Instabilität – in welcher Hinsicht – auch immer hinweisen möchte.

zen oder hinlegen. Diese Weigerung erzeugt für die betroffenen Erwachsenen erheblichen sozialen Druck, denn die Erwartung aller Umstehenden ist es in solchen Momenten, dass die für das Kind zuständigen Erwachsenen sich umgehend daran machen, die am Boden befindliche kindliche Person mindestens wieder aufzurichten.³ Im Erwachsenenleben fehlt dieser Eintrag des sich auf den Boden Legens im Register von Verweigerungen fast vollständig. Nur noch nach großen Siegen im Sport oder im Status von völliger Erschöpfung oder in psychischen Extrasituationen liegen Menschen dann noch der Länge nach ausgestreckt willentlich vor anderen am Boden. So ungefähr ab dem Kindergartenalter entschwinden solche körperlichen Verweigerungen gegenüber den sozialen Anforderungen Dritter zunehmend. Das Gehen können wird in persönlicher und sozialer Hinsicht immer sicherer und fragloser. In der Kita und im Kindergarten werden dann bereits elaborierte und koordinierte Formen des Gehens in der Zweier-Kolonne, das Stehen und Drehen im Kreis, die Überquerung von Straßen, das Anstehen in einer Warteschlange, das kurzzeitige Dastehen auf einem Bein u. a. m. eingeübt (vgl. dazu Maeder/Knoll 2020). Der aufrechte Gang wird aber in dieser Alterskategorie bereits vorausgesetzt.

Spätestens ab dem Primarschulalter und bis fast an das Ende der erwachsenen Lebenszeit stellt dann der aufrechte Gang mit all seinen Spielformen für die meisten Menschen eine pure Selbstverständlichkeit dar, die nur im Krisenfall wie bei Verstauchungen von Fußgelenken oder Knochenbrüchen noch ein gesondertes Thema wird. Die Erweiterung des elementaren Gehens um mögliche Repertoires von körpergebundenen Fortbewegungsarten wie z. B. Rollschuhfahren, Marathon laufen, Skifahren, Bergsteigen und Eislaufen wird dann in dieser Zeit an die Lebensstile und die damit vernetzten sozialen Milieus der Fußgänger gebunden.

Mit dem Alter wird dann aber die Selbstverständlichkeit des Gehens Könnens wieder zunehmend fraglicher und fragiler. Spätestens wenn die Menschen auf Gehhilfen in der Form von Handstöcken, Krücken und Rollatoren angewie-

3 Hier haben wir einen Anschluss an Goffmans Studien zur Öffentlichkeit (Goffman 1982a), in der das Gehen zwar auch nicht als eigener Topos verhandelt, doch immanent als ein Teil der Interaktionsordnung verstanden wird. Schnitzer oder Patzer – auch beim Gehen – als Form der inkompetenten Bewältigung der Erwartungen anderer werden von den anderen bemerkt und führen zu vielfältigen Reaktionen. Auf jeden Fall ist es bei einem am Boden liegenden Kind die Pflicht der für es zuständigen Erwachsenen, unmittelbar etwas zu unternehmen. Der Umgang von Erwachsenen mit Kindern in der Öffentlichkeit im Hinblick auf das Gehen wäre jedenfalls sicher eine mikrosoziologische Studie wert. Man könnte vermutlich sämtliche pädagogischen Grundfiguren des sozialen Handelns von der Überredung, der Demonstration, der Instruktion über das Erzeugen von Begeisterung und Anfeuerung bis hin zum körperlichen Zwang rekonstruieren. Vielleicht wäre gerade das Erlernen von so Grundsätzlichem wie dem aufrechten Gang ein geeignetes Feld, um wirksame Prozeduren und Formen des Lernens allgemein erkennen zu können.

sen sind, nähert sich die Verlaufskurve des fraglosen aufrechten Gangs ihrem Einschlagspunkt. Die Zeit des freien aufrechten Gehens geht dem Ende zu und sie wird individuell-körperlich und auch sozial im Umgang mit anderen wieder zu einer Herausforderung. Was für die sinnhafte Konstitution und die soziale Konstruktion von Raum als kindliche Eroberung der Welt mit den ersten Schritten begonnen hat, das läuft nun nach vielen Jahren der Selbstverständlichkeit von Gehen und Bewegung wieder rückwärts bis hin zur finalen Immobilisierung des Körpers im Tod. Wer nicht mehr geht, der geht. So könnte man in apodiktischer Kürze den Gang der Zeit mit dem aufrechten Gang des Menschen verbinden.

Nach dieser verdichteten Beschreibung zur Institution des Gehens entlang des Lebenslaufs müssen wir noch festhalten, dass Gehen – wie alle sozialen Institutionen – über die Prozesse von Externalisierung, Typisierung, Habitualisierung und Routinisierung zu einer sozialen Institution gerinnt (vgl. Berger/Luckmann 1969) und uns schließlich als Teil der objektiven Welt gegenübertritt, ohne aber vollständig in ihr aufzugehen. Und wie bei der Sprache und den ersten Worten verschwindet die persönliche Erinnerung an die ersten Schritte beim Gehen. Niemand kann sich selber daran mehr erinnern. Und nur ganz gut beobachtende und allenfalls auch dokumentierende Eltern wissen später noch, ab wann ihre Kinder gehen konnten. Sprache und Gehen zusammen werden so zu objektiven, fraglosen sozialen Strukturen für die Bewältigung der Herausforderungen des physischen und sozialen Raums.

3. Gehen als praktisch-semantische Ordnung

Innerhalb des Rahmens der institutionellen Ordnung des Gehens sind nun auch die vielfältigen Formen und vielschichtigen Praktiken des Gehens zu begreifen. Wir können Gehen als einen Teil der Interaktionsordnung im Sinne von Goffman (1983) betrachten und im Rahmen von Proxemik, Gestik und anderen Bewegungen danach Ausschau halten, wie das Gehen Teil dieser Ordnungen wird, oder sie gerade hervorbringt. Eine partielle Einlassung dazu und gleichzeitig eine darüber hinausweisende Position stammt vom englischen Anthropologen Tim Ingold. Er konzipiert in seinen Studien zu den Jägern der Sami das Gehen als eine sozial hochgradig elaborierte Form von Bewegung zum Erwerb von Wissen über die Umwelt, die Tiere, die gebrauchten Instrumente und für die Konstruktion von Raum (vgl. Ingold 2000). Diesen Zusammenhang von Raum, Bewegung und Gesellschaft bezeichnet er mit dem Begriff der „Taskscape“. Bestimmte Formen des Gehens wie z. B. das Schleichen auf der Jagd hängen immer von ihren Kontexten ab, sind dort zu erlernen und machen auch nur dort wirklich Sinn. Daraus lassen sich die verschiedenen Formen und Funktionen des Gehens als eine Art der Bewältigung von Welt zusammen mit

anderen generalisieren, wie sie im Reader „Being alive: Essays on Movement, Knowledge and Description“ (Ingold 2011) versammelt sind. Die vielen Arten des Gehens, die uns Menschen eigen sind, werden damit ethnographisch beschrieben und in einen größeren Zusammenhang gebracht. Die Praxis des zu Fuß Gehens bleibt dabei aber immer der Angel-, Dreh- und Ausgangspunkt, wie die sehr lesenswerten ethnographischen Studien dazu zeigen (vgl. Ingold/Vergunst 2016). Und wenn wir den anthropologischen Kontext und die Sami verlassen und Anknüpfungspunkte in anderen Kontexten suchen, dann stoßen wir im Rahmen der Literatur zur Urbanisierung von Lebenswelten auf das Baudelair'sche und Benjamin'sche Motiv des Flaneurs, der sein Zeithaben durch die Langsamkeit und Ungerichtetheit seines Gehens demonstriert (vgl. Rolshoven/Omahna 2017, S. 8).

Damit kommen nun die Formen und Varianten des Gehens in den Blick: Individuelles Gehen, Spaziergänge zu zweit, Marschkolonnen und zu Fuß zu bewältigende Gruppenaktivitäten, wie z. B. Fußball. Aber auch die Erweiterungen des Gehens mit körpergebundenen Artefakten wie Schlittschuh- und Skilaufen, Rollschuh- und Trottinett fahren u. a. m. Hier eine analytische Ordnung zu finden, fällt gar nicht so leicht. Ausgehend von der zweifüßigen Fortbewegung als einem Oberbegriff können wir aber beispielsweise attribuierte Unterkategorien in der Sprache suchen und für die Konstruktion der Domänen des Gehens finden. Zusammengenommen formiert sich damit das kulturelle Thema des Gehens deskriptiv und analytisch zugleich für die ethnographisch-soziologische Analyse.⁴

Ausgehend von einer einfachen und alltäglich doch sehr bedeutsamen Unterscheidung der Gehgeschwindigkeit entstehen dann exemplarische Listen als Auszüge des Gehregisters wie z. B.: laufen, rennen, eilen, sputen, flitzen, huschen, hetzen, hasten, sprinten, sausen, fliehen, ausreißen, rasen usw. für die schnelle Fortbewegung. Und: bummeln, zuckeln, zotteln, trotten, stelzen, walzen, stolzieren, schweifen, schlendern, promenieren, flanieren, spazieren, schleichen usw. für die langsame Fortbewegung. Jede dieser Beschreibungen könnte nun in einer Zeit/Ereignis-Matrix eingetragen und mit Beobachtungsmaterial angereichert werden. Was entstehen würde, das wäre eine Übersicht über langsames und schnelles Gehen in Relation zu den sozialen Anforderungen der jeweiligen Situationen. Alternativ oder ergänzend dazu könnten auch andere Sortierkriterien als Attribute verwendet werden, wie z. B. individuelles versus organisiertes Gehen. Wir bekommen dann exemplarisch: gehen, schreiten, wandern, marschieren (organisierte Fortbewegung). Das organisierte Gehen finden wir leicht im Sport bei Laufveranstaltungen, in Schule und Militär bei den Marschkolonnen und bei Großveranstaltungen mit vielen Menschen,

4 Ein Modell für eine derartige Analyse findet sich in Maeder (2020).

die verschiedenen Aufenthaltszonen zugeordnet werden. Ausgehend von den individuellen Gangarten, wie sie mit dem einfachen Gehen indiziert sind, kommen wir so zu den massenartigen und organisierten Gehweisen, von denen sich erstaunlich viele finden lassen, wenn man einmal den Fokus entsprechend eingestellt hat.

Schließlich ließen sich auch die Fortbewegungsarten einholen, die auf dem Gehen basieren, dieses aber eben um Artefakte oder besondere Umgebungen erweitern. In die erste Kategorie gehören die bereits erwähnten artefaktgestützten Fortbewegungen des Rollens, in die zweite gehören Dinge wie Surfen auf dem Wasser, Rollen auf dem Teer, Klettern an Felswänden oder das Gleiten auf Schnee. Wie in den jeweiligen Kategorien das Gehen jeweils genau vorausgesetzt und integriert ist, das muss empirisch rekonstruiert werden. Wenn wir die Aufzählung aber vergegenwärtigen, so wird sofort klar, dass alle zu erlernende Praktiken immer an ihre speziellen Kontexte gebunden sind. Diese können wir mit Ingold gesprochen dann vermutlich tatsächlich am sinnvollsten als Taskscapes beschreiben, verstehen und analysieren. Das zweifüßige aufrechte Gehen bildet dabei immer das, was die Ethnomethodologie als indexikale Besonderheit („indexical particular“) bezeichnet (Garfinkel/Sacks 1976) – ein praktisch relevantes, immer als selbstverständlich vorausgesetztes und mitgeführtes, aber nie als solches thematisiertes implizites Wissenselement über die menschliche Fortbewegung. Hinzu kommt, dass die angeführten sozialen Praktiken des Gehens zudem auch nicht wirklich trennscharf zu lesen sind. Dem ist so, weil Gehen nicht nur indexikal, sondern eben immer auch ein Teil von etwas anderem ist. Die lässt sich mit dem Beispiel des Gehens zum Zweck der Meditation, aber auch dem Gehen im Sport verdeutlichen. Wenn jemand einen Marathonlauf bewältigt, dann ist zwar die Fähigkeit des Gehens zentral, aber keiner Rede mehr wert. Dem Gang wird nur insofern noch Aufmerksamkeit zuteil, als dass er allenfalls im Hinblick auf Geschwindigkeit, Körperverträglichkeit und Ausdauer optimiert werden könnte. Die Tatsache, dass das Zu-Fuß-Gehen die entscheidende soziale Voraussetzung für die Durchführung der Veranstaltung ist, ist situativ gar nicht mehr sinnvoll thematisierbar. Gehen, so kann man sagen, ist in der realisierten sozialen Form eben immer auch notwendigerweise ein Teil von etwas Anderem. Und das andere ist in der Regel wichtiger, wenn wir exemplarisch an die Pilger denken. Deren Gehen ist eine Hinwendung zum Schöpfer. Diese Relationierungen des Selbstverständlichen mit dem Anderen erschweren natürlich die analytische Auseinandersetzung mit dem Gehen. Dies deshalb, weil die sozial (vor-)konstruierten, aber subjektiv erfahrenen und erlebten Bedeutungsstrukturen des Gehens zu rekonstruieren sind, bevor objektive Parameter wie Geschwindigkeit, Richtung und Distanz ins Spiel kommen können.

Weiter – und hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt – wären auch die Komposita des Gehens wie voranschreiten, herauskommen, hineingehen, da-

vonlaufen, draufgehen usw. vor ihrem sozialen Gebrauchs- und Realisierungshintergrund zu bearbeiten. Und schließlich auch nicht zu vergessen sind die metaphorisch mit dem aufrechten, zweifüßigen Gehen verbundenen Formen, wie sie in Ausdrücken der Art von in das Land ziehen, Umwege einschlagen, Distanzen in Kauf nehmen, sich herablassen, von vorne beginnen, sich durchs Leben schleppen, von Termin zu Termin hetzen, aufrecht durch das Leben gehen u. a. m. zum Ausdruck kommen. Ebenso wären auch Personentypisierungen wie Einzelgänger, Draufgänger, Blindgänger, Fußgänger, Vorsteiger, Vorläufer, Mitläufer u. a. m. in ihrer Begrifflichkeit als bedeutsame kontextgebundene Begriffe zu sammeln, zu systematisieren und im Hinblick auf das Gehen zu Verstehen.

Inwiefern einfache kategoriale Unterscheidungen und Attribuierungen, komplexere Formen der Fortbewegung zu Fuß mit Hilfe von Artefakten in anspruchsvollen Umgebungen und die metaphorische Konturierung für eine umfassende soziologische Beschreibung des humanen Bipedalismus ausreichen, das soll hier offen bleiben und sicher noch weiter diskutiert werden. Praxistheoretische Differenzierungen und Erweiterungen dazu sind jedenfalls zu erwarten.

4. Gehen, Beziehungsmarkierung und Selbstverortung

Gehen ist nach allem bisher Ausgeführten nolens volens immer auch ein Teil der übergeordneten kommunikativen Ordnung der Gesellschaft. Wie bereits argumentiert wird die Fähigkeit des Gehens sozial vermittelt, verankert, elaboriert und kontrolliert und ist demzufolge auch für die Gestaltung von sozialen Beziehungen bedeutsam und wirkmächtig. Zwei exemplarische Muster und Hinweise für den Beleg, dass sich das überhaupt lohnen könnte, in dieser Richtung zu arbeiten, müssen hier in ihrer mit dem groben Pinsel hingemalten Gestalt genügen.

Gehen wirkt in die durch Interaktion vermittelten Identitätsordnungen der Territorien des Selbst (Goffman 1982b) hinein. Dafür lassen sich Gehen und Beziehungsmarkierung und Gehen und Macht, sowie Gehen und Organisation als illustrative Belege heranziehen. Goffman beschreibt, dass wir die Unterscheidung von anonymen und verankerten Beziehungen, in denen etwas Unwiderrufliches liegt, daran erkennen, wie sich die Körperschemata mit- und zueinander bewegen (vgl. Goffman 1982a, S. 256). Eine direkte körperliche Verbindung, z. B. durch längeres gemeinsames Händehalten beim Gehen, nehmen wir als einen Beleg für eine Verankerung. Diese Personen stehen einander nahe und sie kennen sich, oder sie sind dabei, es zu tun. Berührungsloses Gehen hingegen deutet vereinfacht aber mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine funktionale, vorübergehende und nicht verankerte Beziehung. Diese Beobachtung lässt sich dahingehend verallgemeinern, dass wir durch die Beobachtung

und die Praxis des Gehens Anderer soziale Verortungen dieser Personen vornehmen und deren Beziehungen erkennen können.

Gehen und Macht wird in vielfältigen funktionalen und organisierten Kontexten der Fortbewegung zu Fuß ausgelebt und sichtbar. Wenn wir eine aufrecht einhergehende Pflegefachperson mit einem sich am Rollator haltenden Patienten sehen, dann erkennen wir auch eine fürsorgliche Form von Überlegenheit im Hinblick auf die Macht der Fortbewegung. Wenn wir im Vorlesungssaal eine Person gemessenen Schrittes zum Katheder gehen sehen, dann wissen wir, dass da eine Professorin steht usw. Es gibt nur wenige Inszenierungen des Gehens, in denen Macht nicht in der einen oder anderen Form angezeigt wird. Immer werden durch die Gangarten und deren Raumbewältigung gleichzeitig Wissen erzeugt und auch Beziehungen artikuliert. Typisierungen des Gehens sind, wie Reichertz (1990) mit seinem Text „Meine Schweine erkenne ich am Gang⁶: zur Typisierung typisierender Kriminalpolizisten“ demonstriert hat, eine durchwegs produktive Form des Wissens über andere und sich selbst. Am äußersten Ende dieses Fußgängerspektrums liegen die militärischen Marschkolonnen bei Truppenparaden, wie wir sie z. B. anlässlich des 70-Jahre Jubiläums der Volksrepublik China 2019 vorgeführt bekommen haben. In solchen eindeutig organisierten Kontexten, in denen nur noch ganz bestimmte Formen der Bewegung überhaupt zugelassen und möglich sind, dient das Gehen in erster Linie dazu, sich funktional ein- und unterzuordnen. Mit der vorgeführten Disziplinierung des einzelnen Subjekts im Blick aller anderen wird ein größeres Ganzes mit transzendentalen Verweisen auf die gültige Ordnung hergestellt. Dieser Prozess verläuft gemäß dem Muster einer sich entfaltenden Mikrophysik der Macht, so wie sie Foucault (1977) beschrieben hat. Und auch bei den Sportarten, in denen Gehen zentral ist, wie z. B. bei Laufrennen, dem Hochsprung und vielen anderen, könnte die latente Funktion der rund um und mit dem Gehen organisierten Inszenierung auch genau darin liegen, dass man hier gewissermaßen nebenbei gehenderweise das Verlieren erlernt. Da solche Wettkämpfe in aller Regel nur ein Podest haben, werden alle bis auf drei, d. h. die große Mehrheit der Beteiligten auch bei durchaus kompetenter Gehperformance trotzdem verlieren. Dieses Erlernen von Ungleichheit über die Vermittlung von Bewertungen des Gehens scheint mir deshalb bemerkenswert, weil es als ein „cooling out“ (Goffman 1952) direkt an das Gehen, den Körper und sein Erleben gebunden wird. Gehen wird damit der unmittelbaren individuellen Erfahrung von Ungleichheit zugeführt und für die soziale Verarbeitung des Erlebens von persönlicher Positionierung in einem sozialen Kontext wirksam.

5. Gehen als soziologisches Forschungsfeld

Ich hoffe, dass es mir mit dem bisher Ausgeführten gelungen ist darzulegen, dass eine Soziologie des aufrechten, zweifüßigen Gehens als eine ernst gemeinte und lohnenswerte sozialwissenschaftliche Herausforderung zu verstehen ist. Im Sinn einer soziologischen Experimentalität, die auch den Kick am Gegenstand suchen darf, ganz so wie es in Angelika Poferls Beiträgen zu diesem Band angeregt wird, wäre dies meines Erachtens jedenfalls einen Versuch wert. Der Zuwendung zu auf den ersten Blick völlig trivialen und basalen Gegebenheiten und Voraussetzungen von sozialer Ordnung wohnt natürlich in Zeiten der immer feineren Verästelungen des soziologischen Wissens etwas Brachial-Altbackenes inne. Doch genau in einer solchen Rückbesinnung und mit der Suche nach grundsätzlichen Phänomenen der Konstitution und Konstruktion von Gesellschaft vermute ich den möglichen Ertrag der Sache. Auf jeden Fall sind die institutionalisierten Ordnungen des Gehens und ihre Verknüpfung mit sozialen Beziehungen, ja gar Macht und Organisation, ein weites und in ethnographischen Studien soziologisch noch zu systematisierendes Feld, das sich für die unterschiedlichsten methodischen Zugriffe (z. B. Foto-, Video-, Sprach- und Beobachtungsstudien) geradezu anbietet.

Die Vorstellung, wonach das aufrechte, zweifüßige Gehen einfach ein Ausfluss eines biologischen Entwicklungsprozesses der Gattung Homo sei, ist soziologisch gesehen wenig ertragreich. Das aufrechte Gehen in all seinen Formen, auch wenn es direkt im Körper verankert ist, entwickelt sich erst in der Abhängigkeit von den die Menschen umgebenden Taskscapes (Ingold 2011) zu einer leiblichen Praxis in ihrer institutionalisierten Ausformung. Die Bedeutungen der myriadenhaft vielfältig anmutenden Formen des Gehens in der gesellschaftlichen Ordnung verweisen und verknüpfen es zudem mit den vielschichtigen und vielfältigen Möglichkeiten der Interpretation und Organisation von „Dingen“, so wie wir sie aus dem symbolischen Interaktionismus kennen. Die symbolische Vermittlung und Realisierung sozialer Ordnung – auch durch den aufrechten Gang – wird damit eine dauerhafte, zentrale praktische und kommunikative Herausforderung für alle.⁵

Die Erforschung zur Genese und Funktion von Gehordnungen im Rahmen der Soziologie steht meines Wissens erst am Anfang.⁶ Und soweit es Arbeiten dazu gibt, sind sie theoretisch, methodisch und geografisch weit verstreut. Gehen als subjektive Erfahrung und als soziale Tatsache könnte im Rahmen der Erweiterung der wissenssoziologischen Grundlagen eben nicht nur historisch

5 Zum interpretativen Paradigma vgl. Keller (2012).

6 In einem den Körper doch sehr umfassend thematisierenden Buch zum Körperwissen findet sich kein eigenes Kapitel zum Gehen (Keller/Meuser 2011b).

am Beispiel der Wanderlust aufgegriffen und ausgearbeitet werden, wie dies Solnit (2014) in einem lesenswerten Beispiel getan hat, oder wie dies in bildungsbürgerlicher Perspektive mit dem Spaziergang nach Syrakus (Seume 2013) aufgeschieden ist. Gerade in einer Zeit, in der die Wissenssoziologie von Berger und Luckmann (1969) in Richtung des Kommunikativen Konstruktivismus umgeschrieben und erweitert wird (Keller/Knoblauch/Reichert 2012), scheint es mir sinnvoll, diese Leerstelle in der ursprünglichen Theorie zur sozialen Konstruktion der Gesellschaft für eine Erweiterung und Schärfung des soziologischen Blicks zu benützen. Damit ließe sich auch der von der Jubilarin dieser Festschrift geäußerten Einladung zum Suchen und zum Finden des „Kicks am Gegenstand“ (Poferl 1999) in der Soziologie wenigstens ein Stück weit folgen.

Auf jeden Fall kann das zweifüßige aufrechte Gehen, als das zweite konstitutive Element für die *conditio humana* neben der Sprache, nicht nur dazu dienen, Menschen von allen anderen Säugetieren zu unterscheiden. Sondern es kann eben auch helfen, die Pofersche Einladung zur soziologischen Innovation anzunehmen (Poferl 2014) und sich damit gehenderweise in eine „experimentelle Soziologie“ (Poferl 1999) hinein zu bewegen.

Literatur

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a. M.: Fischer
- Burckhard, Lucius (2015): Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft. Berlin: Schmitz
- Davis, Mike (1994): Urban Control. Jenseits von Blade Runner. In: Die Beute, H. 3, S. 9–25
- Davis, Mike (2006): City of Quartz: Ausgrabungen der Zukunft in Los Angeles. Berlin/Hamburg: Assoziation A
- De Certeau, Michel (2002): Walking in the City. In: Ders.: The Practice of Everyday Life. Berkeley: University of California Press, S. 91–110
- Foucault, Michel (1977): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Garfinkel, Harold/Sacks, Harvey (1976): Über formale Strukturen praktischer Handlungen. In: Weingarten, Elmar (Hrsg.): Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 130–176
- Goffman, Erving (1982a): Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Goffman, Erving (1983): The Interaction Order. In: American Sociological Review 48, S. 1–17
- Goffman, Erving (1982b): Die Territorien des Selbst. In: Ders.: Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 54–96
- Goffman, Erving (1952): On Cooling the Mark Out. Some Aspects of Adaption to Failure. In: Psychiatry 15, S. 451–463

- Harcourt-Smith, William E. H. (2007): The Origins of Bipedal Locomotion. In: Henke, Winfried/Tattersall, Ian/Hardt, Thorolf (Hrsg.): Handbook of Paleoanthropology. New York: Springer, S. 1483–1518
- Holder, Patricia (2014): Hexis. In: Fröhlich, Gerhard/Rehbein, Boike (Hrsg.): Bourdieu-Handbuch. Wiesbaden: Springer VS, S. 124–127
- Ingold, Tim (2000): The Perception of the Environment: Essays on Livelihood, Dwelling & Skill. London/New York: Routledge
- Ingold, Tim (2011): Being Alive: Essays on Movement, Knowledge and Description. Taylor & Francis Ltd
- Ingold, Tim/Vergunst, Jo Lee (Hrsg.) (2016): Ways of Walking: Ethnography and Practice on Foot. London/New York: Routledge, Taylor & Francis Group
- Joe/dpa (2019): „Der erste aufrecht gehende Menschenaffe kam aus dem Allgäu.“ <https://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/spektakulaerer-fund-erste-aufrecht-gehende-menschenaffe-kam-aus-bayern-a-1295117.html> (Abfrage: 3.8.2020)
- Keller, Reiner (2012): Das Interpretative Paradigma: Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS
- Keller, Reiner/Knoblauch, Hubert/Reichertz, Jo (2012): Kommunikativer Konstruktivismus. Wiesbaden: Springer VS
- Keller, Reiner/Meuser, Michael (2011a): Wissen des Körpers – Wissen vom Körper. Körper- und wissenssoziologische Erkundungen. In: Keller, Reiner/Meuser, Michael (Hrsg.): Körperwissen. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–27
- Keller, Reiner/Meuser, Michael (Hrsg.) (2011b): Körperwissen. Wiesbaden: Springer VS
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Luckmann, Thomas (1979): Soziologie der Sprache. In: König, René (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Band 13. Ferdinand Enke, S. 1–116
- Maeder, Christoph (2020): Auf die Worte kommt es an: Die soziale Situation in der ethnosemantischen Annäherung an das Feld. In: Pofertl, Angelika/Schröer, Norbert/Hitzler, Ronald/Klemm, Matthias/Kreher, Simone (Hrsg.): Ethnographie der Situation. Erkundungen sinnhaft eingrenzbarer Feldgegebenheiten. Essen: Oldib, S. 102–114
- Maeder, Christoph/Knoll, Alex (2020): „Wir machen das so.“ Zur sozialen Organisation des Kindergartens. In: Pfadenhauer, Michaela/Scheibelhofer, Elisabeth (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung: die Entwicklung in Wien. Methodologie, Methoden und empirische Beiträge zur Organisationssoziologie. Wien: Böhlau, S. 330–349
- Pofertl, Angelika (2014): Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. Zu den Voraussetzungen und Freiheiten einer nicht ganz so einfachen Beziehung. In: Ebert, Johannes/Zell, Andreas (Hrsg.): Klima, Kunst, Kultur. Der Klimawandel in den Kunst- und Kulturwissenschaften. Göttingen: Steidl Verlag in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut, S. 16–25
- Pofertl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive „experimenteller Soziologie“. In: Soziale Welt 50, H. 4, S. 363–372
- Reichertz, Jo (1990): „Meine Schweine erkenne ich am Gang“: zur Typisierung typisierender Kriminalpolizisten. In: Kriminologisches Journal 22, H. 3, S. 194–207
- Rolshoven, Johanna/Omahna, Manfred (2017). Gehen. Editorial. In: Winkler, Justin (Hrsg.): „Gehen in der Stadt“: Ein Lesebuch zur Poetik und Rhetorik des städtischen Gehens. Weimar: Jonas Verlag für Kunst und Literatur, S. 7–9
- Seume, Johann Gottfried (2013): Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. Frankfurt a. M.: Insel
- Solnit, Rebecca (2014): Wanderlust: A History of Walking. London: Granta
- Winkler, Justin (Hrsg.) (2017): „Gehen in der Stadt.“ Ein Lesebuch zur Poetik und Rhetorik des städtischen Gehens. Weimar: Jonas Verlag für Kunst und Literatur

Experimentelle und pragmatistische Soziologie

Manfred Prisching

Herkömmlicherweise hat man mit dem Begriff der „experimentellen Soziologie“ jene Gefilde der Disziplin bezeichnet, die sich der Methode bedient haben, „Experimente“ durchzuführen. Experimente in den Sozialwissenschaften sind, wie wir einem Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe entnehmen können, ein Mittel vergleichsweise strenger Hypothesenprüfung; es werden Systeme im Hinblick auf ein zu erklärendes Phänomen mit der möglichst weitgehenden Kontrolle der Beobachtungsbedingungen verbunden (sodass etwa auch eine kontrollierte Variation der Bedingungskonstellationen oder Variablen durchgeführt werden kann; vgl. Speck 1980, S. 210 ff.). In der Soziologie war die Durchführung von Experimenten eine eher periphere Betätigung, während man sich in anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen dieser Methode stärker gewidmet hat. In weiten Teilen der Psychologie kann man beispielsweise wohl von einer vorherrschenden Methode sprechen. In der Ökonomie sind Experimente selten möglich, aber gerade die VerhaltensökonomInnen haben in den letzten Jahrzehnten interessante Überprüfungen der Rationaltheorie vorgenommen, die sicher auch den SoziologInnen gut angestanden wären. Aber von diesem herkömmlichen Begriff der experimentellen Soziologie ist hier ohnehin nicht die Rede.

Angelika Pofnerl (1999) entlehnt sich den Begriff für einen anderen Zweck und eine andere Perspektive, man könnte beinahe sagen: für das Gegenteil. Er dient ihr gewissermaßen als Spiegelung eines problematisch gewordenen Untersuchungsobjekts. Denn für die spätmoderne Gesellschaft sind Beschreibungen üblich geworden, in denen es von Begriffen wie Unsicherheit, Ungewissheit, Unverlässlichkeit, Pluralität, Komplexität, Kontingenz, Ambivalenz, Ambiguität oder Liquidität wimmelt. Man hat es mit der „Labilität von Ordnungskonstruktionen“ (Soeffner 2000) zu tun, mit einem Ambiente des „fragilen Pluralismus“ (Soeffner/Boldt 2014). Es ist kein soziales Gehäuse, auch nicht ein „stählernes“, keine festgefügte Sozialstruktur, deren Begrenzungen, Festlegungen und Restriktionen zu erklären oder zu durchbrechen sich viele Bereiche der Soziologie zur Aufgabe gemacht haben. Es handelt sich vielmehr um ein schwer fassbares, wandelbares, vielleicht sogar zerbrechliches Gebilde, welches eher an

die bekannte Formulierung denken lässt, dass es schwierig sei, einen Pudding an die Wand zu nageln. Bei diesem Vorhaben kann man nur experimentieren. Die Gesellschaft ist nicht nur reflexiv, sie wird sich selbst zum Experiment, sie experimentiert mit sich selbst. Es ist (in diesem Sinne) eine „experimentelle Gesellschaft“. Diese, so die Schlussfolgerung Angelika Pöferls, brauche eine „experimentelle Soziologie“.

1. Zwischen Variablendeterminismus und Beliebigkeitseuphorie

Dieser Befund kontrastiert offensichtlich mit jenen Modellen der Soziologie, die man zwischen (I) homo sociologicus bzw. parsonianischem Normativismus und (II) „Variablensoziologie“ angesiedelt hat. Solche Gesellschaftsmodelle setzen feste Institutionen (Normen, Regeln, Rollen) voraus, und das Verhalten des Individuums lässt sich unter Bezugnahme auf diese festen Strukturgegebenheiten erklären. Variante I: Der Einzelne spielt seine *Rolle*, mit der die wesentlichen normativen Verhaltensvorgaben verbunden sind; und wenn man die Rolle richtig diagnostiziert, kann man sehr viel über das Individuum, sein Verhalten, sein Denken, sein Ambiente, seine Mentalität voraussagen. Variante II: Das Verhalten wird erklärt aus einer Reihe von *Kontextvariablen*, wozu neben der konkreten Rolle Größen wie Alter, Geschlecht, soziale Schicht, Religion, politische Haltung bzw. Parteienidentifikation usw. gehören. In diesem Fall sind es mehrere Indikatoren, über die man verfügen muss; aber letztlich gilt ebenfalls, dass diese Variablen das Verhalten des Individuums weitgehend bestimmen. In diesen Fällen handelt es sich um die Vorstellung der Gesellschaft als einer vergleichsweise stabilen, wirksamen, durchdringenden Entität, und das Individuum ist – übertrieben formuliert – eine Marionette, die freilich nicht weiß, dass sie eine solche ist.

Wenn die Gesellschaft ein derartig stabiles und wirksames Gebilde darstellt, liegt die Methode, die sich für ihre Untersuchung empfiehlt, auf der Hand: die entsprechenden Indikatoren sammeln und in ein empirisches Modell einspeisen; dann lässt sich das Verhalten der Menschen gewissermaßen „berechnen“. Einige derartige sozialstrukturelle Determinanten haben sich wohl auch bewährt: Empirische Arbeiten belegen immer wieder, dass die soziale Herkunft (die mit Schicht oder Einkommen operationalisiert wird) für den Bildungserfolg der Kinder wesentlich ist. Aber derartige Modelle haben nicht zuletzt deshalb Kritik auf sich gezogen, weil sie sich angesichts der zunehmenden Vielfalt einer modernen Gesellschaft als immer weniger leistungsfähig erwiesen haben. Man hat etwa die „Klassen“ in „Milieus“ aufgelöst, die Geschlechter einbezogen, Generationen unterschieden, „Szenen“ hinzugefügt. Für die Beschreibung solcher Vielfalt eignet sich eher die interpretative Soziologie. Der Mensch ist demgemäß nicht bloßes Ausführungsorgan geheimnisvoller kollektiver Vorgaben, sondern muss Gegebenheiten reflektieren, interpretieren, verstehen; er

muss Wahrnehmungen selektieren, Situationen definieren, mit Symbolen umgehen können, er muss sich selbst inszenieren, er muss wissen, was er überhaupt will. Natürlich sind auch diese Individuen Teil der Gesellschaft oder bestimmter Milieus, aber sie zappeln nicht an den Fäden, sondern können zuweilen Eigensinn entfalten. Es stehen ihnen jedenfalls mehrere Muster (und deren Kombinationen) zur Verfügung.

Manche der Gegenreaktionen gegen den sozialen Determinismus sind in der *Konstruktionseuphorie* gelandet: Sie haben alle Variablen, Fakten, Wahrheiten und Wirklichkeiten aufgelöst. (I) Alles ist Konstruktion, damit ist alles beliebig. Seit dem *cultural turn* und allen seinen Folgewendungen gibt es den Anspruch, dass jedem seine eigene Welt und seine eigene Soziologie zukommen müsse. Diese Vorgangsweisen haben gewisse Vorteile: Es ist eine kluge Strategie, unter Verhältnissen verschärften akademischen Wettbewerbs ein ganz eigenes Revier abzustecken; man kann eine gewisse Immunisierung gegen Kritik aufbauen; und aufgrund behaupteter Originalität (oder aufgrund postulierter Diskriminierung) lassen sich institutionelle Ansprüche (auf die eigene Karriere) erheben. (II) Eine verwandte Erscheinung ist die Wendung der SoziologInnenschaft „nach innen“, die durch die Behauptung der Selbstreflexivität geädelt wird, obwohl sie sich eher der Fremdheit gegenüber der Wirklichkeit verdankt. Ulrich Beck hat diese Tendenz schärfer formuliert: „Die Soziologie hat als Leitwissenschaft abgedankt; sie ist zirkulär geworden; ihr Adressat ist nicht länger die Gesellschaft, die Öffentlichkeit, die Politik oder der Einzelne, sondern sie selbst. Ist dieser paradoxe Autismus der Wissenschaft des sozialen Handelns unwiderruflich?“ (Beck 2005, S. 3)

Wir haben also zwei „radikale“ Pole: Einerseits finden wir einen *gesellschaftlichen Determinismus*, der in einer spätmodern-komplexen Gesellschaft immer weniger plausibel ist und der auch die entsprechende Soziologie unplausibel macht; manchmal wird diese Auffassung als Positivismus oder „einfacher Realismus“ bezeichnet. Die Wirklichkeit ist, wie sie ist; sie ist erkennbar, prüfbar, messbar, abbildbar – auch in einem gewissen Maß stabil. Andererseits haben wir es mit einer *Interpretationsbeliebigkeit* zu tun, welche die Soziologie als Disziplin auflöst, weil diese nichts mehr dingfest zu machen vermag, sondern, ganz im Gegenteil, alles ins Ungefähre treibt, was für Alltag und Menschenverstand noch einigermaßen vorhanden zu sein scheint. – Wenn wir diese Polaritäten als Irrwege beiseitelassen, sind wir auf einen *gemäßigten Sozialkonstruktivismus* verwiesen, der sowohl den wissenschaftstheoretischen Vorbehalten Rechnung trägt als auch sozialtheoretischen Defätismus vermeidet. Das ist keine neue Botschaft. Weiterführend ist allerdings die Frage der wechselseitigen Bedingtheit von Theorie/Methode und Objekt/Gesellschaft. Die Obsoleszenz des „alten“ Modells ist klar: Man kann keine Variablensoziologie betreiben und keinen Normendeterminismus unterstellen, wenn die festen Relationen zwi-

schen den Variablen und dem Verhalten nicht mehr gegeben sind. „Harte Fakten“ in diesem Sinne sind in der Spätmoderne seltene Ereignisse.

Insofern scheint es zwingend zu sein, dass die Methode in einem gewissen Ausmaß von der Natur des Objektes abhängig ist. Die Frage drängt sich auf, dass möglicherweise auch dann, wenn das Objekt der theoretischen Arbeit mit den erwähnten Verunsicherungsbegriffen korrekt beschrieben wird, Folgen für das Betreiben von Soziologie eintreten. Aber was sind diese Folgen? Denn gewisse Kriterien der Wissenschaftlichkeit müssen schon eingehalten werden, wenn man nicht in der Verzweiflung enden will.

2. Eine „lockere“ Soziologie

Dem Kompositum der Gesellschaft, welches aus heterogenen Konglomeraten besteht, kommt man nur bei, indem man das Konglomerat nicht zugunsten einer einheitlichen Wissenschaftsperspektive bestreiten, reduzieren, „einkochen“ will, sondern indem man sich in Gelassenheit übt: keine gesellschaftliche „Festigkeit“ theoretisch herstellen wollen, die es in Wahrheit nicht gibt. Denn immer wieder gibt es die Versuche, aus der Vielfalt/Liquidität/Heterogenität eine Einheit/Einheitlichkeit/Geschlossenheit zu basteln. Natürlich muss jede Wissenschaft nach der „Wahrheit“ oder der „wahren Theorie“ streben; aber die Schaffung von „Festigkeit“ durch theoretische Analyse oder Methode verzerrt das Gegebene, wenn dieses eben nicht „fest“ ist. Was hätte es für einen Sinn, mit festgefügteten sozialstrukturellen Variablen erklären zu wollen, wenn diese Variablen in einem fragil-komplex-liquiden Gebilde allemal ins Leere stoßen, weil sie festzunageln trachten, was beweglich ist, weil sie Phänomene fassen wollen, die sich doch schon wieder verändert haben?

Dem Befund über die Fragilität und Liquidität des Objekts entspringt die Vermutung, dass auch die Soziologie „lockerer“ werden müsse; dass sie mit mehr Zugängen und Sichtweisen herumprobieren, dass sie mit Entwürfen und Gestaltungsformen operieren, dass sie mehr Phantasie entwickeln und auch ihre „spielerischen“ Komponenten entwickeln müsse. Es ist keine „Wenn A, dann B“-Soziologie, sondern eine Soziologie der Narrative, die Aufschluss geben über die Gesellschaft; eine Soziologie des genauen Hinsehens, die an einzelnen Fällen etwas Allgemeines zeigen kann; eine Soziologie der großen Gemälde, die es wagen, unter Verwendung empirischer Befunde Lücken zwischen diesen zu schließen; eine Soziologie der Szenen und Szenarien, der existentiellen *Womöglichkeiten* (Krohs 2019). Das führt zu einer ganz anderen Konzeption von „experimenteller Soziologie“. Es handelt sich um die These, dass ein fragil-komplex-liquides Gebilde, das sich selbst nicht mehr zu begreifen scheint, auch den fragil-komplex-liquiden Zugängen, Perspektiven, Methoden, Deutungen korrespondieren bzw. diese nutzen muss. Und doch ist noch einmal zu betonen, dass mit dieser Lockerheit nicht Beliebigkeit gemeint ist, dass also nicht

für eine postmoderne Anything-goes-Soziologie plädiert wird. Das ist das Dilemma. – In der Folge sollen einige Varianten des Betreibens von Soziologie skizziert werden, die Schritte in die „spielerische Soziologie“ unternehmen: Erkundungen an bestimmten Randbereichen der Soziologie, die gewissermaßen die Grenzen und angrenzenden Gefilde erkunden.

3. Literarische Soziologie

Wenn die Verflechtung oder Komplementarität von Soziologie und (fiktiver) Literatur angesprochen wird, sind herkömmliche Beispiele an der Hand. Da sind natürlich die Realisten und Naturalisten des 19. Jahrhunderts. Stendhal schreibt in seinem Roman *Le Rouge et le Noir* (1830) über die Bedingungen des sozialen Aufstiegs in Frankreich. Balzac, Flaubert, Zola – der Herausgeber von Zolas Notizbüchern kommentiert: „Sind seine Romane mit den Werken von Balzac und Flaubert zu vergleichen, so seine Notizbücher mit den Arbeiten der großen französischen Soziologen des 19. Jahrhunderts.“ (Kuzmics/Mozetic 2003b, S. 11) Friedrich Engels war von Balzac zutiefst beeindruckt, der, wie er sagt, eine vollständige Geschichte der französischen Gesellschaft gebe. Dann die deutschen (Fontane und Freytag, Stifter und Gotthelf u. a.), russischen (Tolstoi, Tschchow, Dostojewski u. a.) und englischen (Dickens, Bronte, Stevenson, Twain u. a.) Autoren. Wir finden die Gesellschaft der Jahrhundertwende (mit ihrer sexuellen Aufladung zwischenmenschlicher Beziehungen) bei Arthur Schnitzler dargestellt, den man lesen muss, wenn man Sigmund Freud verstehen will. Ulrich Oevermann hat schon am Beispiel des *Professor Bernhardt* beklagt: „Daß sich die soziologische Strukturanalyse die künstlerische Verdichtungsleistung durch werkanalytische Rekonstruktion als Erkenntnisquelle zunutze macht, ja mehr noch: die Analyse von Kunstwerken als Königsweg der empirischen Sozialforschung beschreitet, ist der nach wie vor dominanten braven Befolgung der ‚normal science‘-Sozialforschung unheimlich oder lächerlich.“ (Oevermann 1997, S. 276) Robert Musil und sein *Mann ohne Eigenschaften* gehört zu den Standardreferenzen, wenn es um Literatur als Soziologie geht, ebenso Thomas Mann und sein *Zauberberg*. Hermann Broch schreibt über das Problem von Sozialerkenntnis und Literatur (Broch 1976). Hugo von Hofmannsthal gibt eine literarische (beinahe postmoderne) Stimmungsbeschreibung in seinem berühmten *Chandos*-Brief.

Springen wir in die jüngere Vergangenheit. Heinrich Böll und seine Schilderung der Nachkriegs-Bundesrepublik. Siegfried Lenz und seine *Deutschstunde*. Peter Handke, dessen *Serbien*-Bücher wir lieber beiseitelassen, gibt eine vorzügliche Schilderung der Lebensumstände seiner Mutter. Felix Mitterer und seine Dramen und Tatort-Drehbücher. Der Schriftsteller Josef Haslinger über das *Elend Amerikas*. Bert Brecht. Und so weiter. Von Peter Rosegger bis Franz Innerhofer. Annäherungen auch von der anderen Seite: Erving Goffman zitiert

in seiner *Rahmenanalyse* Cervantes, Shakespeare, Dashiell Hammett, Luigi Pirandello, Jean Genet, Joseph Heller, Eugene Ionesco, Peter Handke u. a. (vgl. Kuzmics/Mozetic 2003b, S. 28). Ganz neue Publikationen: Der Soziologe Didier Eribon schreibt in eigenartiger Mischung über sein eigenes Leben, seine Eltern und seine Identitätsprobleme, gleichwohl damit auch über französische Politik, Universitäten, Milieus (vgl. Eribon 2016). Eine persönliche Geschichte ihrer Mutter schreibt beispielsweise auch die französische Schriftstellerin Annie Ernaux, als Repräsentantin ihrer Zeit, in der Reflexion des eigenen Aufstiegs durch Bildung und die Entfremdung von den Eltern (vgl. Ernaux 2019). Das Buch des angesehenen Orientalisten Bernard Lewis ist in ähnlicher Weise eine Mischung aus Lebensgeschichte, Weltbetrachtung und Analyse (vgl. Lewis 2013). Das sind willkürliche Hinweise, man könnte unendlich fortfahren.

Literatur kann in unterschiedlicher Weise für die soziologische Erkenntnis genutzt werden. Sie kann als *Illustration* dienen, sie kann lebhafte und suggestive Fallstudien für Thesen bieten, die wissenschaftlich formuliert werden. Literatur kann weiters eine *Datenquelle* darstellen, also gewissermaßen ein empirisches Material, aus dem soziologische Schlüsse gezogen werden. Historische Quellen haben Beschränkungen: Man kann Akten des 19. Jahrhunderts studieren; aber wie das Leben im Großbürgertum, im Arbeiterviertel oder auf dem Bauernhof in dieser Zeit „wirklich“ gewesen ist, erfährt man eher aus der Literatur. Sie kann schließlich Modelle für *Interpretationsmöglichkeiten* bieten. Wenn man die *Buddenbrooks* liest, kann man alles über die protestantische Ethik finden, was man benötigt. – Daraus soll keineswegs geschlossen werden, dass die Literatur die Wissenschaft ersetzen kann: Erzählungen bieten einzelne Fälle, aber sie sagen nichts über Häufigkeit oder Repräsentativität aus; sie zielen normalerweise nicht auf die vollständige Erfassung eines Bereichs, auf Hintergründe und Milieus, auf Erklärungen und Analysen; und sie achten nicht auf Nachvollziehbarkeit und Methodik (vgl. Kuzmics/Mozetic 2003a; Kuzmics/Mozetic 2003b). Aber manchmal ist eine kleine Story viel anschaulicher und ertragreicher als eine gewundene theoretische Darlegung.

4. Journalistische Soziologie

Auch wenn die Welt der Medien ihren eigenen Logiken unterliegt, handelt es sich bei qualitätvolleren Publikationen doch um jene Art des öffentlichen Diskurses, die auch in der Soziologie der Politik als Grundvoraussetzung einer funktionsfähigen entwickelten Öffentlichkeit angesehen wird. Es handelt sich einerseits darum, dass es eine Reihe von Sozialwissenschaftlern gibt, die in der Lage sind, im Sinne einer *public sociology* verständliche Texte (Essays, Kommentare, Interviews) in den Medien zu platzieren (vgl. Burawoy 2005, 2015; Selke/Treibel 2018). Im deutschen Sprachraum sind Wissenschaftler oft auf FAZ oder NZZ fixiert. Aber es gilt durchaus als nobel, im *Merkur* oder im

Lettre internationale zu veröffentlichen. Armin Nassehi wird gar zum *Kursbuch*-Herausgeber. Andererseits gibt es Journalisten, die es nicht nur vermögen, qualitätvolle Analysen zu erstellen, die durchaus das Niveau vieler in wissenschaftlichen Zeitschriften abgedruckten Texte erreichen; sondern die auch Bücher schreiben, denen man attestieren muss, dass sie den Kriterien wissenschaftlicher Texte durchaus entsprechen. Walter Laqueur war Journalist, ehe er aufgrund seiner Publikationen als (autodidaktischer) Historiker an amerikanische Universitäten berufen wurde (vgl. Laqueur 2006, 2011, 2012). Der frühere Newsweek-Chefredakteur Fareed Zakaria verfasste ein exzellentes Buch über die illiberale Demokratie (vgl. Zakaria 2003). Frank Schirrmacher schrieb über das Alter, die Demokratie, die Identität oder die Gemeinschaft (vgl. Schirrmacher 2004, 2008, 2011, 2014), Jürgen Kaube über Bildung und über Max Weber (vgl. Kaube 2015, 2014), Florian Illies über Kunst, Geschichte und über Generationen (vgl. Illies 2003, 2013, 2017). Oder die internationalen Bestseller von Malcolm Gladwell: *Tipping Point* oder *Blink!* (vgl. Gladwell 2002, 2007).

Die meisten Journalisten-Bücher werden im deutschsprachigen Raum nicht unter Fachbuch, sondern unter Sachbuch rubriziert¹ – eine Unterscheidung, die es im angloamerikanischen Raum in dieser Form nicht gibt. Aber sie sind deswegen keineswegs schlechter oder oberflächlicher als manche wissenschaftlichen Publikationen, manchmal sind sie sogar substantieller, empirisch-lebensnaher, jedenfalls verständlicher. Sie sind häufig Elemente eines Diskurses, den

1 Man kann einerseits von einem Sachbuch als Gegenstück zur Belletristik sprechen, andererseits wird dem Sachbuch ein allgemeines Publikum zugeordnet, während das Fachbuch ein Spezialisten-Publikum ansprechen soll (so weiß es die Wikipedia). Allerdings ist die Abgrenzung unklar, zuweilen werden auch Fachbücher zu Bestsellern. Autobiographien werden generell als Sachbücher eingestuft. Biographien können alles sein, von romanhaften Darstellungen bis zu auserlesenen Fachbüchern. Sachbücher können allerdings auch verständliche Kinderbücher sein, ebenso die gesamte Ratgeber-Literatur (bis hinein in die Esoterik). Helmut Schelskys *Skeptische Generation* ist 1963 in einer Reihe erschienen, die den Titel *Das moderne Sachbuch* führte. In der Reihe *Reclam Sachbuch* erscheinen verständliche, knapp gefasste, aber durchaus wissenschaftliche Bücher, von der Spieltheorie bis zur Relativitätstheorie, vom Buddhismus bis zu den Dinosauriern. Manchmal wird der Mangel an Sachbuchforschung beklagt. David Oels verweist übrigens auf den Aufstieg von Wissenschaftsformaten, die durchaus im Sinne „experimenteller Wissenschaft“ (im hier behandelten Sinne) verstanden werden können: Wissensunterhaltung sei längst kein nur in den Massenmedien zu beobachtendes Phänomen mehr – es gebe Wissenschaftstage, Wissenschaft als sonderliches Freizeitvergnügen, Wissenschaftsausstellungen, ein Wissenschaftsschiff, einen „nano Truck“ und vieles andere; also „Wissensunterhaltung“ (Oels 2005, S. 8). „Das verhaltene wissenschaftliche Interesse [am Sachbuch]“, schreiben Hahnemann et al., „muss auf den ersten Blick verwundern, ist doch das Sachbuch die wohl erfolgreichste Buchgattung des 20. Jahrhunderts. Überdies erheben Sachbücher zuweilen explizit den Anspruch sowohl der Literatur als auch der Wissenschaft zuzugehören; mithin kann die mit gezielten ästhetischen Strategien betriebene Inszenierung verschiedener Wissensbestände geradezu als Grundbedingung der Gattung gelten.“ (Hahnemann et al. 2005, S. 36)

man als Prozess der Meinungsbildung und Auseinandersetzung in einer liberal-demokratischen Gesellschaft für unabdingbar hält: zwar ernsthaft, aber auch versuchend, experimentell.

5. Zeitdiagnostische Soziologie

„Normale“ soziologische Studien weisen eine begrenzte Fragestellung auf, und sie können tragfähige Aussagen treffen, die über die bloße Meinungsäußerung hinausgehen. Aber dann ist es zuweilen auch empfehlenswert, größere Vorhaben anzugehen, die man als „Synthesen“, als „Gemälde“, als „Zeitdiagnosen“ bezeichnen kann (vgl. Prisching 2018; Dimbath 2016; Nassehi 2001; Junge 2016). Historiker, die sich methodisch im Staub von Archiven bewähren müssen, wagen sich zuweilen auch an die großen Würfe: Sie schreiben etwa über das ganze 19. Jahrhundert (vgl. Osterhammel 2011; Evans 2018), die Geschichte der Imperien (vgl. Münkler 2007), die amerikanische Identität (vgl. Huntington 2004). Dann stützt man sich auf Vorarbeiten, auf Materialien, auf Sekundärliteratur; und man muss die Fülle des Materials ordnen, nach plausiblen Gesichtspunkten, in verständigen Abläufen, mit kräftiger Hand. Auch an Soziologen, die sich ja selbst über die Unübersichtlichkeit und Undurchschaubarkeit der Gegenwartsgesellschaft beschwerten, wird von einem (aktuellen oder potenziellen) Publikum das Ansinnen gerichtet, in großer Perspektive ein wenig geistige Ordnung zu schaffen: mitzuteilen, ob sich in dem Chaos „da draußen“ Muster finden lassen, die den Blick auf die Gesellschaft und das Leben in ihr erleichtern. Klassische Gesellschaftsbilder sind jene der Konsumgesellschaft (Baudrillard 2015) oder der spätkapitalistischen Gesellschaft, neuer sind Beschreibungen wie die individualistische Gesellschaft (Keupp 2010) oder die Erlebnisgesellschaft (Schulze 1992), und zuallerletzt rätselt man über Singularisierung (Reckwitz 2017) und Resonanz (Rosa 2016). Jedenfalls geht es meist um Komplexitätsreduktion (und die simple Kritik liegt auf der Hand – dass nämlich der Komplexitätsreduktion Komplexitätsreduktion vorgeworfen wird).

Bei solchen Arbeiten handelt es sich um kein Abbildungsverhältnis, auch um keinen Zusammenbau empirischer Indikatoren. Es handelt sich um Ordnungsleistungen, um Mustererkennntnis, um Typologisierung, um Perspektivierung. Man fasst Phänomene unter bestimmten Gesichtspunkten zusammen. Das mögen Diagnosen des Zerfalls und des Verlustes sein, etwa auf der Linie des Denkens von Gemeinschaft zu Gesellschaft. Es mögen Diagnosen des Fortschritts und der Dynamik sein, Ausblicke auf eine neue und ganz andere (z. B. digitale) Gesellschaft. Es mögen auch Diagnosen des Bruchs sein: In der digitalen Epoche wird unabsehbar vieles an fortgeschrittenen westlichen Gesellschaften anders ausgestaltet sein als in der Zeit der Hochindustrialisierung. Das wäre der Typus der „großen Weltbetrachtungen“ oder der „großen Probleme“: von Niklas Luhmann bis Thomas Piketty, von Andreas Rödter bis Wolfgang

Reinhard, Christopher Lasch, Jean-François Lyotard, Uwe Schimank, Gerhard Schulze, Richard Sennett, Lionel Trilling usw. Ähnlich sind die „großen Mechanismen“ geartet: Raymond Aron, Daniel Bell, Shmuel Eisenstadt, Norbert Elias, Arnold Gehlen, Anthony Giddens, Samuel Huntington, Hilary Putnam, David Riesman, George Ritzer u. a. m. (vgl. Prisching 2019). Manchmal gibt es Widersprüche: Auf der einen Seite stehen etwa Zygmunt Bauman, der allenthalben Liquidisierung und Ambivalenz beobachtet (Bauman 2003, 2012), oder Andreas Reckwitz mit seinen Singularitäten (Reckwitz 2017), auf der anderen stehen etwa Cornelia Koppetsch, die eine Menge Konformität, und Thomas Bauer, der zu viel „Vereindeutigung“ konstatiert (Koppetsch 2013; Bauer 2018).

Solche und andere Diagnosen beruhen auf gewissen gestalterischen, konstruktiven Leistungen, auf Modellierungen, über die man unterschiedlicher Meinung sein kann – denn jedes empirische Material lässt sich auf unterschiedliche Weisen anordnen, besonders wenn es sich um komplexere Modelle handelt. Es sind Entwürfe, Orientierungsvorschläge, Deutungsschemata – und mit ihnen kann man durchaus ein bisschen experimentieren (vgl. Prisching 2018).

6. Multidisziplinäre Soziologie

Manchmal schreiben Vertreter anderer Disziplinen erhellende soziologische Bücher: der Historiker Martin Jay über die Frankfurter Schule (Jay 1991), der Historiker Wolfgang Reinhard über die Lebensformen Europas (Reinhard 2004), der Philosoph Michel Foucault, der Kriminologe Gabriel Tarde, der Sozialhistoriker Immanuel Wallerstein, der Ökonom Werner Sombart, der Sozialpsychologe George Herbert Mead, der Jurist Ludwig Gumplowicz. Viele „Klassiker“ waren ohnehin ununterscheidbar Philosophen, Soziologen, Nationalökonomien, Anthropologen – von Max Weber bis Max Scheler, von Gehlen bis Plessner, von Tenbruck bis Schelsky. Und neuerdings: Der Mathematiker Nassim Nicholas Taleb schreibt über den „schwarzen Schwan“ und über Antifragilität (Taleb 2008, 2013). Der Physiker Stefan Thurner vertieft sich ebenso in die (gesellschaftliche) Komplexitätsforschung wie die Wissenschaftstheoretikerin Sandra Mitchell (vgl. Thurner et al. 2018; Mitchell 2008). Das Big Data-Problem kann und muss ohnehin von vielen Seiten bearbeitet werden. Es gibt auch gesellschaftliche Probleme, bei denen nicht nur inter- oder transdisziplinäres Arbeiten erforderlich sind, sondern die ein Musterbeispiel für die Heterogenität des notwendig einzubeziehenden Materials darstellen. Man würde am Problem vorübersehen, wenn man schlicht von der Beziehung zwischen Wirklichkeit und Aussage, von Befund und Problemlösung ausgeht.² Einige Ausflüge

2 Klimaforschung ist ein exzellentes Beispiel. Ein Problemfeld, in dem die unterschiedlichsten Rahmenbedingungen, Wirkkräfte, Inputs, Ideen und Interessen eine Rolle spielen, die mit-

kann man aber auch an *Randzonen der soziologischen Disziplin oder darüber hinaus* machen, und dies wird notwendig sein. Ich nenne nur einige Beispiele, unter Außerachtlassung der „üblichen“ Überlappungen (etwa mit Philosophie, Sozialphilosophie, Psychologie, Sozialpsychologie, Politikwissenschaft, Geschichte usw.).

Erstens die *visuelle Soziologie*. Das ist kein neues Feld. In den letzten Jahren ist es in Bewegung geraten, nicht zuletzt durch die technischen Möglichkeiten, mit Bild und Film umzugehen. Es erschließt der Soziologie aber völlig neue Dimensionen des Zugangs zur Welt, schließlich sind wir „Augenmenschen“, interagieren mit Personen und Dingen durch das Schauen, stellen Symbole optisch dar, konzipieren nicht nur textliche, sondern auch sehbare Erzählungen, finden uns in einer gebauten/vertrauten Räumlichkeit wieder, entziffern zuweilen sogar Körpersprache (vgl. Schnettler/Baer 2013; Raab 2008; Soeffner 2020). In der größeren Verwandtschaft fließt Einiges zusammen: Kunstgeschichte, Symbolisierungstheorien, allgemeine Kommunikativierungstheorie (vgl. Knoblauch 2016; Reichertz 2010) u. a.

Zweitens die *evolutionäre Wissenssoziologie*. Erstaunlicherweise greift die interpretative Soziologie zwar gerne auf die amerikanischen Pragmatisten, auf Schütz und Luckmann zurück, um Dimensionen des Wissens zu beschreiben. Aber die Wissenssoziologie Friedrich von Hayeks, deren Wurzel ebenfalls bei Schütz und Mises zu finden ist, wird außer Acht gelassen. Hayeks Modell ist evolutionär: Eine (möglichst) liberale Gesellschaft ist deshalb vonnöten, weil es eine größtmögliche Chance geben muss, Ideen und Innovationen zu produzieren; die meisten davon sind Unsinn und überleben nicht, aber wenige bringen die Menschheit entscheidend weiter. Es geht nicht nur um geschichtete Wissensbestände, die man allenfalls der Veränderung unterwirft, es geht vielmehr um die Dynamik der modernen Welt, die im evolutionären Rahmen begreifbar wird (vgl. Hayek 1982/1998; Herrmann-Pillath 2002; Boulding 1978). Zum Verwandtschaftsbereich gehören: Informations- und Wissensökonomie, Theorien der Unsicherheit und des Nichtwissens, Ignoranz und deren Bewältigungsstrategien – nicht zuletzt mit Implikationen für die Interviewforschung.

einander nicht verrechenbar sind – im Sinne von: Was kommt unter dem Strich letzten Endes heraus? Es geht schon um Fakten, aber das Paket von Studien, Einschätzungen oder Reports, welches man letzten Endes auf dem Tisch hat, ist von unterschiedlicher Karätigkeit, muss zuweilen revidiert werden, ist aber vor allem so heterogen, dass für Schlussfolgerungen auch die Geisteshaltung des Betrachters eine Rolle spielt (und diese ist von seinem Informationsstand und seinen Milieus abhängig; und auch die aktuellen kollektiven Stimmungslagen kommen ins Spiel; und diese ändern wieder die Handlungsmöglichkeiten der Politik...). Es sind so viele Wirkkräfte im Spiel, dass man mit ihnen nur experimentieren kann: Versuch und Irrtum auch in der Soziologie.

Drittens die *Komplexitätsforschung*. Man muss nicht in die mathematischen Feinheiten einsteigen, um einige Grundideen für die sozialwissenschaftliche Perspektive brauchbar zu finden. Komplexe Systeme bestehen aus vielen unterschiedlichen Elementen, die durch ihren jeweiligen Zustand (nach verschiedenen Indikatoren) beschrieben werden können. Elemente sind nicht nur physische Dinge, sondern alles, was interagieren und durch Zustände beschrieben werden kann. Interaktionen verbinden sich zu Netzwerken. Interagierende Elemente sind die Knoten in Netzwerken – dies können Individuen, Institutionen oder andere Elemente sein. Interaktionen können unterschiedlicher Art sein, jeder Typus ist eine Netzwerkschicht in einem Mehrebenen-Netzwerk. Wichtig ist aber: Elemente und Interaktionen, Netzwerke und Kontexte befinden sich im permanenten Wandel, sie beeinflussen einander, es gibt Rückwirkungen, Pfadabhängigkeiten, Gedächtnis in Knoten oder Interaktionen. Ein ungemein bewegliches System, welches manchen Beschreibungen einer post-modernen Gesellschaft zu entsprechen scheint (vgl. Thurner et al. 2018; Füllsack 2011; Mitchell 2008).

Viertens die *Digitalisierung*. Big Data und KI werden (auch) die Soziologie verändern (vgl. Kucklick 2016; Schaupp 2016; Stengel et al. 2017; Nassehi 2019). Man hat es nicht mehr mit einfachen Befragungen zu tun, bei denen die Menschen lügen, sich selbst täuschen oder bequeme Antworten geben, sondern mit tausenden, manchmal Millionen von realen Handlungen, die verarbeitet werden können. Man kann mit künstlicher Intelligenz aus dem verfügbaren Material zuweilen Muster oder Korrelationen erkennen, die man kausal (vorderhand) nicht erklären kann, die aber selbst in der Anwendung funktionieren. Man kann Projekte einer Größenordnung starten, die früher undenkbar gewesen ist: etwa mit hunderten Wissenschaftlern, tausenden Statements und Publikationen, zehntausenden Materialien. (Und dann stellt sich die Frage: Was hat man davon?) Es beginnt eine neue Welt. Man kann mit ihren Möglichkeiten nur experimentieren.

7. Pragmatische Kriterien für eine lockere Soziologie

Wir haben vorstehend nur wenige Beispiele für die Bereiche „lockerer“ soziologischer Arbeiten nennen können, es ließen sich weitere hinzufügen. Es sind Trial-and-error-Bereiche, experimentelle Anläufe. Aber wir stoßen dennoch auf das Problem: Wie „locker“ darf eine „lockere“ Soziologie sein? Im Sinne einer pragmatistischen Perspektive haben wir nicht viel mehr als den „Erfolg“. Die peripheren Erzählungen funktionieren, wenn sie funktionieren – wenn Fachleute und/oder Publika verschiedener Art den Eindruck erhalten, dass mit einem Narrativ, einem Muster, einem Modell, einem Entwurf eine über den Einzelfall hinaus gültige Erfahrung auf den Punkt gebracht werden konnte. Was sind Kriterien?

Erstens die Verträglichkeit mit empirischen (und, in gewissem Maße, theoretischen) Befunden. Es darf sich nicht um eine Erzählung handeln, die mit den meisten Bereichen des gängigen Wissens unvereinbar ist. Das schließt „Neuigkeiten“, selbst „Disruptionen“ nicht aus; aber diese müssen besser begründet sein. Eine gewisse Anschlussfähigkeit für andere Wissensbereiche, die ja auch auf Erkenntnis und Erfahrung beruhen, ist vonnöten. In der Soziologie sind Fallstudien und Erzählungen zulässig, so wie in der Literatur oder in journalistischen Vor-Ort-Berichten, das geschieht ja etwa in (alltags)ethnographischen Ansätzen; aber Soziologie drängt allemal auf gewisse Verallgemeinerungen, wenigstens Typologisierungen, Musterbeschreibungen. Auch wenn Wahrheit unerreichbar ist, kann man Wahrheitsähnlichkeit anstreben. „Tiefe Einsicht“ oder „große Geste“ genügen nicht. Experimentelles Denken kann an der Wirklichkeit scheitern.

Zweitens die Plausibilität einer Konstruktion. Wenn die Äußerung einerseits allzu offensichtlich ist, hat sie keinen Neuigkeitswert – wieder einmal wird Bekanntes wiedergekaut: Man findet ein Plädoyer für „Nachhaltigkeit“ nicht mehr interessant.³ Unzählige Beispiele lassen sich aber andererseits für Fantastereien finden, die jenseits einer ernst zu nehmenden Originalität liegen. Es gilt also: Das Gesamtgebilde muss in kognitiv-empirischer Hinsicht „stimmen“ im Sinn einer „normalen“ Wirklichkeitssicht. Auch Wissenschaft steht unter einem ähnlichen Handlungsdruck wie das Alltagsleben: Man kann über das Gewohnte und Übliche hinausgehen, also Möglichkeitsräume aufbauen, in kreativer, vielleicht manchmal sogar spekulativer Manier; aber man muss im alltäglichen Handeln wie in den wissenschaftlichen Verfahrensweisen eine Entscheidung treffen, d. h. Handlungs- oder Deutungsalternativen ausschließen, nach bestem Wissen und Gewissen. Experimentelles Denken ist nicht das Ende; es muss sich „bewähren“, ein wenig die Bodenhaftung behalten oder wiederfinden. Aber zugleich bedeutet jede wissenssoziologische Hermeneutik nicht, dass Multiperspektivität zugunsten einer wahren Perspektive vermieden, sondern dass sie vielmehr angestrebt wird, im Sinne einer bewussten Öffnung alternativer Sichtweisen, als Methode der Ausschöpfung der Wirklichkeit, als methodisierter Zweifel.

3 Wenn die Äußerung allzu absurd ist, gemessen am bisherigen Wissensstand, ist sie abwegig. Selbst kuriose Verschwörungstheorien (vgl. Wilson 2016; Hepfer 2015) finden allerdings ihre Milieus, in denen sie rezipiert und geglaubt werden: der Kinderpornoring Hillary Clintons im Keller einer Pizzeria; die UNO, die Juden und die Außerirdischen arbeiten in einem großen Komplott an der Zerstörung der freien Welt. Die Illuminaten streben Welt-herrschaft an; die Pharmaindustrie bietet schädliche und gefährliche Impfungen an; Soros überschwemmt Europa, vor allem Ungarn, mit Flüchtlingen; die Chinesen haben den Klimawandel erfunden.

Drittens Resonanz und Relevanz. Es gibt Wandlungen des Mindsets von Gruppen und Gesellschaften, die schon innerhalb weniger Jahrzehnte bestimmte Phänomene ganz anders „sehen“ lassen, etwa Geschlechter- und Familienverhältnisse. Das Potenzial des experimentellen Denkens kann in verschiedenen Leistungen bestehen: Man kann Aufmerksamkeit wecken für übersehene Phänomene; man kann mythische Verhältnisse entzaubern; man kann vermeintliche Selbstverständlichkeiten irritieren; man kann irritierende Wahrnehmungen einordnen und erläutern usw. Die Relevanzstrukturen des Mainstreams, der betrachteten Akteure und der Sozialwissenschaftler müssen nicht identisch sein, aber man muss sie verstehen können. Und man muss wissen, wo man sich jeweils befindet.

Die Kriterien laufen auf eine pragmatische Perspektive des Umgangs mit heterogenen Materialien hinaus. Wissenschaft ist eben nicht nur Hempel-Oppeheim-Schema. Pragmatismus bedeutet nicht nur, dass sich eine Information in funktioneller Nützlichkeit, im Patent oder Apparat niederschlägt, im alltäglichen Tun oder im wirtschaftlichen Wettbewerb bewährt. Pragmatismus bezieht sich auch auf die Brauchbarkeit von Erzählungen: Sind sie kompatibel mit meinem Wissensbestand (und natürlich sollte man mit der eigenen Vorstellungswelt kritisch-reflexiv umgehen)? Wie kann man eine Diversität der Genres von Weltzugängen wiederum zu einer (wie auch immer brauchbaren) „Einheit“ zusammenschließen? Kompatibel mit dem Wissensbestand nicht im Sinne einer Verdoppelung dessen, was da ist, sondern gerade im Sinne einer kritisch betrachteten Anreicherung und Ausweitung, Vereinbarmachung des Widersprüchlichen. Der Trend der spätmodernen Soziologie ist weg von den festen Entitäten hin zu Liquidität, Vorläufigkeit und Kontingenz verlaufen; und die Ausweitung des Repertoires an Erzählungen, Beschreibungen, Berichten und Erklärungen macht Fremdes vertraut und verfremdet Bekanntes. Uneindeutigkeit wird akzeptabel, sie wird nicht nur als Belastung erlebt. Gleichwohl lässt sich das eine oder andere Vernünftige und Handfeste über diese Gesellschaft schon noch sagen. Das kann aber Kleines oder Großes, Phänomenologisches oder Quantitatives, Alltagsethnographisches oder Zeitdiagnostisches, Künstlerisches oder Journalistisches, Strengdisziplinäres oder Disziplinenflänierendes sein – Hauptsache, wir gewinnen aus den diversen Materialien Anregungen, ein bisschen mehr über die Gesellschaft, in der wir leben, zu verstehen.

Literatur

- Baudrillard, Jean (2015): Die Konsumgesellschaft. Ihre Mythen, ihre Strukturen. Wiesbaden: Springer VS
- Bauer, Thomas (2018): Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt. Ditzingen: Reclam
- Bauman, Zygmunt (2003): Flüchtige Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

- Bauman, Zygmunt (2012): *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. 2. Auflage. Hamburg: Hamburger Edition
- Beck, Ulrich (2005): *Europäisierung: Soziologie für das 21. Jahrhundert*. In: *APUZ*, H. 34–35, S. 3–11
- Boulding, Kenneth E. (1978): *Ecodynamics. A New Theory of Societal Evolution*. Beverly Hills Calif. u. a.: Sage
- Broch, Hermann (1976): *Schriften zur Literatur*. 1: Kritik-Schriften zur Literatur. 2: Theorie. Kommentierte Werkausgabe, hrsg. von P. M. Lützeler. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Burawoy, Michael (2005): *For Public Sociology*. In: *American Sociological Review* 70, H. 1, S. 4–28
- Burawoy, Michael (Hrsg.) (2015): *Public Sociology. Öffentliche Soziologie gegen Marktfundamentalismus und globale Ungleichheit*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa
- Dimbath, Oliver (2016): *Soziologische Zeitdiagnostik. Generation – Gesellschaft – Prozess*. Paderborn: Wilhelm Fink
- Eribon, Didier (2016): *Rückkehr nach Reims*. 6. Auflage. Berlin: Suhrkamp
- Ernaux, Annie (2019): *Eine Frau*. Berlin: Suhrkamp
- Evans, Richard J. (2018): *Das europäische Jahrhundert. Ein Kontinent im Umbruch: 1815–1914*. München: Deutsche Verlags-Anstalt
- Füllsack, Manfred (2011): *Gleichzeitige Ungleichzeitigkeiten. Eine Einführung in die Komplexitätsforschung*. Wiesbaden: Springer VS
- Gladwell, Malcolm (2002): *The Tipping Point. How Little Things Can Make a Big Difference*. Boston: Back Bay Books
- Gladwell, Malcolm (2007): *Blink! The Power of Thinking Without Thinking*. New York: Back Bay Books
- Hahnemann, Andy/Oels, David/Porombka, Stephan/Schütz, Erhard (2005): *Das Sachbuch. Ein noch unerschlossenes Forschungsfeld für die Literaturwissenschaft in der Wissensgesellschaft*. In: *Humboldt Forum*, H. 2, S. 36–41
- Hayek, Friedrich A. (1982/1998): *Law, Legislation and Liberty. A New Statement of the Liberal Principles of Justice and Political Economy*. London u. a.: Routledge & Kegan Paul
- Hepfer, Karl (2015): *Verschwörungstheorien. Eine philosophische Kritik der Unvernunft*. Bielefeld: transcript
- Herrmann-Pillath, Carsten (2002): *Grundriß der Evolutionsökonomik*. München: Fink
- Huntington, Samuel P. (2004): *Who are We? Die Krise der amerikanischen Identität*. Hamburg/Wien: Europa Verlag
- Illies, Florian (2003): *Generation Golf. Eine Inspektion*. 10. Auflage. Frankfurt a. M.: Fischer
- Illies, Florian (2013): *1913. Der Sommer des Jahrhunderts*. 9. Auflage. Frankfurt a. M.: Fischer
- Illies, Florian (2017): *Gerade war der Himmel noch blau. Texte zur Kunst*. Frankfurt a. M.: Fischer
- Jay, Martin (1991): *Dialektische Phantasie. Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung*. Frankfurt a. M.: Fischer
- Junge, Matthias (Hrsg.) (2016): *Metaphern soziologischer Zeitdiagnosen*. Wiesbaden: Springer VS
- Kaube, Jürgen (2014): *Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen*. Berlin: Rowohlt
- Kaube, Jürgen (2015): *Im Reformhaus. Zur Krise des Bildungssystems*. Springe: zu Klampen

- Keupp, Heiner (2010): Individualisierung: Riskante Chancen zwischen Selbstsorge und Zonen der Verwundbarkeit. In: Berger, Peter A./Hitzler, Ronald (Hrsg.): Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert „jenseits von Stand und Klasse“? Wiesbaden: Springer VS, S. 245–261
- Knoblauch, Hubert (2016): Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit. Wiesbaden: Springer VS
- Koppetsch, Cornelia (2013): Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte. Frankfurt a. M.: Campus
- Krohs, Martin (2019): Klimaballade. In: *Lettre International*, H. 127, S. 132–133
- Kucklick, Christoph (2016): Die granulare Gesellschaft. Wie das Digitale unsere Wirklichkeit auflöst. Berlin: Ullstein
- Kuzmics, Helmut/Mozetic, Gerald (2003a): Vom Nutzen der Literatur für die Soziologie. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 28, H. 2, S. 67–87
- Kuzmics, Helmut/Mozetic, Gerald (2003b): Literatur als Soziologie. Zum Verhältnis von literarischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit. Konstanz: UVK
- Laqueur, Walter (2006): Die letzten Tage von Europa. Ein Kontinent verändert sein Gesicht. Berlin: Propyläen Verlag
- Laqueur, Walter (2011): Mein 20. Jahrhundert. Stationen eines politischen Lebens. Berlin: List
- Laqueur, Walter (2012): Europa nach dem Fall. München: Herbig
- Lewis, Bernard (2013): Notes on a Century. Reflections of a Middle East Historian. London: Weidenfeld & Nicolson
- Mitchell, Sandra (2008): Komplexitäten. Warum wir erst anfangen, die Welt zu verstehen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Münkler, Herfried (2007): Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Nassehi, Armin (2001): Gesellschaftstheorie und Zeitdiagnose. Soziologie als gesellschaftliche Selbstbeschreibung. In: Bohn, Cornelia/Hahn, Alois (Hrsg.): Sinngeneratoren. Fremd- und Selbstthematisierung in soziologisch-historischer Perspektive. Konstanz: UVK, S. 551–570
- Nassehi, Armin (2019): Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft. München: C. H. Beck
- Oels, David (2005): Wissen und Unterhaltung im Sachbuch, oder: Warum es keine germanistische Sachbuchforschung gibt und wie eine solche aussehen könnte. In: *Zeitschrift für Germanistik* 15, H. 1, S. 8–27
- Oevermann, Ulrich (1997): Literarische Verdichtung als soziologische Erkenntnisquelle: Szenische Realisierung der Strukturlogik professionalisierten ärztlichen Handelns in Arthur Schnitzlers Professor Bernhardt. In: Wicke, Michael (Hrsg.): Konfigurationen Lebensweltlicher Strukturphänomene. Wiesbaden: Springer VS, S. 276–335
- Osterhammel, Jürgen (2011): Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München: Beck
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive ‚experimenteller Soziologie‘. In: *Soziale Welt* 50, H. 4, S. 363–372
- Prisching, Manfred (2018): Zeitdiagnose. Methoden, Modelle, Motive. 1. Auflage. Weinheim: Beltz
- Prisching, Manfred (2019): Zeitdiagnosen: Alle Probleme dieser Welt. In: *Soziologische Revue* 42, H. 3, S. 347–360
- Raab, Jürgen (2008): Visuelle Wissenssoziologie. Theoretische Konzeption und materiale Analysen. Konstanz: UVK

- Reckwitz, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin: Suhrkamp
- Reichertz, Jo (2010): Kommunikationsmacht. Was ist Kommunikation und was vermag sie? Und weshalb vermag sie das? Wiesbaden: Springer VS
- Reinhard, Wolfgang (2004): Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie. München: Beck
- Rosa, Hartmut (2016): Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. 3. Auflage. Berlin: Suhrkamp
- Schaupp, Simon (2016): Digitale Selbstüberwachung. Self-Tracking im kybernetischen Kapitalismus. Heidelberg: Verlag Graswurzelrevolution
- Schirmmayer, Frank (2004): Das Methusalem-Komplott. 33. Auflage. München: Blessing
- Schirmmayer, Frank (2008): Minimum. Vom Vergehen und Neuentstehen unserer Gemeinschaft. München: Pantheon
- Schirmmayer, Frank (2011): Payback. Warum wir im Informationszeitalter gezwungen sind zu tun, was wir nicht tun wollen, und wie wir die Kontrolle über unser Denken zurückgewinnen. 3. Auflage. München: Pantheon
- Schirmmayer, Frank (2014): Ego. Das Spiel des Lebens. München: Pantheon
- Schnettler, Bernt/Baer, Alejandro (Hrsg.) (2013): Visuelle Soziologie. Themenheft Soziale Welt. Baden-Baden: Nomos
- Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. 2. Auflage. Frankfurt a. M.: Campus
- Selke, Stefan/Treibel, Annette (Hrsg.) (2018): Öffentliche Gesellschaftswissenschaften. Grundlagen, Anwendungsfelder und neue Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS
- Soeffner, Hans-Georg (2000): Gesellschaft ohne Baldachin. Über die Labilität von Ordnungskonstruktionen. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft
- Soeffner, Hans-Georg (2020): Bild- und Sehwelten. Visueller Erkenntnisstil und Hermeneutik des Sehens. Weinheim/Basel: Beltz Juventa
- Soeffner, Hans-Georg/Boldt, Thea D. (Hrsg.) (2014): Fragiler Pluralismus. Wissen, Kommunikation und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS
- Speck, Josef (Hrsg.) (1980): Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe I. 3 Bände. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Stengel, Oliver/van Looy, Alexander/Wallaschkowski, Stephan (Hrsg.) (2017): Digitalzeitalter – Digitalgesellschaft. Das Ende des Industriezeitalters und der Beginn einer neuen Epoche. Wiesbaden: Springer VS
- Taleb, Nassim N. (2008): Der Schwarze Schwan. Die Macht höchst unwahrscheinlicher Ereignisse. München: Hanser
- Taleb, Nassim Nicholas (2013): Antifragilität. Anleitung für eine Welt, die wir nicht verstehen. 2. Auflage. München: Knaus
- Thurner, Stefan/Hanel, Rudolf/Klimek, Peter (2018): Introduction to the Theory of Complex Systems. Oxford: Oxford University Press
- Wilson, Robert Anton (2016): Lexikon der Verschwörungstheorien. Verschwörungen, Intrigen, Geheimbünde. 2. Auflage. Frankfurt a. M.: Westend
- Zakaria, Fareed (2003): The Future of Freedom. Illiberal Democracy at Home and Abroad. New York: Norton

Ruinenleben

Anfängliche Überlegungen über den Sinn des Möglichen nach dem Fortschritt

Michael Schillmeier

Jedes innerlich wahre Kunstwerk,
so phantastisch und subjektiv es sei,
spricht irgend eine Art und Weise aus,
auf die das Leben möglich ist.
(Georg Simmel: Venedig, 1907b/1993, S. 259)

1. Einleitung

Der in Dankbarkeit einer langen Freundschaft geschriebene Text versucht in aller Anfänglichkeit, die von Angelika Poflerl gestellte Frage zu denken, welchen Beitrag Wissenschaft und Kunst „zur Erkundung einer kosmopolitischen Welt-erfahrung“ leisten können, wenn die *Architektur* kosmopolitischen Verstehens und Handelns erst am Entstehen ist und die überkommenen Ideen und Praktiken des Fortschritts die bestehenden Wirklichkeitsverhältnisse zwar bedingen, deren adverse Folgen aber weder adäquat fassen noch angehen, geschweige denn lösen können (Poflerl 2014; vgl. auch Poflerl 2004).

Während die Experimente der Kunst Affekte und Perzepte verwirklichen, experimentieren die Wissenschaften im Labor und im Feld mit der Produktion von „Referenzen und Funktionen“, d. h. mit bestimmten – menschlichen und nicht-menschlichen, organischen und anorganischen – Wahrnehmungs- und Empfindungsprozessen, affektiven Beziehungen, die Körper und Dinge und mögliche Relationen zwischen den Menschen und Dingen aktualisieren (vgl. Deleuze/Guattari 2000, S. 136, 152; Schillmeier 2019). Wenngleich das Experimentieren in Kunst und Wissenschaft mit je eigenen Mitteln, Denkstilen und Geschmäckern durch den Menschen initiiert wird, kreierte der schöpferische Prozess je eigenständige Wirklichkeiten. Für die Kunst benennt letztere das „Fürsichsein des Kunstwerks“ (Simmel 1909/2001, S. 15) als ein eigenständiges „Empfindungssein“ (Affekt/Perzept) (Deleuze/Guattari 2000, S. 192). Für die Wissenschaft wird durch Forschung am situierten Entstehen von „Tatsachen“

gearbeitet, d. h. „durch sich selbst zusammengehalten[e]“ Referenz- und Beobachtungssysteme und daran gebundene Funktionen, Ordnungen, Erwartungen usw. (Stengers 2008, S. 40).

Durch das Kunstwerk und die wissenschaftliche Tatsache werden – wenn auch ganz unterschiedliche – Sinnzusammenhänge des Möglichen (materiell wie immateriell) ins Leben gerufen, die zugleich abhängig und unabhängig vom Experimentierenden sich verwirklichen und dadurch die Wirklichkeits- und Welterfahrung des Gegenwärtigen „komplizieren“, erweitern, verändern, neue unvorhergesehene Fragen aufwerfen, alte Fragen neu oder anders stellen, neue Verbindungen und Wechselwirkungen zwischen den Menschen und Dingen anzetteln usw. Kunst und Wissenschaft wollen den Sinn des Möglichen erkunden, d. h. beschreibbar, erfahrbar und erzählbar machen: Dem Sinn des Möglichen eine eigene „Stimme“, eine Referenz, eine Funktion, ein Perzept geben und damit den Kosmos des Gegenwärtigen befragen, unterbrechen und verändern.

Will man nun als Sozialwissenschaftler mit der Kunst den Sinn des Möglichen anstacheln, kann das Ziel der Verknüpfung solchen Experimentierens weder die Konvergenz der unterschiedlichen Experimentalmodi noch der Konsens über die möglichen Ergebnisse und eine einheitliche Beschreib- resp. Erzählbarkeit oder gar die Hierarchisierung der verschiedenen Modi des Experimentierens sein (Stengers 2008, S. 40; Pofperl 1999). Der Vorsatz ist vielmehr ein vierfach *freundschaftlich*¹ sozialer, der sich dadurch verwirklicht und zu bewerten gilt, indem man (1) divergente Experimentalmodi verknüpft, sodass die Bezugs-, Darstellungs-, Praxis- und Interpretationsrahmen der *jeweilig anderen* Perspektive Erfordernisse benennen, die (2) den spezifischen Problem- und Wirklichkeitszusammenhang in einem anderen Licht erscheinen lässt, den es (3) gilt, durch die je eigene Perspektive zu „gegen-verwirklichen“ (Stengers 2008, S. 57; Deleuze/Guattari 2000, S. 186), ohne dabei verhindern zu wollen, dass sich womöglich (4) die Wirklichkeiten der je eigenen Perspektiven verändern – um nicht zu sagen: verwandeln – und neue Konventionen entstehen, deren Folgen es immer mit zu bewerten gilt.

Ich kann was du nicht kannst soll so zum Anlass „experimentierende[r] Modi der analytischen und ästhetischen Erschließung von Welt und Wirklichkeit, von Welt- und Wirklichkeitserfahrung“ werden, mit deren Hilfe schöpferische Möglichkeiten ausgelotet werden können, die den empirischen und konzeptuellen Anforderungen kosmopolitischer Welterfahrungen näherkommen, sie aber auch verwandeln und mitbestimmen. Dieser Text versteht sich als Einübung einer soziologischen Ästhetik, die sich im Experimentieren mit Mög-

1 Zur Freundschaft vgl. Blanchot (2011), Deleuze/Guattari (2000).

lichkeiten der Erzähl²- und Beschreibbarkeit kosmopolitischer Wirklichkeitsempfindung und Welterfahrung versucht. Die Inspirationen dazu sind weit verstreut und kommen aus der frühen Soziologie ebenso wie aus der spekulativen Forschung, der Zeitdiagnose, der Philosophie, der Ästhetik, der Architektur oder der Wissenschafts- und Technikforschung.

2. Ruinen des Fortschritts

Was macht nun den vielschichtigen Kern gegenwärtiger kosmopolitischer Welterfahrung aus? Eine Antwort könnte lauten: *Ein nicht erschlossenes, aber bereits dramatisch erfahrenes Leben nach dem Fortschritt*. Mit der gegenwärtigen Erfahrung weltgesellschaftlicher Folgen neoliberaler Ökonomie, klimatischer Katastrophen und Umweltzerstörungen durch das Anthropozän, des Terrors von (Religions-)Kriegen, der Migrations- und Flüchtlingsbewegungen, dem analogen und digitalen vermittelten Mehr- und Lautwerden demokratiefeindlicher, rechter, faschistischer Ideologie, Praxis und Gewalt, der Ausbreitung neuer Armut, globaler Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, der Zunahme chronischer Krankheiten, eines maroden Gesundheitssystems und immer demokratischer verteilten Ängsten, Vulnerabilitäten, Hilf- und Antwortlosigkeiten, befinden wir uns im Tumult kosmopolitischer Prozesse, polarisierter Öffentlichkeiten, von der Jugend ausgehenden Massenprotesten, der Meinungstyrannie und dem zunehmenden Abhandenkommen einer zivilisierten, öffentlichen Streitkultur, die u. a. eines gemeinsam haben: *Die Erfahrungen eines Lebens nach dem Fortschritt*.

Wir erfahren nicht die Grenzen oder das Ende des Fortschritts, sondern eben das, was es heißt, ohne Fortschritt resp. mit den *Ruinen des Fortschritts* leben zu müssen, und das ohne zu wissen, wie man gut damit leben kann. Angelika Pofersls Vorschlag des gemeinsamen Experimentierens von Wissenschaft und Kunst ist gerade im Zuge eines Lebens, das sich in den „Ruinen des Kapitalismus“ (Tsing 2015/2018) befindet und deren dürftige Existenzen immer weiter ausgehöhlt und bedroht werden, ein anspruchsvolles und zu schützendes Vorhaben, da Wissenschaft und Kunst der Gefahr ausgesetzt sind, sich den geschwätzigen und gefräßigen Bedürfnissen der wenigen, aber umso mächtigeren Fortschrittsprofiteure unterordnen zu müssen. Die Soziologie weiß zudem schon sehr lange, dass gerade Institutionen träge sind und sich schwertun, Wandel zuzulassen, der nötig wäre, um die eigens evozierten Probleme in den

2 Wie das Theater. „Theater stellt Erzählbarkeit her“, so Heiner Müller im Gespräch mit Alexander Kluge, <https://kluge.library.cornell.edu/de/conversations/mueller/film/120/transcript> (Abfrage: 22.12.2019).

Griff zu bekommen (vgl. Tarde 1890/2003). Ulrich Beck (2007) paraphrasierend könnte man die institutionellen Strategien des Kapitalismus, die sich um den Schein des Fortschritts mit allen Mitteln zu wahren bemühen, als *Zombie-Praxis* spätmoderner Gesellschaften beschreiben, die für die Folge-Probleme der eigenen Logik keine adäquaten Antworten und Lösungen bereit haben.

Es sind die immer zahlreicher werdenden *Ruinen des Fortschritts*, die uns dazu auffordern, Widerstand zu leisten gegenüber den Verlockungen der universal verstandenen *konsensuellen Funktion* der Fortschrittsidee und des -handelns als hegemonialen Bedingungen der Möglichkeit gesellschaftlichen Wandels. Um dies zu tun, gilt es zunächst zu zeigen, was die lineare Fortschrittsidee trotz allem guten (oder bösen) Willen *nicht* kann und welchen Kontrast die Kunst ohne guten Willen zu benötigen miterfinden kann, um so die Sinnvielfalt des Möglichen *nach dem Fortschritt* zu erkunden. Experimentieren meint dann den Glauben an der Errichtung einer möglichen Welt, eines lebenswerten Lebens nicht zu verlieren und das, ohne zu wissen, wie dieses nach dem Fortschritt existieren kann und wird.

Die *Ruine* wird dabei als „existentielles Merkmal“ (Deleuze/Guattari 2000, S. 83) der *Folgen eines vergangenen Fortschritts* angedacht, das als nichtintendierter Affekt oder Perzept nicht nur den „Wert einer Lebensmöglichkeit“, den „Gehalt der Existenz“ bemisst und erfahren lässt (Deleuze/Guattari 2000, S. 83) sondern zugleich eine „Metamorphose“ (Beck 2017) einleitet, die uns ein anderes Leben, eine andere Welt *nach dem Fortschritt* fühlen und erfahren lässt, dem es gilt, sich schöpferisch zu nähern, um zu entdecken, zu erfinden, zu entwerfen, d. h. zu denken und zu handeln, um den Sinn des Möglichen erzählbar und erfahrbar werden zu lassen.

3. Vom Fall Venedig(-s)

In seinen Überlegungen zur bauwerklichen Kunst von Venedig schreibt Georg Simmel: „Fährt man den Canal Grande entlang, so weiß man: wie das Leben auch sei, *so* jedenfalls kann es nicht sein.“ (Simmel 1907b/1993, S. 259) Das „präzise Spiel“ bauwerklicher Kunst macht Venedig zur *künstlichen* Stadt, da jenes den „Lebenssinn“ maskiert, ihre äußerliche „Gleichmäßigkeit“ nicht nur den „individuellen Charakter ihrer Menschen“ verschleiert, sondern ihre Schönheit, ihre Leichtig-, Hellig- und Heiterkeit nur dem Verhüllen des „finsternen, gewalttätigen, unerbittlich zweckmäßigen Leben[s]“ (Simmel 1907b/1993, S. 259) dient. Indem die bauliche Kunst *künstlich* wird, trägt sie zur tragischen Lebenslüge einer Stadt bei, die seit über hundert Jahren vom Tourismus zerschunden, dem Untergang geweiht ist. In seiner Künstlichkeit ist Venedig wohl der schillerndste, beeindruckendste, problematischste und damit höchst ambivalent gelebte Ausdruck der Schönheit und Hässlichkeit eines existentiellen

„Abenteuers“ (Simmel 1910/2001), das die unheilige Allianz von künstlicher Kunst und skrupelloser Kapitalsucht eingegangen ist. Das Abenteuer Venedigs inszeniert nicht nur die Extravaganz und Künstlichkeit, d. h. das Spektakel der Maskierung der situierten Lebenspraxen und -sinne, sondern koppelt diese an eine auf Gewinnpekulation ausgelegte Fortschrittsmaschinerie, die seelenlos und schutzlos ihren eigenen Ruin, d. h. ihre Unbewohnbarkeit für den Menschen forciert, indem sie Anforderungen ihrer prekären Existenzweise negiert, die sich nur in der Einheit von Kunst und Natur am Leben erhalten lässt.

Mit dem langen Zerfall und dem vorausgesagten Landunter vollzieht sich eine Metamorphose der Stadt, von einem trügerischen baulichen Kunstwohnwerk, dem nicht nur das maskierte Leben, sondern das menschliche Leben abhandenkommen wird. Venedig versinkt in die Möglichkeit, Paradies für die Kunst einer Unterwasserwelt zu werden, sollte diese trotz der Folgen des Fortschritts noch existieren. Die Klimaforscher haben genügend Evidenz, das Venedig zur Ruine werden wird – komme was da will, so die unwirtliche Aussicht, die wohl u. a. auch New York, Hamburg, Shanghai oder Hong Kong betreffen wird (vgl. Levermann 2019). Venedig zeigt, dass das zugespitzte lokale existenzielle Problem eng verquickt ist mit dem wachsenden planetarischen Unvermögen, ein schonendes, friedliches, lebensreiches „Wohnen“ zu ermöglichen. Wir müssen uns vielmehr an die Situation gewöhnen, in und mit den Ruinen der kapitalistischen Fortschrittsidee zu leben. Viele erfahren derzeit schmerzlich, was es heißt, in *existentieller Rückgängigkeit* zu leben, was es heißt, ohne die Produktions-, Wohlstands-, Versorgungs-, Sicherheits-, Erkenntnis- und Handlungsversprechen der Fortschrittsidee zu existieren. So paradox es auch klingen mag, man kann Simmel zustimmen, dass es Venedig, ja dass es der Welt an Kunst fehlt, die *mehr ist als Kunst* (Simmel 1907b/1993, S. 263). Mehr als Kunst sein, d. h. den Sinn des Bauens, der das Wohnen ist, so zu kultivieren, dass er es erlaubt, die prekäre Existenzweise zu „pflegen und hegen“, vor „Schaden und Bedrohung“ zu bewahren (Simmel 1907b/1993, S. 263), sodass diese für den Menschen lebensfähig und -würdig bleiben kann (Heidegger 1954/2000, S. 143).

4. Die Existenzweise des Lebens und der untalentierte Umgang des Fortschritts damit

Ohne Zweifel ist die Geschichte des modernen, wissenschaftlich-technisch vermittelten Fortschritts eine weltverwandelnde Idee, die trotz aller begleitender Skepsis, Kritik und Warnungen zum Ziel hat, die jeweiligen Gegenwartsituationen unvermittelt an eine Zukunft zu binden, in der es sich ganzgesellschaftlich besser, reicher und reichhaltiger, demokratischer, gesünder, jugendlicher, unproblematischer, effizienter und effektiver, länger, friedlicher, sozialer, vor-

hersehbarer, planbarer, geordneter, abgesicherter usw. leben lässt. Schließt man sich dem Fortschritt an, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass man immer besser und reicher existieren kann, so lautet die Devise. Und wer kann dem schon widerstehen? Wir wissen bereits, dass die linear-universale Fortschrittidee eine Existenzdroge der Moderne ist, deren Abhängigkeitsverhältnisse schwere Krisen bewirken kann, die die Zukunft des Lebens nicht nur bereicherte, sondern dürrt werden lässt, ja das Leben ruiniert und in seiner Existenz gefährdet.

Die unmittelbare Bindung des Fortschritts an die Wahrscheinlichkeiten einer besseren Zukunft, die eine reichere Existenz versprechen, kam bereits im späten 19. Jahrhundert ins Gerede. Dem Fortschritt wird ein pro-aktiver resp. prophylaktischer Gestus angeraten, der die Aufmerksamkeit des Möglichen nicht auf die „Endabsichten“ versteift, sondern das Interesse den „Mitteln und Bedingungen“ widmet, „die erst ihrerseits den schließlich gewünschten Erfolg bewirken.“ (Simmel 1912/2001, S. 381) Damit verbindet sich die Idee der Prävention, das lineare Vorwärts in die bessere Zukunft gerade durch ein Rückwärts der Zukunft in die Gegenwart zu sichern. Fortschritt für die Zukunft durch Präventionsmaßnahmen in der Gegenwart.

Die Ursache dafür, dass dies meistens nicht so funktioniert wie gedacht, sieht Simmel darin, dass man sich dabei so sehr auf die Mittel und Bedingungen konzentriert, dass diese selbst zum Endzweck werden und die Erfüllung der eigentlichen Endabsichten unerfüllt bleibt oder letzteren gar zuwiderlaufen. Damit hat Simmel bereits die Logik nichtintendierter Nebenfolgen im Visier, die trotz des guten (und immer fortschrittlich gedachten) Willens zur Vorsorge, der jedoch gerade wegen dessen institutioneller und technologischer Vermitteltheit zu „zeitlichen Nötigungen“ führt, die den Blick auf die *Erfahrungen* und *Folgen* dieser „vielgliedrige[n] Reihen von Mitteln und Mitteln der Mittel“ aufgrund ihrer zunehmenden Komplexität nicht nur erschweren, sondern oftmals vergessen lassen (Simmel 1912/2001, S. 381). Der auf die Zukunft ausgerichtete Fortschritt bleibt in den jeweils gegenwärtigen techno-institutionellen Anforderungen hängen und vertagt jene in die Unendlichkeit von Jetzt-Jetzt-Jetzt-Folgen, deren emergente Wirklichkeiten im jeweiligen „Jetzt“ nur inadäquat verstanden und angegangen werden können. So wird der Fortschritt zur Bedingung des Möglichen als Wahrscheinlichkeit des je Gegenwärtigen, und nicht zu einer Erfahrungspraxis, die ihren Erfolg oder Misserfolg anhand der (möglichen) Folgen der Verwandlungen der Vermittlungspraxen bemisst. Das Zukünftige wird (auch im Gewand der instrumentalisierten Vorsorge) zum be- und errechenbaren Planspiel des Wahrscheinlichen, das quantitativen Fortschritt als qualitativen Fortschritt festschreibt und universalisiert.

Der Begriff des Fortschritts ist demnach ein verführender Platonismus, der die Nichtzeitlichkeit der jeweiligen Ideen zur objektiv-mechanischen Norm des Wandels macht. Der so verstandene Fortschritt ist eine „unmögliche“ Wahl, da er dem Vergangenen gegenüber gleichgültig ist und die Zukunft in die nächste

Gegenwart vertagt. Das ist der Reiz am Fortschritt, verstanden als ein „Abenteuer“, das „von dem Vorher und Nachher unabhängig, ohne Rücksicht auf diese“ seine Grenzen bestimmt (Simmel 1910/2001, S. 98). Die populärste Art, das *Abenteuer Fortschritt* zu zelebrieren, ist nach Paul Feyerabend (1984, S. 89) die „quantitative Idee des Fortschritts“, die immer dann vorliegt, „wenn man eine Kunst oder eine Wissenschaft wegen ihrer ‚Erfindungen‘ oder ‚Entdeckungen‘ oder ‚Durchbrüche‘ lobt“ und indem man diese sich als „wohldefinierte Einzeldinge“ vorstellt, „deren Anhäufung unsere Kenntnisse erweitert“, ohne dabei die qualitativen Folgen, die durch die Fortschrittsidee induzierten Veränderungsverkettungen der jeweilig betroffenen Existenzweisen zu berücksichtigen.

Für Simmel klammern die Unendlichkeitsreihen der Jetzt-Folgen der fortschrittlichen sozio-technischen Gegenwarten die Anforderungen, Erfahrungen und Metamorphosen des „Gegenwartsleben[s]“ (Simmel 1922/1994, S. 10; Hervorhebung M. S.) aus. Sie exkludieren die Existenzweise des Lebens im Allgemeinen und des menschlichen Lebens im Besonderen, das sein kontinuierliches Möglichsein gerade im Hineinfühlen und -denken von Vergangenheit und Zukunft erhält und durch technische Vermittlungen den Lebensbereich und die daran beteiligten Dinge scheinbar unbegrenzt ausdehnt, aber gerade dadurch die Grenzen dessen, was es heißt, Mensch zu sein und was es heißt, mit den Dingen zu existieren, relativiert und verschiebt. „Die Grenze ist ein Werden, ein Übergang, ein Akt der Metamorphose“, schreibt Etienne Souriau (1943/2009/2015, S. 200) in diesem Zusammenhang. Die Realität des Menschen als eine je eigene Form des Lebens ist weder auf die Gegenwart noch auf den Menschen beschränkt. Vielmehr lebt und individualisiert sich der Mensch durch das – wie Simmel (1922/1994, S. 12) das wunderbar nennt – je spezifische *Hineinexistieren* in Vergangenheit und Zukunft, sowie in einem verteilten Existieren mit und durch die menschliche und nicht-menschliche Umwelt.

Damit kann eine provisorische Antwort auf die Frage gegeben werden, was denn die Manierismen der Fortschrittsidee trotz aller Versprechen und trotz allem guten Willen nicht können: Die Logik der Fortschrittsidee verweist auf eine dürftige Zeitlichkeit, die sich immer nur in Jetzt-Folgen erschließt und dadurch kein Talent besitzt oder entwickeln kann, keine hinreichenden Möglichkeiten besitzt, verantwortlich am Leben teilzuhaben, da diese der ereignishaften Existenzweise des Lebens nicht gerecht werden können. Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass das *Scheitern* zur Logik des Erfolgs dazugehört, wie in England die Milch im Tee. Der Fortschrittsidee fehlt ein Gehirn oder besser, eine Seele, die so etwas wie ein Empfinden von Zeitlichkeit ermöglicht, „die das Vorgehende im Folgenden bewahrt“ (Deleuze/Guattari 2000, S. 252), die nicht das Scheitern zelebriert, sondern Zeit gibt für das *Üben im Werden*, für ein *Übenkönnen* im Leben mit dem Anderen, dem Möglichen, für ein *Übenmüssen*, das die Anforderungen der Möglichkeit, besser und friedlicher,

reicher und erfüllter mit und durch den Anderen zu existieren, ebenso wie ein *Übensollen*, das das Leben an uns heranträgt, um nicht aus der Übung zu kommen *zu werden*, um so dem Leben gerecht zu sein. Die planetarischen Folgen des Fortschritts zeigen aber, dass gerade das verteilte Hineinexistieren mit und durch die Anderen ein Verantwortungsempfinden und -können benötigt, dass ein Üben im besseren, reicheren, erfüllteren Existieren erfordert, das das seelenlose Wesen des linearen Fortschritts nicht erbringen kann.

5. Ruinenleben

Versteht man das menschliche Leben in seiner je spezifischen um- resp. innerweltlichen Verwobenheit als einen schöpferischen Prozess des *Über Sich Hinausgehens*, dann wird nicht nur die „existenzielle Unfertigkeit“ von Mensch und Ding hervorgehoben, sondern es verweist insbesondere auf ein unaufhörliches „Tun“ des Menschen, der Verantwortung für diesen metamorphosen Prozess der „Instauration“ des Lebens hat, dessen „Kräfte“ jedoch „genauso wenig wie deren Akte wirklich die [seinen] sind“ (Souriau 1943/2009/2015, S. 198). Mehr noch: Das Instaurieren sozialer Beziehungen und gesellschaftlicher Ordnungsmodi – sei es im Alltag, in der Kunst, Technik, Wissenschaft, Philosophie, Ökonomie, Politik, Religion usw. – „betrifft“ den Menschen und manifestiert sich, ob er nun will oder nicht, „mit einem Anspruch an [ihn]“, einer Verpflichtung, die der Mensch erleidet und fühlt (Souriau 1943/2009/2015, S. 198), eine formlose, aber affektive „Erwartung des Werks“ (Souriau 1943/2009/2015, S. 205). „Wenn es im Werk nicht etwas gäbe, das die Gabe einer Seele oder eines Lebens – jedenfalls einer unermesslichen Arbeit – zu verdienen scheint, gäbe es, namentlich im künstlerischen Schaffen, eine Art der Entwürdigung, da man aus seinem eigenen Menschsein ein Mittel für das Werk macht“ (Souriau 1943/2009/2015, S. 205), das die jeweiligen und diversen *Erfahrungen* der metamorphischen Prozesse – insbesondere die der Ruinen und Zusammenbrüche – exkludiert.

Die Kosmopolitik des Fortschritts macht das unmissverständlich deutlich: Das Leben auf der Erde, das Leben in der Welt betrifft uns. So sehr das Leben der Erd-/Welt-Gesellschaft durch unser Tun in Arbeit ist, so sehr ist diese auch in Gefahr zu scheitern. Das macht nun das Arbeiten an der Gesellschaft nicht einfacher, umso mehr nicht, da wir weder umfassend begreifen, was vor sich geht, noch wie wir es ändern können. Wir müssen uns den Fragen und Problemkonstellationen der Sphinx der Kosmopolitik der Fortschritts-Folgen stellen: „Rate oder du wirst verschlungen werden“ (Souriau 1943/2009/2015, S. 204). Fortschreiten ohne Fortschritt-Garantie oder -sicherheit? Aber wie? Und das immer mit dem Wissen, dass es die Lebensweise der Gesellschaft ist, die „sich entfaltet oder auflöst, [...] fortschreitet oder verschlungen wird“ (Sou-

riau 1943/2009/2015, S. 204). Es erfordert „eine dramatische und fortwährende Erkundung“ des Sinns des Möglichen *nach* dem dürftigen Zeitverständnis des Fortschritts: „Ein empfindbares Fortschreiten durch die Dunkelheit, in die man tastend vordringt, wie jemand, der in der Nacht einen Berg hinaufklettert[e], stets unsicher, ob sein Fuß nicht auf einen Abgrund stoßen wird.“ (Souriau 1943/2009/2015, S. 204)

Es sind nun gerade die adversen Folgen, die sich in den zu Beginn nur unvollständig beschriebenen heterogenen *Ruinen des Fortschritts* verdichten, intensivieren und verbinden, deren „Erwartungen“ das Leben des Menschen nicht hier oder dort oder dann und wann angeht, sondern ganz umfassend betrifft. Wir sind nicht nur von der Frage betroffen, wie wir leben wollen, was uns lebenswert erscheint, sondern wir sind insbesondere dem Problem ausgesetzt, inwieweit unser Tun die Bedingungen der Möglichkeit untergräbt, lebensfähig zu bleiben. Die Instauration des Fortschreitens nach dem Fortschritt gilt es zu erringen, zu erfinden, zu erkunden, um so dem *Über sich Hinausgehen* des Lebens die Treue zu zeigen. Das ist unsere Verantwortung, die das Leben an uns stellt: „Die Form [des Lebens, M. S.] angesichts aller Abenteuer, aller unerwarteten Ereignisse aufrechtzuerhalten, ist [...] der fundamentale Akt dieses Lebens.“ (Souriau 1925 in Stengers/Latour 2009/2015, S. 273) Anders formuliert: Mit den Ruinen des Fortschritts werden wir durch das Leben selbst – mehr oder weniger existierend – auf das „Recht auf Existenz“ (Souriau 1943/2009/2015, S. 210) schmerzhaft hingewiesen, dieses durch unser Erkunden und Errichten zu *beleben*, wenn wir am Fortschreiten eines lebenswürdigen Lebens festhalten wollen.

In seinem ästhetischen Versuch über die Ruine verweist Simmel auf die ambivalente Bedeutung, die der Verfall von Bauwerken – als die höchste Form der Kunst – zeigt (vgl. Simmel 1907a/1993). Auch der gelungenste und vollendeteste architektonische Versuch der Verknüpfung von menschlichem „Geist“ und „Natur“ verweist auf ein fragiles Machtverhältnis zwischen dem Menschen und seiner Umwelt, das sich beim Verfall des Bauwerks dramatisch verwandelt. Die Ruine markiert die „Stätte des Lebens, aus der das Leben geschieden ist“ (Simmel 1907a/1993, S. 129). Sie „schafft die gegenwärtige Form eines vergangenen Lebens, nicht nach seinen Inhalten oder Resten, sondern nach seiner Vergangenheit als solcher“ (Simmel 1907a/1993, S. 129). Im Moment des Verfalls erscheint die Ruine „als die Rache der Natur für die Vergewaltigung, die der Geist ihr durch die Formung nach seinem Bilde angetan hat“ (Simmel 1907a/1993, S. 124 f.). Für Simmel ist aber die Ruine nicht nur das Symbol des Zusammenbruches des „Herrwerden[s] des Geistes über die Natur“, sondern die Ruine verkörpert und materialisiert eine Metamorphose, indem

„in das Verschwundene und Zerstörte des Kunstwerks andere Kräfte und Formen, die der Natur nachgewachsen sind und so aus dem, was noch von Kunst in ihr lebt

und was schon von Natur in ihr lebt, ein neues Ganzes, eine charakteristische Einheit geworden ist [...] Anders ausgedrückt, ist es der Reiz der Ruine, dass hier ein Menschenwerk ganz wie ein Naturprodukt empfunden wird.“ (Simmel 1907a/1993, S. 125)

Die Ruine erlaubt einen Perspektivenwechsel, der es gestattet, den Prozess „ästhetisch vom Blickpunkte des bloß natürlichen Seins anzusehen, als ein Spiel der Kräfte“, das „die friedliche Einheit des Dazugehörens“ zu ihrer Umwelt erwirkt (Simmel 1907a/1993, S. 127). Die Ruine vereint demnach nicht nur das Vergangene als Vergangenes in der Gegenwart, sondern verknüpft das Danach mit dem Neuen, das zerstörte menschliche Kunstwerk mit dem Überwuchern der Macht der „Natur“. Vom Blickpunkt der Natur wirkt zudem „eine seelische Ganzheit“, die es erlaubt die Metamorphosen der Ruine ästhetisch zu genießen. Diese zeigen sich durch einen „neuen Sinn“ des Möglichen, der „nicht mehr in menschlicher Zweckmäßigkeit, sondern in der Tiefe gründet, wo diese und das Weben der unbewussten Naturkräfte ihrer gemeinsamen Wurzel entwachsen.“ (Simmel 1907a/1993, S. 126) Mit der Ruine wird das Herrwerdenwollen des Menschen über die Natur, das in der Bifurkation von Geist und Natur ihren Ursprung hat (vgl. Debaise 2017), als Kategorie des Fortschritts entwertet, gehört der Vergangenheit an. Vielmehr wird das Durchsetzen einer Ästhetik der Natur fühl- und erfahrbar, ein Seelenleben, das Natur und Geist eint.

Mit der Ruine verfällt die dem Fortschrittsgedanken innewohnende Idee des Exzeptionalismus, die den Menschen und seine Kultur über die Natur stellt. Vielmehr knüpft mit der Ruine der Sinn des Möglichen „das hemmungslose Zusammen alles auseinander und gegeneinander Wachsenden an den Verfall jener Menschen und jenes Menschenwerkes, die jetzt nur noch nachgeben, aber sich nicht mehr aus ihrer eignen Kraft heraus ihre eigenen Formen schaffen und erhalten können.“ (Debaise 2017, S. 130) Mit der Ruine verwandelt sich die dürftig gewordene Innerweltlichkeit der Natur in die Möglichkeiten der schöpferischen Natürlichkeit der unterschiedlichsten Existenzweisen. Dadurch verlieren die Manierismen des Umgangs mit dem Anderen als fortschrittliche Operationen des Herrwerdenwollens des Menschen über die Natur ihre Bedeutung. Die Ruinen des Fortschritts zeigen: „Es geht nur um uns, um hier und heute; aber was tierisch in uns ist, pflanzlich, mineralisch oder menschlich, ist nicht mehr unterschieden – obwohl gerade wir dabei gewaltig an Unterscheidung gewannen.“ (Deleuze/Guattari 2000, S. 205)

6. Für das Üben an der Möglichkeit des Menschen

Wie Alois Riegl (1901/1973) bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts gezeigt hat, ist es gerade die Geschichte der Kunst, die sich der linearen Fortschrittsidee

entzieht. In Anlehnung an Riedl schreibt der von Pöferl so geschätzte Paul Feyerabend: „In der Kunst gibt es keinen Fortschritt und keinen Verfall. Es gibt aber verschiedene Stilformen“ (1984, S. 29), so wie es verschiedene „Denkformen, Wahrheitsformen, Rationalitätsformen und [...] Wirklichkeitsformen“, verschiedene Existenzweisen gibt (Feyerabend 1984, S. 44; Souriau 1943/2009/2015). Entscheidend ist darüber hinaus, dass weder die Geschichte der Kunst noch das Errichten des Kunstwerks sich kalkulieren oder gar vorhersehen lassen, sondern von einer ereignishaften Existenz geprägt sind, die gerade die Ordnungen des Möglichen, Berechenbaren, Wahrscheinlichen und Plausibilisierbaren widerstehen, verwandeln, umstürzen. Hiermit unterliegt der Kunst ebenso wie dem Kunstwerk eine „ereignishaft Zeitlichkeit“ (Wilkie/Savransky/Rosengarten 2017, S. 7), die die konsensuellen Funktionen der Gegenwart in Frage stellen, unterbrechen, verändern, gefährden. Die Kunst als Kunstwerk politisiert den Kosmos der Macht des Gegenwärtigen. Kunst/werk ist in diesem Sinne Kosmopolitik und erwirkt einen Sinn für das Mögliche, das aus der Sicht der Manierismen des „berechnenden“ Vergegenwärtigen für unmöglich erscheint.

Ob ein neues Venedig und eine neue Wirklichkeits- und Welterfahrung mit all ihren heterogenen Anforderungen, Verpflichtungen und Widerständen entstehen wird und inwieweit, muss unbeantwortet bleiben, da es keine Antworten darauf gibt. Nach dem Scheitern des Fortschritts braucht es zunächst das für den Fortschritt „Unmögliche“: Zeit, Erfahrung und Einübung des Un-Wahrscheinlichen. Es braucht die Kunst als kosmopolitische Praxis, als ein „Ins Werk-Setzen“ des Anderen. Es bedarf der Kunst, „eine offene Stelle“ aufzuschlagen, zu entwerfen (Heidegger 1935/36/1977, S. 59), die die *Fragwürdigkeiten nach dem Fortschritt* erfordern und dramatisieren, die dem Gewohnten, den Manierismen des Fortschritts das Recht auf Alleinherrschaft absprechen.

So gesehen geht es weniger darum, Prozesse auf den Begriff zu bringen, sondern gerade umgekehrt, die Prozesse, d. h. eben die Manierismen und ihr Folgen zu entdecken, die die Begriffsbildung schmücken, verändern, verwandeln. Die zentrale Herausforderung ist demnach, den Sinn des *Möglichen nach dem Fortschritt* zu erkunden, zu erfahren, zu testen, herzustellen, erzähl- und beschreibbar zu machen und vor allem lebenswürdig zu gestalten. Wir kommen nicht darum herum jenseits des Fortschritts zu fühlen, zu handeln, zu denken, zu experimentieren, denn „die Seele einer neuen Gesellschaft [nach dem Fortschritt, M. S.] macht sich nicht von selbst, man muss an ihr arbeiten, und diejenigen die daran arbeiten, bewirken sehr wohl ihre Entstehung.“ (Souriau 1943/2009/2015, S. 202; Stengers 2015) Das ist die existentielle Aufforderung an ein Leben in und mit den Ruinen des Fortschritts: Wollen wir überleben, müssen wir unser Handeln verwandeln, teilhaben an der Metamorphose, diese komplizieren, den Sinn des Möglichen vervielfältigen. In der Tat, eine schwierige Aufgabe in Zeiten ontologischer Unsicherheiten und ontischer Metamor-

phosen. Hören wir aber auf zu handeln, dann „hört die Schöpfung auf, zur Welt zu kommen“ (Souriau 1943/2009/2015, S. 203), die uns den Sinn des Möglichen *nach* dem Fortschritt erkunden lässt, und lässt die womöglich desaströse Alternative, entweder Fortschritt oder Tod, unanfechtbar werden.

Das Leben nach dem Fortschritt erfordert, dass wir das Werden üben müssen. Wir müssen erneut und vielfältig beginnen zu üben, Mensch zu werden, wenn wir auf dieser Erde überleben wollen. Aber was ist die Kunst des Übens? Als der Schriftsteller Lukas Bärfuss den über 80-jährigen Jazz-Trompeter Dizzy Gillespie fragte, was er denn mache, antwortete dieser: „Ich übe.“ Was es bedarf, nach dem Fortschritt sein zu können, ist ein Werden, das, um gut zu werden, der Übung am Möglichen bedarf. „Üben ist kein Spiel“, so Bärfuss (2019, o. S.):

„Mit dem Üben wird man nie fertig. Üben findet niemals ein Ende. Es findet keinen Abschluss. Es ist gleichzeitig ewig und immer wieder neu. Üben ist der Ausweg aus dem Unglück, etwas sein zu müssen. Üben ist Werden. Üben ist Prozess, nicht Resultat. Und es ist das Eingeständnis vor allem, dass man etwas noch nicht kann. [...] Man mag das Üben nicht, weil es uns verlangsamt. Wer zu schnell übt, macht Fehler. Man hat sich als Anfänger zu sehen.“ (Bärfuss 2019, o. S.)

Mit dem Üben entsteht ein Wirklichkeitssinn für das Mögliche. Diesen gilt es eben auch durch das Üben an einem freundschaftlichen Experimentieren von qualitativer sozialwissenschaftlicher Forschung zu erkunden, um so Widerstand gegenüber der Macht des Gegenwärtigen zu leisten und der Verantwortung gegenüber dem Leben nach dem Fortschritt gerecht zu werden.

Literatur

- Bärfuss, Lukas (2019): Eröffnungsrede. Internationales Musikfest Hamburg 2019. www.youtube.com/watch?v=Woh7Hg8NAns (Abfrage: 22.12.2019)
- Beck, Ulrich (2007): Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beck, Ulrich (2017): Die Metamorphose der Welt. Berlin: Suhrkamp
- Blanchot, Maurice (2011): Die Freundschaft. Berlin: Matthes & Seitz
- Debaise, Didier (2017): Nature as Event. The Lure of the Possible. Durham/London: Duke University Press
- Deleuze, Gilles/Guattari, Felix (2000): Was ist Philosophie? Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Feyerabend, Paul (1984): Wissenschaft als Kunst. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Heidegger, Martin (1935/36/1977) Der Ursprung des Kunstwerks. In: Ders.: Holzwege. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, S. 1–74
- Heidegger, Martin (1954/2000): Bauen Wohnen Denken. In: Ders.: Vorträge und Aufsätze. Stuttgart: Neske, S. 139–156

- Levermann, Anders (2019): „Venedig wird definitiv untergehen“, Interview von Linda Fischer mit Anders Levermann. In: Zeit online vom 19. November 2019 www.zeit.de/wissen/umwelt/2019-11/klimawandel-venedig-hochwasser-klimaforschung-anders-levermann (Abfrage: 22.12.2019)
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive „experimenteller Soziologie“. In: Soziale Welt 50, 4, S. 363–372
- Poferl, Angelika (2004): Die Kosmopolitik des Alltags. Zur ökologischen Frage als Handlungsproblem. Berlin: sigma
- Poferl, Angelika (2014): Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. Zu den Voraussetzungen und Freiheiten einer nicht ganz so einfachen Beziehung. In: Ebert, Johannes/Zell, Andrea (Hrsg.): Klima Kunst Kultur. Der Klimawandel in Kunst und Kulturwissenschaften. Göttingen: Steidl, S. 16–25
- Riegl, Alois (1901/1973): Spätromische Kunstindustrie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Schillmeier, Michael (2019): Thinking with the Living Body: The Biopsychosocial Model and the Cosmopolitics of Existence. In: Medical Humanities, S. 141–151
- Simmel, Georg (1907a/1993): Die Ruine. Ein ästhetischer Versuch. In: Ders.: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Bd. II. Gesamtausgabe Bd. 8. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 124–130
- Simmel, Georg (1907b/1993): Venedig. In: Ders.: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Bd. II. Gesamtausgabe Bd. 8. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 258–263
- Simmel, Georg (1909/2001): Fragmente eines Goethe-Buches. Aus dem Kapitel über Goethe und Kant. In: Ders.: Aufsätze und Abhandlungen 1909–1918. Bd. I. Gesamtausgabe Bd. 12. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 9–21
- Simmel, Georg (1910/2001): Philosophie des Abenteuers. In: Ders.: Aufsätze und Abhandlungen 1909–1918. Bd. I. Gesamtausgabe Bd. 12. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 97–110
- Simmel, Georg (1912/2001): Über einige gegenwärtige Probleme der Philosophie. In: Ders.: Aufsätze und Abhandlungen 1909–1918. Bd. I. Gesamtausgabe Bd. 12. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 381–387
- Simmel, Georg (1922/1994): Lebensanschauung. Vier metaphysische Kapitel. 3. Auflage. Berlin: Duncker & Humblot
- Souriau, Étienne (1925): Pensée vivante et perfection formelle. Paris: Hachette
- Souriau, Étienne (1943/2009/2015): Die verschiedenen Modi der Existenz. Lüneburg: meson press
- Stengers, Isabelle (2008): Spekulativer Konstruktivismus. Berlin: Merve
- Stengers, Isabelle (2015): In Catastrophic Times. Resisting the Coming Barbarism. Milton Keynes: Open Humanities Press/meson press
- Stengers, Isabelle/Latour, Bruno (2009/2015): Die Sphinx des Werks. In: Souriau, Étienne (1943/2009/2015): Die verschiedenen Modi der Existenz. Paris: meson press, S. 9–90
- Tarde, Gabriel (1890/2003): Die Gesetze der Nachahmung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Tsing, Anna Lowenhaupt (2015/2018): Der Pilz am Ende der Welt. Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus. Berlin: Matthes & Seitz
- Wilkie, Alex/Savransky, Martin/Rosengarten, Marsha (Hrsg.) (2017): Speculative Research. The Lure of Possible Futures. London/New York: Routledge

„Die Freiheit, [...] zu *irritieren* und *sich irritieren zu lassen*“:¹

Feministisches Denken, Re-Nationalisierung von Geschlecht und die koloniale Epistemik der Soziologie

Heidemarie Winkel

Racism in Germany, in Switzerland, in Europe must become an issue for white feminists, because it is part of your lives, it effects your lifes in every way and effected. [That] you are not people of colour does not make you safe from the effects of it.²

Kaum ein theoretischer Ansatz hat das Selbstverständnis der Soziologie als einer offenen, über einen objektivierenden Methoden- und Begriffsapparat verfügenden Reflexionswissenschaft so irritiert wie feministisches Denken. Feministische Theorie hat nicht nur die androzentrische Geschlossenheit des soziologischen Begriffsapparats offengelegt, sondern eben auch gesellschaftstheoretische Wissensproduktion als Ausdruck männlicher Herrschaft und damit einhergehender Schließungsprozesse sichtbar gemacht.³ Zu den ersten feministischen Analysen gesellschaftstheoretischer Provenienz der 1970er und 1980er Jahre gehören beispielsweise die Arbeiten von Dorothy E. Smith (vgl. 1974, 1979). Sie hat in den Modi soziologischer Theorieproduktion ein männliches, epistemologisches Privileg identifiziert. Smith zeigte, wie theoretische Konzepte, darauf bezogene Methoden der Datenerhebung und die hieraus hervorgehenden Texte in wissenschaftlichen Diskursen als Bausteine vergeschlechtlichter Machtprozesse wirken. Ein Effekt dieser Machtprozesse besteht nach Smith darin, dass das Erfahrungswissen von Frauen in herrschafts-

1 Pofel (1999, S. 370; Hervorh. im Original).

2 Audre Lorde in: Audre Lorde, Die Berliner Jahre 1984 bis 1992. Film von Dagmar Schultz, Berlin 2012

3 Den Begriff männlicher Herrschaft verwende ich im Anschluss an Pierre Bourdieu (1997a, 1997b).

stabilisierenden Prozessen unmaßgeblich ist: „Women’s experience breaks away from the discourses mediated by texts that are integral to the relations of ruling in contemporary society.“ (Smith 1990, S. 11)

Smiths feministische Kritik soziologischer Wissensproduktion steht exemplarisch für den von Angelika Poferl (1999, S. 364) diagnostizierten „*sociological lag*“. Lange Zeit blieben gesellschaftstheoretische Analysen hinter feministischer Kritik der Geschlechterverhältnisse zurück. Heute stellt sich dies anders dar: Auch wenn Geschlechterperspektiven nicht unbedingt zum soziologischen Mainstream zählen, so ist Geschlecht doch eine breit institutionalisierte Analysekategorie (vgl. Wharton 2005). Ein halbes Jahrhundert nach der Ausdifferenzierung feministischer Kritik zeigt sich allerdings auch, dass feministische Theorie ebenfalls durch die Produktion von Ausschlüssen und Asymmetrien charakterisiert ist; nicht zuletzt durch Ausschlüsse, die einer kolonialen, *weißen* Epistemik geschuldet sind.⁴ Beide Fälle, derjenige männlicher und derjenige kolonialer Wissensproduktion, lassen sich mit Angelika Poferls Ansatz einer sich als experimentell verstehenden Soziologie produktiv weiterdenken. In ihrem Beitrag „Gesellschaft im Selbstversuch“ schlägt Poferl vor, Soziologie „konsequent *empirisch*, über die methodische Aufgabe einer grundsätzlich offenen und für Veränderung zugänglichen *Selbstbeobachtung soziologischer Praxis* zu bestimmen“ (Poferl 1999, S. 370). Das Experimentelle besteht nach Poferl darin, sich methodologisch, im Sinne einer pragmatischen Problemorientierung, für gesellschaftliche Herausforderungen offen zu halten. Angelika Poferl knüpft dabei an einem Verständnis von Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft an, die es sich zur Aufgabe macht, gesellschaftliche Sinn- und Wissensstrukturen rekonstruktiv zu erschließen, und dabei im Blick behält, dass dies nicht nur ein sinnverstehender, sondern auch ein *sinnstiftender* Vorgang ist, also ein soziale Realität hervorbringendes Handeln und Tun, das eine kontinuierliche Selbstreflexion auf die eigene methodologische Praxis notwendig macht (Poferl 1999, S. 364). Dies erfordere es, den Entstehungszusammenhang soziologischer Wissensproduktion, also deren gesellschafts- und kulturgeschichtliche Verortung, immer wieder neu zu bedenken.

Diesem Gedanken einer wissenstheoretisch basierten, *experimentellen Grundhaltung* gehe ich in diesem Beitrag am Beispiel der kolonialen Epistemik in der (Geschlechter)Soziologie und den damit verbundenen Herausforderungen für feministisches Denken nach. Anlass ist der gegenwärtige Antifeminismus und die damit verknüpfte Infragestellung von Gleichstellungspolitiken und

4 Den Begriff des *Weißseins* verwende ich im Anschluss an den *Critical-Whiteness-Ansatz* als machttheoretisches Konzept. Es nimmt die strukturelle, diskursiv unterfütterte Machtasymmetrie zwischen privilegierten Personen aus dem globalen Norden und de-privilegierten Personen aus Kontexten des globalen Südens in den Blick (vgl. Dietze 2009, S. 222).

der Wissenschaftlichkeit feministischer Forschung. Hierin spiegelt sich die Aufkündigung des gesellschaftlichen Gleichstellungskonsenses zugunsten einer – so meine These – Re-Nationalisierung von Geschlecht, und zwar im Sinne einer Vereinnahmung für nationalistische Zwecke.⁵ Gegenwärtig werden nicht nur Geschlechterforschung und -politik als „gender ideology“ dämonisiert (Pető 2015, S. 126; vgl. Kováts/Pöim 2015). Unter Verweis auf als verwirklicht geltende Frauenrechte wird gleichzeitig die Überlegenheit der eigenen Ordnungsvorstellungen behauptet, und zwar zwecks Abgrenzung zu den als in geschlechtlicher Hinsicht problematisierten *Anderen*, allen voran *den muslimischen Anderen* (vgl. Botsch 2016; Dietze 2019). Besonders manifest ist dieser sexuelle Rassismus in völkisch-nationalen, populistischen Diskurszusammenhängen. Hierbei handelt es sich aber um kein grundlegend neues Phänomen. Antifeminismus und nationalistische Repräsentationen von Familie und Geschlecht können bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgt werden (vgl. Planert 1998, 2000). Eine Diskursivierung von Geschlechterverhältnissen in ordnungspolitischer Absicht findet sich weiterhin in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Räthzel 1995). Den aktuellen, nationalistisch unterfütterten Antifeminismus verstehe ich daher nicht als singuläres Phänomen, sondern als Indikator des kolonialen kultur- und ideengeschichtlichen Erbes. Dieses Erbe hat bislang kaum in feministische Analysen Eingang gefunden. Dies gilt auch für die koloniale Epistemik gesellschaftstheoretischen Denkens. Eine systematische Reflexion der Bedeutung dieses Erbes für den Entstehungszusammenhang feministisch-geschlechtersoziologischer Wissensproduktion kann folglich zu einem tieferen Verständnis des gegenwärtigen Antifeminismus und seines Zusammenspiels mit sexuellem Rassismus beitragen. Dem gehe ich in diesem Beitrag in folgenden Schritten nach. Zunächst führe ich den Begriff der kolonialen Epistemik aus wissenstheoretischer Perspektive ein (Kapitel 1). In diesem Zusammenhang ordne ich soziologische Wissensproduktion auch postkolonialtheoretisch ein, ergänzt durch einen kurzen Blick auf koloniale Kontinuitäten in der Geschlechterforschung (Kapitel 2). Im nächsten Schritt verorte ich den gegenwärtigen Antifeminismus und vertiefe, was ich unter der Re-Nationalisierung von Geschlecht verstehe (Kapitel 3). Abschließend kreise ich ein, was dies, wie von Angelika Pofperl vorgeschlagen, aus der Perspektive einer experimentellen, sich an der Selbstbeobachtung der eigenen wissenschaftlichen Praxis permanent neu ausrichtenden (Geschlechter)Soziologie heißen kann (Kapitel 4). Der Beitrag nimmt damit den Gedanken der „Freiheit, [...] zu irritieren und sich irritieren zu lassen“ vor allem in postkolonial- und geschlechtertheoreti-

5 Einige grundlegende Gedanken zu dieser These und zur kolonialen Epistemik habe ich bereits in einem Aufsatz zur Bedeutung historischer Perspektiven in der Soziologie verarbeitet (vgl. Winkel 2018).

scher Absicht auf, um zu überdenken, wie feministische Theorieproduktion als kolonialer, *weißer* Diskurs irritiert werden kann.

1. Koloniale Epistemik, postkoloniale Theorie und dekoloniale Soziologie

Der Begriff der kolonialen Epistemik greift eine grundlegende Annahme postkolonialer Theorie auf, wonach koloniale Wissensformen und Modi der Verarbeitung sozialer Realität auch in postkolonialen Konstellationen in machtvoller, soziale Wirklichkeit strukturierender Weise kontinuierlich sind. Mit Michel Foucault (1983) formuliert geht es darum, was als wahr gilt, wie das als wahr geltende Wissen soziale Wirklichkeit konstituiert und somit die unmittelbare Erfahrung und Orientierung in der Welt präfiguriert, inklusive der Ebene der Selbstwahrnehmung. Im Anschluss an Edward Said (1978) lässt sich ergänzen, dass diese Realität eine Repräsentation sozialer Wirklichkeit erschafft, mit der sich kolonialisierte Subjekte nicht identifizieren können und in der sie sich nicht wiedererkennen, die aber gleichwohl unausweichlich ist. Was Franz Fanon (1969, S. 226) daher als Vorgang der Entpersönlichung begreift, und Gayatri Chakravorty Spivak als Konstruktion subalternen Subjekte bezeichnet, lässt sich mit Stuart Hall (1987, S. 114 f.) als fortwährende Erfahrung des *Differentseins* verstehen: „Thinking about my own sense of identity, I realize that it has always depended [...] on the *difference* from the rest of you [...], the colonized subject is [...] always *other*.“

In den letzten Dekaden des 20. Jahrhunderts haben sich koloniale Wissensformen in den multiethnisch differenzierten Migrationsgesellschaften Europas vor allem in Form von Rassismus und Nationalismus verstetigt. In völkisch-nationalen Narrativen radikaler Rechter entfaltet sich diese Realität mit eigener Dynamik und Schärfe im Zusammenhang der Diskursivierung von Migration, Flucht und Asyl (vgl. Bar-On 2016; Minkenberg 2017). Im Hintergrund steht ein normatives Kulturverständnis; es manifestiert sich in der Behauptung kultureller Unvereinbarkeit im Bereich grundlegender Auffassungen von Welt, etwa im Bereich der Geschlechterverhältnisse. Die Markierung von Differenz im Verhältnis zur *eigenen Kultur* ist der epistemische Kern der kolonialen Weltwahrnehmung. Die hiermit einhergehende sozio-kulturelle Grenzziehung ist Ausdruck einer Wissensordnung, innerhalb derer die Existenz einer als normal und *taken-for-granted* erlebten Wirklichkeit als *eigene Kultur* von derjenigen der sogenannten *Anderen, Fremden* als eindeutig abgrenzbar angesehen wird; etwa ein mit *eigenen* Gleichheitserwartungen unvereinbar erscheinender „arabische[r] Sexismus“ (Ulrich 2016). Mit diesen Zuschreibungen gehen kulturalistische Identitätszuweisungen einher, die auf komplexen Deutungs- und Typisierungsprozessen basieren. Sie verschwinden allerdings unter der macht-

vollen Normalisierung der *eigenen* Realitätskonstruktion im Kontrast zur apostrophierten *Kultur der Anderen*.

Kolonialität ist also tief in unsere Denk- und Wissensformen eingelassen. Die soziale Konstruktion von Differenz, Fremdheit und jenen *Anderen*, das *making up people* (Hacking 1983), ist ein zentraler Modus der Sortierung von Erfahrung und der Verarbeitung von Realität. Es ist ein *koloniales* Muster der Realitätsverarbeitung, weil hiermit Dominanzansprüche und Abwertungsprozesse verknüpft sind. Postkoloniale Theoretiker*innen sprechen deshalb von der *Kolonialität der Differenz* als Form und Ausdruck epistemischer Gewalt (vgl. Samman 2010). Innerhalb der kolonialen Epistemik ist Geschlecht eine zentrale Wissensfigur; eine Rekonstruktion kolonialer Gesellschaftsgeschichte und Herrschaftsanalyse aus geschlechtertheoretischer Perspektive – die ich für ein umfassendes Verständnis der antifeministischen Diskursivierung von Geschlecht in unseren Gegenwartsgesellschaften als grundlegend ansehe – steht aber noch aus. Auch die Frage, inwiefern soziologische Theoriebildung zur kolonialen Weltansicht beiträgt und gesellschaftstheoretischem Denken jene koloniale Epistemik inhärent ist, ist noch nicht hinreichend beantwortet.⁶

Eine dekoloniale Orientierung setzt voraus, dass sich *die* Soziologie stärker einer Selbstbeobachtung ihrer eigenen Praxis zuwendet, indem sie sich von den kolonialen Grundbedingungen ihrer Existenz in der *weißen*, bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft systematisch irritieren lässt. Es gilt also, die Situiertheit des eigenen Standorts innerhalb der *kolonialen Moderne* und daraus hervorgegangener Wissensformationen systematisch in die Praxis wissenschaftlicher Reflexion einzubeziehen. Dies kann, wie von Angelika Pofertl (1999, S. 364) vorgeschlagen, im Modus der sich als rekonstruktiv verstehenden Wirklichkeitswissenschaft angestoßen werden. Allerdings bedeutet dies nicht, dem dialektischen Verhältnis von Sinnverstehen und *Sinnstiftung*, also dem Hervorbringen sozialer Realität im Medium interpretativer Wirklichkeitsanalyse entgegenkommen zu können. Ein Effekt könnte aber sein, die soziologische Beteiligung an kolonialer Wirklichkeitsproduktion grundlegender in Rechnung stellen zu können, soweit dies im Rahmen der eigenen Verortung als *weißer* Wissenschaftler*in, wie etwa in meinem Fall, möglich ist.

Dekoloniale Ansätze machen schon darauf aufmerksam, dass soziologische Wissensproduktion inhärenter Bestandteil des ideen- und kulturgeschichtlichen Wissenshorizonts europäischer Gesellschaften und deren Realitätskonstruktion ist. Auch nach Öffnung des Blickwinkels für globale Prozesse ist diese Wissensproduktion durch einen exklusiven Bezug auf europäische Gesellschaftsgeschichte als endogener Gesellschaftsentwicklung charakterisiert. Nach

6 Auch wenn es mittlerweile wichtige Schritte in Richtung einer postkolonialen Soziologie gibt (vgl. Boatcă/Costa/Gutiérrez Rodríguez 2010; Bhambra 2014; Boatcă 2015; Go 2016).

Julian Go (2016b, S. 1) reflektiert die Soziologie aber bislang weder den kolonialen Konstruktionscharakter ihres Untersuchungsgegenstands noch den historischen Kontext ihrer Entstehung im Imperialismus in hinreichendem Maße. Imperialismus und Kolonialismus wurden als Gegenstandsbereiche von Beginn an weitgehend ausgeblendet, und sind auch heute kein systematischer Bestandteil soziologischer Theoriebildung (vgl. Bhabra 2014). Boaventura de Sousa Santos (2007, 2014) hat dies als *sociology of absences* charakterisiert; ein weitreichendes Versäumnis, das nicht durch eine nachträgliche Addition bislang ignoriertes Gesellschaftsgeschichte(n) ausgeglichen werden kann, denn Kolonialismus und Sklaverei sind grundlegende Bedingungen der Existenz europäischer Gesellschaften und ihrer Verfasstheit: „[They] constitute the conditions of [Europe’s] very possibility“ (Bhabra 2014, S. 152), ob in ökonomischer, sozio-politischer oder kognitiver Hinsicht. Die koloniale Textur der europäischen Moderne wird in den *Latin American Subaltern Studies* daher im Begriff „Modernität/Kolonialität“ erfasst (vgl. Quijano 2007).

Die Kontinuierung kolonialer Wissensmuster in europäischen Gesellschaften ist ein weiteres Element, das im Mainstream soziologischer Theoriebildung eher ein Randdasein führt. Postkoloniale Ansätze, wie sie im *Centre for Contemporary Cultural Studies* (CCCS) in Birmingham seit den 1970er Jahren ausgearbeitet wurden,⁷ legen zwar den Fokus darauf, wie sich koloniale Wahrnehmungsmuster in der Verfasstheit westlicher, europäischer Gesellschaften und ihrer Selbstauffassung spiegeln; etwa wenn Kolonialität sich wie bereits diskutiert zunehmend in Form von Rassismus niederschlägt. Dies verhindert das Übergehen – oder Übersehen – außereuropäischen (Erfahrungs-)Wissens auf gesellschaftstheoretischer Ebene aber nicht. Dass die Asymmetrie der Wahrnehmung nicht der Vergangenheit angehört, bringt Aníbal Quijano (2016) im Begriff der *Kolonialität der Macht* auf den Punkt. Der Begriff bezeichnet die Kontinuität kolonialer Machtasymmetrien, die auf der Ausblendung außereuropäischer Erfahrung und darauf aufbauender Sinn- und Wissensordnungen basiert.⁸

Der Beitrag postkolonialer Perspektiven zur soziologischen Theoriebildung besteht also insgesamt nicht *nur* im Verweis auf das Fehlen einer systematischen Analyse von Imperialismus und Kolonialismus als ökonomischer und sozio-politischer Grundlage der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft; etwa

7 Stuart Halls (1989, 1994) Forschungen am CCCS gehören zu den grundlegenden Arbeiten postkolonialer Theorie, werden aber meist eher mit der Entstehung der *cultural studies* identifiziert.

8 In empirischer Hinsicht hat Quijano (2016) hier beispielsweise den Ausschluss zivilgesellschaftlicher Bewegungen aus Kontexten des globalen Südens aus dem Raum politischer Relevanz im Blick. Weiterhin ist an Staatsbürgerschaft als Medium sozialer Schließung zu denken (vgl. Boatcă/Roth 2016).

bei Max Weber, der Kolonialismus von *westlichem* Kapitalismus als nicht vergleichbaren, sekundären „Abenteuerkapitalismus“ (Boatcă 2013, S. 59) abgegrenzt hat. Postkoloniale Theorien zeigen auch, wie soziologische Theoriebildung mit der (Re-)Produktion von Kolonialität auf der Ebene von Sinn- und Wissensproduktion und in Form symbolischer Grenzziehungen und Hierarchisierung einhergeht (vgl. Quijano 2007). Die daraus resultierende Wissensformation trägt zur Kontinuität kolonialer Machtverhältnisse bei, indem subalterne Akteur*innen, Wissensbestände und Wirklichkeiten immer wieder neu hervorgebracht werden. Feministisches, geschlechtersoziologisches Denken ist hiervon nicht ausgenommen.

2. Koloniale Kontinuitäten in der Geschlechterforschung

Die Geschlechterforschung der 1980er und 1990er Jahre richtete ihren Blick zunehmend auf Rassismus, soziale Differenzen und Hierarchien unter Frauen. Dies wurde neben der ersten Rezeption feministisch-postkolonialer Arbeiten, allen voran von Chandra T. Mohanty und Gayatri C. Spivak, maßgeblich durch die politisch-literarische und wissenschaftliche Bewegung des US-amerikanischen Schwarzen Feminismus initiiert. Hierzu gehören Autor*innen wie Audre Lorde, Toni Morrison, Angela Davis, bell hooks, Elsa Barkley Brown und Patricia Hill Collins (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1996, S. 166 f.). Sie zeigen, dass die Fokussierung *weißer* Frauen auf patriarchale Herrschaft als primäre – und gemeinsam geteilte – Form der Unterdrückung die Diskriminierung *weißer* Frauen gegenüber Schwarzen Frauen außer Acht lässt. Geschlecht wird in der Folge fälschlicherweise als homogene, universelle Kategorie konstruiert. Dies ignoriert, dass Women of Colour in ihren Subjektpositionen in mehrfacher Hinsicht von sozialer Ungleichheit und Abwertung betroffen sind, und zwar auch im Verhältnis zu *weißen* Frauen. Kimberlé Crenshaws (1991) Intersektionalitätskonzept thematisiert deshalb Mehrfachdiskriminierung in ihrer soziohistorisch wie auch kontextuell bedingten Ausprägung als Verflechtung verschiedener Ungleichheitsachsen.

In der Bundesrepublik erfolgte eine starke Rezeption des Intersektionalitätskonzepts. Dabei ist aber das Verhältnis *nicht-weißer* und *weißer* Frauen zueinander nur bedingt verhandelt worden. Der von Annita Kalpaka und Nora Rätzl (1985) konstatierte Paternalismus in der Frauenbewegung, und wie zu ergänzen ist, in der Geschlechterforschung, ist vorwiegend von Women of Colour selbst aufgearbeitet worden (vgl. Hügel et al. 1993; Gümen 1996; Gutiérrez Rodríguez 1999). Tendenzen der Unsichtbarmachung *weißer* Positionierungen setzen sich fort, wo Geschlecht homogenisierend als dominante Ungleichheitskategorie vorausgesetzt und Rassismus in der Folge zugunsten von Sexismus dethematisiert wird. Die soziale Konstruktion von *Weißsein* schreibt sich dabei

auf vielfältige Weise fort, ob als Rassismus in der (inter-)nationalen Arbeitsteilung oder in der Wissenschaft. Im Kern geht es hierbei um die Unsichtbarmachung „der eigenen hegemonialen gesellschaftlichen Positionierung“ weißer Personen als Herrschaftspraxis (Dietrich 2007, S. 13) zugunsten der Homogenisierung der Kategorie Frau.

Feministisch-postkoloniale Theorie hat dies deutlich kritisiert, etwa in Form der Frage, ob die Subalterne Deutsch sprechen kann (vgl. Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003). Nicht nur in der Bundesrepublik der 1970er und 1980er Jahre machten Frauen mit Exil- oder Migrationshintergrund (parallel zum US-amerikanischen Schwarzen Feminismus) die Erfahrung, dass ihre Marginalisierung als Randphänomen behandelt wird. Schwarze deutsche Feministinnen machten daher ab den 1980er Jahren den Antisemitismus und Rassismus der weiß dominierten Gesellschaft öffentlich (vgl. Oguntoye/Opitz/Schultz 1986; Hügel et al. 1993). Heute sind es vermehrt Frauen mit migrantischem Hintergrund, die aufzeigen, wie Women of Color in der Bundesrepublik von der Frauenbewegung und der Wissenschaft übersehen oder kulturalisierend als abhängige Ehefrauen und als *ausländische* Frauen etikettiert werden (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1996, S. 175). In der akademischen Wissensproduktion kommt es aber nach wie vor zur Reproduktion kolonialer Differenzen und Hierarchien (Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003). Die Geschlechterforschung ist daher gefordert, die eigene Forschungspraxis im Sinne des dialektischen Zusammenspiels von Sinnverstehen und Sinnstiftung immer wieder neu auf die Reproduktion kolonialer Wissensformen und rassistischer Strukturen zu überprüfen, auch im Zusammenhang antifeministischer Anfeindungen und deren kolonialer Kontinuitätsgeschichte.

3. Antifeminismus und Re-Nationalisierung von Geschlecht: Eine koloniale Kontinuitätsgeschichte

Zu Beginn der 2010er Jahre wurden antifeministische Positionen im öffentlichen Diskurs prononcierter.⁹ Aber nicht nur Gleichstellungspolitiken und queere, sexualpolitische Anliegen wurden europaweit kontrovers verhandelt. Rassistische Ressentiments hatten sich bereits zuvor diskursiv verstetigt (vgl. Gutiérrez Rodríguez/Tuczu/Winkel 2018). Mit der Pegida-Bewegung, beginnend in Dresden, gewann die öffentliche Debatte in der Bundesrepublik 2014

9 Juliane Lang und Ulrich Peters (2018, S. 13 ff.) sehen eine erste Welle antifeministischer Diskurse im Jahre 2006, als Geschlechterpolitiken zunehmend in unterschiedlichen Print- und Onlinemedien debattiert wurden, u. a. eben auch in rechten Foren und solchen der Männerbewegung der sogenannten Maskulinisten (vgl. Kemper 2011).

an Schärfe (vgl. Heim 2017). Diskursiver Fixpunkt der primär anti-islamischen und sich gegen Asylsuchende richtenden Proteste war jene schon thematisierte Behauptung einer aus konträren Geschlechtervorstellungen resultierenden kulturellen Unvereinbarkeit. Viele Geschlechterforscher*innen waren zunächst vor allem von der Vehemenz überrascht, mit der antifeministische Positionen gegen Geschlechterforschung und -politik vorgebracht werden (vgl. Hark/Villa 2015; Dreier/Schmincke/Wolff 2017). So wird Geschlechterforschung beispielsweise im Programm der extrem rechten Partei *Alternative für Deutschland* (AfD 2017, S. 40) als „verfassungsfeindlich“ gebrandmarkt. Die Gleichzeitigkeit der Dämonisierung von Geschlechterforschung und rassistisch motivierter Abwertung von Migrant*innen als sexuell rückständig und gefährlich rückte erst nach und nach ins Bewusstsein (vgl. Dietze 2019).

Für ein vertieftes Verständnis dieser Gleichzeitigkeit von Antifeminismus und sexistischem Rassismus ist es im Sinne der eingeforderten Selbstbeobachtung soziologischer Praxis hilfreich, Antifeminismus nicht als singuläres Phänomen zu behandeln, sondern jenseits der scheinbar widersprüchlichen Vereinnahmung von Geschlecht nach gemeinsamen Referenzpunkten und gesellschaftsgeschichtlichen Kontinuitätslinien in der Konstitution beider Phänomene zu fragen. Eine Gemeinsamkeit von Antifeminismus und sexuellem Rassismus besteht im darunterliegenden nationalistischen Gesellschaftsentwurf. Die (heteronormative) Geschlechterordnung fungiert hiernach als zentrale Säule nationaler Ordnung, und *weiße, ethnisch zugehörige* Frauen werden als Trägerinnen national-kultureller Identität imaginiert, wie etwa im *Frauenbündnis Kandel*. Antifeministischer und rassistischer Diskurs sind also eng miteinander verflochten; sie sind Ausdruck einer Re-Nationalisierung von Geschlecht. Gesellschaftsgeschichtlich betrachtet ist der aktuelle Antifeminismus die jüngste verschiedener antifeministischer Wellen seit dem 19. Jahrhundert, nicht nur in der Bundesrepublik, sondern auch in anderen europäischen Kontexten. So wie ihre Vorgänger gründen auch die aktuellen Antifeministen ihre Argumentation auf der unterstellten Natürlichkeit der Geschlechterordnung. Und ebenso wie im Antifeminismus des 19. Jahrhunderts findet sich auch aktuell eine enge Verflechtung mit extrem rechten, nationalistischen Ideologien (vgl. Decker et al. 2010; Zick/Küpper/Hövermann 2011).

Diskursive Anker rassistischer Identitätspolitik sind die Nation, die Verteidigung ihrer Grenzen und die heteronormative Familie (vgl. Wodak 2016; Grigat 2017). Die Parallele zum Nationalismus des 19. Jahrhunderts und den Krisendebatten im Deutschen Reich ist deutlich. Um 1900 galt „die Geschlechter- und Frauenfrage“ als eines der „zentralen kulturellen Probleme“ ihrer Zeit (Lichtblau 1996, S. 281). Die Geschlechterdebatten waren in pessimistische Diskurse über die Fragilität national-kultureller Identität und die Bedeutung von Frauen für die Verfasstheit der Nation eingebettet (vgl. Koselleck 1959). Dies spiegelt sich in *der kolonialen Frage* (vgl. Dietrich 2007). Die Kolonien

fungierten als Negativfolie des Ideals bürgerlicher Häuslichkeit und ihrer Sexualordnung. Das Narrativ unzivilisierter Geschlechterverhältnisse in den als geschichtslos charakterisierten Kolonien diente der Durchsetzung der heteronormativen, bürgerlichen Geschlechterordnung in Europa, die sich damit als *weiße*, überlegene Ordnung konstituieren konnte. Die Rassifizierung kolonisierter Frauen erweist sich in diesem Zusammenhang als eine notwendige Bedingung, „a necessary condition“ des kolonialen Geschlechtersystems (Lugones 2007, S. 202).

Lange Zeit wurde übersehen, dass *weiße* Frauen* von der Konstruktion *weißer* Superiorität in Kolonialdiskursen profitiert haben und sich „über die Kolonialfrage als weiße bürgerliche Subjekte konstituierten“ (Dietrich 2007, 217), und zwar inklusive der bürgerlichen Frauenbewegung. Bürgerliche Frauen haben ihre gesellschaftliche Bedeutung als Kulturträgerinnen offen in nationalistischen Kolonialvereinen gelebt und sahen sich „als Retterin[nen] der weißen deutschen Kultur, der weißen Männlichkeit und der weißen Identität in den Kolonien“ (Dietrich 2007, S. 247). Das heteronormative Geschlechterregime wurde hierbei zum kolonialen Interpretationsschema. Das bürgerliche Geschlechterregime war also von Beginn an, das heißt mit der Entstehung der kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft, ein symbolischer Kern des Epistems kolonialer Differenz, und kontiniert als solches bis in die Gegenwart. Im weiteren historischen Verlauf wurden geschlechterzentrierte Konzeptualisierungen der Nation dann jeweils auf eigene Weise erneuert. Im nationalsozialistischen Regime vollzog sich die Recodierung von Geschlecht entlang der faschistischen Ideologie. Dies beinhaltete u. a. eine besondere Betonung von Mütterlichkeit und der reproduktiven Fähigkeiten von Frauen (vgl. Koonz 1991). Nach der NS-Diktatur entfaltete sich in den frühen 1980er Jahren eine weitere Welle von Nationalismus und Rassismus. Als Folge wachsender Migration in westlichen Industrieländern wie der Bundesrepublik nahm Fremdenfeindlichkeit zu: „constructions of the German nation and of ‚Ausländer‘ (foreigners) were reformulated“ (Räthzel 1995, S. 161 f.). Geschlecht war innerhalb dieses nationalen Diskurses ebenfalls thematisch fest verankert, und zwar als diskursives Medium, das die Behauptung kultureller Differenzen zwischen *uns* und *ihnen* beförderte (Räthzel 1994, S. 81). Im Anschluss an die sogenannte Wiedervereinigung entfaltete sich in den frühen 1990er Jahren ein europäischer Nationalismus (vgl. Brah 1993), in dem die symbolische Relevanz von Geschlecht und Weiblichkeit erneut markiert wurde (vgl. Lutz/Phoenix/Yuval-Davis 1995; Yuval-Davis/Anthias 1989). Dies wiederholte sich in den sogenannten Kopftuchdebatten der frühen 2000er Jahre auf eigene Weise (vgl. Korteweg/Yurdakul 2016). Die Rassifizierung muslimischer Frauen ist hier erstmals manifest. Gleichzeitig war dies der historische Kontext, in dem der NSU-Terror sich verbreitete (vgl. Schmincke/Sirri 2013).

Es findet sich also bis zum Antifeminismus der Gegenwart ein dauerhaftes Geflecht von Nationalismus, Sexismus und Rassismus. In feministischen, geschlechtersoziologischen Analysen ist diese Kontinuitätslinie bislang aber kaum thematisiert worden. Insgesamt scheint es, dass geschlechtersoziologische Analysen das koloniale Erbe von Nationalismus, Rassismus und Sexismus aus den Augen verloren haben. Aber auch die Kolonialität von Geschlecht als Analysekategorie ist ein Forschungsdesiderat. Der gegenwärtige Antifeminismus ist daher ein wichtiger historischer Moment, um das gesellschaftliche koloniale Erbe *und* die Kolonialität von Geschlecht – im Sinne der von Angelika Pofert vorgeschlagenen systematischen Selbstbeobachtung soziologischer Praxis – wieder genauer in den Blick zu bekommen. Dies schließt die Einsicht ein, dass der gegenwärtige Antifeminismus Women of Colour und *weiße* Frauen* gleichermaßen tangiert, wenn auch auf verschiedene Art und Weise; aber vor allem vereinnahmt er *weiße* Frauen* *gegen* Women of Colour: die heteronormative Agenda des Antifeminismus wendet sich gegen LGBTIQ*-Personen, gegen Gleichheits- und Diversitätspolitiken *und* gegen Women of Colour. Dies sollte *weiße* Geschlechtersozio*innen anspornen, feministische Wissensproduktion in Zukunft stärker auf ihr koloniales Erbe hin zu befragen.

4. Die „Freiheit, [...] zu irritieren und sich irritieren zu lassen“

Als Wirklichkeitswissenschaft, die es sich zur Aufgabe macht, gesellschaftliche Sinnproduktion rekonstruktiv zu erschließen, muss sich die Soziologie sehr viel dezidierter als bislang mit ihrem kolonialen Entstehungszusammenhang und dem daraus folgenden Erbe auseinandersetzen; nicht nur um der historischen Redlichkeit willen, sondern weil soziologischem Denken eine koloniale Kontinuitätsgeschichte inhärent ist. Als Konsequenz dieses kolonialen Epistems hat soziologische Wissensproduktion maßgeblich zur Konstruktion einer sozialen Realität beigetragen, die das koloniale Fundament europäischer Gesellschaften und die damit verbundenen Folgen für unsere Gegenwartsgesellschaften und deren Selbstwahrnehmung immer noch weitgehend ignoriert. In Zeiten eines sich immens reproduzierenden Nationalismus und Rassismus ist es umso wichtiger, sich der postkolonialen Verhältnisse in europäischen Gesellschaften zu vergewissern und sich dadurch grundlegend irritieren zu lassen. Wiederholt hat beispielsweise William Du Bois darauf aufmerksam gemacht, dass Sklavenhandel und Rassismus ab dem 18. Jahrhundert eine tragende Säule des industriellen Systems bildeten: „There was thus begun in modern days a new slavery and slavery trade. It was different from that of the past, because more and more it came in time to be founded on racial caste, and this caste was made the foundation of a new industrial system.“ (Du Bois 1915/1970, S. 89 f.) Von hier aus lässt sich im nächsten Schritt nach kolonialen Verhältnissen und Wis-

sensformen in postkolonialen Konstellationen fragen, ohne dabei das Kardinalproblem der epistemologischen Besonderung europäischer Gesellschaften als primärem Untersuchungsgegenstand der Soziologie zu wiederholen. Hier ist etwa Gurminder Bhambra (2014) Ansatz der *connected sociologies* zentral.

Gleichermaßen können koloniale Spuren und Kontinuitätslinien im feministischen, geschlechtersoziologischen Denken aufgesucht werden. Die Kategorie Geschlecht, so ein zentrales Argument dieses Beitrags, ist im Kern eine koloniale Kategorie, weil ihre analytische Reichweite sich vor allem aus der Entwicklung und dem Wandel kapitalistisch-bürgerlicher Verhältnisse in Kontexten des globalen Nordens speist (vgl. Lugones 2007). Geschlecht ist in diesem Sinne eine primär *weiße* Analysekategorie. Es ist daher auch nicht hinreichend, Geschlecht in intersektionaler Perspektive zu betrachten, weil koloniale Asymmetrien dabei aus dem Blick herausfallen. Die Re-Nationalisierung von Geschlecht ist ein Phänomen, das vorführt, wie Akteur*innen in ihren unterschiedlichen Lebenswelten, inklusive der akademischen, auf je unterschiedliche Weise angesprochen und gegeneinander vereinnahmt werden. Die Freiheit, zu irritieren und sich irritieren zu lassen, ist daher nicht nur eine wissenschaftstheoretische, sondern auch eine politische Herausforderung. Dies aber mag für manche besonders irritierend sein: dass Wissensproduktion – und damit auch jene Dialektik von Sinnverstehen und Sinnstiftung – nicht allein eine gesellschaftstheoretische, sondern auch eine gesellschaftspolitische Frage ist, weil es ja immer um die „Erkenntnis dieses Ganzen der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit“ geht (Dilthey 1883/1923, S. 116).

Literatur

- AfD (2017): Programm für Deutschland. Das Grundsatzprogramm der Alternative für Deutschland. Berlin: Bundesgeschäftsstelle; www.alternativefuer.de/wp-content/uploads/sites/7/2016/05/2016-06-27_afd-grundsatzprogramm_web-version.pdf (Abfrage: 06.06.2018)
- Bar-On, Tamir (2016): *Where Have All The Fascists Gone?* London: Routledge
- Bhambra, Gurminder (2014): *Connected Sociologies*. London: Bloomsbury
- Boatcă, Manuela/Costa, Sérgio/Encarnación, Gutiérrez Rodríguez (Hrsg.) (2010): *Decolonizing European Sociology. A transdisciplinary approach*. Farnham: Ashgate
- Boatcă, Manuela (2013): „From the Standpoint of Germanism“: A Postcolonial Critique of Weber’s Theory of Race and Ethnicity. In: *Postcolonial Sociology. Political Power and Social Theory* 24, S. 55–80
- Boatcă, Manuela (2015): *Global Inequalities Beyond Occidentalism*. Farnham: Ashgate
- Boatcă, Manuela/Roth, Julia (2016): Unequal and gendered: Notes on the coloniality of citizenship. In: *Current Sociology* 64, H. 2, S. 191–212
- Botsch, Gideon (2016): Populismus plus Programm: Das Dilemma der AfD. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 6, S. 9–12

- Bourdieu, Pierre (1997a): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 153–217
- Bourdieu, Pierre (1997b): Männliche Herrschaft revisited. In: Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung 15, H. 2, S. 88–99
- Brah, Avtar (1993): Re-Framing Europe: En-gendered Racisms, Ethnicities and Nationalisms in Contemporary Western Europe. In: Feminist Review 45, S. 9–28
- Crenshaw, Kimberlé (1991): Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color. In: Stanford Law Review 43, H. 6, S. 1241–1299
- De Sousa Santos, Boaventura (Hrsg.) (2007): Another Knowledge is Possible. Beyond Northern Epistemologies. London: Verso
- De Sousa Santos, Boaventura (2014): Epistemologies of the South. Justice against Epistemicide. Boulder, Col.: Paradigm Publishers
- Decker, Oliver/Weißmann, Marliese/Kiess, Johannes/Brähler, Elmar (Hrsg.) (2010): Die Mitte in der Krise. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2010. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung
- Dietrich, Anette (2007): Weiße Weiblichkeiten. Konstruktionen von ‚Rasse‘ und Geschlecht im deutschen Kolonialismus. Bielefeld: transcript
- Dietze, Gabriele (2009): Critical Whiteness Theory und Kritischer Okzidentalismus. Zwei Figuren hegemonialer Selbstreflexion. In: Tißberger, Martina/Dietze, Gabriele/Hzán, Daniela/Husmann-Kastein, Jana (Hrsg.): Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus. Frankfurt a. M.: Peter Lang, S. 219–247
- Dietze, Gabriele (2019): Sexueller Exzeptionalismus. Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr und Rechtspopulismus. Bielefeld: transcript
- Dilthey, Wilhelm (1883/1923): Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte. Gesammelte Schriften. Bd. 1. Leipzig und Berlin: Teubner
- Dreier, Heike/Schmincke, Imke/Wolff, Kerstin (2017): Diffamierende Reden. Antifeminismen im Wandel. Kassel: Stiftung Archiv der Deutschen Frauenbewegung
- Du Bois, William E. B. (1915/1970): The Negro. London/Oxford: Oxford University Press
- Fanon, Franz (1969): Die Verdammten dieser Erde. Reinbek: Rowohlt
- Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Go, Julian (Hrsg.) (2016): Introduction: Sociology and Postcoloniality. In: Ders. (Hrsg.): Postcolonial Sociology. A Reader. Bingley: Emerald, S. 1–30
- Grigat, Stephan (Hrsg.) (2017): AfD & FPÖ. Antisemitismus, völkischer Nationalismus und Geschlechterbilder. Wiesbaden: Nomos
- Gümen, Sedef (1996): Die sozialpolitische Konstruktion ‚kultureller‘ Differenzen in der bundesdeutschen Frauen- und Migrationsforschung. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis 42, S. 77–90
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1996): Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau, nicht gleich Frau ... Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in der feministischen Forschung. In: Fischer, Ute L./Kampshoff, Marita/Keil, Susanne/Schmitt, Mathilde (Hrsg.): Kategorie: Geschlecht? Empirische Analysen und feministische Theorien. Opladen: Leske + Budrich, S. 163–190

- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999): Fallstricke des Feminismus. Das Denken ‚kritischer Differenzen‘ ohne geopolitische Kontextualisierung. Einige Überlegungen zur Rezeption antirassistischer und postkolonialer Kritik im deutschsprachigen Feminismus. In: *Polylog. Zeitschrift für interkulturelles Philosophieren* 4, S. 13–24
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación/Tuczu, Pinar/Winkel, Heidemarie (Hrsg.) (2018): Special Section on Feminisms in Times of Anti-genderism, Racism and Austerity. *Women's Studies International Forum* 68, S. 139–182
- Hacking, Ian (1983): Making up People. In: Biagioli, Mario (Hrsg.): *The Science Studies Reader*. New York: Routledge, S. 161–171
- Hall, Stuart (1987): Minimal selves. In: Baker, Houston A./Diawara, Manthia/Lindeborg, Ruth H. (Hrsg.) *Black British Cultural Studies. A Reader*. Chicago: University of Chicago Press, S. 114–119
- Hall, Stuart (1989): *Ideologie, Kultur, Rassismus. Ausgewählte Schriften 1*. Hamburg: Argument
- Hall, Stuart (1994): *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*. Hamburg: Argument
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hrsg.) (2015): *(Anti-)Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript
- Heim, Tino (2017): *Pegida als Spiegel und Projektionsfläche. Wechselwirkungen und Abgrenzungen zwischen Pegida, Politik, Medien, Zivilgesellschaft und Sozialwissenschaften*. Wiesbaden: Springer VS
- Hügel, Ika/Lange, Chris/Ayim, May/Bubeck, Ilona/Aktas, Gülsen/Schultz, Dagmar (Hrsg.) (1993): *Entfernte Verbindungen. Rassismus. Antisemitismus. Klassenunterdrückung*. Berlin: Orlanda
- Kalpaka, Annita/Räthzel, Nora (1985): *Paternalismus in der Frauenbewegung?! Zu den Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen eingewanderten und eingeborenen Frauen*. In: *Informationsdienst zur Ausländerarbeit* 3, S. 21–27
- Kemper, Andreas (2011): *(R)echte Kerle. Zur Kumpanei der MännerRECHTSbewegung*. Münster: Unrast
- Koonz, Claudia (1991): *Mütter im Vaterland*. Freiburg: Kore Verlag
- Korteweg, Anna C./Yurdakul, Gökçe (2016): *Kopftuchdebatten in Europa. Konflikte um Zugehörigkeit in nationalen Narrativen*. Bielefeld: transcript
- Koselleck, Reinhart (1959): *Kritik und Krise. Ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*. Freiburg: Alber
- Kováts, Eszter/Pöim, Maari (Hrsg.) (2015): *Gender as Symbolic Glue: The Position and Role of Conservative and Far Right Parties in the Anti-Gender Mobilizations in Europe*. Budapest: FEPS and Friedrich-Ebert-Stiftung
- Lang, Juliane/Peters, Ulrich (Hrsg.) (2018): *Antifeminismus in Bewegung. Aktuelle Debatten um Geschlecht und sexuelle Vielfalt*. Hamburg: Marta Press
- Lichtblau, Klaus (1996): *Kulturkrise und Soziologie um die Jahrhundertwende. Zur Genealogie der Kulturosoziologie in Deutschland*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Lugones, María (2007): *Heterosexualism and the Colonial/Modern Gender System*. In: *Hypathia* 22, H. 1, S. 186–209
- Lutz, Helma/Phoenix, Ann/Yuval-Davis, Nira (Hrsg.) (1995): *Crossfires. Nationalism, Racism and Gender in Europe*. London: Pluto Press

- Minkenberg, Michael (2017): Die radikale Rechte in westlichen Demokratien: zwischen Paria und Policy-Maker. In: Demokratie gegen Menschenfeindlichkeit. Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis 2, H. 2, S. 11–28
- Oguntoye, Katharina/Opitz, May/Schultz, Dagmar (1986): Farbe Bekennen. Afro-Deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte. Berlin: Orlanda
- Oguntoye, Katharina (1997): Eine afro-deutsche Geschichte. Zur Lebenssituation von Afrikanern und Afro-Deutschen in Deutschland von 1884–1950. Berlin: Hoffmann
- Pető, Andrea (2015): „Anti-Gender“ Mobilisational Discourse of Conservative and Far Right Parties as a Challenge for Progressive Politics. In: Kováts, Eszter/Poim, Maari (Hrsg.): Gender as Symbolic Glue. The Position and Role of Conservative and Far Right Parties in the Anti-Gender Mobilizations in Europe. Budapest: FEPS and Friedrich-Ebert-Stiftung, S. 126–132 www.library.fes.de/pdf-files/bueros/budapest/11382.pdf (Abfrage: 27.07.2018)
- Planert, Ute (1998): Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. Band 124. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Planert, Ute (Hrsg.) (2000): Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne. Frankfurt a. M.: Campus
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive ‚Experimenteller Soziologie‘. In: Soziale Welt 50, H. 4, S. 363–372
- Quijano, Anibal (2007): Coloniality and Modernity/Rationality. In: Cultural Studies 21, H. 2–3, S. 168–178
- Quijano, Anibal (2016): Kolonialität der Macht, Eurozentrismus und Lateinamerika. Wien: Turia + Kant
- Räthzel, Nora (1994): Harmonious „Heimat“ and disturbing „Ausländer“. In: Feminism & Psychology 4, H. 1, S. 81–98
- Räthzel, Nora (1995): Nationalism and Gender in West Europe: the German Case. In: Lutz, Helma/Phoenix, Ann/Yuval-Davis, Nira (Hrsg.): Crossfires. Nationalism, Racism and Gender in Europe. London: Pluto Press, S. 161–189
- Said, Edward (1978): Orientalism. London: Routledge & Keagan
- Samman, Khaldoun (2010): Die eurozentrische Sozialtheorie kaputtdenken. In: Boatcă, Manuela/Spohn, Willfried (Hrsg.): Globale, multiple und postkoloniale Modernen. München: R. Hampp, S. 285–308
- Schmincke, Imcke/Siri, Jasmin (Hrsg.) (2013): NSU-Terror: Ermittlungen am rechten Abgrund. Ereignis, Kontexte, Diskurse. Bielefeld: transcript
- Schröter, Susanne (2016): Gewaltlegitimierende Gendernormen benennen. In: UniReport 49, H. 2, S. 2; www.aktuelles.uni-frankfurt.de/gesellschaft/gewaltlegitimierende-gendernormen-benennen/ (Abfrage: 07.01.2018)
- Schultz, Dagmar (2012): Audre Lorde – Die Berliner Jahre 1984–1992. [Dokumentarfilm]
- Smith, Dorothy E. (1974): Women’s Perspective as a Radical Critique of Sociology. In: Sociological Inquiry 44, S. 7–13
- Smith, Dorothy E. (1979): A Sociology for Women. In: Sherman, Julia A./Beck, Evelyn T. (Hrsg.): The Prism of Sex: Essays in the Sociology of Knowledge. Madison: University of Wisconsin Press, S. 135–187
- Smith, Dorothy (1990): The Conceptual Practices of Power. A Feminist Sociology of Knowledge. Boston: Northeastern University Press
- Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hrsg.) (2003): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Münster: Unrast

- Ulrich, Bernd (2016): „Sexismus. Wer ist der arabische Mann?“ In: DIE ZEIT www.zeit.de/2016/03/sexismus-fluechtlinge-islamismus-araber-frauen (Abfrage: 04.11.2017)
- Wharton, Amy (2005): *The Sociology of Gender. An Introduction to Theory and Research*. Oxford: Blackwell
- Winkel, Heidemarie (2018): *Global Historical Sociology and Connected Gender Sociologies: On the Re-Nationalization and Coloniality of Gender*. In: *InterDisciplines* 2, S. 89–134
- Wodak, Ruth (2016): *Politik mit der Angst. Zur Wirkung rechtspopulistischer Diskurse*. Wien und Hamburg: Edition Konturen
- Yuval-Davis, Nira/Anthias, Floya (Hrsg.) (1989): *Women-Nation-State*. Basingstoke: Macmillan
- Zick, Andreas/Küpper, Beate/Hövermann, Andreas (2011): *Die Abwertung des Anderen. Eine europäische Zustandsbeschreibung zu Intoleranz, Vorurteilen und Diskriminierung*. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung

II Experimentalität der Methoden

Die Videographie der Gesellschaft

Exploriert am Fall des Unterrichts

Achim Brosziewski

1. Einführung

Die folgenden Darlegungen verstehen sich als Beitrag zu einem soziologischen Experiment, das im deutschsprachigen Raum vor allem von Elisabeth Mohn betrieben wird.¹ Mohn nennt ihr Programm „Kamera-Ethnographie“ (Mohn 2002; Mohn 2013; kamera-ethnographie.de). Sie selbst realisiert es im Bereich des Schulunterrichts und in Einrichtungen der frühkindlichen Betreuung, trägt durch Workshops und Coachings jedoch auch zur Verbreitung in weiteren Anwendungsgebieten bei. Anders als die gängige Methodenliteratur versteht Mohn das Medium Video nicht allein als Instrument der Datengewinnung, sondern als eine eigenständige Form der Erkundung sozialer Wirklichkeiten. Mohns Reflexionen gelten den Sensibilitäten in der Kameraführung sowie in Schnitt und Montage des finalen Videos. Ziel ist, dass diese Sensibilitäten auch für die Rezeption der Videos erkennbar werden. So soll der Betrachterin und dem Betrachter ermöglicht werden, sich selbst die dargebotene Wirklichkeit ethnographisch zu erschließen. Clifford Geertz' berühmte Formel der „dichten Beschreibung“ (Geertz 1983a) variiert Mohn, um ihr Programm als das eines „dichten Zeigens“ zu kennzeichnen (Mohn 2002, S. 81).

Die Mittel, die Mohn zur Erzeugung der geforderten Sensibilitäten einsetzt, weisen explizite Referenzen auf zu den noch in der Schriftwelt geführten Diskussionen zur Krise der ethnographischen Repräsentation sowie zur Krise der Autorität ethnographischer Texte, respektive zum Streit um die „Stimmen“, die ethnographische Texte zur Sprache bringen. Es geht um Strategien der Enthaltbarkeit („Sinnstiftungsaskese“, Mohn 2002, S. 25–50), die weg von einem „normalen“ Video und hin zu einem ethnographischen Video führen sollen. In der Kameraführung ist auf ein Drehbuch sowie auf vorab fixierte Kamera-

1 Im Weiteren würde ich auch die Arbeiten von Ronald Kurt zur theatralisch-videographischen Aufarbeitung von Interkulturkontakten (Kurt 2006; Kurt/Pahl 2016; <https://ronald-kurt.jimdo.com/filme/>) sowie die reflexive Videoanalyse von René Tuma (2017) der gemeinten Experimentalbewegung zurechnen.

standpunkte und Kamerafahrten zu verzichten. Die Kamera habe den Akteurinnen und Akteuren zu folgen, nicht nur deren Bewegungen, sondern vor allem dem, was sie selbst zeigen und inszenieren. In der Editier- und Montagearbeit ist auf eine „Story“, auf ein eigenes Autorenarrativ zu verzichten. Ethnographische Schnitte und Montagen haben die Interpretation offenzuhalten in der Frage, wer hier wessen Blicke zu lenken und zu fixieren versucht. Die Betrachtungsirritationen, die aus beiden Verzichten resultieren, sind gewollt. Der Betrachter und die Betrachterin sollen sich selbst als Produzenten des „Bedeutungsgewebes“ (Geertz 1983b, S. 9) entdecken und herausfinden, wie sie es machen, im Video die Dokumentation einer „fremden“ Kultur zu sehen.

Nun hat Jo Reichertz in einer semiotischen Analyse ethnographischer Berichte herausgestellt, dass die Differenz von „Beschreiben oder Zeigen“ (Reichertz 1992) nicht als Gegensatz und Alternative aufgefasst werden kann. Gewiss: Ein einzelner Autor oder eine einzelne Autorin muss im Laufe der Berichtsabfassung fallweise immer wieder entscheiden, ob er oder sie Dokumente vorlegt (Feldnotizen, Artefakte, Transkripte von Audio- oder Videoaufzeichnungen, feldeigene Texte, Artefakte, Photographien), oder ob er oder sie paraphrasiert, was in derartigen Dokumenten zu sehen und zu lesen wäre. Für die Einheit des Berichts kommt es auf eine überzeugende Kombinatorik an – und was als „überzeugend“ gilt, hängt ab vom Erkenntnisinteresse und vom Kritikpotential des interessierten Publikums; bei Fachpublikationen also von der Kollegenschaft anderer Ethnologinnen und Ethnologen. Auch „dichtes Zeigen“ per Video ist mithin eine Form des Beschreibens, selbst wenn es formal und performativ auf die Auszeichnungsfunktionen einer Autorschaft verzichtet. Schon in ihrem Namen führt die Kamera-Ethnographie das Graphein, das Einritzen und Schreiben mit sich – nicht anders als die Videographie allgemein. Gerade das Extrembeispiel des Zeigens sozialer Wirklichkeit führt mithin zur Frage: Wie beschreiben Videos soziale Wirklichkeit, im Gelingensfall sogar so, dass die Beschreibungen ein kritisches Publikum überzeugen?

Wie vom ersten Satz an ersichtlich, eigentlich schon vom Buch-Rahmen meines Beitrags vorgegeben, wird meine Antwortskizze schriftlich dokumentiert. Sie enthält auch keinen Link zu einem Video, das an die Stelle dieses Schrifttextes treten könnte. Insofern findet sich hier nur eine schwache Vertretung eines starken Programms² des soziologischen Videoexperiments. Zur Kompensation nehme ich die Vorstellung hinzu, dass Ethnographie nicht nur in der Ethnographie und Soziologie nicht nur in der Soziologie betrieben werden, sondern in und von der sozialen Wirklichkeit selbst: in Form von Literatur, in Form von Kunst (vgl. Pofersl 2014), in Formen massenmedialer Beiträge,

2 In Anlehnung an das „Strong Program in Cultural Sociology“ (Alexander/Smith 2001).

in Form von Ethno- und Soziomethoden des Alltagslebens³ – eventuell all dies inzwischen auch in Form von Videos, die sich in allen möglichen Designs und zu allen möglichen Zwecken gesellschaftsweit verbreitet haben. Es ist daher nicht auszuschließen, dass soziale und gesellschaftliche Wirklichkeiten längst schon videographiert werden, ohne der soziologischen Kontrolle zu unterliegen – was meines Erachtens einen klaren Fall jener „Gesellschaft im Selbstversuch“ darstellen würde, die Angelika Pofperl zufolge in sich selbst Experimentierfelder mit sich selbst schafft, die zu erfassen eine „experimentelle Soziologie“ erfordert (Pofperl 1999). Mein Aufgriff des videographischen Experiments möchte zu solch einer Soziologie beitragen. Ob sich das Experiment seinerseits dereinst wird videographieren lassen, kann nur es selbst erweisen.

2. Technik versus Medium

Zunächst sei die *Technizität* des Videos explizit von seiner *Medialität* unterschieden. Diese Festlegung richtet sich dezidiert gegen eine „materialistische“ Medientheorie, die aus den Einschränkungen einer Technik auf eine Determination durch die Technik schließt. Als Extrembeispiel sei hier nur Friedrich Kittler genannt, der Literatur (und mit ihr alles Geistige) als Ausfluss von Grammophon, Film und Typewriter begreift (vgl. Kittler 1986), und weiterhin meint, der Medienbegriff würde durch den digitalen Datenverbund ohnehin einkassiert. Die Unterscheidung Technik/Medium soll auch die Unterscheidung Technik/Lebenswelt (alternativ: Technik/Subjektivität, Technik/Alltagsleben) distanzieren, die mir einen Großteil der Thesen zur „Mediatisierung“ zu leiten scheint.

Von seiner Technizität her gesehen, kann Video als eine Konvergenz- oder Integrationstechnologie verstanden werden, die nahezu alle historisch älteren Medientechniken integriert: Sprache, Schrift, Bilder, Graphiken, Tonband & Radio, Film & Fernsehen. Die Zentralfunktion, die einerseits die Integration leistet und andererseits zur Transformation der integrierten Techniken beiträgt, ist das „Replay“, mit den zugehörigen Features von Stop, Rück- und Vorlauf – wobei die Replay-Stop-Forward-Slowmotion-Fastmotion-Technologie nicht nur für die Rezeption, sondern ebenso, ja mehr noch für die Produktion bedeutsam ist (Video-„Schnitt“ gäbe es ohne die Replay-Technologie gar nicht). Die Technikgeschichte ließe sich entlang der Realisierung dieser Funktionen schreiben: Videorekorder (ab 1956, kommerziell ab den 1970ern), Camcorder

3 Letzteres beispielsweise in sich selbst so bezeichnenden „Rollenklärungen“, die aus der soziologischen Rollentheorie über angewandte Sozialpsychologie und Gruppendynamik vor allem in Organisationen eingewandert sind.

(1984), Videospiele (ab Mitte der 1980er), Video-CD und Digitalvideo (1990er), Computer-Video; ergänzt durch eine Sozialgeschichte der „Aneignung“ der neuen Funktionen durch Institutionen und Szenen sowohl der Produktion (Musik-, Film- und Web-Clips; neue Sendeformate wie MTV und CNN) als auch der Rezeption (Videotheken, Videocliquen, Video-on-Demand, Video-/Computergaming, usw.), die sich mehr und mehr als eigensinnige Produktion erweist, mit dem „YouTubiversum“ (Haarkötter/Wergen 2019) und den computergenerierter 3D-Welten als sichtbarsten Ausdrücken.

Jedoch soll hier der Begriff Medium weder als Summe von Techniken und Technologien noch als Serie von Nutzungstransformationen gefasst werden. Das ist, angesichts der ins Beliebige führenden Verwendungen des Ausdrucks „Medien“, eine theoretische Entscheidung, die nicht an ihrem Ursprung, sondern nur an ihren Durchführungen gemessen werden kann. Medien sollen dezidiert als eine Sache des Beobachters verstanden werden. Das schließt den Nutzer von Techniken als eine mögliche Kategorie des Beobachters mit ein, schließt aber andere Beobachtungsmöglichkeiten als die des Benutzens nicht aus. Nach den Vorarbeiten durch Niklas Luhmann (am deutlichsten exploriert in Luhmann 1997) kann man auch die *Gesellschaft* als einen Beobachter einsetzen, oder vorsichtiger und genauer gesagt: Gesellschaft als eine *Form* von Beobachtung verstehen. Das eröffnet den Blick auf die ganze Reihe von *Kommunikationsmedien*, die in ihrem Ingesamt gesellschaftliche Kommunikation ausmachen und von denen die Verbreitungsmedien nur einen Ausschnitt bilden. Hinzu kommen die Sprache sowie die Erfolgsmedien der Kommunikation wie Macht, Wahrheit, Kunst, Geld, Eigentum, Liebe und Recht.

Auch diese Liste wirkt zunächst arbiträr, beliebig und einschränkungslos, was gleichbedeutend mit begrifflich unbrauchbar wäre. Aber dieser Eindruck täuscht. Der gesellschaftstheoretische Medienbegriff ist zwei starken Einschränkungen unterworfen (vgl. Luhmann 1997, S. 193–202), an deren Prüfung sehr viel scheitert, was so alles als Medium gehandelt wird. Erstens sind Medien an eine *zweifache* operative Verwendbarkeit gekoppelt. Sie müssen *Wahrnehmung orientieren* und *zugleich Kommunikation binden* können. Zweitens kommen Medien nie „als solche“ vor. Sie sind an das Erscheinen und Vergehen von *Formen* gebunden und können sich aus dieser Bindung niemals lösen. *Ob* man von einem Medium sprechen kann, hängt davon ab, dass sich im *Wechsel* der Formen eine *Selbigkeit* identifizieren lässt, die sich durch alle Formen-im-Medium zieht und die sich von den Selbigkeiten anderer Medien unterscheiden lässt. Die Leistung dieses Unterscheidens identifiziert den Beobachter, der sich des Mediums bedient. Es „gibt“ das Medium nicht jenseits seines Gebrauchs durch Beobachtung. Der Medienbegriff ist ein post-ontologischer Begriff. Im

Fall der Sprache zum Beispiel lässt sich das Medium als Einheit von Laut und Sinn bestimmen.⁴ Etwas umformuliert: Das Medium der Sprache ist Lautlichkeit (mit Dichtung und Musik als gesellschaftlicher Beobachtung der Medialität des Mediums). Schrift wird von einem reinen Aufzeichnungs- zu einem Kommunikationsmedium, indem sie die *Differenz* von mündlicher und schriftlicher Kommunikation etabliert (Briefeschreiben in Liebesangelegenheiten zum Beispiel; in der Rechtsprechung: Prinzip der mündlichen Verhandlung über Aktenberge; „on-the-record“ and „off-the-record“ in formalen Organisationen, usw.) und diese Selbigkeit in allen Schriftformen realisiert (vgl. Luhmann 1993). Oder wieder etwas anders gesagt: Das Medium der Schrift ist die Mündlichkeit, die erst bezeichnet werden kann, wenn es Schriftlichkeit gibt.⁵

In den sogenannten Erfolgsmedien sind es in-sich-gleichbleibende, aber untereinander (und von allgemeiner Sprachverwendung) verschiedene Zurechnungskonstellationen der doppelten Kontingenz (Ego-Alter-/Handlungs-Erlebens-Matrizen), die Selbigkeiten stiften und dabei Wahrnehmung und Kommunikation zugleich strukturieren (Luhmann 1997, S. 336). Alters Erleben konditioniert Egos Erleben (Wahrheit); Alters Erleben konditioniert Egos Handeln (Liebe); Alters Handeln konditioniert Egos Erleben (Geld, Kunst); Alters Handeln konditioniert Egos Handeln (Macht, Recht). Die Einheit der Verbreitungsmedien, die sich durch alle konkreten Formen der Benachrichtigung, Unterhaltung und Werbung zieht, ist in der Steigerung der Redundanz sozialer Adressen zu sehen (vgl. Luhmann 1996), worunter der Kenntnisstand von Personen und Organisationen zu verstehen ist (Brosziewski 2018, S. 47–49). Was von einer Stelle aus geschrieben, gedruckt, gefunkt oder aufgeschaltet ist, kann *losgelöst* von dieser Ursprungsstelle als aufrufbar gelten, als zitierbar, als referierbar, als modifizierbar; was nicht notwendig bedeutet, dass die Redundanz so wirkt, wie es von der Ursprungsstelle her geplant oder gar gewünscht wird.

Gespiegelt am Repertoire gesellschaftlicher Medien lässt sich auf künftige Bewährung hin die These aufstellen: Das gesellschaftliche Medium, das durch Videos beschrieben wird, ist die *Örtlichkeit*. In Gegenrichtung notiert: Videos medialisieren die Form des Ortes. Das geschieht nicht ohne kulturelle Vorentwicklungen im Theater, in der Malerei, in der Literatur sowie in Fotografie,

4 „Wer diese Unterscheidung nicht handhaben kann, kann nicht sprechen.“ (Luhmann 1997, S. 213) Wobei zu ergänzen ist: auch nicht sinnförmig hören.

5 So wie es die *Handschrift* erst seit der Erfindung der Typographie gibt – zuvor war sie einfach Schrift (vgl. Hahn 1993, S. 206). Zur Entdeckung der Mündlichkeit im sozialwissenschaftlichen *Transkript* siehe Gross (1979). Bezeichnenderweise wurde der bislang ambitionierteste soziologische Versuch, Mündlichkeit zu beschreiben, unter dem Begriff der *Gattung*, also unter einem literaturwissenschaftlichen Konzept geführt (vgl. Luckmann 1986).

Film und Fernsehen.⁶ Doch erst im Integralmedium Video rangiert die Örtlichkeit in die Funktionsstelle eines basalen Mediums ein. Insofern und insoweit das Medium Formen hervorbringt, die die Sozialität der gesellschaftlichen Orte fokussieren und erfahrbar machen, kann man von einer Videographie der Gesellschaft sprechen; womit zunächst einmal nur gemeint ist, dass es sich um ein gesellschaftliches Medium und um gesellschaftliche Vorgänge des Beschreibens (Kommunikationen) handelt. Ob die Gesellschaft und ihre Reproduktionsweise Kommunikation zu Themen und zu Gegenständen der Videographie werden, ob Gesellschaft sich selbst videographisch „zeigt“, soll durch den Begriff nicht vorentschieden werden. Das wird durch die soziologische Empirie zu prüfen sein.

Das Verständnis von Örtlichkeit und ihrer Medialisierung geht zurück auf ein kulturwissenschaftliches Konzept des Ortes, für das vor allem Michel de Certeau (1988) zu nennen ist. De Certeau unterscheidet Ort und Raum (frz. lieu versus espace; engl. place versus space). Ort ist, was dem Raum *Gedächtnis* verleiht; ein Gedächtnis, das die Dinge (einschließlich menschlicher Körper) *in Bewegung versetzt* und erst dadurch Raum erleben und erfahren lässt. Kulturwissenschaftlich berühmt wurde de Certeaus „Gehen durch die Stadt“ (de Certeau 1988, S. 179–208), das er als (tendenziell scheiternde) Ortsaneignung der panoptischen Raumplanung durch Herrschaftsinstanzen gegenüberstellte. Geht man auf den etymologischen Ursprung von „Motiv“, auf das lateinische motus für Bewegung zurück, kann man auch formulieren: Die Örtlichkeit motiviert den Raum. In seiner (ansonsten recht eigenwilligen) Rezeption kennzeichnet Marc Augé drei Mechanismen, die diese Gedächtnis- und Motivationsleistung erbringen: Identität, Relationalität und Historizität. Das Movens der Identität besagt, dass der sich Bewegende keine Namen für die Dinge und ihre Konstellationen braucht, um sich in ihnen bewegen zu können. Benennungen wären bereits Entfremdungen, erste Anzeichen für die Transformation eines Ortes in einen Nicht-Ort. Der Sich-Bewegende braucht nicht einmal seinen eigenen Namen – genau darin liegt das Potential des Ortes, Identität zu stiften. Das Movens der Relationalität besagt, dass an einem Ort keine zwei Dinge dieselbe Stelle einnehmen, dass also die Dinge zueinander durch Abstände, durch Nähen und Distanzen bestimmt sind. Nur das macht Lücken, Wege und Bewegungen möglich. „Ein Ort ist also eine momentane Konstellation von festen Punkten.“ (de Certeau 1988, S. 218) Historizität schließlich meint gerade nicht, dass der Ort einer Erzählung und eines Erzählers bedarf. Dann böte der Ort ja gar kein *eigenes* Gedächtnis. Es verhält sich vielmehr wie bei der Identität, die

6 Zu Ort, Raum, Landschaft und Stadt liegen inzwischen zahlreiche literatur-, kunst- und kulturwissenschaftliche Studien vor; siehe exemplarisch Eichmair (2011). Siehe zur Reflexion der Videographie im Medium Film Nohr (2014).

dank des Ortes *keine* Namen braucht. Historizität bezeichnet eine minimale Stabilität der Konstellation, die garantiert, dass der Ort nicht durch Bewegungen zu einem „ganz anderen“ Ort wird. Identitäten und Relationierungen müssen sich trotz Änderungen durchhalten lassen. Nur so ist überhaupt Bewegung erfahrbar – einschließlich der Bewegung von *einem* Ort (mit seinen spezifischen Identitäten-Relationen) zu einem *anderen* Ort (mit wiederum spezifischen, also anderen Identitäten-Relationen).

Das ist offensichtlich ein sehr abstraktes Ortskonzept. Es könnte dem eigenen Begriff nach ohne Abstraktion von allen konkreten Identitäten, Relationen und Historizitäten überhaupt kein Konzept sein. Deshalb folgt nun ein Beispiel, das zugleich zur Medialisierung von Orten hinführt (hier im Medium des Kinofilms).

3. Whitehall

Matthias Standke (2011) hat die Formen und Funktionen von Räumlichkeit im Film „Elisabeth I.“ (Tom Hooper, 2005) untersucht. Das Stück spielt vornehmlich im Schloss Whitehall, das für den Film nach alten Karten, Skizzen und zeitgenössischen Berichten nachkonstruiert wurde – im Urteil des Historikers im Resultat authentisch (vgl. Standke 2011, S. 437). Die Kamera leitet den Zuschauer durch die verschiedenen Hallen und Zimmer, von einer äußeren Sphäre der Herrschaftsemblematik über Zeremonial- und Konsultationsorte bis in das Zimmer höchster politischer Intimität, das Schlafgemach von Elisabeth I.⁷ Dabei kommt den Abschirmungen, Schwellen, Übergängen und Überritten zwischen den verschiedenen Orten eine Doppelfunktion zu. Zum einen sind an ihnen *Statuszuordnungen* ablesbar: Wer darf wann zu wem wohin, wer hat wo auf wen zu warten und wer hat sich in Präsenz anderer Statusinhaber wie zu verhalten? Das Lesen der Schwellen ist Teil der Handlungen. Es ist vom Personal der Geschichte (Königin inklusive) zu leisten und der Zuschauer lernt das Schwellenlesen von und mit den Darstellerinnen. Zum anderen erzeugen die Abschirmungen und Schwellen die *Spannung* der Geschichte. Die Örtlichkeit selbst ist ein Medium der Narrativität: „Wenn eine Person des Raumes A in den Raum B wechselt, obwohl sehr viele Regeln dies verbieten, wird eine erhöhte Narrativität durch diese Grenzüberschreitung gestiftet.“ (Standke 2011, S. 448) Übergänge werden zu Ereignissen, vor allem im Fall riskanter Grenzüberschreitungen, die auch *innerhalb* einer Halle oder eines Zimmers stattfinden

7 Standke verwendet den Begriff „politisch-intim“ dezidiert in Vermeidung der gängigen Kategorie „privat“, die er im Fall einer effektiven Königsherrschaft für unzutreffend hält (vgl. Standke 2011, S. 443).

können, dadurch, dass eine Person jenseits des am Ort und in Statuspräsenz Zulässigen handelt (abermals inklusive Königinnenhandeln, zum Beispiel unziemliche Äußerungen von Emotionalität in einem eigentlich diplomatisch ausgelegten Raum; vgl. Standke 2011, S. 450).

4. Orte, Nicht-Orte und Territorialität: Grenzen des Mediums Video

In seinem kulturanthropologischen Entwurf moderner Raumerfahrungen unterscheidet Marc Augé (1979) im Anschluss an de Certeau Orte von Nicht-Orten. Letztere zeichnen sich durch partielles *Fehlen* dessen aus, was Orte im zuvor genannten Sinne ausmacht: Identität, Relation und Historizität. Seine Beispiele sind Bahnhöfe, Flughäfen, Hotels, Autobahnen, Raststätten, aber auch andere „locations“, die durch explizite Benennungen und speziell zubereitete Erzählungen dem Reisenden zugänglich gemacht werden – was gerade anzeigt, dass es an Örtlichkeit mangelt. Überall, wo ein Strom von Reisenden gelenkt wird, findet sich eine spezielle Gattung des Nicht-Örtlichen, eine Art globaler Text, der in einer universalen Symbolsprache Sehenswürdigkeiten, An- und Abwege kennzeichnet.

„Die Trassenführung der französischen Autobahnen ist sehr schön gewählt; [...] über die Strecke sind Texte verstreut, welche die Landschaften beim Namen nennen und auf ihre geheimen Reize hinweisen. Man fährt nicht mehr durch Städte hindurch, doch die bemerkenswerten Punkte werden auf Schildern angezeigt, die gleichsam einen Kommentar bilden. [...] Die Landschaft rückt in die Ferne, doch ihre architektonischen oder natürlichen Besonderheiten werden zum Gegenstand eines Textes, den zuweilen eine schematische Zeichnung ergänzt, wenn der Vorbeifahrende nicht wirklich in der Lage ist, den seiner Aufmerksamkeit empfohlenen Punkt zu sehen, und sein Vergnügen daher allein aus dem Wissen schöpfen kann, daß er sich ganz in der Nähe befindet.“ (Augé 1979, S. 113 f.)

Derartige Texte negieren die Ortskundigkeit (sie machen lokale Information und Informanten überflüssig) und infiltrieren jeden Ort mit einer Nicht-Örtlichkeit, die ihrerseits eine Örtlichkeit des Passagieren, von und für Passagiere ist.

Jenseits von Augés kulturkritischen Ambitionen ist für ein nicht-ontologisches, medientheoretisches Ortsverständnis ausschlaggebend, die Differenz Orte/Nicht-Orte nicht klassifikatorisch zu verwenden; nicht so, als gäbe es irgendwo eine Ortskundigkeit, die alle Orte einzuteilen wüsste. Das wäre selbst eine hegemoniale Geste. Beim Medium der Örtlichkeit geht es um die Differenz selbst. Ort von jeder Form ist immer nur die eine Seite einer Zwei-Seiten-Form. Mit all seinen drei Mechanismen der Identität, der Relationalität und der Histo-

rizität verweist der Ort auf Bestimmungsleistungen, die vollständig *oder* unvollständig, zureichend *oder* unzureichend, maßvoll *oder* maßlos, kompetent *oder* inkompetent erbracht sein können. Genau in diesem Sinne ist Örtlichkeit informationsträchtig, informationsanfällig, informationsbedürftig; kann sie Überraschbarkeit inszenieren und so etwas wie Fremdheit institutionalisieren. Örtlichkeit bezeichnet die Einheit der Differenz von Orten und Nicht-Orten.

Das ganz Andere der Orte ist ganz woanders zu suchen. Es findet sich, wenn wir wieder zu de Certeau zurückgehen. Er kontrastiert das bereits zitierte „Gehen in der Stadt“ (bei ihm New York) mit dem panoptischen Blick von den Dachgeschossen des World Trade Centers, der eine eigene „Erotik“ erzeuge, gerade weil solch ein Blick von jeder Örtlichkeit und Teilhabe abspalte. Was das Medium der Örtlichkeit ausgrenzt, das ist die Territorialität, wie sie sich in Landkarten, Gebiets(-ein-)teilungen, Besitznahmen und Herrschaften, heute vor allem als Territorialstaatlichkeit zeigt. Kein Territorium ist ein Aggregat von Orten. Kein Ort ist eine Konkretion eines Territoriums.⁸ Territorialität ist eine Form von Raumbeobachtung, die quer steht zur Beobachtung durch Orte und Nicht-Orte und die gerade deshalb die Orte zu de-formieren vermag. Territorialität erzeugt einen eigenen Typus von Beobachtungen und Beobachtern. Der Territorialbeobachter ist kein sich bewegender Körper, sondern ein Fluchtpunkt, auf den hin Linien, Raster, Matrizen gezeichnet werden, um eine „Perspektive“ zu fixieren. Mit dem Territorialbeobachter gelangen wir in Foucaults Welt des Panoptismus.

Im Rahmen einer Medientheorie liefert Territorialität ein weiteres Element, um das Medium der Örtlichkeit zu bestimmen. Denn „hinter“ oder „in“ der Territorialität verbergen sich *andere Medien*, vor allem die Medien Macht, Recht, Eigentum und Geld; vermittelt über Amts-, Geschäfts- und Verkehrssprachen auch das Medium der Sprache. Soweit und sofern das Medium der Sprache *Vor-Schriften* hervorbringt, ist ihre Geltung in jedem Fall territorial bedingt – was sich am Schicksal der global gedachten Menschenrechte besonders deutlich ablesen lässt. Ebenso fungiert Territorialität als eine zentrale Operationalisierung der Erfolgsmedien Macht (Amtsbezirke), Recht (Lokalisierung der Rechtsprechung), Eigentum (an Grundstücken und Immobilien) und Geld (Gültigkeit von Währungen). In der modernen Welt kann Örtlichkeit weniger denn je als anthropologische Konstante begriffen werden. Sie muss sich in und gegen Territorialität realisieren, entdecken und erfinden. In diesem Sinne ist Örtlichkeit eine Kulturleistung mit einem *Bedarf* an Medialisierung. Man darf

8 Symptomatischer Fall: Wenn „hohe“ Politikerinnen und Politiker „Menschen“ wie Dich und mich treffen wollen, hat ein ganzes Heer von Vorbereiterinnen und Begleitern damit zu tun, die Begegnungsorte so einzurichten, dass die *Kamerabilder* glauben machen, die Orte seien nicht eigens für die Kameras und Mikrophone eingerichtet.

annehmen, dass die Videographie der Gesellschaft an dieser kulturellen Funktion teilhat. Die Frage ist nur: wie?

5. Fallbeispiel: Orte und Örtlichkeiten des Unterrichts

Im Sinne einer Exploration möchte ich einen Fall von Örtlichkeit herausgreifen, der zurück zum eingangs angezeigten kamera-ethnographischen Experiment führt. Es soll sich um den Ort von Schule, Unterricht, Lehren und Lernen handeln: das Schulzimmer respektive der Seminarraum in Einrichtungen der „höheren“ Bildung. Diese Fallauswahl hält gesellschaftstheoretische Generalisierungen insofern offen, als dass es sich bei Unterricht um die zentrale Interaktionsform des Funktionssystems der Erziehung handelt und die Analyse ihrer Örtlichkeit(-en) Vergleichsgesichtspunkte für die zentralen Interaktionsorte anderer Funktionssysteme (medizinische Untersuchungs- und Behandlungsräume, Gerichtssäle, Verkaufsstätten, Parlamente, usw.) bieten könnte.

Unterricht kann als bereits extensiv videographiert gelten, keineswegs nur durch Ethnologen und Soziologinnen, sondern ebenso durch Pädagogik, Didaktik respektive Erziehungswissenschaften (vgl. Petko et al. 2014; Moritz/Corsten 2018, S. 503–622) – und durch Schülerinnen und Schüler, wenn man ihre gelegentlichen oder heimlichen Unterrichtsvideos per Handyaufzeichnungen und etwaiger Gruppen-, Chat- und Plattformpublikation als Videographien gelten lässt. In bislang geringerem Umfang videographiert sich auch der Unterricht selbst, indem er Aufzeichnungen seiner Lehreinheiten, seiner Projektarbeiten und seiner Übungen in den Unterricht einspielen lässt (siehe beispielsweise <https://fliptheclassroom.de/schuelervideos-2/>). An der Heterogenität der Beispiele und nicht zuletzt an ihren normativ prekären Varianten ist bereits abzulesen, dass und wie die *Territorialität* wirkt und aktiv ausgegrenzt werden muss, um den Ort des Unterrichts für Aufzeichnungen zu erschließen. Jede *offizielle* Videographie bedarf zahlreicher Einwilligungen und Zustimmungen: durch die Lehrperson, die Schulleitung, die Eltern und Schülerinnen und Schüler. Die Videographie des Unterrichts ist von Geburt an „eingebettet“ in die Schulpflicht und das Recht auf Bildung, also in die Territorialitäten der Bildungspolitik – eine Voraussetzung und Einschränkung, die in den Videos selbst nicht zu sehen, sondern nur durch darauf spezialisierte Interpretationsarbeit „sichtbar“ zu machen ist.

Die professionelle Videographie meint, die Videos zeigten Lehr- und Lernprozesse. Sie setzt sich in der Forschung vornehmlich dafür ein, anhand videographierter Unterrichtsstunden die Kriterien „guten Unterrichts“ zu verfei-

nen und Skalen zu entwickeln, die von allen Kennern guten Unterrichts konsensuell gehandhabt werden können.⁹ Die Örtlichkeit des Unterrichts fungiert hier nur als Durchgangsmedium zur Etablierung von Messformaten, um die Forschung zum Lehrerhandeln an die territoriale Vermessung der Bildung à la OECD (PISA et al.) anzukoppeln (vgl. Brosziewski 2016). In der Aus- und Weiterbildung sowie im Coaching von Lehrpersonen wird die Videographie des (eigenen und fremden) Unterrichts als Mittel der Selbstreflexion angeboten. Praktisch entsteht eine Art Diskursplattform, auf der die jeweils gängigen Standards und Kriterien des Unterrichtens in unterschiedlichen Autoritätskonstellationen verhandelt werden. Videographien aus den „kritischen“ Disziplinen – zu denen neben Ethnographie und Soziologie auch etliche Ansätze der klassischen Pädagogik zu rechnen sind –, bringen in die Forschung und Reflexion ein, was in der Lehr-Lern-Fokussierung ausgeschlossen bleibt: Macht, soziale Ordnung, erzieherische Funktionen und die Eigensinnigkeiten der Subjekte.

Fraglos haben wir es also in unserem Fall von Videographie mit einem Medium der Kommunikation zu tun. Aber gilt denn auch die These, es handle sich um ein Medium der Örtlichkeit? Werden die Orte des Unterrichts nicht gerade unter der Last um Konsens streitender Interpretationsarbeiten zum Verschwinden gebracht? Anhand von zwei Aspekten lässt sich die These gleichwohl stützen.

1. Sowohl in der professionellen als auch in der kritischen Videographie nimmt die *Aktivität* der Schülerinnen und Schüler eine Schlüsselstellung ein, wenngleich ansatzbedingt mit jeweils eigenen Reflexionsintentionen. Einmal geht es eher darum, Lernen „sichtbar“ zu machen und den (pädagogisch längst vertrauten) Eigenanteil der „Lernenden“ zu dokumentieren. In der kritischen Variante geht es eher um die (pädagogisch ebenfalls vertrauten) Eigensinnigkeiten und Widerständigkeiten gegen pädagogische Ambitionen und institutionelle Vorgaben. Die Videographie kann nicht nur zeigen, *dass*, sondern auch, *wie* Schülerinnen und Schüler den Unterricht für ihre Zwecke und Motive (Liebesangelegenheiten zum Beispiel) umfunktionieren, ohne dabei notwendigerweise die institutionelle Ordnung zu desavouieren.

Aktivität wäre ohne ihren Gegenpol, die Passivität, nicht beobachtbar, schon gar nicht, wenn bei einer Mehrheit von Aktanten bestimmte Aktivitäten an zu ihnen passende Passivitäten geknüpft sind, das Sprechen beispielsweise an das Schweigen. Die Videographie zeigt beides in ihrem Zugleich. Sie zeigt die Differenz von Aktivität und Passivität, sodass sich die Videographie durch

9 Siehe zu diesen Verfahren und ihrem Konsensproblem Brunner (2018). Die Konsensprämisse verdeckt sich unter methodologischen Begriffen wie „hoch-inferente Beurteilung“ (Clausen et al. 2003) oder „Interrater-Reliabilität“ (Brunner 2013, S. 261).

beide Seiten führen lassen kann (sowohl in der Produktion als auch in der Rezeption). Einige der Sequenzen der DVD „Lernkörper“ (Mohn/Amann 2006) konzentrieren sich auf das Abwesendsein der Schülerinnen und Schüler in körperlicher Anwesenheit. Für die Medialisierungsthese ausschlaggebend ist, dass sich die Pluralität der Differenzen von Aktivität und Passivität nicht rolentheoretisch reduzieren und auflösen lässt. Es sind keineswegs die Aktivitäten der Lehrperson allein, die die Schüler in Passivität versetzen. Angesichts zahlreicher Aktivitäten der Schülerinnen und Schüler fallen auch zahlreiche Passivitäten der Lehrperson auf, die Dinge geschehen lässt, die von normativen Standpunkten aus nicht geschehen dürften. Kurzum: Jenseits des Rollenduals Lehrer/Schüler, das bislang allein die Sozialität des Unterrichts beschreibt, gelangt etwas *Drittes* in die Sicht, das den Unterricht reguliert. Dieses Dritte ist die Örtlichkeit im oben vorgestellten Sinne: das Gedächtnis des Raumes mit seinen Mechanismen der Identität, der Relation und der Historizität. Das wird in der videographischen Selbstreflexion auch zum Ausdruck gebracht, wenngleich in anderen Begrifflichkeiten. Im Umfeld der professionellen Videographie gewinnt der Begriff „Lernumgebung“ an Prominenz (Rummler 2014). Die kritische Videographie vernetzt sich mit den Diskursen um Materialitäten, Dinge, Körper und Praktiken und führt diesem Diskurs Evidenzen aus den Orten des Unterrichts zu (vgl. beispielsweise Pille/Alkemeyer 2016). Teilt man die Prämissen dieser Diskurse, dann müssten die Videos als gültige, streitentscheidende Beschreibungen der sozialen Wirklichkeit des Unterrichts begriffen werden, die durch keinen Schrifttext überboten werden könnten.

2. Den zweiten Hinweis auf das Medium der Örtlichkeit kann man einer Bewegung entnehmen, die dezidiert *ohne* den Ort des Unterrichts unterrichten will; man könnte auch sagen: die Unterricht in vollkommener Nicht-Örtlichkeit zu etablieren versucht. Angesprochen ist hiermit die Welt der Anleitungs-, Erklär- und Lehrvideos. Auf den einschlägigen YouTube-Kanälen bekommt man nur die Spitze dieses Eisbergs zu sehen. Die Bewegung hat längst auch klassische Institutionen der Schul-, Aus-, Fort- und Weiterbildung erfasst, den Sektor der Hochschulen inbegriffen, die längst auf eine videographische Parallelaufbereitung ihrer eigenen Angebote gefasst sein müssten (vgl. Knaus/Valentin 2017). Um ein der Soziologie naheliegendes Beispiel anzuführen: Auf Coursera, einer von „Top“-Universitäten und „Big Playern“ der Wirtschaft getragenen Plattform, bietet die Universität Amsterdam einen Kurs „Classical Sociological Theory“ an (<https://www.coursera.org/learn/classical-sociological-theory>): „Combined with small tests, based on the video’s and recommended readings, the participants will be encouraged to dive deeply into the complex texts and get familiar with classical sociological concepts that are still very relevant today.“ (107.568 Aufrufe und 41.650 Anmeldungen, Stand 05.12.2019, 11:34 Uhr) Im Bereich der grundbildenden Schulen hat die Plattform „sofatutor“ (mit den

Endungen .de, .ch und .at) nahezu den kompletten offiziellen Lehrplan ins Medium Video transformiert, für Deutschland, Schweiz und Österreich. In den Selbstempfehlungen dieser Videogattungen geht es um die Freiheiten des Adressaten, sich Lernort und Lernzeit selbst zu wählen und einzurichten.

Die systematische Frage ist, was im Vergleich zu den traditionellen Mitteln des Heim-/Fernstudiums oder im Konzert sonstiger „Tools“ des E-Learnings durch das Medium Video gewonnen wird. „Anschaulichkeit“ und „Leichtigkeit“ allein können es nicht sein, ist beides den anderen Medien ja nicht fremd und dem Medium Video auch nicht „per se“ mitgegeben. (Wie überall kommt es darauf an, wie und für wen es gemacht ist.) Die Funktionsfrage ist mithin offen und erlaubt eine Spekulation: Anleitungs-, Erklär- und Lehrvideos setzen dem Individualstudium die Mittel der Örtlichkeit hinzu, um ihre Lehren und Stoffe zu gestalten – selektiv, versteht sich, da eine Lehrgestaltung ohne aktives Publikum es ja erlaubt, die Orte des Unterrichts von ihren „besten“ Seiten her einzurichten und zu zeigen (zum Beispiel mit stets fröhlich-freundlich-lockeren Lehrern und Lernern).

Noch gibt es kein empirisches Projekt, das dieser These nachgegangen wäre, sie überprüft und konkretisiert hätte. Von daher muss vorläufig eine Impression genügen. Die Videoplattform „explainity.de“ bietet Erklärvideos zu einem breiten Themenspektrum unter Kategorien wie Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Gesundheit und Medizin an. Die Vielfalt der Themen korrespondiert mit einer äußerst reduktiven und redundanten Form der *Darstellung*, gerade gemessen am technisch Möglichen und vielerorts auch Realisierten des Mediums Video. „Gefilmt“ werden zwei Hände, die mit Zeichnungen, Figuren, Linien und Begriffen auf einem stilisierten Whiteboard agieren, dem elektronischen Nachfahren der klassischen Wandtafel – ein Ding, das den Ort des Unterrichts bezeichnet wie kein zweites Ding neben ihm (historisch: Oelkers 2012, S. 41–42; ethnographisch: Pille 2014, S. 144–150) und das seinerseits kaum einen anderen Ort hat als den Unterricht.

Im Vergleich zur Wandtafel lässt sich das Whiteboard nicht nur schneller „abwischen“ (Löschen auf Knopfdruck). Es bietet auch mehr als nur elektronische „Kreide“ zum Anschreiben. Es ist projektions- und kopierfähig (vgl. Maeder 2015, S. 148–149). Ungeachtet solcher technischen Differenzen erfüllen Wandtafel und Whiteboard die Funktion, die Örtlichkeit mit einer *Synchronizität des Zeichengebrauchs* zu versorgen, wie es sonst nur die mündlich vorgetragene Sprache kann.¹⁰ Das Anschreiben an der Tafel lässt Schrift unter den Bedingungen der Örtlichkeit erscheinen – ganz anders als das übliche Schreiben und Lesen, das individualisiert, selbst wenn alle im selben Raum gleichzei-

10 Siehe für weitere Praktiken gemeinsamen Zeigens in Unterrichtssituationen die videographische Studie Idel/Rabenstein (2013).

tig schreiben und lesen (beim Aufgabenlösen beispielsweise). Diese Eigenheit unterrichtsörtlichen Anschreibens nutzen die Explainity-Videos als grundgestalterisches Element ihrer Videos. Man findet formähnliche Verfahren des Anschreibens aber auch in zahlreichen sonstigen Anleitungs-, Erklär- und Lehrvideos.

6. Schluss

Bedingt durch die Rahmungen des Buches (technische wie editorische), endet mein Experimentalbeitrag hier. Am Fall des Ortes des Unterrichts wurde erprobt, ob und wie sich die Gesellschaft durch Videos neu zu beschreiben beginnt. Dass dieses Experiment nicht über einen Schrifttext hinausgelangt ist, belegt nur, dass die Soziologie bei diesem Trend ihrem Gegenstand bislang nicht hat folgen können. Ob sie ihn überhaupt einholen sollte, steht auf einem ganz anderen Blatt.

Literatur

- Alexander, Jeffrey/Smith, Philip (2001): The Strong Program in Cultural Sociology: Elements of a Structural Hermeneutics. In: Turner, Jonathan H. (Hrsg.): Handbook of Sociological Theory. New York: Springer, S. 135–150
- Augé, Marc (1979): Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Anthropologie der Einsamkeit. Frankfurt a. M.: Fischer
- Brosziewski, Achim (2016): Verunsicherungstechnologien im Lehrbetrieb – Grundzüge einer organisationssoziologischen Professionstheorie, mit einer Analyse zur statistischen Selbstbeobachtung des Bildungssystems. In: Leemann, Regula Julia/Imdorf, Christian/Powell, Justin J. W./Sertl, Michael (Hrsg.): Die Organisation von Bildung. Soziologische Analysen zu Schule, Berufsbildung, Hochschule und Weiterbildung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 89–107
- Brosziewski, Achim (2018): Digitality as a Medium of Communication. With a Focus on Organizations as Systems of Decision-making. In: Cybernetics and Human Knowing 25, H. 4, S. 41–57
- Brunner, Esther (2013): Innermathematisches Beweisen und Argumentieren in der Sekundarstufe 1. Mögliche Erklärungen für systematische Bearbeitungsunterschiede und leistungsförderliche Aspekte. Münster: Waxmann
- Brunner, Esther (2018): Qualität von Mathematikunterricht: Eine Frage der Perspektive. In: Journal für Mathematik-Didaktik 39, H. 2, S. 257–284
- Clausen, Marten/Reusser, Kurt/Klieme, Eckhard (2003): Unterrichtsqualität auf der Basis hoch-inferenter Unterrichtsbeurteilungen. In: Unterrichtswissenschaft. Zeitschrift für Lernforschung 31, H. 2, S. 122–144
- De Certeau, Michel (1988): Kunst des Handelns. Berlin: Merve

- Eichmair, Eva (2011): Wege – Wahrnehmungen – Wörter. Modi der Aneignung des städtischen Raumes zwischen Diskursivität und Performativität in deutschsprachigen Paristexten nach 1945. Dissertation. Wien: Universität Wien
- Geertz, Clifford (1983a): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Geertz, Clifford (1983b): Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: Geertz (1983a), S. 7–43
- Gross, Peter (1979): Gesprochenes Verschriften und Miteinanderreden beschreiben. In: Zeitschrift für Semiotik 1, H. 2–3, S. 153–159
- Haarkötter, Hektor/Wergen, Johanna (Hrsg.) (2019): Das YouTubeuniversum. Chancen und Disruptionen der Onlinevideo-Plattform in Theorie und Praxis. Wiesbaden: Springer VS
- Hahn, Alois (1993): Handschrift und Tätowierung. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hrsg.): Schrift. München: UTB, S. 201–217
- Idel, Till-Sebastian/Rabenstein, Kerstin (2013): „Sich als Zeigender zeigen“. Verschiebungen des Zeigens in Gesprächsformaten im individualisierenden Unterricht. In: ZISU – Zeitschrift für interpretative Schul- und Unterrichtsforschung 2, H. 1, S. 38–57
- Kittler, Friedrich (1986): Grammophon, Film, Typewriter. Berlin: Brinkmann & Bose
- Knaus, Thomas/Valentin, Katrin (2017): Video-Tutorials in der Hochschullehre. Hürden, Widerstände und Potentiale. In: Knaus, Thomas/Engel, Olga (Hrsg.): Wi(e)derstände. Digitaler Wandel in Bildungseinrichtungen. München: kopaed, S. 151–182
- Kurt, Ronald (2006): Be A Medium. Teaching and Learning Indian Classical Music. Dokumentarfilm mit deutschen Untertiteln, 45 Minuten. München: Allary Film TV & Media
- Kurt, Ronald/Pahl, Jessica (2016): Interkulturelles Verstehen in Schulen des Ruhrgebiets: Gemeinsam gleich und anders sein. Wiesbaden: Springer VS
- Luckmann, Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: Neidhardt, Friedhelm/Lepsius, M. Rainer/Weiß, Johannes (Hrsg.): Kultur und Gesellschaft. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 27., S. 191–211
- Luhmann, Niklas (1993): Die Form der Schrift. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hrsg.): Schrift. München: UTB, S. 349–366
- Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien. 2., erweiterte Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Maeder, Christoph (2015): Feldzugang im Spannungsfeld von technologischem Optimismus in der Schule und dem ethnographischen Blick. In: Pofel, Angelika/Reichert, Jo (Hrsg.): Wege ins Feld – Methodologische Aspekte des Feldzugangs. Essen: Oldib, S. 140–153
- Mohn, Elisabeth (2002): Filming Culture. Spielarten des Dokumentierens nach der Repräsentationskrise. Stuttgart: Lucius & Lucius
- Mohn, Bina Elisabeth (2013): Differenzen zeigender Ethnographie. Blickschneisen und Schnittstellen der Kamera-Ethnographie. In: Soziale Welt 64, H. 1–2, S. 171–189
- Mohn, Elisabeth/Amann, Klaus (2006): Lernkörper. Kamera-ethnographische Studien zum Schülerjob. DVD -video C 13 032. Göttingen: IWF Wissen und Medien
- Moritz, Christine/Corsten, Michael (Hrsg.) (2018): Handbuch Qualitative Videoanalyse. Wiesbaden: Springer VS
- Nohr, Rolf F. (2014): „Ich bin nackt.“ Wie Video im Film Unmittelbarkeit erzeugt und Geständnisse provoziert. In: Kirchmann, Kay/Ruchatz, Jens (Hrsg.): Medienreflexion im Film. Ein Handbuch. Bielefeld: transcript, S. 173–186

- Oelkers, Jürgen (2012): Die Historizität pädagogischer Gegenstände. In: Priem, Karin/König, Gudrun M./Casale, Rita (Hrsg.): Die Materialität der Erziehung. Kulturelle und soziale Aspekte pädagogischer Objekte. Zeitschrift für Pädagogik Beiheft 58. Weinheim: Beltz, S. 32–49
- Petko, Dominik/Prasse, Doreen/Reusser, Kurt (2014): Online-Plattformen für die Arbeit mit Unterrichtsvideos: Eine Übersicht. In: Beiträge zur Lehrerinnen- und Lehrerbildung 32, H. 2, S. 247–261
- Pille, Thomas (2014): Das Referendariat. Eine ethnographische Studie zu den Praktiken der Lehrerbildung. Bielefeld: transcript
- Pille, Thomas/Alkemeyer, Thomas (2016): Bindende Verflechtung. Zur Materialität und Körperlichkeit der Anerkennung im Alltag der Schule. In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik 92, H. 1, S. 170–194
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive ‚experimenteller Soziologie‘. In: Soziale Welt 50, H. 4, S. 363–372
- Poferl, Angelika (2014): Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. Zu den Voraussetzungen und Freiheiten einer nicht ganz einfachen Beziehung. In: Goethe-Institut (Hrsg.): Klima – Kunst – Kultur. Göttingen: Steidl, S. 16–25
- Reichertz, Jo (1992): Beschreiben oder Zeigen. Über das Verfassen ethnographischer Berichte. In: Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis 43, H. 3, S. 331–350
- Rummler, Klaus (Hrsg.) (2014): Lernräume gestalten – Bildungskontexte vielfältig denken. Münster: Waxmann
- Standke, Matthias (2011): Narrativität und Authentizität. Räumlichkeit in Tom Hoopers: Elizabeth I. In: Kästner, Alexander/Matzerath, Josef (Hrsg.): Mehr als Krieg und Leidenschaft: Die filmische Darstellung von Militär und Gesellschaft der Frühen Neuzeit. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam, S. 435–455
- Tuma, René (2017): Videoprofis im Alltag. Die kommunikative Vielfalt der Videoanalyse. Wiesbaden: Springer VS

Interpretative Gesellschaftsanalyse:

Zur Reziprozität von Praxis, Theorie und Methoden

Ulrike Froschauer und Manfred Lueger

1. Einführung

Bereits vor 20 Jahren hat Angelika Poferl in ihrem Beitrag zur Gesellschaft als Selbstversuch auf die Notwendigkeit hingewiesen, auf die sich rasant ändernden „Bedingungen und Erscheinungsformen gesellschaftlicher Wirklichkeit“ auch im Rahmen der Soziologie zu reagieren (Poferl 1999, S. 363). Gerade die Aktualität der weltweiten Corona-Pandemie und die damit einhergehenden massiven gesellschaftlichen Veränderungen, die alle Bereiche von der Wissenschaft bis hin zu Wirtschaft, Bildung, das Rechtssystem oder die Politik erfassen, rufen die Aktualität dieses Befundes nur allzu deutlich in Erinnerung. Plötzlich wird das Argument, Leben zu retten, zum Legitimationsfaktor für viele politische Entscheidungen, wie etwa die Einschränkung bürgerlicher Freiheiten in Form von Ausgangsbeschränkungen, Distanzregeln, Mund- und Nasenschutz oder Betriebsschließungen. Es ist erschreckend, wie gerade in Krisenzeiten Daten bedenken- und kritiklos verwendet und daraus gezogene Schlussfolgerungen als wissenschaftlich im Sinne einer evidenzbasierten Politik dargestellt werden können. Selbst Qualitätsmedien sind nur langsam aus der Schockstarre erwacht, weil Kritik schnell als falsch, unwissenschaftlich, verunsichernd und daher als gemeingefährlich (und schnell als „Fake-News“) denunziert wird.

Dahinter steckt der Kampf um Deutungshoheit und damit das Schlagen von Blickschneisen, welche die Sicht auf gesellschaftliche Ereignisse lenken, Wirklichkeit dadurch mitgestalten und Handlungsweisen sowie mit diesen einhergehende Beziehungen beeinflussen. So ändern sich im Zuge dessen gesellschaftliche Rahmenbedingungen sowie die Vorstellungen von der Welt und was in ihr vor sich geht: Im Fall der Inszenierung der Bedrohung durch einen Virus umfasst das die als wahrscheinlich angenommenen Bedrohungsszenarien, die Legitimität der Einschränkung von Rechten, die Forderung nach Pflichten, die Ächtung abweichender Meinungen, die zwangsweise Abschottung schützenswerter Personengruppen, die Einführung von Überwachungssoftware und Big Data Analysen – aber auch Sprache und Sinnzuweisungen. Wer früher eine Maske trug, wurde in Österreich nach dem Vermummungs-

verbot bestraft (eine Maßnahme, die als Schutz muslimischer Frauen aber auch gegen anonyme Demonstrant*innen argumentiert wurde), wer in der Corona-Krise eine trägt, rettet Leben; wer keine Schutzmaske trägt, gefährdet Menschenleben.

Soziologie übernimmt in Hinblick auf die Reflexion gesellschaftlicher Phänomene und sozialer Handlungsweisen eine zentrale Rolle. Nicht nur reflektiert sie den gesellschaftlichen Alltag aus einer kritischen Distanz heraus, sondern versucht auch, den damit verbundenen Wandel, seine Bedingungen und Folgen zu verstehen. Dafür muss sie das Alltagsverständnis gegen den Strich bürsten, multiperspektivisch die verschiedenen Sichtweisen in ihrer inneren Logik und Rationalität erkunden, dabei das Beobachtete und die verschiedenen Interpretationsvarianten radikal hinterfragen und sich vor einseitigen Vereinnahmungsversuchen hüten. Dafür braucht es ein theoretisches und methodisches Repertoire, das Analysen für Veränderungen in der Gesellschaft sensibilisiert und entsprechende empirische Analysen flexibel an den Gegenstandsbereich und dessen Entwicklungen anpasst. Soziologische Kritik bezieht sich deshalb nicht nur auf die beobachtete Gesellschaft, sondern auch selbstreflexiv auf die Generierung von Theorievorstellungen und deren Voraussetzungen.

In diesem Sinne befassen sich die folgenden Ausführungen zuerst mit der Bedeutung von Wandel in soziologischen Zeitdiagnosen, um dann auf die methodologische Bedeutung von Prozessen einzugehen und diese anschließend auf die Anforderungen an empirische Analysen umzulegen.

2. Gesellschaft im Wandel: zeitdiagnostische Perspektiven

Lenkt man im ersten Schritt die Aufmerksamkeit auf soziologisch orientierte Gesellschaftsdiagnosen, so rücken diese verschiedenen Facetten moderner Gesellschaften in den Fokus und reichen von der Betroffenheit der Menschen bis hin zu globalen Entwicklungen. Aber diese Theorieperspektiven isolieren nicht verschiedene Ebenen der Betrachtung, sondern zeigen vielmehr deren Verflechtung. Wandel durchzieht von den soziologischen Klassikern bis heute die Literatur, auch weil sich gegenwärtige Gesellschaft nur aus ihrer Herkunft verstehen lässt. Deshalb thematisiert etwa Weber (1980) immer wieder die Gewordenheit von sozialen Beziehungen, sieht Handeln in seinen Abläufen und Wirkungen oder analysiert legale Herrschaft vor dem Hintergrund der Feudalgesellschaft. Marx und Engels (1972) wiederum untersuchen den Kapitalismus im Kontext einer dialektischen Geschichtsauffassung, die auf konfliktären oder auch revolutionären Prozessen als Motor der Geschichte aufbaut, worauf sie eindringlich schon im Manifest der Kommunistischen Partei gleich am Beginn der Ausführungen zum Verhältnis zwischen Bourgeois und Proletarier hinweisen.

In den neueren Zeitdiagnosen befasst sich etwa Sennett (2009) in seinen Ausführungen zum flexiblen Menschen mit den Zumutungen der kapitalistischen Gesellschaft für die arbeitenden Menschen. Dieser kann sich nicht mehr auf langfristige Perspektiven verlassen, sondern soll sein Potential eigenverantwortlich, mobil und kompetent einsetzen. Führungskräfte müssen bereit sein, das Geschaffene im Bedarfsfall zu zerstören, um Neuerungen Platz zu machen. Altes gilt als problematisch, Neues erhält einen Vertrauensvorschluss, was Veränderung bisweilen zum Selbstzweck macht. Waren die alten Konformisten noch gut vorhersehbar, reagieren die neuen rasch auf jede Veränderung und neue Anforderungen. Dabei sollten alle so tun, als ob sie sich gegenseitig unterstützen und keine Konkurrent*innen wären. Kooperation wird zur Maske auf der Vorderbühne, in der nach außen Freundlichkeit und Entgegenkommen signalisiert wird: Der Druck kommt nicht mehr von oben, sondern von den Kolleg*innen. Risiken werden auf die Individuen abgewälzt, die im Zweifelsfall wegrationalisiert und durch Automatisierung ersetzt werden. Das Arbeitsleben wird zum angepassten Dahintreiben im Meer kapitalistischer Anforderungen, in dem alle bereit sein sollten, ihren Wohnort zu wechseln, sich jederzeit in ihren Fähigkeiten anzupassen und auf Beständigkeit zu verzichten – mit gravierenden Folgen für soziale Bindungen und das Privatleben insgesamt. Das fragmentiert Lebensgeschichten und durchzieht den bisweilen im Erfolgsfall erlangten Wohlstand mit Verlustängsten.

Auch bei Bauman (2009) findet sich eine ähnliche Argumentationsfigur: Er schreibt über die Auflösung dauerhafter Strukturen, die Aufteilung des Arbeitslebens in einzelne Abschnitte, geschwächte Sicherheitsnetze, zersetzte Solidarität in der Gesellschaft oder die Machtdiffusion in undurchschaubare Netzwerke, welche im globalen Raum entschwinden. Langfristiges Denken kollabiert zusehends, wobei ausgedientes Wissen schnell vergessen wird und Risiken des Wandels auf die Schultern der Individuen geladen werden. Er sieht ein Zeitalter der Unsicherheit, in dem eine sichere und verlässliche Welt Träumer*innen vorbehalten bleibt und der gemeinsame Fortschritt durch das individuelle Überleben ersetzt wird. Die Menschen leben in einer Illusion der Freiheit, in der jeder Mensch seinen Platz in der Gesellschaft eigenverantwortlich bestimmen kann, wenngleich auf dem Siegerpodest nicht alle Platz haben. Kluge Entscheidungen und der eigene Wille zum Erfolg erweisen sich als unzureichend, wenn die erforderlichen Mittel fehlen (vgl. Bauman 2000).

Neckel sieht eine „Rastlosigkeit in der ökonomischen und sozialen Selbstbehauptung“, die kein Innehalten erlaubt, in der Leistung, Wettbewerb und Erfolg entscheidende Eckpfeiler bilden (vgl. Neckel 2020, S. 306). Andere werden in diesem Wettstreit zu potenziellen Konkurrent*innen. Für ihn ist die Gesellschaft eine Wettbewerbsgesellschaft und dringt damit unter die von Sennett (2009) angeführte oberflächliche Kooperation vor. Zudem sieht er Leistung und Erfolg immer stärker entkoppelt, sodass steigende Anforderungen, festge-

legt in Zielvereinbarungen und in Evaluierungen kontrolliert, jedoch keineswegs durch materielle oder immaterielle Wertschätzung vergütet werden. Menschen stehen im permanenten Vergleich, der Gewinner*innen und Verlierer*innen produziert und ständig zu neuen Leistungssteigerungen ermuntert, aber in dem die Erfolge immer nur kurzfristig zählen. So wird Leistung bis zur Erschöpfung vorangetrieben. Deshalb ist Burnout kein individuelles Problem, sondern ein gesellschaftliches, bei dem die Betroffenen zu Symptomträger*innen werden, die auf eine selbstzerstörerische Weise versuchen, unrealistischen Erwartungen gerecht zu werden und daran scheitern (siehe die Beiträge in Neckel/Wagner 2013).

Diese umfassende Konkurrenz korrespondiert mit einer sich ausweitenden sozialen Ungleichheit, wie sie in der Ökonomie Piketty (2014) in seiner Kapitalismusstudie eindringlich beschreibt. Macht und Reichtum konzentrieren sich immer stärker auf eine Elite. Reich und mächtig wird man aber nicht durch eigene Arbeit, sondern durch Ausbeutung der Arbeit anderer. Dabei helfen die Staaten tatkräftig mit, wenn sie infolge des Standortwettbewerbs großen Unternehmen Steuererleichterungen gewähren und Vermögenssteuern gering halten. Globalisierung hilft, die Löhne zu minimieren und Produktionsstätten dorthin zu verlagern, wo billige Arbeitskräfte verfügbar sind und der Schutz und die Rechte der Arbeitnehmer*innen wenig zählen. Dass man dabei bei den Ärmsten gerne spart, ist dabei nur eine Randnotiz.

Beck (1986) nähert sich der Moderne unter dem Eindruck großer, von Menschen verursachter Katastrophen an und beschreibt die mit der vergesellschafteten Natur einhergehende Vergesellschaftung der Naturzerstörung sowie das damit verbundene Risiko. Für ihn verwandelt sich die Industriegesellschaft in eine andere gesellschaftliche Gestalt. Im Zuge dessen analysiert er ebenfalls die Flexibilisierung von Arbeit, die Enttraditionalisierung und Individualisierung. Sie durchdringen alle Bereiche des Lebens und gehen mit einer Verschiebung des Verhältnisses zwischen Individuen und Gesellschaft oder auch zwischen Wahlmöglichkeiten und Zwängen einher.

Was alle Gesellschaftsdiagnosen vereint, ist der Wandel, den Rosa (2005, S. 124 ff.) nochmals als Beschleunigung überhöht, wobei er drei miteinander verbundene Dimensionen der Beschleunigung in das Zentrum seiner Betrachtungen rückt: die technische Beschleunigung, welche sich nicht nur in der Fortbewegungsgeschwindigkeit und in der Kommunikation über weite Distanzen äußert, sondern sich auch in den rasanten Entwicklungen in den Produktionstechnologien niederschlägt, wie sie im Kontext von Industrie 4.0 propagiert werden; die Beschleunigung sozialen Wandels als erhöhtes Tempo in der Reorganisation von Arbeitsprozessen oder als Verkürzung der Gültigkeit von Parteiprogrammen, was sich im schnelleren Verfallsdatum von Handlungserfahrungen und Erwartungen manifestiert; die Beschleunigung des Lebenstempos als Ereignisbeschleunigung und -verdichtung in den Zeiteinheiten, welche Zeit-

ressourcen permanent verknappen. Diese Beschleunigung steigert die Ungewissheit aufgrund der Tendenzen zur Auflösung festgefügtter Strukturen und stabiler Erwartungshorizonte. Hingegen fördert sie situative Identitäten und mündet in politische Prozesse, in denen nicht Langfristigkeit oder sorgsame Aushandlungen wichtig sind, sondern schnelle Anpassung an momentane Erfordernisse.

Manche haben versucht, Veränderung als gesellschaftliches Basisphänomen mit der Entwicklung der idealen Gesellschaft zu stoppen: So haben Platon (Der Staat; Platon 2017), Morus (Utopia), Bacon (Neu-Atlantis) oder Campanella (Sonnenstadt) ihre wohlmeinenden Utopien entwickelt (siehe dazu Heinisch 1960). Aus heutiger Sicht erinnern diese Fantasien wohl mehr an ein Pandämonium als an ein Paradies und man kann froh sein, dass gesellschaftlicher Wandel nicht auf diese Weise zum Ende gebracht werden kann, auch wenn dieser nicht immer Fortschritt oder Wohlstand hervorbringt, sondern auch Zerstörung, Armut, Tod und soziale Ungleichheit. Globalisierung beschert uns fantastische Technologien und den Kontakt zu unterschiedlichsten Kulturen. Das trägt zur Erhöhung der Lebensqualität bei, aber auch zu massiven Beeinträchtigungen. Es ist die Aufgabe der Soziologie, die Komplexität der gesellschaftlichen Prozesse zu untersuchen, um zu verstehen, wie sich die Verteilung etwa von Vorzügen und Lasten, von Gesundheit und Krankheit, von Mitteln zur Bewältigung der Alltagsanforderungen, von Bildung, Vermögen, Macht oder auch den Rechtszugriffen verändert und unter welchen Bedingungen sich damit die Lebenschancen auf welche Weise für welche Gruppen verändern. Das sind geschichtliche Prozesse, deren Dynamik man in soziologischen Analysen einfangen muss.

3. Prozesse – methodologisch betrachtet

Untersucht man Gesellschaft, so zeigt sich Strukturierung immer als emergentes Phänomen, das sich von der Zeitdimension nicht isolieren lässt (vgl. Lueger 2001, S. 137 ff.). Stabilität ist auf diese Weise eine identische Reproduktion von Ereignissen, während Wandel als nichtidentische Reproduktion (kontinuierlicher Wandel) oder Transformationsleistung (radikaler Wandel) verstanden werden kann. Damit sind Strukturen und Ereignisse niemals geschichtslos, sondern nur vor dem Hintergrund ihrer Herkunft und ihrer Zukunft zu verstehen. Identifiziert man also eine Routine oder ein Muster, so ist nicht so sehr die Routine oder das Muster an sich von Interesse, sondern vor welchem Hintergrund sich diese entwickeln und stabilisieren konnten sowie welche Folgen daraus resultieren. Zeit bleibt in der Analyse unsichtbar, lässt sich aber über die im Zuge der Analyse erfolgte Temporalisierung des Beobachteten in den Blick rücken. Auch die oben angeführten Gesellschaftsdiagnosen sind relationale

Betrachtungen vor einem Geschichtshintergrund, welche Bewegung als Differenz beschreiben. Bewegung und Veränderung ist eine Konstruktion aus den Beobachtungen, die über mehrere Beobachtungszeitpunkte hinweg der Objektpermanenz widersprechen. Aber das bleibt eine statische Betrachtung von Veränderung: Eine dynamische Perspektive geht darüber hinaus, indem sie sich damit befasst, was diese Veränderung provoziert und lenkt, konzentriert sich daher (a) auf Entwicklungskräfte als Auslöser von Differenzen, (b) auf die Logik und jene Regeln, nach denen sich dieser Prozess vollzieht, und (c) das Erkenntnisobjekt, das im Zeitverlauf in Hinblick auf seine potenzielle Stabilität bzw. Variabilität betrachtet wird (vgl. Frank/Lueger 1995). Aus methodologischer Perspektive ist ein festgestellter Sachverhalt, ein Artefakt, eine Handlung oder ein beliebiges Ereignis an sich für die Soziologie nicht von Interesse. Jedoch werden diese interessant, wenn sie in Verbindung mit einem zeitlichen, sozialen und sachlichen Arrangement analysiert werden. Deshalb wird beispielsweise bei jeder Analyse von Artefakten, also von Menschen hergestellten Dingen, gefragt, warum es diese gibt, wie sie hergestellt wurden, wie sie verwendet werden und wie sie die künftigen Bedingungen für das individuelle und soziale Leben modifizieren (vgl. Lueger/Froschauer 2018, S. 52 ff.).

Das dahinter stehende Verständnis berücksichtigt auf methodologischer Ebene mehrere Aspekte (vgl. Lueger 2001, S. 141 ff.):

- Beobachtungen erfolgen immer in der jeweiligen, permanent entweichenden Gegenwart, weshalb immer nur kurze Veränderungen als durchgängig beobachtete Zeiträume unmittelbar einbezogen werden können, weitere Zeitbezüge jedoch erst in die Gegenwart konstruktiv hereingeholt werden müssen.
- Für dieses Hereinholen der Vergangenheit in die Gegenwart erfordert es Anhaltspunkte. Das können etwa materialisierte Spuren der Vergangenheit sein (wie etwa Knochenfragmente in der Archäologie, Tatspuren für Kriminalist*innen oder einfach bereits bestehende Gegenstände). Das können aber auch Erfahrungen oder Erzählungen bzw. Aufzeichnungen als erinnerte Vergangenheit sein. Während die Vergangenheit nicht beeinflussbar ist, ist es dieses Hereinholen der Geschichte schon und unterliegt möglicherweise selbst einem zeitlichen Wandel in der kognitiven Bearbeitung. Deshalb ist in der Vergangenheit generiertes Wissen grundsätzlich kritisch zu hinterfragen, weil sich sowohl die Bedingungen zur Genese dieses Wissens als auch zu dessen Anwendung auf konkrete Phänomene verändert haben können.
- Mit Blick auf die Zukunft wiederum geht es um eine Antizipation einer prinzipiell oder empirisch wahrscheinlichen bzw. möglichen künftigen Gegenwart. Diese vorweggenommene imaginierte Aktualisierung ist dabei

immer auf Bedingungen und das Wissen der Gegenwart bezogen, wobei Zukunftsvorstellungen auch die Gegenwart (etwa Planungen und Entscheidungen) beeinflussen können. Um Gesellschaft zu verstehen, insbesondere die Begründungen von Handlungsweisen, ist es also wichtig zu erkennen, welche Folgen dabei vergegenwärtigt werden, weil jede Handlungskoordination letztlich auf Zukunftsantizipation beruht. Eine Analyse ohne Einbezug dieser imaginierten Zukunft wäre daher unvollständig.

- Vergangenheit und Zukunft sind für die Soziologie nicht Fakten, sondern retrospektive und prospektive Konstruktionen, die mit Wahrscheinlichkeiten operieren und auf der Basis des Beobachtbaren auf ihre Plausibilität und Tauglichkeit geprüft werden. Dabei spielen der Sinnhorizont des Denkbaren bzw. die Grenze zum Undenkbaren und damit zum Unbekannten, sowie die Differenz zwischen dem Unmöglichen (aber Denkbaren) und dem Möglichen oder, enger gefasst, dem Wahrscheinlichen eine entscheidende Rolle, weil dadurch der Alternativenraum der Interpretation innerhalb des Zeithorizonts zwischen den Spuren und Erinnerungen des Vergangenen und den Erwartungen des Künftigen in der Gegenwart verdichtet wird. Gegenwartsanalysen sind folglich immer Analysen, die zwar auf aktuellen Beobachtungen beruhen, aber die Wandelbarkeit und die Dynamik berücksichtigen müssen. In der Vergangenheit finden sich daher die Grundlagen für die Gegenwart und in der Zukunft die Orientierungen für sinnvolles Agieren.
- Die Geschwindigkeit des Wandels ist dabei aus interpretativer Sicht weder eine rein objektive noch eine rein subjektive Größe, sondern hängt von der Zeitvariabilität ab, die von verschiedenen Faktoren bestimmt wird: Die Einbettung von Zeithorizonten in einen gesellschaftlichen Kontext, wie etwa die Vorstellung von Lebensperspektiven und Planungshorizonten, die berufliche Situation, die sich öffnenden und schließenden Möglichkeitsfenster im Zeitverlauf oder auch der Lebensrhythmus in einem sozialen Milieu. Insofern entwickeln ganze Kulturen, aber auch spezifische soziale Gruppen ein eigenes Zeitverständnis. In dieses Zeitverständnis sind daher die historisch-konkrete Situation oder die mit Ereignissen verbundene Emotionalität einzubeziehen, welche etwa das Zeiterleben im biographischen Verlauf selektiv verlangsamten oder beschleunigen und unterschiedliche Handlungsorientierungen provozieren. Redet man von Beschleunigung, so stellt sich sofort die Frage, für wen in Hinblick worauf oder unter welchen Bedingungen diese stattfindet. In der Ethnographie spielen daher Lebensrhythmen eine wichtige Rolle, die etwa durch Jahreszeiten (etwa in der Landwirtschaft), durch Koordinationsanforderungen (etwa im öffentlichen Verkehr), durch Gesetze (wie Öffnungszeiten) oder die Trennung von Berufs- und Privatleben (etwa Wegzeiten und Arbeitsanforderungen) beeinflusst sind.

Das zweite Fundament neben der grundsätzlichen zeitlichen Verankerung soziologischer Analyse sind die spezifischen Folgen aus der Unausweichlichkeit von Wandel. Das ist nicht einfach das Streben nach Veränderung oder eine natürliche Entwicklung, sondern in einigen Entwicklungsprinzipien verankert (vgl. Lueger/Froschauer 2015, S. 29 ff.):

- Ereignisse und Handlungen sind nicht isoliert zu verstehen, sondern sind permanent als Ereignisketten zu Prozessen verknüpft. Solche Ereignisketten überkreuzen sich an bestimmten, vorgesehenen Punkten (etwa wenn sich Personen in einer Besprechung begegnen oder eine Lieferung im Unternehmen eintrifft). Allerdings finden hier permanent Kontinuitätsbrüche statt, weil entweder erwartete Überkreuzungen nicht stattfinden (wenn etwa eine Person nicht zu einem Treffen erscheint oder eine Produktionskette unterbrochen wird) oder wenn sich zwei unabhängige Ereignisketten überraschend kreuzen (etwa bei einem Unfall, bei dem zwei Fahrzeuge zusammenstoßen). Beide Fälle greifen in die alltäglichen Routinen ein und verändern im Zuge ihrer Bewältigung soziale Prozesse. Interpretative Forschung muss sich deshalb nicht nur mit den Routinen in einer Gesellschaft befassen, sondern mit den Zufälligkeiten und in der Folge mit den Umgangsformen mit diesen Irregularitäten und jenen Regeln, die zu deren Bewältigung etabliert werden (z. B. Notfalldienste).
- Aber selbst wenn man alle Ereignisse und Handlungen wie zuverlässige Maschinen kontrollieren könnte, bleibt das Kontingenzzproblem erhalten. Erwartungen als unbestätigte Annahmen über künftige Ereignisse können immer enttäuscht werden, was alle Beteiligten wissen (doppelte Kontingenz; vgl. Luhmann 1984, S. 148 ff.). Selbst in regulierten sozialen Kontexten ist man immer mit der individuellen Ausgestaltung des Handelns konfrontiert, wobei sich die verschiedenen in einer sozialen Situation Involvierten einerseits von den Handlungen anderer leiten lassen und andererseits versuchen, diese Handlungen zu modifizieren (etwa in Machtbeziehungen) oder einfach darauf reagieren – auch mit überraschenden Effekten. Insofern ist es für empirische Analysen von Interesse, wie Menschen ihre sozialen Interaktionen organisieren, wie sie versuchen, diese zu stabilisieren oder zu verändern und welche nichtintendierten Folgen dabei auftreten.
- Nun könnte man meinen, dass Kommunikation hilft, die Kontrolle zu erlangen, was im Alltag auch der Fall ist. Nur ist Kommunikation lückenkonfiguriert (vgl. Fuchs 1993, S. 38 ff.), was bedeutet, dass es nicht um die Übertragung von Informationen geht, sondern um das Erzeugen von Wirkung, die in der Interpretation kommunikativer Akte liegt (vgl. Reichertz 2009). Wie jemand eine Botschaft auffasst, bestimmt nicht diejenige Person, die sie in die Welt gesetzt hat, sondern diejenige, welche diese interpretiert und damit in ihre Sicht- und Handlungsweisen einbaut. Deshalb bleibt

kommunikative Verständigung (egal ob mit Gesten, Schrift oder Symbolen) immer ein Stück weit inhaltlich unbestimmt und interpretationsbedürftig, auch wenn man sich noch so sehr um Klarheit bemühen mag. Interpretative Sozialforschung kann sich nicht darauf verlassen, dass Mitteilungen Sachverhalte objektiv präsentieren, sondern muss deren Perspektivität und die möglicherweise dahinterstehenden Interessen mitreflektieren und auch einbeziehen, wie Involvierte oder Unbeteiligte darauf reagieren (das gilt auch für Wissenschaft). Deshalb sind Narrationsstrukturen, also wie sich Geschichten ausbreiten und sich dabei verändern, ein entscheidender Aspekt interpretativer Forschung (vgl. Lueger 2020).

- Gesellschaft kann grundsätzlich nicht als Ansammlung von Individuen verstanden werden, die ihre Handlungen individuell ausrichten, sondern als interdependentes Zusammenspiel verschiedener Personen mit möglicherweise unterschiedlichen Wahrnehmungsweisen, Interessen oder Handlungsstrategien, die zudem über unterschiedliche Mittel verfügen, um mit den Herausforderungen im sozialen Kontext fertig zu werden bzw. um andere auch gegen Widerstand Handlungsweisen aufzudrängen. Entscheidend für das Verständnis sind demzufolge nicht die Positionen der einzelnen Personen, sondern deren wechselseitigen Abhängigkeiten in einem spezifischen situativen Arrangement. Dabei braucht es keine gemeinsame Situationsdefinition und auch keine kollektive Zielvorstellung, um eine Kooperation oder Ordnung entstehen zu lassen. Man muss sich nur über die eigene Abhängigkeit von den Handlungen anderer bewusst sein, bestimmte Aspekte des Handelns anderer vorhersagen können und wissen, dass man für das Erreichen der eigenen Ziele Anderer bedarf. Somit müssen Arbeitgeber*innen und Arbeitnehmer*innen keineswegs dieselben Interessen verfolgen, um eine Arbeitskooperation herzustellen und Ordnung in einer Stadt ist nicht darauf angewiesen, dass alle eine kollektiv geteilte Vorstellung über die Stadt haben. Jedoch erweist sich diese Ordnung als brüchig, weil sich permanent neue Interdependenzkonstellationen ergeben, welche die Ordnung mehr oder weniger rasant verändern. Einzubeziehen ist hier, dass etwa Entscheider*innen nicht die Entscheidungsfolgen kontrollieren und sich auch Widerstand festsetzen kann. In soziologischen Studien ist es folglich unerlässlich, diese Eigendynamik zu erkunden, die sich von den Intentionen der Beteiligten ablöst.

In Verbindung mit dem Zeitverständnis lassen sich gesellschaftliche Prozesse schon deshalb nicht aufhalten, weil Menschen permanent Neues in die Gesellschaft einfügen und damit unentwegt die Rahmenbedingungen des sozialen Lebens umstrukturieren: Wir bauen Straßen, Häuser und technische Geräte, verbessern medizinische Behandlung, treffen Entscheidungen, schreiben Bücher, informieren uns im Internet und verfassen Dokumente und Gesetzestexte

und etablieren neue Regeln im Umgang miteinander. Das hält die Welt in Bewegung und erzeugt immer wieder Ungewissheit. Soziologie muss folglich diese Bewegung in ihren Analysen und auch in der Angemessenheit methodischer Vorgangsweisen berücksichtigen, um ein empirisch fundiertes Theoriewissen ausbilden zu können.

4. Zur Gegenstandsangemessenheit soziologischer Analysen

Aus den obigen Ausführungen wird deutlich, dass es für das Verstehen von Gesellschaft nicht reicht, verfügbare Theorien auf die soziale Wirklichkeit umzulegen und zu prüfen, sondern es ist entscheidend, sich dem Gegenstandsbe- reich auf eine Weise anzunähern, die diesem gerecht wird. Allerdings ist das Wissenschaftssystem weitgehend konservativ angelegt, indem es sich an der Schaffung verlässlicher Erkenntnisse unter Berücksichtigung etablierter wissen- schaftlicher Standards als Qualitätskriterien orientiert. Das Problem ist die Kontrolle von Unsicherheit in wissenschaftlichen Analysen, die anhand ver- schiedener Qualitätsparameter überprüft werden. In Begutachtungsverfahren zählen dazu etwa: die wissenschaftlichen Beobachtungsinstrumente zur Auf- nahme von Umweltkomplexität, um nicht jedes Material in das Wissenschafts- system zu transferieren; die Regelung der Aufnahme von Umweltkomplexität, damit nicht jede beliebige Vorgangsweise Wissenschaftlichkeit beanspruchen kann; die normativen Regeln der Reduktion von Umweltkomplexität, welche die zulässige Verarbeitung und Interpretation des Materials bestimmen; aber auch die Akzeptanzregeln von Erkenntnissen, welche die Glaubwürdigkeit von Wissen regulieren und dadurch dessen Verbreitung etwa über Publikationen beeinflussen. Das setzt Grenzen in Hinblick auf sich wandelnde Erkenntnisfel- der und verhindert qualitative Sprünge im Erkenntnisprozess, weil die Aus- richtung in der Regel entlang des bereits wissenschaftlich akzeptierten Wissens, an den für einen Gegenstandsbereich üblichen Theorieperspektiven sowie den entsprechenden typischen methodischen Vorgangsweisen erfolgt. Die von Kuhn (1976) angesprochenen wissenschaftlichen Revolutionen mit ihren Transformationsleistungen werden auf diese Weise unterbunden, während sich traditionelle Forschung auf die Erweiterung und Präzisierung des bisherigen Wissens konzentriert.

Versucht man eine sich permanent wandelnde Gesellschaft zu erkunden, ist es nötig, die jeweils fokussierten Bereiche der sozialen Welt unabhängig von verfügbaren Erklärungsansätzen zu erkunden. Interpretative Sozialforschung temporalisiert ihren Gegenstandsbereich und nähert sich diesem von verschie- denen Seiten, um die aus der Multiperspektivität resultierenden Analysepoten- ziale zu nutzen. Sie schlägt damit einen Weg ein, der Erkenntnisgrenzen erwei- tert, ohne die Wissenschaft zu verlassen. Dabei stellt sich die Frage, wie der Er-

kenntnisgewinn in der interpretativen Soziologie angelegt ist. Folgende Aspekte sind hier besonders herauszuheben, wobei es darum geht, den wissenschaftlichen Lernprozess so zu gestalten, dass er nicht nur Neues in den Blick bringt, sondern dieses Neue auch prüft (vgl. Lueger/Keßler 2009):

- Auslöser von Lernprozessen sind Irritationen als Enttäuschungen von Erwartungsstrukturen, welche Sinnstrukturen in Frage stellen. Das löst einen Selbstregulationsprozess zur Kompensation dieser Störungen aus, der in der Wissenschaft systematisiert wird, um die Verlässlichkeit der neuen Ordnung zu sichern. Folglich ist es entscheidend, im Prozess empirischer Sozialforschung und im Zuge der Theorieentwicklung systematisch solche Irritationen auszulösen, indem man verfügbares Wissen in Zweifel zieht.
- Damit eine Irritation entstehen kann, muss sie erst beobachtet werden, was eine entsprechende Sensibilität für Irritationen erfordert. Genaugenommen werden Irritationen nicht von außen in ein beobachtendes System (etwa wissenschaftliche Forschung) hineingetragen, sondern sie werden im System selbst erzeugt: durch Fremdbeobachtung, wenn ein Widerspruch zum Erwarteten konstatiert wird, was gerade in einer sich wandelnden Gesellschaft wahrscheinlich ist; durch Selbstbeobachtung, indem man etwas scheinbar Selbstverständliches oder das eigene Theoriewissen in Zweifel zieht und die Möglichkeit von Alternativen in den Raum stellt. Interpretative Forschung lässt sich nicht nur durch Außenbeobachtung anregen, sondern stellt grundsätzlich verfügbares Wissen zur Disposition.
- Störungen sollten demnach nicht vorschnell aus der Analyse eliminiert werden (etwa durch schnelle Assimilation in ein verfügbares Theoriegebäude) oder durch schnelle Grenzziehung (etwa Eingrenzung der Thematik, wie dies in der Hypothesenprüfung der Fall ist). Als Motor der Analyse sollten sie aufgegriffen und kritisch in Hinblick auf ihre Bedeutung diskutiert werden. Radikale Innovationen bedürfen immer der Ausdehnung des Alternativenraumes für Interpretationen, die jedoch in Hinblick auf deren Geltung und deren Geltungsbedingungen zu prüfen sind.

Irritationen sind der Kern des hermeneutischen Zweifels, der alternative Denkweisen anregt. In diesem Sinne ist die Durchführung von Gedankenexperimenten, allerdings auf Basis empirischer Beobachtungen, ein Schlüssel zur Interpretation (vgl. Froschauer/Lueger 2020, S. 44 ff.). Solche Gedankenexperimente beziehen sich auf Szenarien, die eine spezifische Situation und die darin vorfindbaren Aktivitäten strukturieren. Es geht um die Erkundung jenes Drehbuchs, das den Möglichkeitsraum für empirische Phänomene umreißt. Dazu gehören die Rekonstruktion jenes Sinngebiets, das die Logik der Betrachtung als Rahmen bestimmt (etwa die Ausrichtung des Erkenntnisinteresses), die situative Konstellation der fokussierten Phänomene, die Akteur*innen,

die plausiblerweise in einem konkreten Szenarium auftreten sowie deren möglichen perspektivischen Positionen. Entscheidend für eine solche interpretativ ausgerichtete Soziologie ist die Analyse des historisch-konkreten Arrangements im Untersuchungsbereich, zu dessen Verständnis auch die dabei feststellbare Dynamik zählt und das Beobachtete in Hinblick auf verschiedene Fragen aufgebrochen werden muss. Das sind Fragen danach,

- was das Erkenntnisobjekt und seine Bedeutung ausmacht, welche Besonderheiten es gegenüber vergleichbaren oder ähnlichen anderen Erkenntnisobjekten auszeichnet und welche Unterschiede dabei zu konstatieren sind;
- was auf welche Weise zur Entstehung geführt hat, also welcher allgemeine Kontext, welcher konkrete Anlass und welche Bedingungen dafür verantwortlich sein könnten;
- welcher Logik diese Entwicklung bisher gefolgt ist und noch folgt, welche Regeln und Muster dabei feststellbar sind und welche Antriebskräfte dabei wirksam wurden und werden, um sie zu stabilisieren, zu verändern oder aufzulösen;
- inwiefern im Zuge dieser Entwicklung Diskontinuitäten und Modifikationen zu verzeichnen sind, was diese charakterisiert, wie sie ausgelöst wurden und was sie beeinflusst hat;
- welche Folgen für gegenwärtige und künftige Strukturen und Prozessen sich daraus ergeben könnten und wie diese in ihrer individuellen und sozialen Bedeutung einzuschätzen sind.

Insgesamt steht im Zentrum dieser Erkundungen, in welchen sozialen Entwicklungskontext der Erkenntnisgegenstand eingebettet ist (soziales Arrangement, wechselseitige Interdependenzen, was sind die damit verbundenen Erzählungen, was sind die sachlichen Voraussetzungen, welche Akteur*innen sind beteiligt, betroffen oder beobachten aus der Distanz). Interpretative Sozialforschung ist damit eine spezifische Form des Nachdenkens über die soziale Welt. Dabei wird nicht nur der Erkenntnisgegenstand als prozesshaft verstanden, sondern auch die Forschungsstrategie, die ganz im Sinne der Grounded Theory an die laufenden Erkenntnisse angepasst wird (vgl. Glaser/Strauss 2010, S. 53 ff.; zum Forschungsprozess vgl. Froschauer/Lueger 2009). Es sind der Erkenntnisgegenstand sowie die laufend generierten Erkenntnisse, die den Forschungsprozess antreiben. Sofern Erkenntnisse dabei die soziologische Weltsicht verändern, verändern sie auch die Welt. Soziologie betrachtet die Welt nicht von außen, sondern nimmt eine distanzierende Innenperspektive ein, muss sich also immer auch selbst in ihrem Wissen und Tun hinterfragen.

5. Fazit

Interpretation ist immer auf das Alltagsverständnis bezogen, wobei interpretative Sozialforschung diesen Alltag kritisch reflektiert und mittels vergleichender Analyse auf den Prüfstand stellt. Im Zuge dessen werden Erkenntnisobjekte temporalisiert und gleichzeitig das Soziale, Allgemeine und Regelhafte im Einzelnen zum zentralen Bezugspunkt einer soziologischen Analyse gemacht. Insofern eine interpretativ-soziologische Betrachtung von gesellschaftlichem Wandel oder allgemein sozialen Phänomenen eine die Gegenwart und die individuelle Lebenswelt übergreifende Perspektive einnimmt, bricht sie verfestigte Alltagsvorstellungen oder theoretische Positionen auf. Dabei widmet sich die Analyse besonders den Fragen, was soziale Beziehungen und Kollektive ausmacht, welcher Aufwand erforderlich ist, sie über die Zeit hinweg stabil zu halten; wie sie sich verändern und unter welchen Bedingungen sie das tun. Eine solche Vorgangsweise folgt einem, wie Poferl es ausdrückt, experimentierenden Modus, der dort Horizonte eröffnet, „wo scheinbar alles schon gewusst, alles schon gesagt und alles schon entschieden ist“ (Poferl 2014, S. 23).

Empirische soziologische Analysen können daher nicht die Alltagspraxis von den Theorien und den Analysestrategien trennen, weil die Praxis erst den Bezugspunkt für die Theorieentwicklung bereitstellt, jedoch die Methoden die empirische Verlässlichkeit von Theorien herstellen müssen. Insofern verweisen die Welt des Beobachteten und die theoretische und empirische Analyse immer aufeinander (vgl. Poferl 1999, S. 363). Die Entwicklung der Gesellschaft befeuert folglich nicht nur die Theoriebildung, sondern auch die methodologische Perspektive und methodische Entwicklungen, die sich permanent an die Anforderungen des Erkenntnisgegenstandes anpassen müssen. Deshalb kann es keine Standardverfahren geben und es ist von höchster Wichtigkeit, multiperspektivisch vorzugehen und gleichzeitig die verschiedenen Perspektiven kritisch in Hinblick auf ihre Erkenntniskraft und ihre Bedingungen zu reflektieren. Die Einheit der Soziologie besteht folglich nicht in einer Einheit theoretischer Annahmen oder empirischer Verfahren, sondern in einer spezifischen soziologischen Denkweise und Herangehensweise zur Erkundung der sozialen Welt.

Literatur

- Bauman, Zygmunt (2000): Vom Nutzen der Soziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
Bauman, Zygmunt (2009): Flüchtige Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

- Frank, Hermann/Lueger, Manfred (1995): Zur Re-Konstruktion von Entwicklungsprozessen. In: Die Betriebswirtschaft 55, H. 6, S. 721–742
- Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred (2009): Interpretative Sozialforschung: Der Prozess. Stuttgart: UTB
- Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred (2020): Materiale Organisierung der Gesellschaft. Artefaktanalyse und interpretative Organisationsforschung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa
- Fuchs, Peter (1993): Moderne Kommunikation. Zur Theorie des operativen Displacements. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (2010): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. 3. Aufl., Bern: Huber
- Heinisch, Klaus J. (1960): Der utopische Staat – Morus: Utopia, Campanella: Sonnenstaat, Bacon: Neu-Atlantis. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Kuhn, Thomas S. (1976): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Lueger, Manfred (2001): Auf den Spuren der sozialen Welt. Methodologie und Organisierung interpretativer Sozialforschung. Frankfurt a. M.: Lang
- Lueger, Manfred (2020): Organisationsdynamiken aus narrationstheoretischer Sicht. In: Pfadenhauer, Michaela/Scheibelhofer, Elisabeth (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung: Die Entwicklung in Wien. Methodologie, Methoden und empirische Beiträge zur Organisationssoziologie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 230–251
- Lueger, Manfred/Keßler, Alexander (2009): Organisationales Lernen und Wissen: Eine systemtheoretische Betrachtung im Kontext von Corporate Entrepreneurship. In: Frank, Hermann (Hrsg.): Corporate Entrepreneurship. Wien: Facultas, S. 83–123
- Lueger, Manfred/Froschauer, Ulrike (2015): Emergenz und Stabilität: Organisationale Prozesse und ihre narrative Verankerung. In: Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred (Hrsg.): Organisationen zwischen Dynamik und Stabilität. Wien: Facultas, S. 27–69
- Lueger, Manfred/Froschauer, Ulrike (2018): Artefaktanalyse: Grundlagen und Verfahren. Wiesbaden: Springer VS
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1972): Manifest der Kommunistischen Partei. In: Marx, Karl/Engels, Friedrich (Hrsg.): Werke (MEW) Bd. 4. Berlin: Karl Dietz, S. 459–493
- Neckel, Sighard (2020): Die Ordnung der Selbstständigkeit: Leistung, Wettbewerb, Erfolg. In: Pfadenhauer, Michaela/Scheibelhofer, Elisabeth (Hrsg.): Interpretative Sozial- und Organisationsforschung. Methodologie und Methoden, Ansätze und Anwendung in Wien. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 306–314
- Neckel, Sighard/Wagner, Greta (Hrsg.) (2013): Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Piketty, Thomas (2014): Das Kapital im 21. Jahrhundert. München: CH Beck
- Platon (2017): Der Staat. Ditzingen: Reclam
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive ‚experimenteller Soziologie‘. In: Soziale Welt 50, H. 4, S. 363–372
- Poferl, Angelika (2014): Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. Zu den Voraussetzungen und Freiheiten einer nicht ganz so einfachen Beziehung. In: Ebert, Johannes/Zell, Andrea (Hrsg.): Klima Kunst Kultur. Der Klimawandel in Kunst und Kulturwissenschaften. Göttingen: Steidl, S. 16–25

- Reichertz, Jo (2009): Kommunikationsmacht. Was ist Kommunikation und was vermag sie?
Und weshalb vermag sie das? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Rosa, Hartmut (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne.
Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Sennett, Richard (2009): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. 6. Aufl.,
Berlin: Berliner Taschenbuch-Verlag
- Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie.
5. Aufl., Tübingen: Mohr

What's the point? – Ein Versuch anhand semiotischer Schnipsel

Oder: wie unversehens Gesellschaft einkehrt

Volker Hinnenkamp

1. Einleitung

Was ist von soziologischer Relevanz? Eine Fragestellung, die ich nicht beantworten kann, weil ich kein Soziologe bin. Ich bin Soziolinguist und ich könnte aus einer solchen – mit sozialen oder auch soziologischen Fragestellungen infizierten – Perspektive von Sprache und Gesellschaft, zudem im Rahmen einer wie immer zu verstehenden „experimentellen“ Soziologie, behaupten, dass alle möglichen sprachlichen, textuellen und semiotischen Quellen dann von soziolinguistischer Relevanz sind, wenn sie eine entsprechend bedeutsame Erzählung offerieren. Und: Vielleicht sind sie dann auch von soziologischer Relevanz.

Im Folgenden unternehme ich einen Versuch. Ich will das, was ich „Schnipsel“ nenne, auf ihre soziologische Relevanz hin untersuchen. Das ist bereits für mich ein „Experiment“ – gleichwohl ist mir bewusst, dass mit „experimenteller Soziologie“ ein anderes Wagnis einhergeht. Waren früher wohl eher „experimentelle Methoden“ in den Sozialwissenschaften gemeint, so verortet etwa Dirk Käsler sie als eine „intellektuell-experimentelle Soziologie, die um die Große Erzählung von der ‚Postmoderne‘ organisiert ist (Baudrillard, Morin, Maffesoli)“ (Käsler 2005, S. 38). Im Zusammenhang mit den neuen Medien stößt man auch auf eine Form der „experimentellen Soziologie“, die Computersimulationen zur Weiterentwicklung soziologischer Theoriebildung nutzen will. Ich will im Folgenden weder etwas zur „Großen Erzählung“ beitragen noch in digital-soziologische Experimente einsteigen. Viel besser gefällt mir da Angelika Pofers experimenteller Versuch, der die Freiheit impliziert – wie sie sagt – „über das Bekannte hinauszudenken und Selbstverständliches infragezustellen, zu irritieren und sich irritieren zu lassen“ und diese Freiheit zudem als vielleicht „kostbarstes Potential“ einer solchen Richtung zu denken (Pofers 1999, S. 370). Nun ist mir als Fachfremder vieles dessen, was als „das Bekannte [...] und Selbstverständliche“ in der Soziologie gilt, gar nicht geläufig. Mitspielen kann ich allerdings dort, wo Pofers „eine neue Aufmerksamkeit für lokale, mikrososiale Phänomene, für soziales Handeln und kommunikative Prozesse“ (Pofers

1999, S. 365) konstatiert, die für mich als interaktionaler Soziolinguist stets Grundlage eines gesellschaftlichen Verständnisses kommunikativen Handelns darstellte (vgl. Hinnenkamp 1989; Hinnenkamp 2018) und die bis heute als eine bewährte interdisziplinäre Schnittstelle fungiert.

Vor vielen Jahren habe ich ein kleines Paper geschrieben, zumindest angefangen und nie beendet, das ich kühn mit „What’s the point?“ überschrieben hatte. Inspiriert worden war ich durch die Lektüre von Roland Barthes „Die helle Kammer“ (Barthes 1985). Ich will an diesem kleinen Manuskript anschließen, ja sogar das Beispiel eines damals analysierten Fotos übernehmen und es gleichzeitig auch aus heutigem Blickwinkel in der damaligen Wahrnehmung relativieren. Hinzu kommen weitere Schnipsel wie das im Vorübergehen auf der Straße Gehörte oder der Zettel auf dem Büroschreibtisch.

Semiotische Schnipsel sind in etwa das, was Blommaert und Dong in ihrem kleinen Werk zur „Ethnographic Fieldwork“ als „rubbish“ bezeichnen, das was sich auf dem ersten Blick als nutzlos darstellt, aber sich dann doch als „essential ingredients [...] of your own journey into knowledge“ (Blommaert/Dong 2010, S. 59) entpuppen kann. Die folgenden Schnipsel sind Fundstücke aus ganz unterschiedlichen Zusammenhängen, unterrichtlichen wie Forschungskontexten entnommen. Ich bezeichne sie als „semiotisch“, weil sie alle aus ganz verschiedenen Zeichenhaushalten stammen, nicht nur im Sinne ihres Rohmaterials, sondern auch auf der Ebene der Vertextlichung, wie ich sie im Folgenden vornehmen werde. Der oder das Schnipsel ist laut Duden ein „kleines, abgeschnittenes oder abgerissenes Stück von etwas“. Der zu betrachtende Zettel (vgl. 3.3) ist in der Tat ein abgerissenes Stück Papier, auf dem die zu analysierende Botschaft vermerkt wurde. Jedes Foto (vgl. 3.2) ist ein abgerissener Moment aus einer zeitlichen Sequenz, also per se ein temporales Schnipsel – und früher (und heute als Option) auch materialiter ein Stück Papier, das man von Hand zu Hand reichen und „wegräumen“ konnte. Die wenigen Worte und Wortfetzen, die wir im Vorbeigehen hören (vgl. 3.1), sind verbale Schnipsel; zu Material werden sie erst durch unsere Konservierungsmaßnahmen, die Mitschrift, das Transkript, die elektronische Aufzeichnung: gefrorene „strips of conduct“. Immer wieder höre ich im Vorbeigehen Menschen etwas sagen oder beobachte eine Verhaltensweise, die sich sofort in einen größeren Rahmen von Typizität, Normativität oder Musterhaftigkeit einordnen lässt – Momentaufnahmen der permanenten Reproduktion von Gesellschaft, in meiner Wahrnehmung zweifelsohne inspiriert von einer Goffman’schen Attitüde, die mit seinen Studien zur Interaktionsordnung gefüttert wurde. Nicht alle diese Schnipsel lassen sich in diesem Sinne rahmen. Manche sind so überraschend, so sperrig, dass es einiger Anläufe bedarf, sie in diese Interaktionsordnung einzufügen.

2. What's the point?

Wenn wir *etwas* sehen, hören, betrachten oder sonst wie wahrnehmen, sind es zunächst immer nur Ausschnitte, einige Merkmale, bestimmte Momente, die uns zu unserer Deutung verhelfen. Das Ganze können wir weder spontan noch Schritt für Schritt analytisch erschöpfend verstehen. Unsere eigene Rahmung, unser *framing*, ist immer partikular. Ein Irgendetwas hebt sich vor einem Hintergrund ab, nimmt eine bestimmte Bedeutung an und steht letztendlich im Wechselspiel mit dem Hintergrund, verschmilzt womöglich mit dem Horizont. Wie und was wir wahrnehmen, verstehen, deuten ist bekanntermaßen eine komplexe Angelegenheit, wie es in unsere Analysen und Interpretationen einfließt, welche Schlussfolgerungen daraus zu ziehen sind ebenfalls.

Wenn wir z. B. so etwas wie ein Foto oder einen Text vorliegen haben, dann ist eine bestimmte Art von Rahmung bereits vorgenommen worden, einmal durch das vorliegende Format oder auch im Prozess der (Re-)Produktion durch andere oder von uns selbst: In jedem Fall bekommen wir einen Ausschnitt aus einem größeren Text oder einer Szene, in der Vorlage der Zeit und Situation enthoben, die wir nun wiederum mit dem Kontext ihres Vorhers, ihrer Entstehungsgeschichte in Bezug bringen müssen – ein Prozess der Rekontextualisierung.

Wenn wir nichts über den Prozess der Genese unserer Vorlage wissen, sind wir ihr in ihrer eigenen Substantialität ausgeliefert. Aber eine solche „reine“ Unwissenheit ist unwahrscheinlich, unser Alltagswissen wird uns stets ein Deutungsgeschenk mitsamt Rahmung offerieren. Tatsächlich vermischen sich all diese äußeren, inneren und immanenten Ebenen und es gibt weder das alleinige Eine noch das alleinige Andere im Verstehen. Die Textwissenschaften haben unterschiedliche hermeneutische Methoden dazu entwickelt und die Diskussion des richtigen Verstehens wird niemals beendet sein.

Einen Text oder ein Foto betrachtend (und ein Foto könnten wir dabei als eine ganz bestimmte Form des Textes verstehen) wollen wir zunächst eine ganz reduzierte Frage stellen, nämlich: „What's the point?“ Hauptsächlich wird es um Texte gehen, überschaubare, kleinere, mitunter wortkarge. Immer sind es Ausschnitte aus einem größeren Zusammenhang, dessen äußere Grenzen wir ohnehin nicht bestimmen können – ich denke hier an Wittgensteins Sprachspiele und deren letztendlich infinite Verschachtelung.

„What's the point?“ steht als Frage dafür, worauf es bei einem Text ankommt, was der springende Punkt ist, oder um herauszufinden – hier zitiere ich den schon genannten Alltagssoziologen – „What is it that is going on here?“ (Goffman 1974, S. 46) Was macht dieses „it“ aus? Manche sprechen gern vom „Eigentlichen“. Aber das „Eigentliche“ klingt zu essenziell – eher ist es „das gewisse Etwas“.

Diese kleine englische Frage „What’s the point?“ drückt dieses Streben nach fokussiertem Erkenntniserleben besonders treffend aus. Wo im Deutschen metaphorisch vom „Witz der Sache“ oder mit Teilanleihe aus dem Englischen vom „springenden Punkt“ die Rede ist, wird es in dieser kleinen englischen Frage allein auf den „Punkt an sich“ gebracht. Tatsächlich steht der Witz mit seiner Pointe – die ja nichts Anderes darstellt als den entscheidenden Punkt, hier nur abgeleitet aus dem Französischen „point“ – Pate für dieses Verfahren. Deswegen kann man im Deutschen auch stellvertretend fragen: „Was ist der Witz dabei?“

Zudem können Punkte lokal identifiziert werden – so wie bei „Pünktlichkeit“ auf der Zeitleiste. Das heißt, wir können den Punkt verorten, sichtbar machen und dann immer weitere Kreise um ihn ziehen. Das Bild des ins Wasser geworfenen Steins, der an der Stelle, wo er auf der Wasseroberfläche auftrifft, konzentrische Kreise nach sich zieht, verdeutlicht diese punktuelle Bedeutung noch einmal besonders, nur, dass wir auch durchaus von den Kreisen zum Punkt schreiten können. Je nach dem!

Schließlich ist es Roland Barthes, der mich in seinen „zum Punkt kommenden“ Bemerkungen motiviert hat. In seiner Analyse der Fotografie verweist er auf zwei ganz entscheidende (lateinisch bezeichnete) Elemente des fotografischen Lesens und Deutens. Zum einen auf „das *studium*, [...] die Hingabe an eine Sache, das Gefallen an jemandem, eine Art allgemeiner Beteiligung, beflissen zwar, doch ohne besondere Heftigkeit“ (Barthes 1985, S. 35). Es ist dies das Interesse als Angehöriger einer Kultur, die teilhaben lässt „an den Figuren, an den Mienen, an den Gesten, an den äußeren Formen, an den Handlungen“ (Barthes 1985, S. 35). Zum anderen wird das *studium* von einem zweiten Element durchbrochen – und zwar gleichsam unabhängig vom Suchen des Betrachters:

„Das Element selbst schießt wie ein Pfeil aus seinem Zusammenhang hervor, um mich zu durchbohren. Ein Wort gibt es im Lateinischen, um diese Verletzung, diesen Stich, dieses Mal zu bezeichnen, das ein spitzes Instrument hinterlässt [...]; und genaugenommen sind diese Male, diese Verletzungen Punkte. Dies zweite Element, welches das *studium* aus dem Gleichgewicht bringt, möchte ich daher *punctum* nennen; denn *punctum*, das meint auch: Stich, kleines Loch, kleiner Fleck, kleiner Schnitt – und: Wurf der Würfel. Das *punctum* einer Photographie, das ist jenes Zufällige an ihr, das *mich besticht*.“ (Barthes 1985, S. 35 f.)

Oder wie Barthes an anderer Stelle schreibt, das *punctum* springe ihm „mitten aus der Seite ins Auge“ (Barthes 1985, S. 52) und „[s]o blitzartig das *punctum* auftauchen mag, so verfügt es doch [...] über eine expansive Kraft. Diese Kraft ist oft metonymisch.“ (Barthes 1985, S. 55)

Natürlich ist das Barthes'sche *punctum* nicht gleichzusetzen mit „What's the point?“ Aber es ist das Bestechende, die expansive Kraft, der Witz der Sache, der ins Auge des Betrachters springende Punkt – da haben wir ihn wieder –, die den Fokus und die konzentrischen Kreise schaffen. Ob es das Eigentliche, das Wesentliche ausmacht, sei dahingestellt. Aus der Perspektive einer radikalen Subjektivität (wie bei Barthes) ist das Wesentliche, was (ihn) besticht. Aber auch diese Perspektive unterliegt der verstehenden Plausibilisierung, um die es in einem mehr intersubjektiven Sinn geht.

Begeben wir uns also in dieses kleine, gewagte metonymische Abenteuer. Ich beginne mit dem im Vorübergehen auf der Straße Gehörten.

3. Schnipsel – auf den Punkt gebracht

3.1 Interessenkonflikt

Ein älteres Ehepaar ist eilig unterwegs und die etwas vorpreschende Frau verweist auf etwas, was ich nicht verstanden habe; aber die Antwort oder der Kommentar des Mannes ist mir in Erinnerung geblieben: „Das interessiert uns nicht!“ ruft er ihr lauthals und grimmig zu. Die Frau schweigt. Sie gibt keine Bestätigung, keine Widerrede von sich.

Datum 1

Eine solche kleine Szene ist vermutlich in dieser oder ähnlicher Form kaum einmalig. Natürlich ist meine Darstellung tendenziös. Mit „lauthals“ und „grimmig“ verwende ich starke Deutungen. Weiterhin unterstelle ich Ehepartnerschaft (und nicht Partner- oder Geschwisterschaft) – das Sack'sche „Membership Categorization Device“ lässt grüßen. Der Punkt hier ist das Wörtchen „uns“. Es ist das Reflexivpronomen aus dem mehrstelligen reflexiven Verb „sich für etwas interessieren“. Mit dem Pronomen „uns“ teilt der Mann der Frau nicht allein mit, dass es ihn nicht interessiert, er teilt ihr vielmehr das Plurale der gemeinsamen Anwesenheit mit, dass es neben ihm, dem So-Formulierenden, auch sie, die vermutete Ehefrau, nicht interessiert. Er spricht nicht nur für sich, sondern eben auch für seine Frau. Dem Ton nach, der bekanntlich die Musik macht, duldet sein Urteil auch keine Widerrede. Letztendlich sagt er, dass es sie *nicht zu interessieren habe*: Sie kann kein eigenständiges Urteil bilden. Die Resonanz des Mannes auf ihren Verweis negiert ihr legitimes Interesse, nur sein eigenes Nicht-Interesse scheint zu gelten. Es ist die Abfolge der Sprechakte, erst der der Frau, dann der des Mannes; es ist das Wörtchen „uns“; es ist der befehlsmäßige Ton, es ist die ausbleibende Widerrede – all dies schafft das Ensemble von Bedeutung. Eine Bedeutung, die sich als anschlussfähig erweist an patriarchale Verhältnisse, an Genderfragen, an Gendermachtfragen. Wer hat das „letzte Wort“, dem keine Widerrede entgegentritt? Der Sprechakt des Ehemannes „Das interessiert *uns* nicht“ als letztes Wort, als unwiderspro-

chenes „speaking for the other“ (Alcoff 1991) impliziert die „Macht der stillen Wirkung“ (Han 2005); die Macht, den Anderen, die Ehefrau, zum Schweigen zu bringen; sie entspricht dem verinnerlichten, ja verkörperten Wissen der gelebten Institution einer vermutlich patriarchalisch formierten Ehepartnerschaft.

3.2 Abwesenheit spielen

Bei Barthes Analyse geht es um die Fotografie. In dem Seminar „Sehen lernen“, das mich vor vielen Jahren veranlasste, meinen ersten kleinen „What’s the point“-Entwurf zu schreiben, haben wir versucht, mit Fotografien, die die Studierenden ins Seminar mitgebracht und an die Wand projiziert haben, *studium* und *punctum* zu exemplifizieren. Die folgende Fotografie einer Studentin ist in Paris aufgenommen worden.

Abbildung 1: Datum 2



Was sehen wir auf dem Foto (vgl. Abb. 1)? Leute stehen Schlange vor dem Musée d’Orsay in Paris. Im Seminar können viele nichts mit diesem Bild anfangen. Auf den Bildern davor waren wenigstens noch schöne muskulöse Männer zu sehen. Es gab eine nachvollziehbare Ordnung. Die schönen Männer führten etwas auf wie einen Tanz; Passanten, Leute im Café, fotografierende Touristen sahen ihnen zu. So entstand eindeutige Gerichtetheit von Zentrum und Peripherie. Hier sehen wir eine Absperrung, dahinter Leute, die nach links gehen oder nach links ausgerichtet stehen. Dahinter eine Gebäudefassade mit Überdachung aus Stahlträgern und Glas und weiter rechts weitere Gebäudefassaden der angrenzenden Straße, auch dort viele Menschen. Die Leute in der Schlange

scheinen auf Einlass in das Museum zu warten. Sie warten in Zweierreihe. Wir sehen Menschen, die vermutlich unterschiedlicher ethnischer Herkunft sind, europäisch und asiatisch aussehende Menschen, vermutlich Touristen aus aller Welt. Parallel zur Warteschlange laufen Leute. Ihre Bewegung macht deutlich, dass ihr Ziel ein anderes ist. Soweit stößt das Bild auf kein Interesse. Aber da ist etwas, das ins Auge springt. „Die Leute vorne schauen alle irgendwie weg“, sagt ein Betrachter im Seminar.

Abbildung 2: Datum 2a



Das ist sehr unpräzise. Wohin gehen diese Blicke? Sie schauen nicht auf den gleichen Punkt. Und das vordere, asiatisch aussehende Paar scheint mit sich selbst beschäftigt. Er, die linke Handfläche an Kinn und Mund, sie eher gesenkten Blicks in Zuhörerhaltung. Gleich darauf folgt ein anderer Mann, mit Brille und Bart. Wo schaut er hin? Dahinter steht ein großer Mann mit hoher Stirn und nur noch wenig Haaren. Blickt er verträumt in die Ferne, wie eine Betrachterin es formuliert? Beide haben eine Hand – soweit man sieht – in der Tasche vergraben. Auch hinter dem asiatischen Paar, halb verdeckt, sieht man eine Frau, die ihren Blick irgendwohin wendet. Keine der drei identifizierbaren Personen schaut in dieselbe Richtung.

Sahen wir vorher Bilder der eindeutigen Gerichtetheit, so scheint diese hier zu fehlen (vgl. Abb. 2). Wartende Leute und Blicke, die irgendwohin gehen. Was ist daran besonderes, wenn Leute in der Gegend herumschauen? Wohl nichts, vor Allem wenn sie nichts Besseres zu tun haben, als zu warten. Aber vielleicht, so vermutet ein Betrachter, schauen sie auch weg von etwas. Aber wovon, das ist die Frage?

Erweitern wir das *frame* nur um einen kleinen Ausschnitt weiter nach links, werden wir fündig oder zumindest um eine plausible Hypothese bereichert (vgl. Abb. 3).

Abbildung 3: Datum 2b



Dort steht ein Mann, mit dem Rücken angelehnt an den Stahlträger mit den aufgesetzten Schraubköpfen. Körper und Blick sind in die andere Richtung, nach rechts, gewendet. Wie er schaut und wie er da steht, die Bewegung der Warteschlange ignorierend, gegen den Strom; schließlich wie er gekleidet ist, mit Parka oder verknittertem Jackett... – „Er tanzt irgendwie aus der Reihe“, bemerkt jemand im Seminar dazu. Das Gesicht des Mannes hat einen ganz anderen Ausdruck. Es spiegelt kaum touristisches Interesse, eher Müdigkeit, Verdrossenheit. Wohl kaum ein älterer Tourist, müde des Wartens, der die Wartenden vorüberziehen lässt, um zu verschnauften, wird angemerkt. Tatsächlich ist er ein sogenannter Clochard, inmitten der Warteschlange. Er hält den Vorbeigehenden einen Becher hin. Das sieht man aber nicht genau. Die rechte Hand ist verdeckt. Aber die Fotografin bestätigt das. Spricht er die wartenden Leute gar an?

Jetzt sehen wir einen möglichen Zusammenhang. Die Erzählung ändert sich: Die Leute vorne schauen womöglich weg, weil da ein Bettler steht. Sie wollen nicht mit ihm konfrontiert sein. Die rituelle Ordnung erlaubt nicht, ihn anzustarren, gar seine verbale oder nonverbale Aufforderung um ein Almosen abzulehnen. „Abwesenheit spielen“ ist das beste Mittel, so zu tun, als sähe man nicht. Wie geht man als Tourist in Paris um mit den Unfeinheiten der Gesellschaft, mit den sozialen Widersprüchen in einer wohlhabenden Gesellschaft körperlich so nah konfrontiert zu sein? Die Absperrung bestimmt den Spielraum. Die Warteschlange gibt die Richtung vor, es gibt kein Entrinnen. Die

Augen verschließen, um nichts mitzubekommen, ist ein mögliches Mittel. Intensiv mit dem Partner beschäftigt sein, ein anderes. Schließlich den Blick woanders hin zu richten, interessierte Gerichtetheit vorzuspielen, eine weitere Option des Unbeteiligtseins. Letzteres verbürgt das betroffene Individuum auch vor Mitwartenden, ja noch vor dem Clochard, ein normaler Mensch zu sein, mit Interesse an Menschen und Umwelt, aber gleichzeitig der unangenehmen Konfrontation mit dem Elend und dem Eingestehen der Belästigung entgehend.

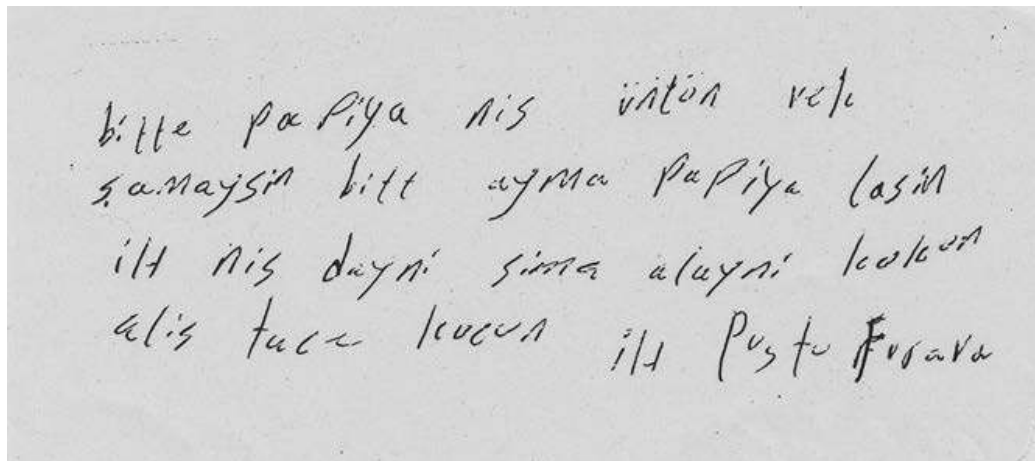
Das ist das *punctum*, der springende Punkt an dem Bild. Sobald wir diese Verbindung zwischen den unterschiedlichen Individuen hergestellt haben, werden sie zu gesellschaftlichen Akteuren. Einmal auf den Punkt gebracht, können wir das Bild nicht mehr unschuldig lesen. Es beinhaltet ein soziales Spannungsverhältnis. Auf die Frage „What’s the point?“ antworten wir nun kaum mehr ausweichend mit „Na ja, da wartet halt eine Schlange Leute auf irgendwas oder so“, sondern wir können diese Pointe, die ihre Wirkung von einem spezifischen Punkt des Bildes – dem bettelnden Clochard – aus expandiert, nicht mehr übersehen. Es springt dem Betrachter ins Auge bzw. mit Barthes gesprochen: Es besticht.

Das Seminar, in dem dieses und andere Fotos zur Diskussion standen, fand Anfang der 1990er Jahre statt. In dieser Zeit ist wohl auch das Foto entstanden. Heute, mehr als ein Vierteljahrhundert später, hätte ein solches Foto vermutlich nicht gemacht werden können. Wahrscheinlich ist, dass ein Großteil der Wartenden den Blick nach unten gewandt hätte: auf das Smartphone in der Hand. Die kleine Verlegenheitsgeste des Wegschauens würde kanalisiert in der geschäftigen Routine eines Alltagsbusiness-as-usual. Goffmans Frage „What is it that is going on here?“ wäre dann vermutlich ganz anders zu beantworten; ein anderer Aspekt der Interaktionsordnung wäre zum Tragen gekommen, eine ganz andere Handlungs- und Teilnehmerstruktur zwischen Clochard und Touristen evident. Das *punctum* eines Fotos kann somit auch ein Ausdruck vergangener Interaktionsbedingungen sein. Eine Seminar-Diskussion dieses selben Fotos heute würde mit Sicherheit anders ausfallen.

3.3 Hintergründige Zettelwirtschaft

Ein Zettel mit folgenden Zeilen fand sich vor einiger Zeit auf dem Schreibtisch im Büro einer Kollegin (vgl. Abb. 4):

Abbildung 4: Datum 3



Es handelt sich um ein Produkt der Schriftlichkeit. Wörter und Buchstaben sind als diskrete Einheiten erkennbar, auch wenn nicht jeder Buchstabe eindeutig identifizierbar ist. Versucht man eine Transliteration des Geschriebenen, dann könnte sie – mit großen Unsicherheiten – etwa so aussehen: „bitte papiya nis üntün vek / şamaysin bitt ayma papiya lasin / ich nis dayni sima alayni kucken / alis tace kukun / iH Pustu furava“. Diese Übertragung ist rekonstruktiv, versucht sich mit Abgleichen von klar Erkennbarem zu weniger deutlichen Buchstaben und Schriftzügen. Geht man davon aus, dass sich mit „iH Pustu furava“ die Verfasserin identifiziert, stellen sich unterschiedliche Fragen an diese Aktion der Reinigungskraft, die sie mit dem Zettel zum Ausdruck bringt.

Als Linguist bin ich zunächst geneigt, mir das Sprachprodukt der Verfasserin formal unter die Lupe zu nehmen. Die Verfasserin schreibt eine Botschaft in Deutsch bzw. in einer Mischung aus Deutsch und Türkisch, denn sie verwendet in Teilen türkische Orthografie bzw. projiziert ihre eigenen Rekonstruktionen des in Deutsch Gehörten bzw. Gelernten auf das türkische Schriftsystem. Die Verfasserin ist also in Türkisch alphabetisiert (ob es auch ihre Muttersprache ist, sei dahingestellt).

Zu den typischen Charakteristika solcher schriftsprachlichen Interferenz gehören beispielsweise der Einschub von Sprossvokalen zur Auflösung von Konsonantengruppen wie „şamaysin“ <schm → schVm>, die Übernahme des türkischen Buchstabens <ş>, phonetisch [ʃ] für <sch> sowie Buchstabenfolgen wie <ay> für <ei> oder die Schreibweise des stimmlosen palatalen Frikativs [ç] (wie in *ich*) als einfaches <h> wie in „iH“. Die Konstruktion <ayma papiya> hingegen spricht für die Lösung einer einfachen Serialisierung für das nominale Kompositum *Papiereweimer* bzw. *Papierkorb*. Das Türkische als schriftsprachliche Basis scheint auf vielen Ebenen der schriftlichen Umsetzung präsent zu sein, ebenso wie das Prinzip der Hypothesenbildung, d. h. aus gehörten Wörtern im Deutschen sinnhafte Konstrukte zu bilden. Andere Elemente verweisen auf

andere Hypothesen: beim Wort „tace“, von mir kühn als „Etagé“ transliteriert, fällt demnach das unbetont initiale /e/ weg. Das ursprünglich aus dem Französischen übernommene Wort, das nur noch angelehnt an seinen französischen Ursprung im Deutschen [e'ta:ʒə] ausgesprochen wird, behält somit seinen Nukleus; gleichzeitig nimmt das türkische <c>, ausgesprochen [dʒ], hier die Stellvertreterrolle für das im türkischen Lautsystem nicht existierende [ʒ] an. Soweit einige Beispiele.

Das schriftsprachliche Produkt verweist aber auch auf den Erwerbsprozess der deutschen Sprache, der ungesteuert verlaufen sein muss, also ohne Instruktionen, ohne systematische Progression und ohne den Erwerb der deutschen Standardschriftsprache. Dennoch handelt es sich um ein genuin schriftsprachliches Produkt, was etwa der Umgang mit Worten als diskrete semantische Einheiten zeigt. Auch Konventionen der Höflichkeit kommen zum Ausdruck, wie das anfängliche „bitte“ oder die abgesetzte Unterzeichnung.

Was die Verfasserin laut meiner Rekonstruktion sagen will, ist, dass sie schlicht darum bittet, dass man ihr die Arbeit des Papierkorbleerens überlassen soll, weil es für sie existenziell ist: ein leerer Papierkorb macht sie überflüssig! Zudem begründet sie ihr Anliegen damit, dass sie kontrolliert wird. Die Reinigungskraft appelliert mittels dieser schriftlichen Bitte an die Büroinsassen. Es spricht für die Not ihres Anliegens.

Man könnte das Wagnis, mit solch reduzierten Sprachkenntnissen im Deutschen einen Zettel dieser Art auf dem Schreibtisch eines Büros zu hinterlassen, als kühn und mutig bezeichnen. Als Dokument einer ungesteuert erworbenen Lernersprache weist es interessante Schlussfolgerungen auf. Die Verfasserin „bastelt“ mit den wenigen ihr zur Verfügung stehenden Kenntnissen aus zwei Sprachsystemen einen Text zusammen. Nannte man solche Sprachprodukte im Zuge einer „Gastarbeiterlinguistik“ noch „halbsprachig“, so manifestieren sie heute Elemente aus zwei sich überlagernden Sprachen und mithin einem neuen hybriden Produkt (vgl. Hinnenkamp 2005; Rampton 2019). Der Selbstbezug als „Putzfrau“ zeigt die Übernahme gesellschaftlicher Zuschreibungspraktiken an niederstehende Berufe.

Der Punkt, der „besticht“, ist m. E. aber ein ganz anderer: Es handelt sich mit diesem auf dem Schreibtisch hinterlegten Schriftstück um den gesellschaftlich relevanten Akt der emanzipativen Selbstermächtigung einer Frau, deren Tätigkeit in der Regel nicht nur wenig Ansehen besitzt, sondern deren Arbeit und – darüber hinaus mehr noch – deren leibliche Existenz als Person in der Hierarchie der Institution weitestgehend unsichtbar bleibt (vgl. von Bose 2017). Aus dem in deutsch-türkischer „Immigrantensprache“ verfassten Zettel wird so ein Schriftstück, das die Funktion einer im Unsichtbaren waltenden Person „nach Feierabend“ sichtbar macht. Man könnte diesen Akt im Sinne Naila Kabeers als eine Form des *empowerments* sehen, zudem wie Kabear herausarbeitet, als eine wie sie sagt „from within“, als Attribut „to improving their [i. e.

oppressed women's] ability to control resources, to determine agendas and make decisions“ (Kabeer 1994, S. 229).

4. Experimentelle Versuche revisited

What's the point von den drei angeführten „What's the point“-Schnipseln? Was könnte davon in einer Perspektive experimenteller Soziologie interessant sein? Zum Schluss ihres kleinen Aufsatzes zum Entwurf einer „experimentellen Soziologie“ schreibt Poferl:

„Eine experimentelle Soziologie wäre demnach eine *plurale* und *originelle* Soziologie, die ihre eigene Reichhaltigkeit entsprechend experimentierfreudig und phantasievoll nutzt; eine *pragmatisch* inspirierte Soziologie, die den sozialen ‚Welten‘, Handlungs- und Strukturproblemen zugewandt bleibt; eine ‚*säkularisierte*‘ Soziologie, die auf Überdetermination und Ergebenheit vor theoretischen wie methodischen Dogmen zugunsten ungewohnter Wege und eigenwilliger Spurensuche verzichtet; nicht zuletzt eine *projektive* Soziologie, die sich mit Distanz und Leidenschaft in das ‚Spiel der Gesellschaft‘, in politische Entwürfe, Gestaltungsformen und -instrumente einschaltet.“ (Poferl 1999, S. 370)

Wenn es in meinem Titel heißt „wie unversehens Gesellschaft einkehrt“, dann ist damit der gewagte Blick gemeint, den ich als Nichtsoziologe auf die diskutierten Schnipsel werfe und deren *punctum* m. E. jeweils in der Wende zum Gesellschaftlichen liegt: Der Satz des Mannes eines vorbeilaufenden älteren Ehepaars wird zum patriarchalischen Sprechakt, eine Metonymie geschlechtlicher Ungleichheit und „stiller Macht“; der mehrfache Blick auf ein Foto beschert uns ein Stück Interaktionsordnung, die visuelle Konfrontation mit sozialer Ungleichheit, das kollektive Bewahren des rituellen Gleichgewichts gegenüber einem Unbekannten, der stellvertretend die bestehende Ungleichheit repräsentiert und Touristen mit einem Becher um Almosen anbetelnd „stört“ – eine Störung, die „weggeguckt“ wird; der Zettel der Reinigungskraft ist linguistisch interessant, als schriftsprachlicher Akt kommt ihm appellativer Charakter zu – eine Bittschrift an die Büroinsassen, doch mit dem Akt des Sich-Sichtbarmachens, als Migrantin, als Verfasserin eines hybriden Textes und schließlich als Reinigungskraft, die in der sozialen Hierarchie nicht nur weit unten, sondern auch weitestgehend unsichtbar ist, überschreitet die Verfasserin die impliziten Platzierungsnormen einer Institution, stellt sie gar eine Störung der Interaktionsordnung dar – ist sie doch *ad personam* nicht präsent und nur qua Schriftform wird sie zu einer materiellen Form der Präsenz, wohl kaum so flüchtig wie der gesprochene Satz des Ehemanns.

Schnipsel dieser Art sind dann soziale Artefakte. Der Blick, fragend, suchend, fokussierend, wird zum sozialen Blick und entdeckt Gesellschaft, wie sie sich im Vorübergehen, in irgend einem „aufgefangenen“ Dialog, in irgend einem Foto oder auf irgend einem auf dem Schreibtisch hinterlassenen Zettel manifestiert: „Thus, whether we interact with strangers or intimates, we will find that the fingertips of society have reached bluntly into the contact, even here putting us in our place.“ (Goffman 1963, S. 70 f.)

Den Satzteil zur Priorität „ungewohnter Wege und eigenwilliger Spurensuche“ aus obigem Zitat von Pofertl habe ich für meine Analysen ausdrücklich als Ermutigung aufgefasst. Vielleicht ist es nicht zu vermessen zu sagen, dass es das Material selbst ist, dass zu ungewohnten Wegen und eigenwilliger Spurensuche auffordert und dass damit vielleicht auch die soziologische Experimentierfreude noch weiter gefördert werden kann, wenn eben ein solches auch in den Mittelpunkt rückt: „rubbish“, Schnipsel, Zettel, Fotos, Aufgeschnapptes... Die Welt ist voller Materialien dieser Art und die Soziologie hat auch immer wieder davon Gebrauch gemacht (z. B. Tilmann Allerts „Soziologie der kleinen Dinge“-Reihe, z. B. Allert 2015), allerdings eher in beobachtender, anekdotischer Hinsicht, kaum vom Material selbst ausgehend. Wenn ich die prinzipielle methodische Offenheit einer „experimentellen Soziologie“ beim Wort nehmen darf, dann darf und muss sie sich m. E. auch für eine radikale Materialität von Daten *jeglicher* Art öffnen bzw. sie zu ihrem integralen Anliegen machen – der „Kick am Gegenstand“ wörtlich genommen!

Literatur

- Alcoff, Linda (1991): The Problem of Speaking for Others. In: Cultural Critique, Vol. 20 (Winter, 1991–1992), S. 5–32
- Allert, Tilman (2015): Latte Macchiato. Soziologie der kleinen Dinge. Frankfurt a. M.: S. Fischer
- Barthes, Roland (1985): Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp [Orig. Paris 1980]
- Blommaert, Jan/Dong, Jie (2010): Ethnographic Fieldwork. A Beginner's Guide. Bristol [etc.]: Multilingual Matters
- Goffman, Erving (1963): Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity. Englewood Cliffs/New Jersey: Prentice-Hall
- Goffman, Erving (1974): Frame Analysis: An Essay on the Organization of Experience. New York: Harper & Row
- Han, Byung-Chul (2005): Was ist Macht? Stuttgart: Reclam
- Hinnenkamp, Volker (1989): Interaktionale Soziolinguistik und Interkulturelle Kommunikation. Gesprächsmanagement zwischen Deutschen und Türken. Tübingen: Niemeyer

- Hinnenkamp, Volker (2005): „Zwei zu bir miydi?“ – Mischsprachliche Varietäten von Migrant*innen im Hybriditätsdiskurs. In: Hinnenkamp, Volker/Meng, Katharina (Hrsg.): Sprachgrenzen überspringen. Sprachliche Hybridität und polykulturelles Selbstverständnis. Tübingen: Narr, S. 51–103
- Hinnenkamp, Volker (2018): Interaktionale Soziolinguistik. In: Liedtke, Frank/Tuchen, Astrid (Hrsg.): Handbuch Pragmatik. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 149–162
- Kabeer, Naila (1994): Reversed Realities. Gender Hierarchies in Development Thought. London/New York: Verso
- Kaesler, Dirk (2005): Post-klassische Theorien im Haus der Soziologie. In: Ders. (Hrsg.): Aktuelle Theorien der Soziologie: von Shmuel N. Eisenstadt bis zur Postmoderne. München: C.H. Beck, S. 11–40
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive ‚experimenteller Soziologie‘. In: Soziale Welt 50, H. 4, S. 363–372
- Rampton, Ben (2019): What do we mean by ‘multilingual’? Linguistic repertoires. Working Papers in Urban Language & Literacies, Paper 260
- Von Bose, Käthe (2017): Klinisch rein: Zum Verhältnis von Sauberkeit, Macht und Arbeit im Krankenhaus. Bielefeld: transcript

Flaschensammeln als gesellschaftlicher Selbstversuch im Labor Deutschland

Eine Rekonstruktion in der Methodenausbildung mit Hilfe des verstehenden Interviews

Alban Knecht

1. Flaschensammeln und das Selbstverständnis der Gesellschaft

Um das Jahr 2005 sind die Flaschen- und Dosensammler*innen im Stadtbild der deutschen Städte aufgetaucht.¹ Für viele war es zuerst verstörend, dass Menschen, die so aussahen, als ob sie nicht obdachlos wären, im Müll wühlten. Doch bald schon sind sie ein alltäglicher Anblick geworden. Mittlerweile gibt es Lieder und Krimis über Flaschensammler*innen – sowie echte Schlägereien und sogar einen Mord, in die Flaschensammler*innen verwickelt waren, so dass der Mythenbildung über sie nichts mehr im Wege steht.

Sebastian Moser (2014) sieht den Flaschen- bzw. den Pfandsammler*innen als eine Sozialfigur, also als Beispiel für „Rollenbilder oder Typen, wie sie in der gegenwärtigen historischen Situation zur Buntheit des Alltags gehören“, und „die in der ‚Gegenwart‘ die Interessen und Hoffnungen der Zeitgenossen zu beeinflussen“ (Girtler 2013; Moebius/Schroer 2010) scheint.

Sowohl das öffentliche Interesse als auch der Zeitpunkt ihres Auftretens spricht dafür, dass sich am Flaschensammeln gesellschaftliche Entwicklungen kristallisieren, denn es etablierte sich im Kreuzungspunkt mehrerer Entwicklungen: Die technische Möglichkeit, auch bei Tageslicht auf große Flächen Bilder zu projizieren, führte bei der Weltmeisterschaft 2006 zu einer ersten Welle von Public-Viewing-Ereignissen. Zu diesem Anlass konnte Alkohol im öffentlichen Raum ohne Stigma konsumiert werden. Darüber hinaus waren zu

1 Im Folgenden spreche ich der Einfachheit halber nur von Flaschensammler*innen, wobei das Dosensammeln mitgedacht sein soll. Der Begriff „Pfandsammler*innen“ ist hinterfragbar, da die Sammler*innen tatsächlich erst einmal Flaschen und Dosen einsammeln, womit verschiedene Probleme wie z. B. das hohe Gewicht und die Sperrigkeit verbunden sind – Umstände, die bei dem Begriff „Pfandsammler*in“ weniger konnotiert werden.

diesem Zeitpunkt gerade das Pfandsystem ausgebaut² und Hartz IV eingeführt worden. Unter diesen veränderten gesellschaftlichen Vorzeichen haben sich einige, meist prekär lebende Menschen auf den Weg gemacht, um sich ein kleines Zusatzeinkommen zu verdienen, was zwar auf einen existenten Sozialstaat verweist, allerdings auf einen, der Grundbedürfnisse nicht mehr ausreichend absichert. Der ökologische Bezug ihrer Arbeit, die die Funktionsfähigkeit des Recyclings durch das Pfandsystem unterstützt, stellt weitere Bezüge zu aktuellen gesellschaftlichen Fragen her. Während Flaschensammler*innen versuchen, für sich neue Wege zu gehen, halten sie der Gesellschaft einen Spiegel vor, der auf die zunehmende Prekarität und die fehlende Aufmerksamkeit für den Umgang mit dem Abfall hinweist.

So betrachtet stellen auch Flaschensammler*innen eine Form der „Gesellschaft im Selbstversuch“ im Sinne von Angelika Poferl (1999, S. 367) dar, die in einem Labor „Gesellschaft“ (Poferl 1999, S. 367) einer Aktivierungspolitik ausgesetzt sind, die zumindest teilweise als Experiment zu soziologisch problematischen wirtschaftswissenschaftlichen Thesen über den anreiz-gesteuerten „homo oeconomicus“ zu verstehen sind. Angelika Poferl fragt in ihrem Text zur „experimentellen Soziologie“, inwiefern die

„gesellschaftlichen Akteure – von den Institutionen und der Öffentlichkeit bis in die Privatsphäre und das Alltagsleben hinein [...] mit nichts anderem als sich selbst und ihren gesellschaftlichen ‚Verhältnissen‘ [experimentieren] – so gebrochen und entfremdet, situativ vorgeformt und kontextuell wirkmächtig diese auch sein mögen.“ (Poferl 1999, S. 368)

Sie sieht die Menschen in einer zunehmend unübersichtlichen Welt in einem Selbstversuch über sich selbst involviert, in deren Kern die

„Notwendigkeit eines teils planvollen, teils offenen ‚Ausprobierens‘ der Lebens-, Daseins- und Gesellschaftsgestaltung bis hin zur Identitätsformung, zur personalen und intersubjektiven Selbstbeschreibung und Selbstdefinition angelegt [ist].“ (Poferl 1999, S. 369)

Allerdings müsse auch eine Soziologie, die sich selbst in einem ähnlichen Transformationsprozess befände, es wagen, im Sinne einer experimentellen Soziologie neue Wege zu gehen. Eine solche experimentelle Soziologie

2 Während es in Österreich und der Schweiz praktisch keine Sammler*innen gibt, weil es in Österreich nur ein niedriges Pfand auf Bierflaschen gibt und die Schweiz das Pfandsystem zuletzt sogar eingeschränkt hat, sind die USA und Kroatien Beispiele für Länder, in denen es ein ausgebautes Pfandsystem und zahlreiche Flaschensammler*innen gibt.

„wäre demnach eine *plurale* und *originelle* Soziologie, die ihre eigene Reichhaltigkeit entsprechend experimentierfreudig und phantasievoll nutzt“, sowie – unter anderem – „eine *projektive* Soziologie, die sich mit Distanz und Leidenschaft in das ‚Spiel der Gesellschaft‘, in politische Entwürfe, Gestaltungsformen und -instrumente einschaltet.“ (Poferl 1999, S. 370)

In Anknüpfung an diesen Artikel ging es, als ich in den frühen 2000er Jahren Seminare und Vorlesungen von Angelika Poferl gehört habe, auch darum, wie eine qualitative Sozialforschung aussehen kann, die sich vielerlei Methoden bedient. Mit dem erlernten Rüstzeug begann ich die Lehre der empirischen Sozialforschung an der Fachhochschule München (heute: Hochschule München) im Studiengang der Sozialen Arbeit.

Beim Unterrichten der empirischen Sozialforschung lassen sich dabei mehrere Ziele kombinieren: Die Studierenden sollen in der Auseinandersetzung mit ihrem konkreten Untersuchungsgegenstand nicht nur die Bedeutung von Forschung für ihre berufliche Praxis verstehen, sondern auch generell ein Verständnis für die Betroffenen, für das Funktionieren der Gesellschaft und die Abhängigkeit des Einzelnen von den Mechanismen der sozialen Sicherheit entwickeln. Als ich also zusammen mit Philipp Catterfeld ein Forschungsseminar plante, haben wir uns zum einen zur Erforschung des neuen Phänomens des Flaschensammelns entschieden (und uns mit Armut, Umweltbewusstsein und Alltagsleben – wie uns erst später klar wurde – auf Themen bezogen, die auch Angelika Poferl beschäftigten), zum anderen für die offene Methode des verstehenden Interviews von Jean-Claude Kaufmann (1996).

Im Folgenden gehe ich auf unsere Auseinandersetzung mit der Methode des verstehenden Interviews ein (Kap. 2) und versuche, den experimentellen Charakter des Flaschensammelns und des Forschens über das Flaschensammeln – über die Darstellung der bisherigen Ergebnisse (Catterfeld/Knecht 2015) – hinausgehend zu thematisieren (Kap. 3), um dann einige Schlüsse zu ziehen (Kap. 4).

2. Flaschensammeln mit dem verstehenden Interview erforschen

Das verstehende Interview, das entgegen seinem Titel nicht nur eine Erhebungs-, sondern auch eine Auswertungsmethode umfasst, versucht sich dem Untersuchungsgegenstand durch Interviews zu nähern, die die soziale Mikrostruktur des Alltags aufdecken. Daher besteht es aus Fragen und Nachfragen, die gleichzeitig naiv wirken können und dabei theoretisch komplex sein dürfen. Ähnlich einer ethnographischen Untersuchung erlaubt es, sich dem Kern der Fragestellung und dem genauen Interesse erst nach und nach zu nähern. Nachdem sich das Führen von Interviews mit der Reflexions- und Theoriearbeit ab-

wechseln, bleibt die Methode gegenüber Fragen, Themen und Hypothesen, die sich erst bei der Auswertung der (ersten) Interviews zeigen, offen (vgl. Kaufmann 1996).

Das verstehende Interview arbeitet nicht mit Kodierungen, wie z. B. die Grounded Theory, sondern mit dem Aufstellen von Hypothesen und Theoriemodellen. Während am Anfang der Untersuchungen die Hypothesen von einem Alltagsverständnis (wenn nicht von bestehenden Theorien) inspiriert sind, so entfernen sie sich mehr und mehr von dieser Ausgangsbasis und werden mit der Zeit von den ersten empirischen Ergebnissen und dem entstehenden Theoriemodell geprägt. Hypothesen werden immer wieder geprüft, verworfen, modifiziert. Die Distanzierung vom Alltagsverständnis geschieht so graduell und nicht durch das Einhalten von methodischen Prozeduren wie dem Kodieren bei der qualitativen Inhaltsanalyse oder der Grounded Theory oder dem statistischen Auswerten von Fragebögen. Neulinge der empirischen Sozialforschung können daran den Unterschied zwischen Alltagsverständnis und soziologischem Verständnis verstehen lernen. In der Arbeit an den Hypothesen unterscheidet sich die Methode auch von Girtlers ero-epischem Gespräch (Girtler 2009), das sich ganz auf die Wirklichkeit der Interviewten konzentriert und dabei das Erzählte weniger auf Konsistenz und Widersprüchlichkeit hin befragt.

Diese Methode, die die Datenerhebung (also die Art der Interviewführung) und die Datenauswertung (die Interpretation) verbindet, strahlt zum einen eine gewisse Leichtigkeit aus und ist zum anderen robust (vgl. Knecht/Catterfeld 2015). Nachdem die theoretischen Bezüge nicht vorneweg, sondern parallel zur Feldphase erarbeitet werden, kann man sehr schnell ins Feld gehen. Die Studierenden können so schon früh und auf fast spielerische Weise „im Feld“ ihre ersten Erfahrungen machen. Theoretische Aspekte können gegebenenfalls, angereichert durch die Erfahrungen der ersten Interviews, parallel zum Führen weiterer Interviews, vertieft werden.

Darüber hinaus betont Kaufmann selbst, dass Studierende auch z. B. in Projekten gut einige Interviews führen können, und dass dabei die üblichen Anfängerfehler nicht unbedingt ein großes Problem darstellen, sondern auch als Bereicherung gesehen werden können (vgl. Kaufmann 1996). Kaufmann hält eine „objektive“ Haltung der Interviewer*innen, die die Interviewten möglichst neutral befragen und sie in keiner Weise beeinflussen, für illusorisch und plädiert stattdessen für eine empathische, sich auf den Austausch einlassende Haltung der Interviewer*innen, die versuchen sollten, ihr jeweiliges Gegenüber umfassend zu verstehen. Weil auch Interviews immer in einem sozialen Kontext stattfinden und immer auch *real life* sind, ist auch die interviewende Person nie „Störfaktor“ einer imaginierten reinen Interviewsituation, sondern Teil einer sozialen Wirklichkeit, die sich je nach Situation anders zeigt. Sogenannte Interviewfehler, wie etwa Suggestivfragen, haben eine Entsprechung im normalen Leben, in dem auch viele Fragen Suggestionen beinhaltet. Die Reaktion

darauf kann sehr wohl von Interesse sein: Wie leicht lässt sich die interviewte Person beeinflussen? Wie vehement vertritt sie eine andere Meinung?

Bei der Interpretation steht die Verquickung von Alltagshandeln und ihrer Einbettung in gesellschaftliche Strukturen im Vordergrund. Kaufmann lässt die „unsichtbare und nicht nur von Anderen übersehene, sondern auch von den Akteuren selbst vergessene Konstruktionsarbeit, die den kleinen Dingen des Alltags zugrunde liegt“ (Meuser 2004, S. 271), zum Vorschein bringen. „Hierzu nähert er sich den Alltagswelten in der Haltung des Ethnologen „der sich aufmacht zu einem Eingeborenenstamm und der zu verstehen versucht, was ihm dort begegnet“ (Meuser 2004, S. 271).

Gleichzeitig kommt Kaufmann – ausgehend von einfachen Fragen, die sich oft um Paarbeziehungen drehen – immer wieder zu Ergebnissen, die dann auf ganz anderen Ebenen von Interesse sind. In seiner Liebeserklärung an Kaufmann beschreibt Rainer Paris (2008) das als Pendelbewegung zwischen Detailversessenheit und Verallgemeinerung. Sein ganzer Ehrgeiz sei

„darauf gerichtet, noch in der winzigsten, scheinbar banalen Kleinigkeit (einer Geste, einer kurzen Abschweifung im Assoziationsfluss einer Äußerung usw.) einen typischen, gleichzeitig individuellen und gesellschaftlichen Sinn zu entdecken und so das Allgemeine im Besonderen aufzuspüren.“ (Meuser 2004, S. 381)

Die Theorie verdichtet das Material und das Material trägt die Theorie, beide können nicht auf das jeweilig Andere verzichten. Michael Meuser zeigt dabei Kaufmanns Geschick auf, dem es gelingt „die unfruchtbare Alternative von gesellschaftlicher Determiniertheit und individueller Freiheit zugunsten eines Ansatzes zu vermeiden, der gleichermaßen danach fragt, wie die Gesellschaft die Individuen hervorbringt und wie sie von diesen hervorgebracht wird“ (Meuser 2004 S. 285). In jedem Samenkorn steckt ein ganzer Strauß von soziologischen Erkenntnissen.

„In jeder noch so beiläufigen Geste oder Expression steckt nicht nur die Gegenwart einer individuellen Vergangenheit, sondern darüber hinaus ein ganzes Bedeutungsarsenal sedimentierter gesellschaftlicher Erfahrungen und Langzeitgeschichten, die darin – und sei es nur in winzigen Spurenelementen – untergründig aktualisiert werden. Um also ein Maximum an Volumen und Deutungskapazität zu erreichen, darf sich die Interpretation gerade nicht auf die unmittelbare Definition der Situation und Beziehung beschränken (dies ist *Kaufmanns* Vorbehalt gegenüber dem Symbolischen Interaktionismus), sondern hat stattdessen alle relevanten Weiterungen der Figuration des gesellschaftlichen und historischen Umfeldes zu berücksichtigen, die für die Aufschlüsselung der Sinnbezüge bedeutsam sein können.“ (Paris 2008, S. 383)

In der allmählichen hypothesengeleiteten Entfernung vom Alltagsverständnis hin zu einem abstrakteren soziologischen Verständnis gesellschaftlicher Zusammenhänge sowie in der Beobachtung der Beziehungen von Alltagshandeln und ihrer strukturellen Einbettung wird das Forschen selbst Teil des gesellschaftlichen Selbstversuches der Selbsterkenntnis, der im besten Fall „erfindersche, kreative Elemente in sich aufnimmt, Neues erprobt und es grundsätzlich wagt, sich auf ungesichertes Terrain zu begeben“ (Poferl 1999, S. 363).

Die Thematisierung der Verquickung von individuellem Handeln und gesellschaftlichen Bedingungen sowie die Hinführung zum Fremdverstehen und Einfühlen in die Lebenswelten Anderer und zur Selbstreflexion macht diese Methode für die Studierenden der Sozialen Arbeit besonders interessant: Einerseits ist es für Studierende der Sozialen Arbeit wichtig zu verstehen, wie die soziale Arbeit durch gesellschaftliche Veränderungen geprägt wird – sind ihre zukünftigen Aufgaben doch häufig dort angesiedelt, wo sich die Schwachpunkte von Gesellschaftskonzepten zeigen und stellt doch erst die Reflexion auf den gesellschaftlichen Zusammenhang der Tätigkeit deren politische Bedeutung her. Darüber hinaus müssen die Studierenden der Sozialen Arbeit in ihren späteren Tätigkeiten immer auch die Erzählungen und Biographien ihrer Klient*innen interpretieren. Auch hier wird oft mit (impliziten) Hypothesen vorgegangen, die sich schon beim nächsten Beratungstermin als falsch herausstellen können. Auch dass das „verstehende Interview stärker als andere qualitative Verfahren auf eine autobiographische Theorieproduktion seitens der Befragten gerichtet“ ist (Meuser 2004, S. 290), macht es besonders interessant für Studierende der Sozialen Arbeit. Denn die Studierenden können so üben, die Reflexivität von Interviewpartner*innen durch das Befragen zu erhöhen – auch dies ist eine Erfahrung, die sie in ihrer späteren Berufstätigkeit beim Führen von Beratungsgesprächen brauchen können.

Gleichzeitig ist die Durchführung des verstehenden Interviews für Studierende attraktiv, weil es erst einmal wenige Vorgaben gibt und sie so langsam ins Thema „reinwachsen“ können. Der für Studierende schwierigste Schritt des Bildens von Hypothesen kann durch das gemeinsame Anhören der Interviews im Unterricht erfolgen, denn Kaufmann zieht das exzessiv wiederholte Hören der Interviews der Bearbeitung von Transkripten vor. In unserer Untersuchung zu den Flaschensammler*innen konnten wir durch eine Abstimmung der Interviewleitfäden viel Interviewmaterial erzeugen, indem jeder sein Thema im gemeinsamen Leitfaden unterbringen konnte. Die 36 Interviews wurden in einem gemeinsam zugänglichen Datenpool gesammelt und alle erhielten die Möglichkeit, die für ihr Thema relevanten Interviewpassagen aus allen Interviews zu nutzen.

3. Flaschensammeln als gesellschaftliches Experiment

Wieso sammeln Flaschensammler*innen Flaschen und gehen nicht anderen Beschäftigungen nach? Welche Begründungen geben sie dafür an und zu welchem Grad kann man ihren Aussagen dazu vertrauen? Und sind sie überhaupt bereit Interviews zu geben? Bereits der erste Gang „ins Feld“ machte deutlich, dass viele der Flaschensammler*innen leicht zu einem Interview zu bewegen sind (vgl. Knecht/Catterfeld 2015). Und schon nach den ersten Interviews zeichneten sich einige interessante Themen ab, die wir vertieft betrachten wollten³, wie etwa Scham, migrierende Flaschensammler*innen (vgl. Breurosh 2015), Familiensituation (vgl. Meinert 2015) oder Einkommenssituation. So schienen viele Sammler*innen – die meisten waren männlich und über 55 Jahre alt – geringe Einkommen, z. B. aus Hartz IV, einer Frührente oder Rente zu ergänzen (vgl. z. B. Fogel 2015). Bei den älteren Sammler*innen zeichnete sich ein Zusammenhang ihrer Sammellust mit Knappheitserlebnissen der unmittelbaren Nachkriegszeit ab. Während sie berichteten, dass sie viel Zeit mit dem Sammeln verbrachten, stellten sie ihr Tun allerdings gleichzeitig als Hobby dar, machten daraus eine sportliche Betätigung, sahen darin einen Spaß, wiesen auf die sozialen Kontakte hin, die sich auf ihren Wegen ergeben (vgl. Baderschneider 2015, S. 87) und betonten, dass sie sowieso nicht „professionell“ sammeln würden wie andere (vgl. Fogel 2015, S. 41). Sehr stark hervorgehoben wurde die ökologische Bedeutung des Flaschensammelns (vgl. z. B. Baderschneider 2015, S. 86 f.; Klusmann 2015; Gross 2015, S. 128). Eine Salzburger Flaschensammlerin, die von sich behauptet, dass ihr Hauptgedanke Achtsamkeit sei und die mich gleich am Salzburger Bahnhof, wo wir uns für einen Rundgang durch die Stadt getroffen haben, zu einem provisorischen Container-Kiosk führte, unter den lauter Dosen und Flaschen gequetscht waren, erläuterte: „Tiere, Hunde, könnten sich einen Splitter einfangen, Kinder. Es gibt Leute, die ohne Schuhe gehen. Gestern hab’ ich jemanden gesehen, der ohne Schuhe auf dem Gehsteig gegangen ist. Man verhindert so manchen Platten an Fahrrädern. Und ich wünsche mir, dass Red Bull auch [in Österreich] Pfand erhebt und dann sieht die Welt gleich anders aus.“ (Knecht 2015, S. 118)

„Ist es nicht seltsam, dass zwar andere Motive sehr umfangreich dargestellt und betont werden, viele Flaschensammler letztendlich aber doch – fast beiläufig – erwähnen, dass sie das Geld durchaus auch für sich brauchen? [...] Werden die ökologischen und sozialen Beweggründe und Motive nicht einfach nur genannt, um von dem eigentlichen Hauptmotiv etwas abzulenken und eine

3 Im darauffolgenden Semester konnten wir die Ergebnisse des ersten Durchgangs für den Einstieg ins zweite Semester nutzen. Die Interviews sind dann länger ausgefallen, und die Studierenden entschieden sich nun schneller für einzelne Themen.

Rechtfertigung für das Flaschensammeln zu finden?“ (Baderschneider 2015, S. 87) – so fragte diese Studentin in ihrem Text nachvollziehbar. Einerseits lässt sich dazu sagen, dass auch Menschen in etablierten Beschäftigungen wohl dazu neigen, ihre Motivation für ihre Tätigkeit, so sinnvoll oder sinnfrei sie auch sein mögen, weniger mit dem Geldverdienen als mit den beruflichen Inhalten zu begründen – und insofern stellen die Aussagen der Flaschensammler*innen nicht unbedingt eine Besonderheit dar. Andererseits sind wir im Laufe des Projekts mehr und mehr darauf gestoßen, dass Scham ein relevantes Thema beim Flaschensammeln zu sein scheint.

Dabei ist Scham besonders schwer zu untersuchen, denn Scham geht „mit der Tendenz sich und den Schamanlass zu verbergen einher“ (Blumenthal 2018a, S. 403). Auch kann es sein, dass die Betroffenen sich ihrer Scham nicht bewusst sind bzw. sie für sich nicht reflektiert haben. Nach Blumenthal bedarf es eines Vorwissens über körperliche, sprachliche und verbale Ausdrucksweisen von Scham, um ihren Ausdruck beispielsweise in einem Interview, aber auch in der Feldforschung wahrnehmen und verschriftlichen zu können (vgl. Blumenthal 2018a, Blumenthal 2018b). Blumenthal sieht die Gefühle der Feldforschenden selbst als wichtige Informationsquellen bei der Beforschung von Scham.⁴ In den Interviews gaben viele Flaschensammler*innen an, dass sie sich an das Inden-Mülleimer-Greifen und die Blicke der Passant*innen bald gewohnt hatten. „Am Anfang hatte ich große Probleme damit, wie ich das gemacht hab’, ja, ich hab’ mich richtig geschämt. In der Zwischenzeit ist es nicht mehr so. Ich hab’ irgendwann gesagt, ich mach’ das, ich steh’ dazu.“ (zit. n. Klusmann 2015, S. 112) Dagegen scheint das Abgeben von Flaschen und das Sich-auszahlen-Lassen von Pfand an den Kassen der Supermärkte dauerhaft viel problematischer zu sein. Ein Sammler hortet die Pfandbons des Flaschenautomaten und gibt sie an seine Frau weiter, sodass sie diese beim Einkaufen an der Kasse einlösen kann. Ein anderer hält die Bons zurück und geht damit irgendwann in den Supermarkt, um „was einzukaufen – damit die Leute nicht denken, ich wäre ein Abzocker“ (zit. n. Klusmann 2015, S. 110). Klusmann analysiert auch die Situation einer Dame,

„70 Jahre alt, die schon seit 25 Jahren Flaschen sammelt, jedoch ‚nur zufälligerweise‘ und ‚nicht so systematisch‘ (Interview F), wenn sie sowieso unterwegs sei. Von dem Geld, das sie beim Sammeln verdient, kauft sie sich Bier. ‚Manche sind ja unverschämt, die lassen sich das Geld direkt auszahlen. Aber das mach’ ich net, da käme ich mir irgendwie schäbig vor‘ (zit. n. Klusmann 2015, S. 110.). Früher

4 „Eine ethnographische Annäherung an den Schamausdruck von FeldteilnehmerInnen wird anhand der Qualität der Feldnotizen, der Reflexion affektiver Zustände Forschender und der Interpretation des sozialen Kontexts diskutiert.“ (Blumenthal 2018a, S. 397)

habe sie nie Bier getrunken, aber jetzt sei sie ‚schon süchtig geworden‘ (zit. n. Klusmann 2015, S. 110). Um nicht die Aufmerksamkeit anderer auf sich zu lenken, verändert sie sogar ihre Gewohnheiten bis hin zur Sucht. [...] Dabei sei das Flaschensammeln an sich für sie ‚überhaupt nicht‘ beschämend. ‚Im Gegenteil. Da stecken mir die Leute sogar oft zwei Euro zu.‘ (zit. n. Klusmann 2015, S. 110). Sie sagt das, als sei es eine Bestätigung ihres Tuns: Der junge Mann, der ihr gerade gestern wieder ein Zwei-Euro-Stück schenkte, hat sie als Flaschensammlerin akzeptiert und sogar belohnt. [...] Sich das Geld an der Supermarktkasse auszahlen zu lassen, kommt für sie aber nicht in Frage, das sei ihr ‚irgendwie zu billig‘, und ‚Bier und Chips‘, das sei für sie sowieso ‚das Allerbeste‘.“ (Klusmann 2015, S. 111)

Hier zeigt sich die Brüchigkeit der Identität vieler Flaschensammler*innen. Während sie gewissermaßen für sich in Anspruch nehmen oder nehmen könnten, dass sie die Vorhut einer ökologischen Lebensweise sind und es auch verstehen, den ökologischen Aspekt ihrer Arbeit in den Interviews gut in Szene zu setzen, so steht der Entstehung eines ausgeprägten positiven Selbstbewusstseins auch die Struktur des Rückgabesystems entgegen. Denn im Pfandsystem wird zwar Geld verdient mit den Flaschen und Dosen, die nicht zurückgebracht werden, aber für die Händler ist die Rücknahme unbezahlte Arbeit, zusätzlich bekommen sie bei der Rückgabe der Flaschen an den Großhandel das Pfand erst nach einer Zeit gutgeschrieben. Daher versuchen sie, die Sammler*innen auszubremsen z. B. durch Schilder, die die Rückgabe auf „haushaltsübliche Mengen“ beschränken. Ein Berliner Getränkemarkt forderte aufgrund einer hanebüchenden und widerrechtlichen Argumentation das Vorzeigen eines Gewerbescheins als Bedingung dafür, dass Flaschen in größeren Mengen abgegeben werden können (vgl. Diekmann 2018). Dabei müssen Supermärkte gemäß der Verpackungsverordnung alle Flaschen und Dosen des Materials zurücknehmen, das sie auch verkaufen; allerdings muss dieses Recht vor Ort oft erst erkämpft werden (s. a. Lünig 2011). Ein reformiertes Pfandsystem könnte Regelungen vorsehen, bei denen die Unternehmen selbst ein Teil des Pfandes für die Rückführung behalten könnten und somit ein Anreiz hätte, diskriminierungsfrei Flaschen entgegenzunehmen.

Dass Flaschensammler*innen keine Lobby haben und ihre Interessen schwer durchsetzen können, zeigt sich auch an den Flughäfen und Bahnhöfen. Gerade die Betreiber der Flughäfen, also der ökologischen „Unorte“ per se, die als Teil der Luftfahrtindustrie als problematisch und unverantwortlich hinsichtlich ihrer Umgangs- und Aneignungsweise (sprich Landnahme von Natur) zu sehen sind, haben Hunderte von Flaschensammler*innen meist wegen Diebstahl ihres Mülls (manchmal wegen Hausfriedensbruch) angezeigt, fast so, als wollten sie ökologisches Handeln bestrafen. Ihre Idee von Sauberkeit konzentriert sich auf flaschensammlerfreie Flughäfen, nicht auf emissionsarme Mobili-

tät. Auch hier verweisen die Vor-Ort-Probleme und Kämpfe der Flaschensammler*innen auf strukturelle Gegebenheiten. Denn die Frage, wem der Müll gehört, kann unterschiedlich geregelt sein. So wird Müll in der Schweiz und Österreich grundsätzlich als „herrenlos“ betrachtet (siehe jedoch RIS 1989). Auch hier sind es strukturelle Gegebenheiten, die die Position der Sammler*innen schwächen und ihre Arbeit (wie auch die von Mülltaucher*innen) erschweren. Und auch hier sind Experimente mit Änderungen vorstellbar: Müll könnte wohl oft sinnvoller verwendet werden, wenn an Wieder-/Weiterverwendung Interessierte darauf besseren Zugriff hätten.

Sowohl das Pfand- wie das Müllsystem erschweren die Arbeit der Flaschensammler*Innen. Wahrscheinlich untergraben diese Strukturen auch die Ausprägung einer selbstbewussteren Haltung und Identität und halten die Flaschensammler*innen in Unsicherheit über die Tragfähigkeit ihrer ökologischen Legitimierung und über ihre soziale Bedeutung. Auch uns ist ihre tatsächlich wichtige Rolle beim Müllsortieren erst greifbar geworden, als uns der Parkverwalter des Englischen Gartens in München, Thomas Köster, aufzeigte, wie stark sie die Müllmenge des Parks reduzieren (vgl. Catterfeld/Knecht 2016).

„Pro Jahr gibt die Verwaltung des Englischen Garten 120.000 Euro für die Entsorgung des Mülls aus, mehr Geld als für die Rasenpflege. ‚Ohne die Flaschensammler müssten wir 40 Prozent mehr Müll entsorgen‘, schätzt Thomas Köster. Rein rechnerisch wären das Müllkosten von fast 50.000 Euro. ‚Die Flaschensammler helfen uns also, unsere Kosten extrem zu reduzieren. [...]‘ Dementsprechend ist Köster nicht nur für eine Erhöhung des Pfands auf normale Glasflaschen. Seiner Meinung nach sollte Pfand auch auf Coffee-To-Go-Becher und Pizzaverpackungen erhoben werden.“ (Catterfeld/Knecht 2016, S. 20)

Die Wahrnehmung der Sammler*innen durch die Passant*innen ist ambivalent. Während manche Anerkennung, gute Worte und sogar Geld spenden (vgl. Klusmann 2015, S. 111; Knecht 2014), erzählt eine Flaschensammlerin von einem Negativerlebnis: „Also ich war einmal früh morgens in Prien am Chiemsee [...] und hab’ halt die Tonnen durchgestöbert. Ein Mann, der auf einer Bank gesessen ist, hat mich gesehen und hat gesagt: ‚Na, Sie sind aber eine Drecksau!‘ Daraufhin hab’ ich gesagt: ‚Nein, ich bin eine Pensionistin und ich zahle noch Unterhalt [für ein Kind].‘“ (zit. n. Knecht 2015) Dass die Sammler*innen einen positiven Beitrag zur Wiederverwendung der Flaschen leisten, wird von den Passant*innen kaum gesehen, noch findet es Erwähnung in offiziellen Berichten und Studien zum Thema. Wie ökologisch sind aber Flaschensammler*innen tatsächlich?

Untersuchungen zum Umweltbewusstsein zeigen auf, dass hohes Umweltbewusstsein nicht unbedingt zu umweltbewusstem Handeln führt (vgl. Pofert 2004, S. 92 f.). Werthaltungen sind beim ökologischen Handeln gegenüber

Kontextfaktoren auch eher unerheblich: So zeigt eine Studie, dass sich nur 10 % des Umweltverhaltens durch Umweltbewusstsein erklären ließen (vgl. Poferl 2004, S. 98). Das Zurückbringen von Flaschen ist also stark von Alltagsroutinen, Gelegenheitsstrukturen (z. B. Nähe und Häufigkeit von Rückgabestationen etc.) und Gepflogenheiten im Familien- und Freundeskreis abhängig. Wie umweltbewusst die Sammler*innen wirklich sind, spielt also bei der Einschätzung ihrer Handlungen genau wie bei Durchschnittsbürger*innen nur eine untergeordnete Rolle. Sehr wahrscheinlich gehören sie zu denen, deren ökologischer Fußabdruck eher gering ist, handeln doch ältere (und ärmere) Menschen, wozu die meisten Flaschensammler*innen gehören, „aus Knappheitserfahrung heraus umweltschonender“ (Poferl 2004, S. 92). Dass wir den Eindruck hatten, dass bei vielen Flaschensammler*innen die Erfahrungen des sparsamen Haushaltens der Nachkriegszeit eine Rolle spielten, scheint also nicht zufällig zu sein. Darüber hinaus haben viele Sammler*innen auf die Frage, warum und wie sie mit dem Sammeln angefangen haben, „Erweckungserlebnisse“ geschildert, die sich gegen das Verschwenden des Pfandgutes stellten („Das Geld liegt ja auf der Straße“).

Diejenigen, die zwar ökologisch argumentieren, sich sonst aber nicht unbedingt politisch oder ökologisch engagiert geben, sind es immerhin, die auf den Anreiz der geringen Pfandbeträge reagieren und die Flaschen zurücktragen. Damit weisen sie auch darauf hin, dass das Pfand als Anreizmechanismus (ein typisches Feature neoliberaler Politikgestaltung) für viele eben nicht genug Anreiz darstellt, die Flaschen selbst zurückzubringen. Betrachtet man die Regelungen im Einzelnen, dann zeigt sich darüber hinaus, dass der Anreizmechanismus im Pfandsystem problematisch konstruiert ist, weil das geringere Pfand z. B. von Bierflaschen und wiederverwendbaren Mehrweg-Pfandflaschen darauf zielt, die Flaschen ins System zurückzuführen, das höhere Pfand auf Einweg-Plastikflaschen und Dosen aber eigentlich die Konsument*innen vom Kaufen abhalten soll. Das wiederum wurde aber von den meisten nicht verstanden und viele vermuten auch hinter einem hohen Pfand eine ökologisch sinnvolle Lösung. Einmal mehr zeigt sich die Schwäche der Vernachlässigung der kulturellen Einbettung von marktlichen und monetären Vorgängen. Ja, für die meisten Flaschensammler*innen ist das Sammeln eine Frage des Geldes⁵, und für sie – und viele andere – aber auch eine Sache des ökologischen Bewusstseins.

Insgesamt scheint es, dass es der geringe soziale Status der Sammler*innen ist, der der Anerkennung ihres ökologischen Tuns im Weg steht. Tendenziell wird eher z. B. das Umweltbewusstsein von Leuchtturmfiguren wie dem ameri-

5 Das Verhältnis von Gewicht zu Pfand spielt oft die zentrale Rolle bei der Frage, welche Flaschen mitgenommen werden und welche nicht; es werden nicht im Besonderen ökologische Einwegflaschen oder Flaschen, die splittern können, gesammelt.

kanischen Vizepräsidenten Al Gores für echt gehalten, der weltweit die Probleme kennt, in seinen Büchern beschreibt und dafür – ökologisch bedenklich – um die ganze Welt gejettet ist. Es ist der geringe soziale Status, der dazu führt, dass sowohl das Bewusstsein als auch das ökologische Handeln der Flaschensammler*innen nicht ernst genommen wird.

4. Schlussfolgerungen

Die meisten Flaschensammler*innen basteln an ihren eigenen (Über-)Lebensstrategien. Sie können als sogenannte „neue Arme“ eines gesellschaftlichen Experiments „im Labor Deutschland“ gesehen werden, deren Leben im prekarierten Aktivierungsstaat – nach dem Abschied von der nachfrageorientierten fordistisch-keynesianischen Idee der wirtschaftlichen Steuerung – selbst zum Experiment wird. Für die Gesellschaft stellen sie einen Spiegel der neuen Arbeitsverhältnisse und der fehlenden Aufmerksamkeit bezüglich des Umgangs mit dem Abfall in einer Gesellschaft des Überflusses dar.

Wenn auch die Wenigsten politisches Engagement zeigen, so zeigen sie sich doch bezüglich ihrer eigenen Situation als hochgradig reflexiv. Als Studierende im Seminar ein Blatt mit einem Inhaltsverzeichnis mitbrachten, hielten wir Lehrenden das für den Entwurf einer umfangreicheren Seminararbeit. Tatsächlich hatte einer der interviewten Sammler die Idee, selbst eine Studie zum Flaschensammeln zu verfassen und hatte sein Inhaltsverzeichnis den Studierenden zur Verfügung gestellt. Diese Reflexivität hat auch methodische Bedeutung, denn Moser (2014, S. 23) argumentiert in seiner Untersuchung zu den Pfandsammler*innen, er müsse sie im Feld begleiten und dort heimlich befragen, um Echtheit zu garantieren, weil sie nur während der Ausführung der Tätigkeit tatsächlich Sammler*innen seien. Er unterschätzt dabei, wie stark auch einfache Tätigkeiten in ihrer Bedeutung und Sinnhaftigkeit von den Ausführenden reflektiert werden – und genau das lässt sich durch das verstehende Interview gut abbilden. Die Flaschensammler*innen sind eben nicht nur bei Ausübung ihrer Tätigkeit Flaschensammler*innen, sondern sie sind es immer. Hätte er sich als Sozialforscher geoutet – was auch aus moralischen Gründen der Anerkennung und rechtlich-forschungsethischen Gründen nötig scheint – dann wären ihm möglicherweise sehr viel mehr Hintergrundinformationen zugetragen worden, die ihm als „einfach nur interessierten Passanten“ in einer flüchtigen Begegnung verweigert wurden. Die ihm entgegengebrachte Skepsis beschreibt er auch selbst (s. a. Knecht 2014).

Angelika Pofperl plädierte in ihren Ausführungen zur experimentellen Soziologie nicht nur für eine Offenheit für neue Themen, die Nähe zum Alltagsleben und einer politik-bewussten Forschung, sondern auch für mehr methodische Experimente. Das verstehende Interview hat uns insbesondere wegen sei-

ner Offenheit gute Dienste geleistet. Der Umstand der „verdeckten Scham“ könnte allerdings auf die Chance oder Notwendigkeit einer teilnehmenden Beobachtung hinweisen. Jedoch sind Studierende, die versucht haben, die Scham von Flaschensammler*innen in deren Körperhaltung zu finden, gescheitert (vgl. Rein/Wagner 2015). Im Projekt stellten wir uns auch die Frage, ob man das Sammeln durch einen individuellen Selbstversuch besser verstehen kann. Blumenthal (2018a, S. 397) sieht ja bei der Untersuchung von Scham im eigenen Erfahrungshorizont eine Möglichkeit des Verstehens und Erkennens. Tatsächlich gibt es Aspekte, deren Relevanz in kürzeren Selbstversuchen offensichtlich wurde, und gerade bei der Scham war das der Fall: Eine Studierende, die eine Woche lang jeden Tag sammeln ging, schrieb sich nach einigen Tagen den Spruch „Flaschensammler: Arbeit für Mensch und Umwelt“ auf Ihre Jacke, um ihr Tun zu erklären und so die Scham in den Griff zu bekommen (vgl. Gómez del Valle 2015, S. 26). Hier half der Selbstversuch zumindest einem Problem gut auf die Schliche zu kommen. Dagegen weisen die Erfahrungen von zwei Studierenden, die in fünf Stunden 66 Cent zusammen bekamen, darauf hin, dass es nicht ausreicht, Flaschen zu sammeln, um ein Flaschensammler zu sein (vgl. Gruber/Flechsler 2015). Als ergiebig erwies sich dagegen eine längere Beobachtung eines zentral gelegenen und viel frequentierten Mülleimers am Münchner Hauptbahnhof, der nicht nur Hinweise auf die verschiedenen Sammeltechniken gab, sondern auch die hohe Frequenz von Entsorgung und „Rausfischen“ verdeutlichte. Für zukünftige Forschungen wäre die Beteiligung von Sammler*innen im Forschungsteam wünschenswert.

Angelika Poferl sieht bei der Perspektive der „Gesellschaft im Selbstversuch“ den „zunehmend experimentelle[n] Charakter *jeglichen* sozialen Handelns, sozialer Beziehungen und des gesellschaftlichen Zusammenlebens schlechthin betont“ (Poferl 1999, S. 368, Hervorhebung im Original). Dementsprechend zeigt sich, dass gerade auch Flaschensammler*innen Bastelexistenzen (vgl. Hitzler/Honer 1994; zit. n. Poferl 1999, S. 369) einer Gesellschaft im ökonomischen und ökologischen Umbruch sind. Als Sozialfigur sind sie uns vor allem ein Spiegel des Wandels der ökonomischen und ökologischen Bedingungen, von dem die ganze Gesellschaft betroffen ist. Allerdings zeigt sich, dass auch dann, wenn alle unsere Leben sich zunehmend in Experimente verwandeln, sie das in sehr unterschiedliche Art und Weise tun – je nach der sozial-ökonomischen Situation. Auch darauf weisen uns die Flaschensammler*innen hin.

Literatur

Baderschneider, Carolin (2015): Die „armen“ Flaschensammler. Motive und Glaubwürdigkeit. In: Catterfeld Philipp/Knecht, Alban (Hrsg.): Flaschensammeln. Überleben in der Stadt. Konstanz: UVK, S. 85–88

- Blumenthal, Sara-Friederike (2018a): Ethnographisches Forschen zu Affekten – eine methodische Annäherung an Scham. In: Huber, Matthias/Krause, Sabine (Hrsg.): *Bildung und Emotion*. Wiesbaden: Springer VS, S. 397–414
- Blumenthal, Sara-Friederike (2018b): Scham und Beschämung als Forschungsperspektiven im Kontext der Fremdunterbringung von Kindern und Jugendlichen. In: Blumenthal, Sara-Friederike/Sting, Stephan/Laueremann, Karin (Hrsg.): *Soziale Arbeit und Soziale Fragen*. Band 2. Schriftenreihe der ÖFEB-Sektion Sozialpädagogik. Leverkusen: Barbara Budrich, S. 295–306
- Breurosh, Tetyana (2015): „Arbeit ... für Essen, Kinder“. Migrierte Flaschensammler. In: Catterfeld, Philipp/Knecht, Alban (Hrsg.): *Flaschensammeln. Überleben in der Stadt*. Konstanz: UVK, S. 129–134
- Catterfeld, Philipp/Knecht, Alban (Hrsg.) (2015): *Flaschensammeln. Überleben in der Stadt*. Konstanz/Köln: UVK
- Catterfeld, Philipp/Knecht, Alban (2016): Flaschen im Garten. Flaschensammler unterstützen die Parkverwaltung im Englischen Garten. In: Greta. Magazin der Münchner Grünen. Oktober 2016, S. 20 www.albanknecht.de/publikationen/Greta_Pfandflaschen_Pfanddosen_sammeln.pdf (Abfrage: 13.9.2019)
- Diekmann, Florian (2018): Getränkemarkt verlangt von Flaschensammler Gewerbeschein. In: *Der Spiegel*. www.spiegel.de/wirtschaft/berlin-getraenkemarkt-verlangt-von-flaschensammler-gewerbeschein-a-1227731.html (Abfrage: 9.1.2020)
- Fogel, Daniel (2015): „Wir sind Rentner, wir zählen eh schon nimmer“. In: Catterfeld, Philipp/Knecht, Alban (Hrsg.): *Flaschensammeln. Überleben in der Stadt*. Konstanz: UVK, S. 41–45
- Girtler, Roland (2013): Sozialfiguren. In: *Soziologische Revue*. 36, H. 4, S. 437–441
- Girtler, Roland (2009): *Methoden der Feldforschung*. 4. Aufl. Stuttgart: UTB; Wien: Böhlau
- Gómez del Valle, Loreto (2015): Dasein als Flaschensammlerin. Ein Selbstversuch. In: Catterfeld, Philipp/Knecht, Alban (Hrsg.): *Flaschensammeln. Überleben in der Stadt*. Konstanz: UVK, S. 23–28
- Gross, Franziska (2015): In der Perspektive der anderen. In: Catterfeld, Philipp/Knecht, Alban (Hrsg.): *Flaschensammeln. Überleben in der Stadt*. Konstanz: UVK, S. 123–128
- Gruber, David/Flechsler, Stefan (2015): 66 Cent. Ein Selbstversuch. In: Catterfeld, Philipp/Knecht, Alban (Hrsg.): *Flaschensammeln. Überleben in der Stadt*. Konstanz: UVK, S. 61–63
- Kaufmann, Jean-Claude (1996): *Das verstehende Interview. Theorie und Praxis*. Konstanz: UVK
- Klussmann, Kim (2015): Das Verdecken des Schamgefühls. In: Catterfeld, Philipp/Knecht, Alban (Hrsg.): *Flaschensammeln. Überleben in der Stadt*. Konstanz: UVK, S. 109–114
- Knecht, Alban (2015): „Der Hauptgedanke ist Achtsamkeit“. In: Catterfeld, Philipp/Knecht, Alban (Hrsg.): *Flaschensammeln. Überleben in der Stadt*. Konstanz: UVK, S. 115–121
- Knecht, Alban (2014): Rezension zu: Sebastian J. Moser: *Pfandsammler. Erkundungen einer urbanen Sozialfigur*. In: *socialnet Rezensionen vom 30.07.2014*. www.socialnet.de/rezensionen/17020.php (Abfrage: 10.1.2020)
- Knecht, Alban/Catterfeld, Philipp (2015): *Flaschensammeln. Eine Einführung*. In: Catterfeld, Philipp/Knecht, Alban (Hrsg.): *Flaschensammeln. Überleben in der Stadt*. Konstanz: UVK, S. 9–13
- Lüning, Eduard (2011): *Mit Dosenpfand zum Wohnmobil. 13.000 Euro Flaschenpfand in 30 Tagen*. Berlin: AT Edition

- Meinert, Daniela (2015): Von Teams und Einzelkämpfern. In: Catterfeld, Philipp/Knecht, Alban (Hrsg.): Flaschensammeln. Überleben in der Stadt. Konstanz: UVK, S. 135–141
- Meuser, Michael (2004): Der Alltag, die Familien und das Individuum: Jean-Claude Kaufmann. In: Moebius, Stephan/Peter, Lothar (Hrsg.): Französische Soziologie der Gegenwart. Konstanz: UVK/UTB, S. 269–295
- Moebius, Stephan/Schroer, Markus (Hrsg.) (2010): Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Moser, Sebastian J. (2014): Pfandsammler. Erkundungen einer urbanen Sozialfigur. Hamburg: Hamburger Edition
- Paris, Rainer (2008): Soziologie auf der Zunge. Jean-Claude Kaufmanns originäre Methode. In: Soziologische Revue 31, H. 4, S. 379–386
- Poferl, Angelika (2004): Die Kosmopolitik des Alltags. Zur Ökologischen Frage als Handlungsproblem. Berlin: Edition Sigma
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive ‚experimenteller Soziologie‘. In: Soziale Welt 50, H. 4, S. 363–372
- Rein, Patricia/Wagner, Susanne (2015): Scham und Körpersprache. In: Catterfeld, Philipp/Knecht, Alban (Hrsg.): Flaschensammeln. Überleben in der Stadt. Konstanz: UVK, S. 101–107
- RIS (= Rechtsinformationssystem) (1989): Entscheidung des OGH vom 24.1.1989, Geschäftszahl 4Ob117/88, European Case Law Identifier (ECLI) ECLI:AT:OGH0002:1989:0040OB00117.88.0124.000

Experimentelle Soziologie in der Hochschule

Zur Einübung einer reflexiven Haltung in der Methodenlehre in Zeiten der Globalisierung

Norbert Schröder

„Lehre ist der großartigste Beruf überhaupt und zugleich der schwierigste, weil man als Lehrende an das anknüpfen muss, wo die Einzelnen sind, was sie bewegt. Man muss es herausfinden, und dann kann man es ihnen nicht sagen und hinterher sind sie besser, sondern man muss einen Weg finden, sie zu überzeugen, sich selbst zu belehren und anders geht es nicht.“ (Frigga Haug; Deutschlandfunk – Zwischentöne, 26. Mai 2019)

1. „Experimentelle Soziologie“

Dem Individuum wird in der „Reflexiven Moderne“ (Beck/Giddens/Lash 1996) die immer neue Anpassung an eine sich fortwährend aus ihrer eigenen Dynamik heraus wandelnden sozialen und gesellschaftlichen Globalisierungswirklichkeit, die lebenslange Umgestaltung der eigenen Lebensführung zugemutet (Bauman 1997; Baumann 1999; Rosa 2005). Eine auf Dauer gestellte Reflexivität wird zum zentralen Moment der menschlichen Selbstkonstruktion (Giddens 1991). Von verlässlichen Traditionen entbunden, zerbrechen die bis dahin noch relativ stabilen gesellschaftlichen Institutionen und Rollenmuster mit der Folge, dass dem Individuum die verlässlichen Bezugspunkte für ein Erleben und für die „Schaffung von Lebenskohärenz“ (Keupp et al. 1999) fehlen. Aus der immer wieder sich einstellenden Erfahrung des Scheiterns heraus (Poferl/Schröder 2020a; Poferl/Schröder 2020b) sind die Gesellschaftsmitglieder stets von Neuem aufgefordert, sich dezentralisiert und ohne verbindliche Vorlage ihre Existenz zurechtzubasteln, das Zusammenspiel ihrer Bastelexistenzen (Hitzler/Honer 1994) im Modus des „bis auf Weiteres“ zu kreieren und so eine fragil bleibende Gesellschaft von unten her umzugestalten und aufrechtzuerhalten (Poferl/Schröder 2014; Poferl 2019).

Auf diese gesellschaftliche und soziale Lage der Moderne und der Menschen in ihr hebt Angelika Poferl ab, wenn sie schon 1999 – das Konzept der „Risikogesellschaft“ (Beck 1986) von Ulrich Beck aufgreifend und radikalisiert – in

einem programmatischen Beitrag für die ‚Soziale Welt‘ die gesellschaftliche Wirklichkeit als „Gesellschaft im Selbstversuch“ charakterisiert (Poferl 1999, S. 367–369) – eine Charakterisierung, die bis heute nichts an Gültigkeit verloren hat. Den Menschen ist es – so Angelika Poferl – in ihrem alltäglichen Mit-einanderhandeln auferlegt „mit nichts Anderem als sich selbst und ihren gesellschaftlichen Verhältnissen“ (Poferl 1999, S. 368) zu experimentieren, um ihr soziales Leben und einen stützenden gesellschaftlichen Rahmen anzupassen und zu erhalten. Ausgehend davon stellt Angelika Poferl erste Überlegungen dazu an, über welche methodologischen und methodischen Orientierungen eine „Gesellschaft im Selbstversuch“ sich ‚adäquat‘ soziologisch beschreiben ließe. Die Dynamik und Komplexität der gesellschaftlichen Wirklichkeit in Zeiten der Globalisierung verbiete einer empirischen Sozialforschung auf der Makro-, Meso- und Mikroebene weitgehend den Einsatz vorgegebener standardisierter Verfahren. Die „wissenschaftliche und forschungspraktische Befassung [kann sich] weniger denn je mit einfachen und vorgestanzten Aussagen, mit der (Re-)Produktion künstlicher Denk- und Handlungssicherheiten oder der normgemäßen Anwendung ihres Kategorien- und Methodenapparates begnügen“ (Poferl 1999, S. 370). Vonnöten sei die radikale Orientierung an einer problemorientierten, auf das Verstehen der Handelnden ausgerichteten Wirklichkeitswissenschaft. Eine Problem- und Verstehensorientierung ist aber in Anbetracht einer Gesellschaft im Selbstversuch daran gebunden, dass die Sozialforscherin – bei aller professionellen Vororientiertheit – sich kontextsensibel auf ihren Gegenstand einlässt und dabei die Methoden der Rekonstruktion und die Ausarbeitung des thematischen Ertrags gleichursprünglich entwickelt. Sie ist gehalten, im Forschungsdialog mit ihrer Erfahrungsfähigkeit und -bildung kunstvoll kreativ zu experimentieren (Poferl 2014, S. 23). Sie muss – um mit Angelika Poferl zu sprechen – „‘experimentelle‘ Soziologie“ (Poferl 1999, S. 370) betreiben:

Im Zentrum einer „experimentellen Soziologie“ steht die Forschungspraxis selbst. In ihr zentriert sich ‚alles‘. „Insofern wäre [...] die Frage der Einheit [soziologischen Forschens] nicht formaltheoretisch und als Ergebnis begriffsstrategischer Operationen, sondern konsequent empirisch, über die methodische Aufgabe einer grundsätzlich offenen und für Veränderung zugänglichen Selbstbeobachtung soziologischer Praxis zu bestimmen.“ (Poferl 1999, S. 370) Mit anderen Worten: Eine experimentell-empirische Sozialforschung, mit der die globalisierten „Gesellschaften im Selbstversuch“ adäquat beschrieben werden können, hat problemorientiert, verstehend, kontextsensitiv – und bei allem reflexiv angelegt – zu sein.

2. „Experimentelle Soziologie“ und die Methodenlehre in der Hochschule

Die zunehmende Etablierung einer qualitativen, einer verstehenden Sozialforschung in Europa gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts ging mit einer Ausdifferenzierung des methodischen Rüstzeugs einher. Allmählich eroberten dann auch Lehr- und Handbücher zur qualitativen Sozialforschung den Markt. Mit ihnen schlich sich allerdings eine Standardisierung, eine Standardisierung auch der verstehenden, dann eigentlich nur noch vermeintlich verstehenden Sozialforschung ein. Die Modularisierung der Ausbildung im Studium infolge des Bologna-Prozesses trug das Ihre zur Bürokratisierung bei. Es kam mehr und mehr zu einer „bequemen“ Standardisierung der „qualitativen Methodenausbildung“. Die trägt dann maßgeblich dazu bei, dass die eigentliche Domäne der verstehenden Sozialforschung, die verstehende, kontextsensitive Rekonstruktion und die Ausbildung einer dialogisch reflexiven Kompetenz, vernachlässigt werden. Der von Angelika Pöferl eingeforderte experimentelle Charakter der qualitativen Sozialforschung droht aktuell verloren zu gehen.

In diesem Beitrag möchte ich mit Blick auf die Methodenlehre zur qualitativ-verstehenden Sozialforschung in Hochschulen und Universitäten Überlegungen dazu anstellen, wie diesem um sich greifenden Standardisierungstrend entgegengewirkt werden kann. Positiv geht es darum, die Grundzüge der Lehre einer Experimentellen Soziologie zu skizzieren. Die Methodenlehre verdient diese besondere Beachtung, weil nicht zuletzt über die Praxis der Methodenausbildung Vorentscheidungen über die dann gängige Praxis im professionellen Sozialforschungsalltag fallen. Es stellt sich mithin die Frage, wie ein experimenteller, ein kontextsensitiv reflexiver Ansatz überhaupt didaktisiert und dann gelehrt werden kann. Ich habe aus meiner Lehrpraxis heraus Überlegungen für ein eigenes Konzept angestellt, die berührt sind von der Soziologischen Ethnographie der Chicago School und v. a. davon, wie sie zu Zeiten der Chicago School gelehrt wurde (Schröder/Dengel 2021). Dieses Lehrkonzept, das eigentlich gar keines war, trifft in zentralen Belangen heute noch den Punkt. Deshalb lohnt sich, bevor ich später zur Darstellung des von mir ausgearbeiteten Lehrkonzepts komme, vorab ein Blick in die Anfänge, in die Zeit der Chicago School Ethnographie um die 1920er/1930er Jahre.

2.1 Die Verwurzelung der Chicago-Ethnographie in der journalistischen Recherche und Reportage: zum Lehrkonzept der Chicago School

Chicago war nach der Wende in das 20. Jahrhundert schon eine Stadt, in der die ökonomisch angetriebene Arbeitsteilung zu einer Dynamik der ständigen Umorientierung und Neuanpassung und zu einer damit einhergehenden

enttraditionalisierten, rationalisierten, spezialisierten und individualistischen Lebensführung und Konsumorientierung der Menschen führte. Chicago wurde so schon früh zu einem Symbol der modernen, lebendigen und anziehenden Stadt, damals schon zu einer – in Anlehnung an Angelika Pofertl – „Stadt im Selbstversuch“ (siehe auch: Dreiser 1900/1956; Park 1925/1967; Ickstadt 2006). Die exemplarische Erforschung Chicagos als einer der frühen urbanen Metropolen der Moderne durch das Department of Sociology der University of Chicago wurde, vor allem vorangetrieben durch Robert Park, als kontextsensitive, an die Erfahrung der Sozialforscherin angebundene, reflexive Ethnographie entworfen. So gestaltete sich das erste Paradigma der Empirischen Sozialforschung wie selbstverständlich als qualitative Sozialforschung, als Soziologische Ethnographie. Noch heute und gerade in Anbetracht der angedeuteten aktuellen Lage der Verstehenden Sozialforschung ist es lehrreich, sich anzuschauen, wie die Soziologische Ethnographie als Experimentelle Soziologie betrieben und gelehrt wurde, was damals weitgehend zusammenfiel.

Das Ineinandergreifen von Erfahrungsbildung, Datengewinnung, Fallbeschreibung und Fallanalyse erfolgt über eine Art „journalistischer Reflexivität“. Diese Form der Reflexivität geht noch nicht in die Niederungen des „methodologischen Zweifels“, sondern sie bleibt dem journalistischen Realismus verhaftet: „The world was simply out there, waiting to be discovered.“ (Hammersley 1989, S. 86) Es geht in Anbetracht von nicht vorab designten Felderfahrten rückblickend darum, eher „praktisch“ zu überlegen, ob eingesetzte Verfahren zielführend waren, welche Verfahren in der Folge eingesetzt werden könnten usw., um ein realistisches Bild von der sozialen Wirklichkeit zu bekommen.¹ Zur Gewährleistung einer solchen Reflexivität hat Park im Department of Sociology das journalistische Institut des City-Editors eingerichtet, eine Position, die von ihm und Burgess ausgefüllt wurde (Lindner 1990, S. 116–140; Matthews 1977, S. 109). Diese dem journalistischen Realismus verhaftete Reflexivität findet nicht zuletzt auch und gerade im Lehrkonzept der Chicago School seinen Ausdruck.

Die ethnographische Stadtforschung der Chicago School war kollaborativ und arbeitsteilig angelegt (Deegan 2001, S. 14). Park (und Burgess) stellten die theoretischen Rahmen zur Verfügung und betrieben ansonsten vor allem die Beratung der Studierenden und der Promovenden, die die materialen Analysen durchführten, die dann zu einer Erweiterung der theoretischen Generalisierungen durch Park und Burgess anregten. Bei der Beratung der Studierenden und der Promovenden ging es immer darum, die Qualität der Einzelstudien zu gewährleisten und die stadtsoziologische Gesamtanalyse voranzutreiben. Die

1 Zum ethnographischen Verfahren der Chicago School im Einzelnen siehe Schröder/Dengel (2021).

Analyse selbst stand im Vordergrund und nicht in didaktischer Manier der Kompetenzgewinn der Studierenden (Matthews 1977, S. 109). Insofern kann man von einer impliziten, nicht-intendierten Didaktik der Chicago School-Lehre sprechen.

Knapp skizziert muss man sich die in die Forschung eingelassene „Lehre“ etwa so vorstellen. Zu Beginn wurden das Interesse, die Neugier, die Fähigkeiten und die Amoralität des Studierenden in Bezug auf eine Forschungsfragestellung im Dialog gecheckt. Für die in Angriff zu nehmende Forschungsaufgabe wurde kein Methodendesign entwickelt und auch keine besondere Methodenausbildung installiert. Gelernt wurde „on the job“, es wurde aus dem Forschungskontext heraus ausprobiert (Bulmer 1984, S. 98; Lindner 1990, S. 122). Die begleitende Betreuung erfolgte vor allem im Rahmen des Field-Research-Seminars, in dem die laufenden Projekte jeweils von den Untersuchern ausführlich vorgestellt und besprochen wurden (Anderson 1983; Bulmer 1984, S. 95 f.; Lindner 1990, S. 118 f.). Hier wurden dann auch die Orientierungen für die Weiterarbeit gegeben. Oft fanden sich Projektforscher auch zu Kleingruppen (Carey 1975, S. 155 f.) zusammen, die dann miteinander einen regen Austausch pflegten. Dazu kamen Einzelgespräche mit Park, Burgess, Faris und empirische und theoretische Vorträge im interdisziplinären Kontext (Bulmer 1983, S. 434–437; Bulmer 1984, S. 115). Man muss sich die Betreuung und damit die Lehre im Department of Sociology als eine „ongoing theoretical conversation“ (Deegan 2001, S. 14) auf verschiedenen Ebenen vorstellen (Carey 1975, S. 151–190, insbes. S. 155 f.). Im Zentrum saßen Park und auch Burgess als eine Art City-Editoren, die alles aufnahmen, gegencheckten, zu bedenken gaben, eingriffen, Orientierungen entwarfen und generalisierende Konzepte kreierte (Matthews 1977, S. 107–109; Bulmer 1984, S. 96, 112; Deegan 2001, S. 13 f.). Highlights waren dabei die „Walking Tours“ mit Robert Park (Bulmer 1984, S. 97 f.). Deutlich wird so, dass auch das Lehrkonzept, wenn man es so nennen mag, reflexiv im oben angedeuteten Sinne angelegt war. Die Studierenden sollten aus der ethnographischen Arbeit heraus zu „reporter’s in depth“ (Matthews 1977) werden. Die Haltung einer Soziologin entspricht dann „merely a more accurate, responsible, and scientific reporter“ (Park 1939, zitiert nach Lindner 1990, S. 142 f.).

Für Robert Park stand die Neugier der Sozialforscherin im Vordergrund, und nicht eine Wissenschaftlichkeit suggerierende methodische Standardisierung. Das Prinzip des „nosing around“ erinnert vor allem in Globalisierungszeiten die soziologische Ethnographie daran, dass das dialogisch-interpretative Verfahren zuerst die Einnahme einer nicht standardisierten Haltung fordert, über die und über die mit ihr erzielten Erträge man sich dann anschließend – reflexiv – Rechenschaft abzulegen hat.

„Nicht methodischer Rigorismus, sondern soziologische Phantasie ist charakteristisch für die Chicagoer Stadtforschung. Was verlangt, was stimuliert wurde, waren Einfallsreichtum und Findigkeit bei der Recherche: wie man dabei zu Werke ging – ob durch mehr Teilnahme oder durch mehr Beobachtung, durch Nutzung von Zensusdaten oder von belletristischen Werken – war sekundär. Was wir hier vor uns haben, und was von der Methodologie gar nicht beachtet wird oder schärfer: überhaupt nicht gesehen wurde, ist eine der Großstadt angemessene, ihrem ‚Wesen‘ entsprechende Herangehensweise.“ (Lindner 2004, S. 141)

Rolf Lindner (2004, S. 141) verweist zur Untermauerung auf den Arbeitsplan von Cressey (1932) zur Taxi-Dance-Hall Studie, auf Andersons (1923) Teilhabe als Mitbewohner unter den „Hobo[s]“, auf die Erkundungszüge von Zorbaugh (1929) in Chicagos „Gold Coast and the Slum“, oder auf die Forschungspraxis von Norman Hayner (1936) für seine Studie „Hotel Life“. Interessant ist dann auch die typisierende Beschreibung der Forschungshaltung durch James Carey:

„Der ideale Soziologe war derjenige, der die Stadt kannte. Er oder sie entdeckte sie, erkundete sie, erdachte einfallsreiche Wege, um sie dazu zu bringen, ihre Geheimnisse zu enthüllen. Wichtiger noch, er oder sie verbrachte seine oder ihre gesamte Zeit damit, über die Stadt nachzudenken und mehr über sie herauszufinden.“ (Carey 1975, S. 155; übersetzt von Lindner 2004, S. 141; siehe auch Carey 1975, S. 153–159)

Mit Park und der Chicago School Ethnographie kann man die aktuelle Debatte in der qualitativen Sozialforschung ganz im Sinne einer Experimentellen Soziologie daran erinnern, dass die Wissenschaftlichkeit des Forschens nicht aus einer neutralen Methodengeleitetheit herrührt, sondern im reflexiven Umgang mit der Erfahrungsbildung des Forschers begründet ist. Eine verstehende Sozialforschung ist erst als dialogisch-reflexive wissenschaftlich. Entsprechend hat Park dann auch kaum vorbereitende Methodenveranstaltungen durchgeführt, sondern er hat seine Studierenden als „experimentelle marginal man“ (Lindner 1990, S. 210) ins Feld geschickt, sie bei ihrer Feldarbeit beratend begleitet und die Durchführung der Untersuchung und die erzielten Ergebnisse dann mit ihnen begleitend besprochen (Lindner 1990, S. 207–215, insbes. S. 210; Christmann 2007, S. 100 f.).

Diese Lehrhaltung von Park im Hinterkopf, und natürlich sensibilisiert durch die „eigenen“ Forschungsparadigmen, der Hermeneutischen Wissenssoziologie (Schröder 1997; Hitzler/Reichertz/Schröder 1999; Hitzler/Reichertz/Schröder 2020), und der von Anne Honer konzipierten Lebensweltanalytischen Ethnographie (Honer 1993; Honer 2011; Poferl/Schröder 2015; Hitzler/Eisewicht 2016) bin ich dann mehr und mehr zu der Überzeugung gelangt, dass auch im Rahmen des modularisierten Seminarbetriebs in Hochschulen und Universitäten heute in der Methodenausbildung das strikte Einüben in einen erfah-

runngesättigten reflexiven Ansatz gewagt werden sollte, will sagen: die Grundeinsichten einer Experimentellen Soziologie und einer Soziologischen Ethnographie sollten weitgehend die Didaktik der aktuellen sozialwissenschaftlichen Methodenlehre prägen. Allerdings können Forschung und Lehre unter den heutigen Bedingungen nur noch selten eine Symbiose eingehen. Lehrforschung in Studiengängen ist heute in der Regel in einem Seminarrahmen separiert und über die Studienordnungen restriktiv überformt. Dazu kommt, dass die Modularisierung der Lehre durch den Bologna-Prozess studienorganisationsbezogene Kanalisierungen mit sich bringt, die im professionellen Forschungsalltag (der Chicago School) keine Rolle spiel(t)en.

Während Lehre also zu Zeiten der Chicago School naturwüchsig in die Forschungspraxis einbezogen wurde, wird im heutigen Lehrbetrieb ein Lehrraum zur Verfügung gestellt, den es wie auch immer didaktisierend zu strukturieren gilt. Die naturwüchsige Chicago School Didaktik muss demnach in ein didaktisches Seminarkonzept übersetzt werden. Dabei können dann auch die Errungenschaften methodologischer Reflexionen „nach“ der Chicago School, etwa die Einsicht in die Dialogizität und in den Konstruktionscharakter aller Sozialforschung, einbezogen werden. Vor allem der allem Forschen heute zugrundeliegende methodische Zweifel sollte den Studierenden sehr viel stärker als zu Zeiten der Chicago School nahegebracht werden. Der Chicago-School Realismus sollte schon durchbrochen werden.

Diesen Übersetzungsanforderungen folgend bin ich dann daran gegangen, konzeptionelle Überlegungen zur Didaktik der aktuellen Methodenlehre anzustellen, die nun als eine Möglichkeit eines reflexiven Konzepts einer experimentellen Methodenlehre vorgestellt werden sollen. Ich skizziere zunächst das Konzept im angedachten Phasenverlauf der Lehre, um dann die Gelingensbedingungen anschauen zu können.

2.2 „Herumschnüffeln“ will studiert sein – zur Herausbildung dialogisch-reflexiver Kompetenzen in der sozialwissenschaftlichen Methodenlehre heute²

Im Verlaufe meiner Lehre zur Methodenausbildung habe ich „mitbekommen“, dass es Studierenden der Sozialwissenschaften wenig hilft, wenn man ihnen zu Beginn ihres Studiums eine theoretische, methodologische und methodische Einführung in die Verstehende Sozialforschung gibt. Die erfolgreiche Durchführung empirischer Untersuchungen ist an die Einübung in ein forschungspraktisches Handeln gebunden und kann vor allem nicht in von der aktuellen Globalisierungsdynamik erfassten Gesellschaften einfach deduktiv-kognitiv in

2 Die Ausführungen in diesem Kapitel greifen auf Schröer (2018) zurück.

die Praxis hinein heruntergebrochen werden. Überdies erfordert ein auf die verstehende Rekonstruktion des Zusammenspiels von Akteursperspektiven angelegtes Unternehmen ohnehin einen flexiblen und kontextsensitiv kreativen Einsatz von Forschungsstrategien. Mir wurde klar, dass ein Verständnis für die qualitativ-verstehende Sozialforschung und der Erwerb entsprechender Kompetenzen zu ihrer Umsetzung gerade zu Beginn der Ausbildung immer einher gehen sollte mit der direkten Erfahrung einer solchen Forschungspraxis.

Das von mir entworfene Lehrprogramm ist so angelegt, dass die Kompetenzen in Bezug auf die Verfahren der qualitativ-verstehenden Sozialforschung von den Studierenden schrittweise im Verlaufe der gemeinsamen Projektarbeit erworben werden. Es macht nun Sinn, sich die einzelnen Stufen dieses Kompetenzerwerbs etwas genauer anzuschauen.

Die Entwicklung einer Fragestellung, eines Untersuchungsfokus

Wichtig ist zunächst einmal, dass die Studierenden miteinander und eigenständig eine Fragestellung aushandeln. Sie übernehmen so von Beginn an Verantwortung, und Ihre Forschung setzt so an ihren Interessen an. Ihnen geht so sofort ein, dass ihre Interessen und Neigungen forschungsrelevant und forschungsleitend sind. Es ist in dieser Phase nicht wichtig, nicht einmal wünschenswert, dass die Fragestellung wohl konturiert und bereits zielgenau formuliert ist. In der Regel reicht es zunächst vollkommen, ein Forschungsfeld als interessant in den Blick zu nehmen und zu umgrenzen (thematischer Fokus, weiche These, offene Fragestellung). Dem Seminarleiter obliegt es, den Studierenden im Gespräch über die Fragestellung deutlich zu machen, dass es im Normalfall natürlich schon wichtig ist, zu Beginn thematisch ein Untersuchungsfeld zu fokussieren, um dann weiter planen zu können, dass aber die Entwicklung der Fragestellung in qualitativer Sozialforschung selbst Gegenstand des Forschungsprozesses ist. Will sagen: die Fragestellung wird im Verlaufe der Untersuchung gebildet, und sie kann jederzeit von den Studierenden aus der laufenden Untersuchung heraus modifiziert werden. Der Seminarleiter sollte in dieser ersten Findungsphase die gemeinsamen Überlegungen auch schon auf die Eignung der Fragestellung für eine Handlungsanalyse und auf die der Machbarkeit richten. Es fragt sich also: Sind die relevanten Forschungsfelder überhaupt in Reichweite, sind die aufgeworfenen Fragen arbeitsökonomisch von einer Seminargruppe zu bewältigen? Insgesamt ist es in dieser Phase wichtig, dass die Ideen der Studierenden zu einem Untersuchungsfokus von vorn herein zur Geltung kommen. Sollten Modifikationen direkt zu Beginn erforderlich werden, dann sollten sie aus einem gemeinsamen Gespräch hervorgehen. So entwickelt sich ein Gefühl der Eigenverantwortlichkeit bei den Studierenden aus einer diese Eigenverantwortlichkeit tragenden Arbeitsbeziehung zum Seminarleiter heraus.

Zur Vorbereitung der Untersuchung

Die Vorbereitung der Untersuchung erfolgt gleich auf mehreren Ebenen, die in einem engen Wechselbezug zueinander stehen: die Wahl der Datensorte(n), die Bestimmung des Forschungsfeldes und die Vorbereitungen des Zugangs zum Feld. Die jeweiligen Gruppenmitglieder müssen nun sehen, von welcher Ebene aus sie die Vorbereitung ihrer Untersuchung angehen. Möchte eine Gruppe beispielsweise interkulturelle Arbeitsbeziehungen in einer globalisierten Welt untersuchen, und hält sie eine teilnehmende Beobachtung für angezeigt, dann stellt sich hier zunächst die Frage, ob ein exemplarisches Forschungsfeld gefunden und ob dann wohl ein Feldzugang erreicht werden kann. Sollten die Chancen als problematisch eingeschätzt werden, dann fragt es sich, ob ein anderes Feld bereit steht, oder ob man nicht auch mit vielleicht eher erhebbarer Interviews die Untersuchung betreiben könnte. Aber – das wäre dann die Folgefrage – wären Interviews hier geeignet? Wenn die Gruppe bei ihren Überlegungen von einem interessanten Feld ausgeht, stellen sich die Fragen in Bezug auf Datensorte und Zugang zum Feld entsprechend. Hat die Gruppe ein geeignetes Feld ausgemacht, und ist man sich auch in Bezug auf die Datensorte sicher, so bleibt noch die Möglichkeit des Feldzugangs zu überlegen. Hier stünde dann die Form der Kontaktaufnahme im Vordergrund. Direktes Hingehen oder Anrufen kann unmittelbar Verbindlichkeit schaffen, kann aber auch aufdringlich wirken und Abwehrreaktionen hervorrufen. Eine Mail gibt den Angesprochenen Zeit zum Überlegen, kann aber auch zu unverbindlich daherkommen. Hier lassen sich unzählige Gelingens- oder Misslingensvarianten ausrechnen, ohne dass von den Studierenden bei der Planung eine entsprechende Sicherheit erreicht werden kann. Zugleich ist gerade dieser Erstkontakt – auch das klingt an – nicht nur einfach für das Zustandekommen eines Forschungskontakts entscheidend, sondern auch für den unverzichtbaren Vertrauensaufbau grundlegend. Mit der in Teilen immer kontingenten Beziehungsaufnahme zu den Feldbewohnern wird nämlich das Feld vorkonstituiert. Die Studierenden können so erfahren, dass das Feld nicht einfach vor ihnen liegt und gegeben ist, sondern in der Beziehung zum Feld sich erst konstituiert (Poferl/Reichert 2015). Ist es der Gruppe dann gelungen, einen ersten Kontakt herzustellen, fragt es sich, wie es weitergehen kann. Die Studierenden lernen in dieser Vorbereitungsphase nicht nur die verschiedenen Planungsebenen kennen, sondern auch die Komplexität und Kontingenz der zu treffenden Planungsentscheidungen und deren Situationsgebundenheit. Sie erfahren das „Glatteis“ des Einstiegs in eine Untersuchung. Aufgabe des Seminarleiters ist es, entsprechend im Sinne eines methodischen Zweifels zu verunsichern und zugleich ein Vertrauen in die Machbarkeit herzustellen.

Die Datenerhebung

Mit der Erhebung der Daten wird die ausgearbeitete Planung auf die Probe gestellt, und es ist nichts wahrscheinlicher, als dass der Sprung in die Erhebung mit Abweichungen einhergeht, mit neuen, so nicht in den Blick genommenen Aufgaben konfrontiert. Überdies befinden die studentischen Forscher sich nun in den Erhebungsechtinteraktionen, in denen kaum noch etwas zurückgenommen werden kann, in denen sie sich in der Interaktion mit dem Feld situativ bewähren müssen. Ein Beobachtungsfeld stellt sich anders dar als erwartet, so dass die studentischen Forscher umarrangieren müssen. Ein Gesprächspartner ist in Anbetracht des aufnehmenden Tonbandgeräts gehemmt und weit weniger gesprächig als im Vorfeld. Oder mit den Erzählungen der Interviewees wird bereits während des Gesprächs erkennbar, dass die Fragestellung kaum zu bearbeiten sein wird, womit dann schon im laufenden Gespräch die Frage aufgeworfen ist, wie das Interview weiter anzugehen ist. Es werden Termine nicht eingehalten oder ein ausgedachtes Arrangement geht situativ nicht auf. Die jungen Forscher erleben sich bei ihrer ersten Erhebungssituation als nicht so souverän wie erhofft. Sie bekommen bspw. im Interview einen „leeren Kopf“. In jedem Fall machen die studentischen Forscher mehr oder weniger dramatisch die Erfahrung, dass ihre Planungen aus der Situation heraus neu zu verstehen und umzuarrangieren sind. Sie erleben die Konstruktivität ihrer Forschung. Zweifel in die (begrenzte) Brauchbarkeit der so erhobenen Daten muss mit Unterstützung des Seminarleiters nachgegangen werden. All diese Erfahrung geht mit Versagensängsten einher, die sie durchlebt haben müssen, um in der Zukunft bei der Durchführung von Untersuchungen weniger überrascht und zunehmend souverän auf Dynamiken reflexiv reagieren zu können.

Die Datenauswertung

Wenn nun die Daten als Protokolle oder Transkripte aufbereitet sind, dann geht es zunächst darum, die erhobenen Texte gemeinsam zu sichten und datenkritisch zu würdigen. Von da aus können die einzelnen Projektgruppen nun auch mit mehr Sicherheit besprechen, ob die zuvor entworfene Fragestellung beibehalten werden kann und sollte, ob sich Fragestellungsalternativen aufdrängen, in welche Richtung der Fragefokus spezifiziert werden kann. Nach einer theoretischen Einweisung in die Prinzipien und Verfahren der Auswertung und einer Einübung an Beispielen kann es dann an die Auswertung der selbsterhobenen Daten gehen: zunächst zur feinanalytischen Lesartenbildung, dann zur fallübergreifenden Theoriebildung. Am Material wird gemeinsam zu prüfen sein, ob die von der jeweiligen Gruppe erhobenen Texte in einer modifizierten Form auszuwerten sind. Hier ist es durchaus möglich, Verfahren zu kombinieren, neue Wege auszuprobieren. Das wird jeweils gemeinsam am Fall zu erörtern sein. Diese Phase der Projektarbeit ist für die Studierenden wohl die

schwierigste Phase. Sie verfügen in der Regel über keinerlei Erfahrungen im interpretativen Aufbrechen von Texten hin zu einer Bedeutungskonstruktion, hin zur Lesartenbildung. Es lässt sich nur bedingt an Alltagskompetenzen anschließen, da die Studierenden in der Regel eher einen alltagsweltlich inhaltsanalytischen Interpretationsstil mitbringen. Noch schwieriger ist es für sie, die Bildung gegenstandsbezogener Theorien aus Fallanalysen zu verstehen und umzusetzen – ein Problem, das sie ja mit so manchem etablierten Sozialwissenschaftler teilen. In dieser Phase der Untersuchung ist eine besonders intensive Betreuung der Gruppe erforderlich. Der Seminarleiter muss im Zentrum stehen und die Materiallage voll im Blick haben. Er muss bei der Interpretation vorangehen, Akzente setzen, dabei aber eher anregend wirken und Acht geben, dass die Studierenden sich weiterhin als Forschungssubjekte erfahren. Wichtig ist gerade in dieser Phase, dass die Studierenden erfahren, dass ihre Untersuchung zu einem brauchbaren Ergebnis kommt und dass sie auch erfahren konnten, über welche eigenerlebte und von ihnen mitgetragene Interpretationspraxis das möglich war. Käme es in dieser Auswertungsphase zu keinem brauchbaren Ergebnis oder wären die Studierenden bei der Ermittlung nicht hinreichend eingebunden, dann wäre das ein herber Rückschlag für den Aufbau von Kompetenzen. Allerdings stößt die Seminarbetreuung hier nicht allzu selten an ihre Grenzen. Diese Datenauswertung mündet dann in die Vorbereitung des gemeinsamen Untersuchungsberichts.

Die immanenten Gelingensbedingungen einer dialogisch-reflexiven Methodenlehre

Mit diesen projektphasenbezogenen Erörterungen sollte zumindest angedeutet werden, welche Methodenkompetenz und welche methodologische Sensibilität die Studierenden in Bezug auf die Entwicklung einer Forschungsfragestellung, der Vorbereitung einer qualitativen Untersuchung, der Datenerhebung und der Datenauswertung im Verlaufe ihrer kleinen Lehrforschung im Einzelnen erwerben können. Weil dieser Kompetenzerwerb von den eigenen Interessen und Neigungen ausgehend über die Gewinnung eigenerlebter Forschungserfahrung verinnerlicht wird, verspricht er eine besondere Nachhaltigkeit. Dieser didaktische Ansatz schließt theoretisch an Konzepte subjektorientierten didaktischen Handelns (Faulstich/Ludwig 2004; Ludwig 2012) und an die des „situierten Lernens“ (Holzkamp 1995; siehe auch Straub 2010; Schröer 2017) an. Im Kern geht es für die Studierenden über die einzelnen Phasen hinweg um den Erwerb einer „reflexiven Kompetenz“. Sie sollen von vornherein lernen, alle Entscheidungen in Anbetracht ihrer Erfahrungen im und mit dem Feld aus dem inneren Kontext ihrer Untersuchung heraus zu fällen und zweifelnd abzuwägen, entsprechende in einem doppelten Sinne kontextsensitive Überlegungen und Analysen anzustellen (Untersuchungskontext – Gegenstandskontext). Zur

Entwicklung einer solchen reflexiven Kompetenz ist es allerdings erforderlich, dass die Studierenden sich eingehend mit dem (inneren) Kontext ihres Untersuchungsgegenstandes auseinandersetzen, sie müssen sich mit ihm vertraut machen, in ihm herumstöbern, im Feld und in den Daten herumschnüffeln. Und diese Freiheit, diese Muße muss ihnen bei der Durchführung der Lehrprojekte unbedingt zugestanden werden. Es geht darum, von vornherein den Aufbau einer und das Einüben in eine dialogisch-reflexive Forscherhaltung zu ermöglichen. Das Einüben in eine qualitativ standardisierte Methodisierung wird so schon mit dem Einstieg in die Methodenausbildung unterlaufen.

Eine in der Form auf die Ausbildung einer reflexiven Kernkompetenz ausgerichtete Lehrprojektforschung arbeitet – das dürfte auch herauszulesen gewesen sein – mit der anhaltenden Überforderung der Studierenden. Die Studierenden verfügen zu Beginn des Seminars über keinerlei Erfahrung für die Entwicklung einer Forschungsfragestellung und den Aufbau eines qualitativ-empirischen Forschungsprojekts, sie sind mit dem State of the Art nicht vertraut, sie können bei der Datenerhebung auf keinerlei praktische Erfahrung zurückgreifen, sie wissen noch nicht, worauf es bei einer auf Verstehen hin angelegten Datenauswertung ankommt. All diese Kompetenzdefizite sind selbstverständlich, sie begründen die Lehrsituation, sie sind insofern konstitutiv. Selbstverständlich ist allerdings nicht unbedingt der hier vorgeschlagene didaktische Umgang mit dieser Inkompetenz. Die Inkompetenz soll nicht über die sonst übliche Wissensvermittlung aufgehoben werden. Die Studierenden stehen vielmehr im Rahmen ihrer eigenen Untersuchungen vor Problemen, deren Bewältigung sie überfordern, zugleich tragen sie aber für die Durchführung der Untersuchung Verantwortung und über weite Strecken wird ihnen unterstellt, dass sie die anfallenden Probleme bewältigen können. Sie geben sich hier alle Mühe, und sie kommen dann aus diesen Anstrengungen heraus zu Lösungen, die sie so weitgehend selbst entworfen haben. Sie erfahren, dass sie es können, und sie können diese Erfahrung reflexiver Aufgabenbewältigung verinnerlichen.

Ein so konzipiertes didaktisches Arbeiten mit der „Als-ob-Kompetenz“ (Oevermann et al. 1976) der Studierenden kann aber nur gelingen, wenn man es zugleich unterläuft, wenn es von der Seminarleiterin „getragen“ wird. Der Seminarleiterin obliegt es, in den entsprechenden Situationen „aufmerksam zu machen auf ...“, „zu bedenken zu geben, dass ...“, zu bestätigen, hervorzuheben, zu loben, wohlwollend zu kritisieren usw. Sie kann auch nach dem Bärenführer-Prinzip ihre Erfahrungen weitergeben und vormachen. Sie trägt das abgelagerte Methodenwissen in den jeweiligen Situationen an die Studierenden heran und unterstützt mit all diesen Verfahren die Bewältigung der sich stellenden Forschungsaufgaben. Diese Vermittlung und diese Einwürfe erfolgen zu einem großen Teil und nach Möglichkeit aus der Untersuchungssituation heraus und sollen in ein gemeinsames Gespräch münden. Aber noch mehr: Hinter allem bringt die Seminarleiterin „still“ in den einzelnen Gruppen das Vertrauen

zum Ausdruck, dass die Gruppe die selbstgewählte Aufgabe zu bewältigen vermag und dass die Gruppe zugleich stets mit ihrer Unterstützung rechnen kann. Sie ist steter Ansprechpartner für die Gruppe, die sich mit allen Problemen an sie wenden, die diese Probleme mit ihr erörtern kann. Insofern steht sie in der Gruppe, ist ein besonderes Mitglied der Gruppe, das die Gruppen- und Untersuchungsprozesse personal trägt, das der Gruppe immer wieder das Vertrauen schenkt, die Aufgaben weitgehend selbst bewältigen zu können. Sie gibt Lösungen und Möglichkeiten nicht einfach vor. Wenn es gelingt, bereitet sie den Boden. Die Arbeit mit der Gruppe ist getragen von einer tragenden Beziehung.

3. „Experimentelle Soziologie“ und reflexive Methodenlehre

Angeregt durch das maßgeblich auf Robert Park zurückgehende, in die Chicago-School-Forschung eingelassene implizite Lehrkonzept und das dazu passende, von Anne Honer stark gemachte Konzept des „Existentiellen Engagements“ habe ich ein didaktisches Konzept zu der von Angelika Poferrl vorgeschlagenen Experimentellen Soziologie vorgestellt, in dessen Umsetzung es den Studierenden der Sozialwissenschaften in besonderer Weise über sozialwissenschaftliche (ethnographische) Feldforschung gelingen kann, eine dialogisch-reflexive Forschungshaltung auszuprobieren und so die Kernkompetenz für die empirische Rekonstruktion aktueller globalisierungsdynamischer „Gesellschaften im Selbstversuch“ aufzubauen. Den Studierenden wird nach diesem Konzept auferlegt, ein Forschungsprojekt weitgehend an den eigenen Interessen ansetzend in Eigenverantwortung durchzuführen, um so die erforderlichen (existentiellen) Erfahrungen machen zu können. Die mit diesem Konzept reklamierte Nachhaltigkeit ist daran gebunden, dass die Studierenden anhaltend überfordert werden, ihnen eine Kompetenz unterstellt wird, über die sie noch nicht verfügen, so dass sie sich ständig aus einer eigenen Interessiertheit heraus experimentell überschreiten müssen. Dieses Arbeiten mit der Als-ob-Kompetenz der Studierenden schafft einen zwar erfahrungsintensiven, aber auch fragilen Grund, der sich nur ausbalancieren und stabilisieren lässt, wenn die Seminarleiterin die Projektarbeiten aus einer Beziehung zu den Studierenden heraus auf unterschiedliche Weise trägt und so ein personales Netz spannt.

Die hier vorgetragene Didaktik-Konzeptskizze habe ich im Kern aus meinen Erfahrungen als Lehrpraktiker entworfen. Gleichwohl zeichnet sie in der beschriebenen Variante eine von der Praxis abgehobene Idealisierung, eine Utopie – ähnlich dem Idealtypus bei Max Weber. Allerdings handelt es sich bei mir um eine normative Messlatte, in Bezug auf die „in jedem einzelnen Falle festzustellen [ist], wie nahe oder wie fern die Wirklichkeit jenem Idealbilde steht“ (Weber 1988, S. 191). Das Idealbild, das, was ich hier modellhaft vorgestellt habe, ist kaum erreichbar. Die selbstverständlichen Abweichungen sind mit-

unter enorm. Aber davon sollte man sich nicht entmutigen lassen. Es lohnt sich auf jeden Fall wieder von Neuem, mit den Studierenden experimentelle Soziologie zu betreiben, mit Ihnen gemeinsam den „Kick am Gegenstand“ (Pofertl 1999, S. 363) zu wagen. Denn auch dieser didaktische Ansatz selbst ist experimentell angelegt – führt fortwährend zu modifizierten Didaktik-Idealtypen.

Literatur

- Anderson, Nels (1923): *The Hobo. The Sociology of the Homeless Man*. Chicago and London: The University of Chicago Press
- Anderson, Nels (1983): *A Stranger at the Gate: Reflections on the Chicago School of Sociology*. In: *Urban Life* 11, H. 4, S. 396–406
- Bauman, Zygmunt. (1997): *Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen*. Hamburg: Hamburger Edition
- Bauman, Zygmunt (1999): *Unbehagen in der Postmoderne*. Hamburg: Hamburger Edition
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996): *Reflexive Modernisierung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bulmer, Martin (1983): *The Society for Social Research. An Institutional Underpinning to the Chicago School of Sociology in the 1920s*. In: *Urban Life* 11, H. 4, S. 421–439
- Bulmer, Martin (1984): *The Chicago School of Sociology*. Chicago and London: The University of Chicago Press
- Carey, James T. (1975): *Sociology and Public Affairs. The Chicago School*. London: Sage
- Cressey; Paul Goalby (1932/1968): *The Taxi-Dance Hall: A Sociological Study in Commercialized Recreation and City Life*. New York: The University of Chicago Press
- Christmann, Gabriela (2007): *Robert E. Park*. Konstanz: UVK
- Deegan, Mary (2001): *The Chicago School of Ethnography*. In: Atkinson, Paul/Coffey, Amanda/Delamont, Sara/Lofland, John/Lofland Lyn (Hrsg.): *Handbook of Ethnography*, London: Sage, S. 11–25
- Dreiser, Theodore (1900/1956): *Schwester Carrie*. Reinbek: Rowohlt
- Faulstich, Peter/Ludwig, Joachim (Hrsg.) (2004): *Expansives Lernen*. Hohengehren: Schneider
- Giddens, Anthony (1991): *Modernity and Identity. Self and Society in the Late Modern Age*. Cambridge: Polity Press
- Hammersley, Martyn (1989): *The Dilemma of Qualitative Method. Herbert Blumer and the Chicago Tradition*. London und New York: Routledge
- Hayner, Norman S. (1936): *Hotel-Life*. Chapel Hill: The University of North Carolina Press
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1994): *Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung*. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): *Risikante Freiheiten*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 307–315
- Hitzler, Ronald/Reichert, Jo/Schröder, Norbert (Hrsg.) (1999): *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte einer Theorie der Interpretation*. Konstanz: UVK
- Hitzler, Ronald/Reichert, Jo/Schröder, Norbert (Hrsg.) (2020): *Kritik der Hermeneutischen Wissenssoziologie*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa

- Hitzler, Ronald/Eisewicht, Paul (2016): Lebensweltanalytische Ethnographie – im Anschluss an Anne Honer. Weinheim/Basel: Beltz Juventa
- Holzcamp, Klaus (1995): Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlagen. Frankfurt a. M.: Campus
- Honer, Anne (1993): Lebensweltanalytische Ethnographie. Wiesbaden: DUV
- Honer, Anne (2011): Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Ickstadt, Heinz (2006): A Tale of two Cities. Kultur und ihre geschichtliche Funktion im Chicago der Fortschrittsära. In: Schmidt, Johann N./Rosenberg, Hans-Peter (Hrsg.): Chicago. Portrait einer Stadt. Frankfurt a. M.: Insel, S. 103–123
- Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmür, Wolfgang/Höfer, Renate/Mitzscherlich, Beate/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek: rowolth
- Lindner, Rolf (1990): Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Lindner, Rolf (2004): Die Entdeckung der Stadtkultur: Chicago Schule der Stadtethnographie. In: Lindner, Rolf (Hrsg.): Walks on the wild Side. Die Geschichte der Stadtforschung. Frankfurt a. M.: Campus, S. 113–146
- Ludwig, Joachim (2012): Bildungstheoretische Zugänge zu Lernen und Lernberatung. In: Ludwig, Joachim (Hrsg.): Lernen und Lernberatung. Alphabetisierung als Herausforderung für die Erwachsenenbildung. Bielefeld: Bertelsmann, S. 18–42
- Matthews, Fred H. (1977): Quest for an American Sociology: Robert E. Park and the Chicago School. Montreal und London: Mc Gill-Queens University Press
- Oevermann, Ulrich/Allert, Tilmann/Gripp, Helga/Konau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen/Schröder-Caesar, Erna/Schütze, Yvonne (1976): Beobachtungen zur Struktur sozialisatorischer Interaktion. Theoretische und methodologische Fragen der Sozialisationsforschung. In: Auwärter, Manfred/Kirsch, Edit/Schröter, Klaus (Hrsg.): Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 371–403
- Park, Robert (1925/1967): The City. Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment. In: Park, Robert/Burgess, Ernest/McKenzie; Roderick Duncan (Hrsg.): The City. Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment. Chicago und London: University of Chicago Press, S. 1–46
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive „experimenteller Soziologie“. In Soziale Welt 50, H. 4, S. 363–372
- Poferl, Angelika (2014): Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. Zu den Voraussetzungen und Freiheiten einer nicht ganz so einfachen Beziehung. In: Goethe-Institut (Hrsg.): Klima – Kunst – Kultur. Göttingen: Steidl, S. 16–27
- Poferl, Angelika (2019): Verortung des Subjekts. Herausforderungen der Globalisierungsforschung und Überlegungen zu einer ‚nachgesellschaftlichen‘ Gesellschaftstheorie. SFB 1265 Re-Figuration von Räumen, Technische Universität Berlin: Working Papers Nr. 3, <https://depositonce.tu-berlin.de/handle/11303/10409> (Abfrage 21.12.2019)
- Poferl, Angelika/Reichert, Jo (Hrsg.) (2015): Wege ins Feld. Methodologische Aspekte des Feldzugangs. Essen: Oldib
- Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (Hrsg.) (2014): Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis einer hermeneutischen Wissenssoziologie. Wiesbaden: Springer VS

- Poferl, Angelika/Schröder, Norbert (2015): Lebensweltanalytische Ethnographie. In: Rätz, Regina/Völter, Bettina (Hrsg.): Wörterbuch Rekonstruktive Soziale Arbeit. Opladen: Barbara Budrich, S. 129–131
- Poferl, Angelika/Schröder, Norbert (2020a): Das scheiternde Subjekt. Eine Wissenssoziologie des (Un-)Möglichkeitssinns. In: Hitzler, Ronald/Reichert, Jo/Schröder, Norbert (Hrsg.): Kritik der Hermeneutischen Wissenssoziologie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 164–178
- Poferl, Angelika/Schröder, Norbert (2020b): Fragile Beziehungsgeflechte. Zum scheiternden Subjekt des Kommunikativen Konstruktivismus. In: Schröder, Norbert/Bidlo, Oliver/Keysers, Verena/Roslon, Michael (Hrsg.): Warum entfaltet kommunikatives Handeln auch ohne Gewalt und Herrschaft Macht? Die „Kommunikationsmacht“ von Jo Reichertz zur Diskussion. Weinheim, Basel (in Vorbereitung)
- Rosa, Hartmut (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Schröder, Norbert (1997): Wissenssoziologische Hermeneutik. In: Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske+Budrich, S. 109–129
- Schröder, Norbert (2017): Teaching Intercultural Communication. Improvisation als didaktischer Kern einer interkulturellen Qualifizierung in Hochschulen. In: Bettmann, Richard/Hinnenkamp, Volker/Satola, Agnieszka/Schröder, Norbert (Hrsg.): Die Hochschule als interkultureller Aushandlungsraum. Wiesbaden: Springer VS, S. 149–158
- Schröder, Norbert (2018): Herumschnüffeln will studiert sein! Zur Herausbildung dialogisch-reflexiver Kompetenz im Sozialwissenschaftsstudium. In: Hitzler, Ronald/Klemm, Matthias/Kreher, Simone/Poferl, Angelika/Schröder, Norbert (Hrsg.): Herumschnüffeln, aufspüren, einfühlen. Ethnographie als „hemdsärmelige“ und reflexive Praxis. Essen: Oldib, S. 57–68
- Schröder, Norbert/Dengel, Udo (2021): Chicago School of Sociology: Grundlegungen von 1915 bis zu den 30er Jahren. In: Poferl, Angelika/Schröder, Norbert (Hrsg.): Handbuch Soziologische Ethnographie. Wiesbaden: Springer VS (im Erscheinen)
- Straub, Jürgen (2010): Lerntheoretische Grundlagen. In: Weidemann, Arne/Straub, Jürgen/Nothnagel, Steffi (Hrsg.): Wie lernt man interkulturelle Kompetenz. Theorien, Methoden und Praxis in der Hochschulbildung. Bielefeld: transcript, S. 31–98
- Weber, Max ([1922] 1988): Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Weber, Max (Hrsg.): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: Mohr, S. 146–214
- Zorbaugh, Harvey W. (1929): Gold Coast and the Slum. A Sociological Study of Chicago's Near North Side. Chicago: The University of Chicago Press

„Wer mehr sieht, hat mehr recht.“

Über die Notwendigkeit und die Grenzen der Säkularisierung von Forschung¹

Jo Reichertz

„Don't think, but look!“
(Wittgenstein 1977: PhU § 66)

1. Plädoyer für eine experimentelle Soziologie

„Subjektivität und Sozialität sind in der Moderne von keinem einheitlichen ‚Baldachin‘ (Soeffner 2000) der Ordnung und Sinnstiftung überwölbt, sondern in unterschiedliche kulturelle Bedeutungszusammenhänge und soziale Handlungsfelder eingebunden“ (Poferl 2014, S. 193). So lautet die Diagnose von Angelika Poferl, die man als das *Grundthema* ihres umfangreichen Werkes zu unterschiedlichen Themen bezeichnen kann, das in unterschiedlichen Formen immer wieder in ihren Arbeiten zu vernehmen ist. In theoretischen wie empirischen Artikeln zur kosmopolitischen Erfahrung und Empathie (vgl. Poferl 2014; Poferl 2016; Poferl 2017), zur reflexiven Moderne (vgl. Poferl 2019), in ihren Arbeiten zu den Wissens- und Wissenskulturen (vgl. Pfadenhauer/Poferl 2018; Keller/Poferl 2018), in ihren Überlegungen zum prekären und scheiternden Subjekt (vgl. Poferl/Schröer 2019; 2020) ist dieser Befund in den letzten Jahrzehnten langsam gewachsen und ausgearbeitet worden.

Aber sie lässt diesen Befund nicht auf sich beruhen, sondern sie überlegt, welche Folgen das für die interpretative (Feld-)Forschung hat. Denn: „Diese Fragmentierung und Abnahme des gemeinsamen Bedeutungsuniversums, diese Auflösungserscheinungen eines generalisierten Anderen, geben so und überdies dem anthropologischen (bzw. quasi-anthropologischen?) Sachverhalt der perspektivgebundenen Erfahrungsungleichheit historisch ein erfahrbares Gewicht.“ (Poferl/Schröer 2019, S. 4)

1 Danken möchte ich Thomas S. Eberle für seine zahlreichen und wichtigen Hinweise.

Die Welt, so die Folgerung, ist nicht mehr für alle gleich – was auch bedeutet, dass die alten Methoden der interpretativen Forschung auf den Prüfstand gestellt werden müssen. Sind sie, die oft noch der Prämisse der Einheit von Kultur verpflichtet sind, noch geeignet, die neue Welt richtig zu erfassen oder braucht es neue Methoden und Ansätze? Angelika Pofe­rl fragt also in ihren neueren Arbeiten, in denen sie den „Kick am Gegenstand“ (Pofe­rl 1999, S. 363) retten möchte, immer wieder, „ob und inwieweit ‚die‘ Soziologie der Dynamik und den Wandlungstendenzen ihres Gegenstandes – ‚der‘ Gesellschaft – gerecht zu werden vermag“ (Pofe­rl 1999, S. 363). Es geht ihr um Zweierlei: Einmal, und das ist entscheidend – um den *Gegenstand*, zum anderen geht es um die *Lust an der Forschung* oder um den „Kick“, den Gegenstandserkenntnis in der Regel mit sich bringt. Wenn man so will: Es geht ihr um die *leidenschaftliche* Erforschung einer neuen, reflexiv gewordenen Welt – das bringt also neben dem Gegenstand auch die Subjektivität der Forschenden mit ins Spiel.

Die Frage nach den Methoden, die der Erforschung einer gewandelten und sich permanent (immer schneller) wandelnden Welt gerecht wird, ist fürwahr eine komplexe Frage, die eine Fülle weiterer Fragen nach sich zieht. Dies scheint insbesondere dann notwendig, wenn man (wie Angelika Pofe­rl dies systematisch tut) berücksichtigt, dass Wissenschaft immer Teil der Gesellschaft ist, ihr also nicht frei schwebend von außen gegenüber steht. Wissenschaft ist immer auch Teil der Gesellschaft, teilt also auch ihr Schicksal und ist deshalb auch immer interessiert und immer Partei, nie neutrale Beobachterin (vgl. Reichertz 2016). Wissenschaft beobachtet nicht nur die Gesellschaft, in der und von der sie lebt, sondern sie greift auch, teils massiv, in diese Gesellschaft ein.

Angelika Pofe­rl fordert deshalb eine *experimentelle Soziologie*, die mehr Mut „für eine plurale und originelle Soziologie“ (Pofe­rl 1999, S. 370) hat; sie fordert eine experimentierfreudige(-re) Soziologie, die ihre Reichhaltigkeit und Fantasie nutzt, die fantasievoll ist, die pragmatisch und „den sozialen Welten, Handlungs- und Strukturproblemen zugewandt bleibt“ (Pofe­rl 1999, S. 370). Sie fordert eine „*säkularisierte*“ Soziologie, die auf Überdetermination und Ergebenheit vor theoretischen und methodischen Dogmen zugunsten ungewohnter Wege und eigenwilliger Spurensuche verzichtet“ (Pofe­rl 1999, S. 370). Nicht zuletzt fordert sie „eine projektive Soziologie, die sich mit Distanz und Leidenschaft in das ‚Spiel der Gesellschaft‘, in politische Entwürfe, Gestaltungsformen und -instrumente einschaltet“ (Pofe­rl 1999, S. 370).

Säkularisierung, also eine Verweltlichung der Soziologie wird gefordert, aber wohl noch mehr. Denn *Säkularisierung* ist der Gegenbegriff zu Sakralisierung, dem Begriff für Entweltlichung bis hin zur Heiligung. Und so, nämlich als „heilig“, wurden und werden Methoden (in Deutschland) gerne behandelt. Methodisch kontrolliert zu arbeiten gilt vielen als unumstößlich und die „Methodenpolizei“ (Reichertz 2019) fahndet gerne nach Verstößen, was dann oft die Ächtung der Ergebnisse zur Folge hat. Eine Säkularisierung zu fordern,

heißt also, die Einsicht, dass Methoden immer nur von Forscher*innen geschaffene Hilfsmittel sind, in die Tat umzusetzen. Methoden sind nicht heilig und stehen somit nicht über allem, sondern Methoden sind Medien des Forschens, immer gebunden an Zeit, Frage und Gegenstand. Insofern ist eine Säkularisierung zweifelsfrei da geboten, wo Methoden oder Forschende als „sakral“ ausgeflaggt werden.

Soweit zum Programm einer experimentierfreudigen Sozialforschung, dem ich in jeder Hinsicht zustimme. Meine weiteren Ausführungen sind deshalb auch nicht als Kritik an diesem Programm gemeint, sind keine Gegenrede, sondern der Versuch, sie vor dem Applaus von der falschen Seite zu schützen, denn man könnte die Ausführungen von Angelika Pofperl auch als Aufforderung zum *Anything goes* (Feyerabend 1976) auffassen – und dann würde man das Kind mit dem Bade ausschütten.

2. Experimentierfreude um jeden Preis?

Bei aller Experimentierfreude hebt Angelika Pofperl nicht ab und fordert Abenteuer um jeden Preis: Nachdrücklich und immer wieder mahnt sie den *Sachbezug* ein; es geht ihr um Welterkenntnis, nicht um Abenteuer und Freiheit zur Beliebigkeit der Wissenschaft. Dies steht ganz in der Tradition von Blumer, ohne Zweifel ein Kritiker des Methodenpurismus, der immer den Gegenstandsbezug der Forschung in den Vordergrund stellte: Seinen Studierenden und Leser*innen gab er folgenden Rat mit auf den Forschungsweg: „Berücksichtigen Sie die Beschaffenheit der empirischen Welt, und bilden sie eine methodologische Position aus, um diese Berücksichtigung zu reflektieren.“ (Blumer 2013, S. 140)

Zu Recht erinnert Angelika Pofperl daran, dass die Soziologie nicht über die Freiheit der Kunst verfügt, Wirklichkeiten nach eigenen subjektiven Vorlieben neu zu erfinden, sondern dass Wissenschaft auf die Kriterien der *Begründung*, der *Plausibilität* und der *Adäquanz* verpflichtet bleibt (Pofperl 1999). Dennoch: Wissenschaft muss, so Pofperl, über das Bekannte hinaus denken, sie muss sich und die Gesellschaft irritieren, aber sie muss sich auch irritieren lassen – sie muss dort Zweifel säen, wo Gewissheit zu sein scheint: Einmal im Hinblick auf die unbefragten Gewissheiten des jeweiligen Zeitgeistes, aber zum anderen muss sie Zweifel säen, ob die Gesellschaft von der Wissenschaft einfordern darf, sich in ihre Dienste zu stellen.

Das kann man auch missverstehen, man kann die Forderung nach Aufbruch und Offenheit als Selbstzweck begreifen, als sei im Neuen schon prinzipiell das Gute enthalten – aber dem ist gewiss nicht so. Dies entspricht im Übrigen einer Position, die sich zum Beispiel bei Bude und Dellwig sehr ausgeprägt findet.

Heinz Bude und Michael Dellwing feiern in ihrer Einleitung der Schriften zum symbolischen Interaktionismus Herbert Blumer als Rebellen gegen jede Art von Wissenschaft, die variablen- und faktorenzentriert ist und auf Methoden und Theorien setzt. Hatte Blumer zu seiner Zeit vor allem Merton oder Parsons im Blick, so würde er heute, so zumindest Bude und Dellwing, seine Kritik auch auf Techniken ausweiten, „die die Grundeinsichten der interpretativen Soziologie ausklammern müssen, um ihre gebundenen Formen der Interpretation leisten zu können. Die objektive Hermeneutik, die Sequenzanalyse, die Konversationsanalyse und die festen Varianten der *Grounded Theory* sind nur einige der Versuche, abstrakte Auswertungsmethoden zu erdenken, deren gewissenhafte und detailgetreue Anwendung die Forscher befähigen soll, die Bedeutungen im Feld nachzuvollziehen“ (Bude/Dellwing 2013, S. 20).

Die gegenwärtige interpretative Soziologie, so Bude und Dellwing weiter, hätte „ein obskures Expertentum der Interpretation [entwickelt], in dem die Expertise nicht länger Immersion und intimer Bekanntschaft mit dem erforschten Feld entspringt, sondern der Kenntnis einer Interpretationsmethode, die dann unter dramatisiertem Ausschluss kreativen Einfühlens Erkenntnisse generieren soll.“ (Bude/Dellwing 2013, S. 20) Aber damit nicht genug: Bude und Dellwing machen Blumer auch zum Vorkämpfer einer Rebellion

„gegen den gesamten *Glauben* an die wissenschaftliche Methodik als Ausgangspunkt von Wissenschaft und gegen die Allüren einer Disziplin, die so tut, als wären ihre Forschungsergebnisse das Produkt rigider Programme. Es war eine Rebellion gegen Versuche, die Forscher und ihre lokalen, auf ihr Feld bezogenen und aus dem Feld gewonnenen Interpretation zu sterilisieren und diese Erkenntnis als ‚aufgefunden‘ statt als forschend, künstlerisch, kreativ gemacht zu stilisieren.“ (Bude/Dellwing 2013, S. 21)

Damit rücken Bude und Dellwing das forschende Handeln in die Nähe von künstlerischem und kreativem Handeln und ganz offensichtlich sehen sie in dieser Nähe den großen Vorteil der von ihnen geforderten neuen Art der Forschung. Sie fordern den fröhlichen Bruch mit den etablierten Regeln² – auch und gerade von jungen Nachwuchswissenschaftler*innen.

Die Forderung, neue (auch künstlerische) Wege zur Entdeckung und Vermessung der Gesellschaft zu finden, ist nicht ohne Gefahr – insbesondere wenn sie jenen abverlangt wird, die sich noch für die Forschung qualifizieren (müssen) oder es gerade erst erfolgreich getan haben. Denn die grundsätzliche For-

2 Dabei können sie sich m. E. nicht auf Paul Feyerabend berufen. Der besteht auch weiterhin auf Regeln: „Ich sage, dass alle Regeln ihre Grenzen haben und dass es selbst innerhalb der Wissenschaften keine umfassende Rationalität gibt; ich sage nicht, daß wir nunmehr ohne Regeln und Maßstäbe leben sollen.“ (Feyerabend 1980, S. 81)

derung nach dem Primat des Neuen würde auch bedeuten, von den Schultern der Riesen (Merton 1983) hinabzusteigen und erneut unten anzufangen. Einmal abgestiegen könnte man die so erreichte Naivität und Dummheit (Hitzler 1991)³ zwar als besonders gute Voraussetzung für Forschung ausflaggen, aber wie überzeugend wäre das? Wer die Kuckucksuhr erneut erfindet, hat zwar Kreativität gezeigt, aber sie zugleich vergeudet.

Zudem: Wer sagt, die alten, unkünstlerischen Methoden müssten erst gar nicht mehr zur Kenntnis genommen und schon gar nicht mehr beherrscht werden, sondern die These vertritt, jeder könne mit ein bisschen Mut, gutem Willen und Optimismus schon wissenschaftliche Forschung betreiben, er müsse sich halt nur trauen, der gleicht einem Skilehrer, der seinem Schüler, kaum dass er liften kann, auf die Spitze eines Berges führt, und ihm angesichts einer schwarzen Piste den guten Rat mit auf den Weg gibt, es einfach mal kreativ zu probieren – die überkommenen Regeln, wie man sein Tempo kontrolliert und Kurven und Buckel meistert, das seien alte Regeln, an die sich Skiprofis sowieso nicht halten würden. Wer dies seinen Schülern*innen mit auf den Weg gibt, der bringt sie m. E. in Gefahr. Ich zumindest hätte von meinem ersten Skilehrer einen anderen Rat erwartet.

Wissenschaftliche Forschung ist kein einfaches Handwerk. Auch wenn die Neugierde den Menschen von Natur aus mitgegeben ist, so ist es die Methode, diese Neugierde zu stillen, gerade nicht. Wie gut zu forschen ist, lernt man auch nicht in der Schule. Wenn man Glück hat, erhält man während des Studiums einen ersten Einblick in die Grundlagen. Wie man (gut) forscht, das lernt man, wenn man selbst Forschung betreibt: erst in Projekten, die andere verantworten, dann in Projekten, die man selbst entwickelt und umgesetzt hat. Mit jedem Projekt lernt man nicht nur mehr über die untersuchten Gegenstände, sondern auch über die Möglichkeiten guter Forschung. Deshalb hat man nie wirklich ausgelernt, sondern ist immer auf dem Weg.⁴

3 In seinem Artikel hat Ronald Hitzler ausdrücklich von der „künstlichen Dummheit“ gesprochen, nicht von der *tatsächlichen* (Hitzler 1991). Künstliche Dummheit weiß viel, weil sie sich vorher umfassend informiert hat, klammert aber die Gültigkeit dieses Wissens aus und bleibt so offen für Altes und Neues (siehe auch Reichertz 2016). Vgl. dazu auch den Beitrag von Hitzler in diesem Band.

4 Vgl. auch die sehr überzeugende Studie von Dreyfus/Dreyfus (1987). Sie haben den m. E. gut begründeten Vorschlag gemacht, bei dem Erlernen von komplexen Fertigkeiten, und dazu zählt auch das wissenschaftliche Forschen, insgesamt fünf Stufen zu unterscheiden: So lernt der *Anfänger* relevante Muster zu erkennen und kontextunabhängige Regeln anzuwenden, der *fortgeschrittene Anfänger* hat bereits eigene Erfahrungen erworben und vermag es, situationsspezifische von kontextfreien Regeln zu unterscheiden. Auf Stufe 3 ist der *Kompetente* in der Lage, erlernte oder eigene hierarchisch geordnete Entscheidungsprozeduren anzuwenden, während der *Gewandte* über ein intuitives Know-how verfügt, wie er welche Regeln wann anzuwenden hat. „Das Können des Experten ist [dagegen] so sehr Teil sei-

Dies zeigt aus meiner Sicht sehr gut, dass die Berechtigung der Aufforderung, neue kreative Methoden zu finden und anzuwenden, auch davon abhängt, *an wen* die Aufforderung gerichtet ist – an Beginner oder an Erfahrene. Erfahrene können mit dem, was sie können, experimentieren, sie machen nicht etwas ins Blaue hinein, sondern wer experimentiert, arbeitet mit dem In-Erfahrung-Gebrachten und schaut, was man noch in Erfahrung bringen kann. Ich verstehe Experimentierfreudigkeit als die Freude daran, mit dem, was man kann, herum zu experimentieren, zu spielen. Es ist die Kür nach der Pflicht – oder auch: Das Experiment ist (ganz in der Tradition des amerikanischen Pragmatismus; vgl. Dewey 2002) gefordert, wenn alte Lösungswege versagen.

3. Nicht alles, was neu und originell ist, ist auch fruchtbar und wertvoll

Angesichts einer gewandelten Welt sollen also neue Methoden her. Das ist unstrittig. Aber führen neue Methoden nun notwendigerweise zu wahren Erkenntnissen und führen alte Methoden nur zu alten Erkenntnissen? Unstrittig ist, dass nicht nur alte Methoden zu neuen Erkenntnissen führen, sondern auch, und das hat die Wissenschaftsgeschichte deutlich gezeigt (vgl. Feyerabend 1976; Kuhn 1976), dass man manchmal nur Neues entdecken kann, wenn man neue Methoden entwickelt. Wer z. B. der Meinung ist, dass menschliches Handeln durch sein *Schicksal* bestimmt ist, und nicht durch den Willen und das Handeln der Menschen, wird nicht nach deren subjektiven Ansichten fragen, will er etwas über die Ursachen des Handelns wissen. Hier müsste man Ausschau halten nach neuen Methoden, mit denen das, was als Schicksal gemeint ist, erfassbar gemacht werden kann. Unstrittig ist also, dass es immer wieder neue Methoden braucht. Methoden können, völlig unabhängig davon, wie nützlich sie in Hinsicht auf bestimmte Probleme sind, aber auch das Aufkommen neuer Ideen verhindern. Darin gleichen sie Theorien und Kulturen. Auch sie neigen dazu, das Bekannte eher zu festigen denn zu zerstören.

Dennoch kann man daraus nicht folgern, dass neue Methoden wirklich neues Wissen, das zugleich fruchtbar ist, generieren können. Eine Schildkröte zu befragen, wer im nächsten Jahr Fußballweltmeister wird, ist vielleicht eine neue Methode, jedoch keine besonders fruchtbare. Ebenso wenig, wenn man

ner Person geworden, daß er sich dessen nicht bewußter sein muß als seines Körpers.“ (Dreyfus/Dreyfus 1987, S. 54) Experten zeichnen sich nicht durch strikte Regelbefolgung aus, sondern durch begründete Abweichung von der Regel im Einzelfall. Experte wird man also nur durch vielfache Übung, wiederholte Reflexion und die Bereitschaft, stets Neues lernen zu wollen.

der Gebärdensprache Taubstummer mit dem Tonbandgerät zu Leibe rückt. Immer kommt es auf die *Gegenstandsangemessenheit* der Methoden an (vgl. Strübing et al. 2018). Das ist ebenfalls völlig unstrittig.

Um den Gegenstand angemessen methodisch erfassen und fixieren zu können, muss man einerseits viel über die Welt wissen, also viele Theorien kennen, und man muss viel über Methoden wissen, also sehr viele Methoden kennen. Die Antwort auf die Frage nach den angemessenen Methoden kann also nicht lauten: „Mach etwas, was neu ist.“ Sondern: „Setze dich mit einem Gegenstand auseinander, vermehre dein Wissen um Theorien und Methoden und versuche dann eine Methode zu finden bzw. eine alte abzuwandeln, sodass sie dem Gegenstand gerecht wird.“ Allgemeine Lehrmeinungen, die verbindlich sein sollen, schaden meist – vor allem, wenn sie mit erhobenem Zeigefinger, untermalt mit ein paar Zitaten der Klassiker, daher kommen. Manchmal sind sie eher hinderlich als produktiv. Will man wissen, wie man bestimmte Daten im Hinblick auf eine bestimmte Fragestellung auswerten soll, dann kann man in etwa so vorgehen: Die besonderen Umstände der Forschung sind zu berücksichtigen, die Besonderheit der Untersuchten und die der Untersuchenden, die aktuelle Lage der Literatur zum Gegenstand, aber auch zur Methode und Methodologie – ansonsten hat man seine Skepsis zu bewahren, selbst oder besser: gerade dann, wenn man eine Lösung gefunden hat, die verspricht, ein allgemeiner Grundsatz zu sein.

Es geht nämlich *nicht* alles in der wissenschaftlichen Forschung, sofern man bei der Vorstellung bleibt, dass die Empirie, also die genaue Beobachtung und Vermessung der Wirklichkeit, dabei hilfreich ist, diese Wirklichkeit besser zu verstehen (Poferl/Reichert 2015). Empirische Wissenschaft vertraut auf zwei Erkenntnisquellen: die Sinne und die Vernunft, also die Beobachtung und deren vernünftige Analyse (Methode). Wenn man diese Position allerdings aufgibt und in anderen Modi der Weltzuwendung Vorteile sieht (Meditation, Poesie, Kunst), dann öffnet sich ein weiteres Feld für Methoden. Aber auch dieses Feld ist nicht unbegrenzt.

Schlussendlich steht hinter allen Erkenntnissen auch noch die Bewährung, will heißen, das methodisch Produzierte muss seine Fruchtbarkeit in der Handhabung der Wirklichkeit, in der Lösung von Problemen beweisen. Kurz: Es geht nicht um die Neuigkeit von Methoden, es geht nicht darum, ob Katzen grau, rot, quantitativ, qualitativ oder interpretativ arbeiten. Es geht allein darum, ob Katzen Mäuse fangen, also Methoden fruchtbare Ergebnisse produzieren. Das allein zählt. Oft ist es sinnvoll, dabei *out of the box* zu denken, also außerhalb der herrschenden wissenschaftlichen Vorstellungen. Damit verschiebt man jedoch nur die Grenzen, gibt sie jedoch nicht auf, sondern hat danach nur eine andere Box.

Manchmal ist es gut, die Wurzeln zu vergessen, die einen mit der Vergangenheit des Fachs und der eigenen Vergangenheit verbinden, und radikal neu

zu denken. Aber der Trick ist nicht, irgendetwas zu erforschen und es auf eine Weise zu tun, die bisher noch niemand versucht hat. Der Trick ist, aus *guten Gründen* etwas anderes zu tun. Und gute Gründe hat man nur, kann man nur haben, wenn man die Leistungen und die Schwächen des bereits Vorliegenden sehr gut kennt. Je mehr und je besser man das Alte kennt (also die vorliegenden Theorien zum untersuchten Gegenstand und der eingesetzten Methode), desto besser kann man das Neue finden.

Deshalb macht es Sinn, das bereits Vorliegende nicht nur zu studieren, sondern auch zu *beherrschen*. Man muss erst, um mit Wittgenstein (1959/1976, S. 115) zu sprechen⁵, die Leiter hochklettern. Wenn man aber oben ist, sieht man vielleicht, dass man die Leiter (prinzipiell) nicht benötigt, dass die Leiter sogar das eigentliche Problem ist. Dann kann man sie mit guten Gründen wegwerfen. Wer aber erst gar nicht hochklettert, wird auch nicht sehen können, weshalb man die Leiter nicht benötigt.

Deshalb sollte Wissenschaft, gerade weil sie an der Entdeckung des Neuen und einer neuen, reflexiv gewordenen Welt interessiert ist und weil Wissenschaft meist auch Folgen hat, die folgenreich sind, darauf bestehen, dass auch die bereits vorliegenden Methoden zu erlernen und anzuwenden sind. Zugleich sollte sie darauf bestehen, die bereits vorliegenden Methoden *nicht zu ernst zu nehmen* und die Güte einer Forschung nicht allein von der Güte der Methoden abhängig zu machen. Nimmt man die vorgetragenen Überlegungen zu Herzen, dann gilt für die Frage nach den guten Methoden nicht ein strenges Entweder-oder, sondern ein fröhliches und informiertes „Sowohl-als-auch“: sowohl die vorliegenden Methoden sind zu kennen als auch neue zu entwickeln!

Jedoch sollte Kreativität nicht in einer ungerichteten Neuheit bestehen, die etwas *anders* macht, weil es vor allem wichtig ist, etwas *anders* zu machen. Das (neue) Anderssein ist nur dann sinnvoll, wenn es darum geht, ein angestrebtes *Ziel* zu erreichen, ein Rätsel zu lösen, somit etwas *besser* zu machen als zuvor, etwas besser zu machen als die, die mit herkömmlichen Methoden und Theorien arbeiten.

4. „Wer mehr sieht, hat mehr recht.“ Versuch einer Säkularisierung

Doch was bedeutet, und das ist die Gretchenfrage, in diesem Zusammenhang eigentlich „*besser*“? Näher an der Wahrheit? Stößt auf mehr Zustimmung? Ist

5 „Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinweggestiegen ist. (Er muß sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.)“ (Wittgenstein 1959/1976 6.54, S. 115)

origineller? Ist schöner geschrieben? Ist vernünftiger? Ist mit der Lehrmeinung oder einem religiösen Glauben gut vereinbar? Ist von einem besonders hell-sichtigen Geist erkannt?

Maßstäbe für ein „besser“ gibt es in Hülle und Fülle. Die Frage ist, welcher dieser Maßstäbe für eine interpretative Sozialforschung im Prozess der reflexiven Modernisierung (vgl. Pöferl 2019; Beck/Giddens/Lash 1996; Beck/Lau 2004) gelten soll, einer Moderne mithin, welche den Glauben an die Wahrheit und die Vernunft (halbherzig) aufgegeben hat. Ein Weg aus dieser Krise ist die Zuwendung zu eher konstruktivistischen Ansätzen in der Forschung – seien sie nun auf dem Fundament des *Sozialkonstruktivismus* (vgl. Berger/Luckmann 1969; Pfadenhauer/Knoblach 2019), des *Sozialkonstruktionismus* (vgl. Gergen 2002) oder dem des *Kommunikativen Konstruktivismus* (vgl. Reichertz 2009; Keller/Knoblach/Reichertz 2012; Knoblach 2017; Reichertz 2020) errichtet.

Dennoch: Alle Methoden empirischer Sozialforschung teilen ein grundsätzliches Verständnis von Empirie, das darin besteht, davon auszugehen, dass es dort draußen eine „wirkliche Wirklichkeit“ gibt, die man *nicht* beliebig konstruieren kann, sondern Besonderheiten aufweist, die man nur dann entdecken kann, wenn man sie mithilfe von Sinnesorganen beobachtet und mithilfe bestimmter Verfahren analysiert und zu theoretischen Sätzen verdichtet. Egal wie konstruktivistisch man auch argumentieren will, sobald man Empirie betreibt, geht man davon aus, dass man zumindest einen Zipfel dieser Wirklichkeit erkennen und mehr oder weniger angemessen in Sätze umwandeln kann. Die Wirklichkeit ist also dort draußen und die Forschung muss sich mit ihren sinnenorientierten Methoden dieser Wirklichkeit zuwenden, und dann mithilfe von Verstandesoperationen daraus Theorien schaffen (konstruieren). Wer empirisch forscht, kann somit kein radikaler Konstruktivist sein.

Vor allem in der Tradition der hermeneutischen Wissenssoziologie (vgl. Hitzler/Reichertz/Schröer 1999 und 2020), einer der zentralen konstruktivistischen Ansätze der verstehenden Sozialforschung (vgl. Reichertz 2020), wird in dieser prekären erkenntnistheoretischen Situation ein auf den ersten Blick sehr überzeugender Satz gerne als *Anspruch*, aber auch als *Ausweis* der eigenen Güte vorgetragen – nämlich der Satz: „*Wer mehr sieht, hat mehr Recht.*“ So findet sich dieser Satz oft bei Hans-Georg Soeffner, wobei er gerne auf Edmund Husserl als eigentlichen Autor verweist, ohne allerdings eine genaue Fundstelle anzugeben (siehe z. B. Soeffner 2013, S. 56 und 2017).⁶

6 So schreibt Soeffner 2013: „Perspektivenbrechung und Distanz stehen im Dienst des einfachen, von Edmund Husserl prägnant formulierten Grundsatzes: ‚Wer mehr sieht, hat mehr Recht.‘“ (Soeffner 2013, S. 56) In Soeffner (2017) findet sich als Schlusssatz folgende Formulierung: „Bei Husserl heißt es – es ist ein schönes, programmatisches Motto: ‚Wer mehr sieht, hat mehr Recht.‘ Es gilt genau hinzusehen und keine Umwege zu scheuen. Das müsste das Prinzip sein.“ (Soeffner 2017) Jürgen Raab glaubt, dass der Satz „Wer mehr sieht, hat

Glaubt man dem, was Thomas Rentsch 2014 in seiner *Philosophie des 20. Jahrhunderts* geschrieben hat, dann irrt hier Soeffner. Denn laut Rentsch hat Husserl diesen Satz nirgends geschrieben. Allerdings soll er etwas Ähnliches mündlich geäußert haben – etwas, das sich in Form und Inhalt deutlich vom Mehr-Recht-Haben absetzt – nämlich das: „*Wer mehr sieht, hat recht*“⁷ (vgl. Rentsch 2014, S. 33).

Wer der tatsächliche Autor des Satzes von dem Mehr-Recht-Haben ist, das ist schwer auszumachen.⁸ Karl Wallner, Zisterzienser und Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule Heiligenkreuz in Niederösterreich schreibt den Satz dem katholischen Theologen *Hans Urs von Balthasar* (1905–1988) zu. In seinem Buch *Epilog* von 1987 habe Balthasar (so Wallner) sich mit der Frage beschäftigt, weshalb die christliche Lehre „besser“ sein sollte als andere Religionen, würden die doch auch Wahres und Heiliges enthalten – eine Frage im Übrigen, die man in ähnlicher Weise auch für die (qualitativen) Methoden stellen kann. Die Antwort von Balthasar laute, die christliche Lehre wisse *mehr*, da sie auf die göttliche *Selbstoffenbarung* zurückgehe. Deshalb verfüge sie auch über ein Mehr an Einsicht. Auf seiner Suche nach einem Kriterium der Wahrheitserkenntnis habe Balthasar folgende Formulierung geprägt: „*Wer mehr sieht, hat mehr recht! Wo mehr Wahrheit ist, ist mehr Licht!*“ (Wallner 2017, S. 96) Allerdings hat Wallner hier nicht korrekt zitiert. Prüft man nämlich das Zitat im Original bei Balthasar nach, dann lautet es in wesentlichen Punkten anders – nämlich: „*Wer mehr Wahrheit sieht, hat tiefer recht.*“ (Balthasar 1987, S. 11)

Wallner vertritt mit seiner Neuformulierung des Grundsatzes von Balthasar die Position, dass die christliche Lehre mehr sehe, weil sie etwas von Gott gezeigt bekommen habe. Das kann man getrost als versuchte *Sakralisierung der Erkenntnis* verstehen: indem das Mehr-an-recht-Haben auf Gott zurückgeht, ist es auch wahr. Erkenntnis wächst, so Wallner, nicht aus Beobachtung und Vernunft, sondern aus der Offenbarung Gottes gegenüber dem Menschen. Darüber hinaus wird das Wissen heilig, und damit ist es wie das Heilige *unantastbar*.

mehr Recht.“ für die kritische Haltung von Soeffner charakteristisch ist (Raab 2020, S. 367). Andere Autoren haben Husserl noch weiter ausgedeutet und radikalisiert – so Hochschild, der Husserl so umformuliert: „*Wer mehr sieht, hat immer Recht*“ (Husserl)“ (Hochschild 2005, S. 38).

7 Geschrieben findet sich der Satz: „*Wer mehr sieht, hat recht*“ bei dem schweizerischen Theologen Urs von Balthasar (Balthasar 1987, S. 35) – allerdings kritisiert er ihn.

8 Wenn ich im Weiteren dennoch weiter dem Zitat folge, dann nicht mit dem Ziel, den „wahren“ Autor zu identifizieren, sondern der Bedeutung dieser mehrdeutigen Argumentationsfigur auf die Spur zu kommen. Zu dieser Mehrdeutigkeit gehört wohl auch, dass sich ihr Ursprung nicht klären lässt, was den Vorteil mit sich bringt, dass sie in immer neuen Formen und Bedeutungen auftauchen kann.

Hier wird Wahrheitsanspruch und Unantastbarkeit zugleich installiert. Mit empirischer Forschung hat das nicht das Geringste zu tun.

Dies wird z. B. gut sichtbar, wenn man die weitere theologische Auseinandersetzung mit dem Satz vom Mehr-Recht-Haben betrachtet. Setzte Wallner in seiner Interpretation Balthasars nämlich auf die göttliche Selbstoffenbarung, so verwies der deutsche katholische Theologe Klaus Hemmerle (1929–1994) auf ein *diessseitiges* Interesse an der Sache. Auch er war auf der Suche nach einem Wahrheitskriterium. Für ihn bestand ein solches darin, dass das Neue das Alte *übersteigen* muss, dass also das Neue eine Steigerung des Alten ist, eine von anderen bemerkbare *Steigerung*, die auf das innerweltliche Interesse an der Sache zurückgeht:

„Derjenige, der sehr interessiert ist an einer Sache, dem fällt mehr auf. Je mehr einer aus sich heraus gezogen wird durch sein Interesse, desto mehr sieht er, desto mehr fällt ihm auf, desto mehr nimmt er wahr, desto lebendiger, reicher, fülliger wird seine Beobachtung.“ (Hemmerle 1973, S. 47)

Auch hier geht es um ein Mehr; wenn das Neue ein Mehr im Hinblick auf das Alte ist, dann ist es wahr(er). Unverkennbar ist bei dieser Argumentation die Verschiebung von Gott, der die Menschen durch Selbstoffenbarung erkennen lässt, hin zu den Menschen, die aufgrund gesteigerter Wahrnehmung im wahrsten Sinne des Wortes mehr aufnehmen und deshalb mehr erkennen können. Menschen und ihre sinnlichen Wahrnehmungen werden zur Grundlage des Rechthabens, somit auch *empirische* Forschung, von Menschen für Menschen. Erkenntnis erwächst aus eigener Kraft, aus eigenem Interesse – vertrauend auf seine Wahrnehmungen, dass man als Interessierter mehr sieht als andere. Ohne Zweifel haben wir es hier (auch im Sinne von Pöferl) mit einer *Säkularisierung des Erkenntnisanspruchs und der Methoden* zu tun.

Wallner vertritt also idealtypisch die Position einer *Sakralisierung* und Hemmerle die Position einer *Säkularisierung* der Erkenntnis: Der Erste steht für Offenbarung, deren Quelle und Bürge Gott selbst ist, der Zweite für interessierte und genaue Beobachtung der Wirklichkeit. Vor dieser Gegenüberstellung möchte ich nun im Weiteren den Husserl zugeschriebenen Satz als auch dessen (von Soeffner ins Spiel gebrachte) Variante untersuchen und anhand dieser Diskussion einen eigenständigen, pragmatischen Satz einer zu säkularisierenden Sozialforschung entwickeln.

Auf den ersten Blick unterscheiden sich die beiden Sätze: „Wer mehr sieht, hat recht.“ (Husserl zugeschrieben) und „Wer mehr sieht, hat mehr Recht.“ (Soeffner) nur in Kleinigkeiten – nämlich dadurch, dass im zweiten Satz ein Wort mehr enthalten ist (= mehr) und dass dort „Recht“ groß geschrieben wird. Wenn man die Sätze jedoch genauer betrachtet, dann sieht man, dass sie nicht nur vielfältige Bedeutungen enthalten, sondern auch grundsätzlich andere

Positionen formulieren. Das zeigt sich bei näherer Betrachtung oder besser: bei der hermeneutischen Deutung dieser vermeintlich klaren Sätze. Denn sie sind nicht ohne Tücken. Hier einige der Tücken:

Beide Sätze bestehen aus zwei Teilen. Im ersten Teil wird eine Bedingung genannt (sehen) und diese Bedingung wird skaliert (mehr sehen). Im zweiten Teil wird in der Husserl zugeschriebenen Form die Folge genannt: *Unter der Bedingung, dass mehr gesehen wird, ist etwas wahr*. Wahrheit wird nicht skaliert. In der Formulierung von Soeffner wird dagegen auch der zweite Teil des Satzes skaliert – unter der Bedingung, dass mehr gesehen wird, ist etwas *wahrer*. Mit dieser Neuformulierung wird nicht nur das Sehen skaliert (mehr sehen), sondern auch die Wahrheit (mehr recht). Das ist eine wesentliche Verschiebung und Abwandlung, weil es demnach Abschattierungen von Wahrheit gibt und nicht mehr die *eine* Wahrheit, sondern ein Mehr und ein Weniger. Manche Einsichten oder auch Konzepte und Theorien können richtiger, wahrer sein als andere. Es gibt in dieser Formulierung kein Ja oder Nein, sondern nur ein „brauchbar“ oder „weniger brauchbar“, ein „überzeugend“ und ein „weniger überzeugend“ – und das kann man skalieren.

Tücke Nummer zwei: Erst einmal spricht in beiden Sätzen ein „*Wer*“, also in Langfassung: „Jemand, der...“. Eine (menschliche) Person ist also Subjekt des Satzes und Subjekt des Tuns, nämlich des Sehens. Es ist mithin keine Methode, die anstrebt, das Subjekt und seine Subjektivität aus der Forschung zu entfernen (vgl. Mruck/Breuer 2003; Reichertz 2015; Pofelr 2014), die sieht, sondern die Betonung liegt auf dem menschlichen, erkennenden Subjekt.

Tücke Nummer drei ist die Formulierung „*mehr sieht*“. Und die hat es in sich: Man könnte erst meinen, damit sei der Umstand adressiert, dass jemand *mehr* gesehen hat, im Sinne von: „*mehr Fälle*, mehr von der Welt, gesehen zu haben“ und im Sinne von: „*genauer* etwas betrachtet zu haben“. Dann würde der Satz etwas über eine *empirische* Forschung sagen, nämlich dass diese reichhaltig gewesen ist. Nun ist das Werk von Husserl sicherlich eins: empiriefrei. Seine Wesensschau bleibt ja gerade nicht an der Oberfläche von empirischen Erscheinungen hängen, sondern will das Wesen der Dinge anhand der Analyse von Bewusstseinsleistungen direkt erfassen. Auch wenn bei der Analyse empirische Erscheinungen der *Ausgangspunkt* sind, ist das, was Husserl vor allem in seinem Frühwerk betreibt, (im strikten Sinne des Wortes) *keine* empirische Forschung. Husserl sieht mehr, weil er mit seiner Methode der phänomenologischen Reduktion *hinter* die Erscheinung schauen, Zufälliges vom Wesentlichen trennen und damit das Wesen der Dinge erkennen kann. In dieser Auslegung sagt der Satz nichts über empirische Forschung, sondern etwas über das besondere Vermögen einer Methode des Denkens und Analysierens, die eine besondere Hellsichtigkeit für das Wesen der Dinge ermöglicht. Überhöht wird eine bestimmte Methode des Denkens und Analysierens, da sie allein Erkenntnis verspricht. Zudem wird die Erkenntnis für unantastbar (wahr) erklärt. Wenn

man so will: Der Satz, wenn er denn von Husserl tatsächlich so gesagt wurde, stellt den Versuch einer *Sakralisierung* einer bestimmten Methode des Weltzugangs dar.

Aber die Tücken der beiden Sätze gehen noch weiter: Dieses Mal finden sie sich in der Rechtschreibung: Denn laut Duden kann man in dem Satz „*recht*“ groß oder klein schreiben. Beides ist erlaubt. Allerdings verweist die unterschiedliche Schreibweise auf unterschiedliche Bedeutungsfelder, was durchaus relevant ist – man muss nur genau hinsehen und alles so ernst nehmen, wie es geschrieben wurde. In der Kleinschreibung leitet sich die Formulierung vom Adjektiv „*recht*“, also von „*richtig*“ ab und hat damit auch einen Bezug zur empirischen Forschung: etwas ist *richtig*, also *zutreffend* beschrieben worden (somit auch wahr?). Das erkennt man auch am Gegenteil des Begriffs: Wer „*unrecht*“ hat, der irrt sich, der sieht etwas falsch. „*Recht*“ groß geschrieben leitet sich dagegen vom Substantiv „*Recht*“ ab und verweist auf das (erlangte, zugeschriebene) Recht, etwas sagen zu dürfen, hat also keinen Empiriebezug, sondern einen Bezug zur *Macht*, die etwas sagen darf, oder tieferer persönlicher Einsicht, die einem das *Recht gibt*, etwas zu sagen.⁹ Auch hier hilft der gegenteilige Begriff, den Bedeutungshorizont des groß geschriebenen Rechts weiter aufzuhellen: Wer „*Unrecht*“ begeht, der tut etwas, was nicht rechtens ist, also dem Gesetz widerspricht, oder er tut etwas, zu dem er nicht befugt ist bzw. befugt wurde, weil ihm die Berufung dazu fehlt. Vor diesem Hintergrund erhält der hier zur Rede stehende Satz zwei gänzlich unterschiedliche Bedeutungen, die gerade für das Selbstverständnis von Wissenschaft bedeutsam sind.

Aber der Satz von dem Recht-Haben aufgrund des Mehr-Sehens hat noch weitere Tücken: Denn was bedeutet es, mehr zu sehen? Denn nicht jedes Mehr, das man sieht, (und das wissen Hermeneut*innen aus eigener Erfahrung sehr gut, weil ihnen immer wieder die Überinterpretation ihrer Daten vorgeworfen wird), führt dazu, dass man recht (und nicht Recht) hat. Denn oft und leicht kann man auch *zu viel* sehen. Wie der Dürstende in der Wüste nach Tagen des Suchens und Interpretierens Kopfgeburten oder ferne Spiegelungen vor sich sieht, kann auch die Interpretation der Daten dazu führen, dass Theologen (wie z. B. der angeführte Karl Wallner) das Wirken von Gott entdecken, andere finden Strukturen und wieder andere Regeln. Nur mehr zu sehen, reicht jedoch nicht. Das tut auch jeder Wahn: er sieht mehr als andere. Entscheidend ist, dass andere auch das sehen, was ich sehe und es auch *so* sehen, wie ich es sehe.

9 Vor diesem Hintergrund ist es interessant, dass Soeffner (in Soeffner 2013 und 2017) „*Recht*“ groß schreibt, also von dem Substantiv „*das Recht*“ ableitet und nicht vom Adjektiv „*richtig*“.

5. Forschung betreiben heißt Rätsel lösen

Was mir bei aller Zustimmung im Grundsätzlichen für das Plädoyer von Angelika Pofertl dennoch Bauchschmerzen bereitet, das ist die Betonung der Orientierung an der *Kreativität* und *Zeitgemäßheit* von Theorien und Methoden. Das kann auch missverstanden werden. Ich glaube nämlich nicht, dass Methoden vor allem kreativ und modern sein sollten, sondern ich glaube daran, dass Methoden im Hinblick auf das, was sie leisten sollen, *gut* sein sollen – was heißt, dass die Ergebnisse *nachvollziehbar* und *überzeugend* sind, was auch heißt, dass sie bis zu einem gewissen Maß auch methodisiert sind. Der gute Einfall reicht aus meiner Sicht noch nicht. Der zentrale Punkt ist also nicht das *Mehr* sehen, sondern die *Zustimmung* der Anderen zu den Ergebnissen der Forschung. In den Augen der Anderen muss sich das Mehr *zeigen*. Wer nachvollziehbar mehr erklären kann, hat also mehr recht. Die Forschung wie die Ergebnisse müssen sich in einem Diskurs bewähren, in dem die Daten und die Methoden der Datenauswertung offengelegt werden, und in dem derjenige mehr recht hat, der plausibel (und akzeptiert) mehr *erklären* kann. Der *Erklärungswert* ist der entscheidende Punkt, nicht die Einhaltung der Methode und noch weniger die Hellsichtigkeit von Forschenden.

Sicherlich brauchen wir angesichts einer geänderten Welt und einer geänderten Wissenschaft neue Theorien und neue Methoden und wir müssen experimentieren und die Soziologie und ihre Methoden säkularisieren. Aber die Säkularisierung ist nur dann fruchtbar, wenn die neuen Methoden und Theorien etwas besser machen, also alte Rätsel besser lösen können als die alten Theorien und Methoden – oder wenn sie *neue* Rätsel entdecken und vielleicht sogar lösen können. Getrieben wird der Wandel dabei nicht oder nicht allein von der Subjektivität der Forschenden, sondern von dem Diskurs darüber, was Probleme sind und was die rechten Wege sind, diese Probleme zu lösen. Oder anders formuliert: Es kann in der Wissenschaft nicht darum gehen, zu fordern, möglichst viele Perspektiven und Ansätze blühen zu lassen, sodass eine Vielfalt und Buntheit entsteht, sondern aus meiner Sicht (und auch aus der von Angelika Pofertl – so scheint mir) kann es bei Wissenschaft nur darum gehen, neue Verfahren zu finden und zu erproben, die den Gegenstand aufklären und den Kick an der Forschung und ihrem Gegenstand erhalten.

Ein wirklich (im Sinne des Pragmatismus) säkularisierter Satz, der zudem auch noch die Freude am Gegenstand beibehält, müsste m. E. also in etwa so lauten: „*Derjenige, der seine Forschung so anlegt, dass (a) seine Ergebnisse auf empirischer Forschung beruhen, die für andere nachvollziehbarer ist, und (b) sie nicht Oberflächenphänomene verdoppelt, sondern hinter die Fassade schaut und (c) der anderen zeigen kann, dass seine Ergebnisse mehr Rätsel lösen als die anderer, der hat mehr recht.*“ Dieser Satz ist zwar nicht so plakativ und nicht so sexy

wie sein sakraler Vorgänger, nämlich: „Wer mehr sieht, hat mehr Recht.“ Das ist ein klarer Nachteil. Sein Vorteil ist, dass er recht hat.

Literatur

- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beck Ulrich/Lau, Christoph (Hrsg.) (2004): Entgrenzung und Entscheidung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.: Fischer
- Bude, Heinz/Dellwing, Michael (2013): Einleitung: Blumers Rebellion 2.0. Eine Wissenschaft der Interpretation. In: Blumer, Herbert: Symbolischer Interaktionismus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 7–26
- Blumer, Herbert (2013): Symbolischer Interaktionismus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Dewey, John (2002): Logik. Die Theorie der Forschung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Dreyfus, Hubert L./Dreyfus, Stuart E. (1987): Künstliche Intelligenz. Reinbek: Rowohlt
- Feyerabend, Paul (1976): Wider den Methodenzwang. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Feyerabend, Paul (1980): Erkenntnis für freie Menschen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Gergen, Kenneth J. (2002): Konstruierte Wirklichkeiten – eine Hinführung zum sozialen Konstruktivismus. Stuttgart: Kohlhammer
- Hemmerle, Klaus (1973): Phänomenologie der Religion 13.11.1973 (1) – Problem der menschlichen Transzendenz und Religion. Vorlesung an der Ruhr Universität Bochum vom 12.11.1973 bis 16.11.1973 [www.klaus-hemmerle.de/index.php?option=com_content &view=article&id=852&Itemid=34](http://www.klaus-hemmerle.de/index.php?option=com_content&view=article&id=852&Itemid=34). (Abfrage: 17.12.2019)
- Hitzler, Ronald (1991): Dummheit als Methode. In: Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hrsg.): Qualitativ-empirische Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 295–318
- Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.) (1999): Hermeneutische Wissenssoziologie. Konstanz: UVK
- Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.) (2020): Kritik der Hermeneutischen Wissenssoziologie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa
- Hochschild, Michael (2005): Beobachtungen der Kirche 2. Münster: Lit Verlag
- Keller, Reiner/Knoblauch, Hubert/Reichertz, Jo (Hrsg.) (2012): Kommunikativer Konstruktivismus. Wiesbaden: Springer VS
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (2018): Wissenskulturen der Soziologie. Band 1 der Reihe Wissenskulturen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa
- Knoblauch, Hubert (2017): Die kommunikative Konstruktion von Wirklichkeit. Wiesbaden: Springer VS
- Kuhn, Thomas (1976): Die Struktur wissenschaftlicher Revolution. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Merton, Robert (1983): Auf den Schultern von Riesen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Mruck, Katja/Breuer, Franz (2003): Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess [17 Absätze]. Forum: Qualitative Social Research 4, H. 2, Art. 17. nbnresolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0302233 (Abfrage: 17.12.2019)

- Pfadenhauer, Michaela/Poferl, Angelika (Hrsg.) (2018): Wissensrelationen. Beiträge und Debatten zum 2. Sektionskongress der Wissenssoziologie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa
- Pfadenhauer, Michaela/Knoblauch, Hubert (Hrsg.) (2019): Social Constructivism as Paradigm. London/New York: Routledge
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive „experimenteller Soziologie“. In: Soziale Welt 50, H. 4, S. 363–372
- Poferl, Angelika (2014): Kosmopolitische Empathie: Subjektivität und die fluiden Grenzen der Sozialwelt. In: Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (Hrsg.): Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der Hermeneutischen Wissenssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 175–197
- Poferl, Angelika (2016): Die Kosmopolitisierung von Sozialität und Subjektivität. In: Böhle, Fritz/Schneider, Werner (Hrsg.): Subjekt – Handeln – Institution. Weilerswist: Velbrück, S. 188–213
- Poferl, Angelika (2017): Kosmopolitische Erfahrung. Mediatisierung und De-Mediatisierung in einer globalisierten Welt. In: Pfadenhauer, Michaela/Grenz, Tilo (Hrsg.): De-Mediatisierung. Diskontinuitäten, Non-Linearitäten und Ambivalenzen im Modernisierungsprozess. Wiesbaden: Springer VS, S. 277–298
- Poferl, Angelika (2019): Ulrich Beck und die Kultursoziologie. In: Moebius, Stephan/Scherke, Katharina/Nungesser, Frithjof (Hrsg.): Handbuch Kultursoziologie. Bd 1. Wiesbaden: Springer VS, S. 371–385
- Poferl, Angelika/Reichertz, Jo (Hrsg.) (2015): Wege ins Feld – methodologische Aspekte des Feldzugangs. Essen: oldib
- Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (2019): Fragile Beziehungsgewebe. Das scheiternde Subjekt des Kommunikativen Konstruktivismus. Manuskript. Dortmund
- Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (2020): Das scheiternde Subjekt. In: Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.): Kritik der Hermeneutischen Wissenssoziologie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 164–178
- Raab, Jürgen (2020): „Wer mehr sieht, hat mehr recht.“ Zur Kritik der wissenssoziologischen Bildhermeneutik. In: Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.): Kritik der Hermeneutischen Wissenssoziologie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 367–379
- Reichertz, Jo (2009): Kommunikationsmacht. Wiesbaden: Springer VS
- Reichertz, Jo (2015): Die Bedeutung der Subjektivität in der Forschung [52 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 16, H. 3, Art. 33. nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1503339. (Abfrage:17.12.2019)
- Reichertz, Jo (2016): Qualitative und interpretative Sozialforschung. Eine Einladung. Wiesbaden: Springer VS
- Reichertz, Jo (2019): Methodenpolizei oder Gütesicherung? Zwei Deutungsmuster im Kampf um die Vorherrschaft in der qualitativen Sozialforschung [30 Absätze]. Forum: Qualitative Social Research 20, H. 1, Art. 3. dx.doi.org/10.17169/fqs-20.1.3205 (Abfrage: 17.12.2019)
- Reichertz, Jo (2020): Hermeneutische Wissenssoziologie im Wandel. In: Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.): Kritik der Hermeneutischen Wissenssoziologie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 39–51
- Rentsch, Thomas (2014): Philosophie des 20. Jahrhunderts. Von Husserl bis Derrida. München: Beck
- Soeffner, Hans-Georg (2013): Die Zukunft der Soziologie. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Transnationale Vergesellschaftung. Bd. 1. Wiesbaden: Springer VS, S. 47–58

- Soeffner, Hans-Georg (2017): „Wie bitte, denken Sie...?“ Das Interviewformat zum Thema Kopfarbeit. www.wie-bitte-denken-sie.de/hans-georg-soeffner (Abfrage: 18.12.2019)
- Strübing, Jörg/Hirschauer, Stephan/Ayaß, Ruth/Krähnke, Uwe/Scheffer, Thomas (2018): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. In: Zeitschrift für Soziologie 47, H. 2, S. 8–100
- Von Balthasar, Hans Urs (1987): Epilog. Johannes: Einsiedeln
- Wallner, Karl Josef (2017): Mut zum trinitarischen Denken. In: Augustin, George/Schaller, Christian/Sledziewski, Slawomir (Hrsg.): Der dreifaltige Gott. Freiburg: Herder, S. 82–114
- Wittgenstein, Ludwig (1959/1976): Tractatus logico-philosophicus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Wittgenstein, Ludwig (1977): Philosophische Untersuchungen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Bedeutungswandel der Kinder- und Jugendhilfe und die Folgen für ihre empirische Beobachtung

Eric van Santen und Svendy Wittmann

1. Aufgabe und Bedeutung der Kinder- und Jugendhilfe

Organisationen müssen auf Veränderungen ihrer Umwelt reagieren. Dies gilt insbesondere für Organisationen, deren Aufgabe es ist, auf sich wandelnde Bedürfnisse von Menschen zu reagieren und dafür Hilfestellungen bereitzustellen, wie im sozialen Bereich. Das System der Kinder- und Jugendhilfe hat die Aufgabe, das Recht jedes jungen Menschen auf Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit zu schützen. Dazu soll sie

„insbesondere 1. junge Menschen in ihrer individuellen und sozialen Entwicklung fördern und dazu beitragen, Benachteiligungen zu vermeiden oder abzubauen, 2. Eltern und andere Erziehungsberechtigte bei der Erziehung beraten und unterstützen, 3. Kinder und Jugendliche vor Gefahren für ihr Wohl schützen (und) 4. dazu beitragen, positive Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien sowie eine kinder- und familienfreundliche Umwelt zu erhalten oder zu schaffen.“
(§ 1, Absatz 3 SGB VIII)

Das Jugendamt ist die zentrale Instanz der Kinder- und Jugendhilfe. Es trägt die Gesamtverantwortung für die Steuerung und Bereitstellung aller Dienste und Angebote, die nach dem Achten Sozialgesetzbuch (SGB VIII) für Kinder, Jugendliche und ihre Familien bereitzuhalten sind:

„Das Jugendamt unterstützt Eltern und Erziehungsberechtigte bei der Erziehung, Betreuung und Bildung von Kindern und Jugendlichen. Dabei setzt es auf vorbeugende, familienunterstützende Angebote, die dazu beitragen, positive Lebensbedingungen für Familien zu schaffen. Das Aufgabenspektrum reicht von der Organisation einer qualitätsvollen Kinderbetreuung über die Erziehungsberatung und den Schutz des Kindeswohls bis hin zur Förderung von Angeboten für Jugendliche und zur Schaffung einer kinder- und familienfreundlichen Umwelt. An das Jugendamt kann sich jede und jeder wenden, insbesondere auch Kinder und Jugendliche,

wenn sie Probleme haben oder in Notsituationen sind.“ (www.unterstuetzung-die-ankommt.de/de/leistungen/was-macht-das-jugendamt/; Abfrage: 22.9.2020)

Nahezu alle Menschen in Deutschland haben im Laufe ihres Lebens entweder als Kinder, Jugendliche oder Eltern mit dem System der Kinder- und Jugendhilfe zu tun. Es sind insbesondere die Infrastrukturangebote des SGB VIII (Kindertagesbetreuung, Jugendarbeit, Angebote zur Förderung von Familien), die Menschen in einer bestimmten Lebensphase in Berührung mit der Kinder- und Jugendhilfe bringen. So nutzten beispielsweise im Jahr 2019 93 Prozent aller Kinder im Alter von drei bis unter sechs Jahren Angebote der Kindertagesbetreuung (vgl. Statistisches Bundesamt 2019a). Aber auch von den Jugendlichen hat ein großer Anteil Kontakt mit der Kinder- und Jugendhilfe. Nach Ergebnissen des AID:A-Surveys des Deutschen Jugendinstituts hat 2014 zum Beispiel fast ein Drittel (31 Prozent) der 15- bis unter 18-Jährigen in dem Jahr vor der Befragung mindestens einmal ein Angebot der offenen Kinder- und Jugendarbeit (Jugendzentrum, Jugendclub oder Jugendtreff) besucht (vgl. Deutscher Bundestag 2017, S. 383).

Im späteren Lebensalter erlangen die Hilfe- und Unterstützungsleistungen für Familien eine größere Bedeutung. Zu nennen sind hier insbesondere die im Prinzip für jede erziehungsberechtigte Person frei zugängliche Erziehungsberatung sowie die ambulanten erzieherischen Hilfen, für deren Inanspruchnahme durch die Eltern zuvor der erzieherische Bedarf in einem Hilfeplanverfahren (§ 36 SGB VIII) festgestellt werden muss. Von allen Familien mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren nahmen im Jahr 2017 ca. 5,6 Prozent eine Erziehungsberatung nach § 28 SGB VIII in Anspruch.¹ Weitere 4,7 Prozent der Familien wurden im Jahr 2017 durch eine ambulante erzieherische Hilfe (§§ 27, 29–32 SGB VIII) unterstützt.² Diese Zahlen stellen jeweils nur eine Momentaufnahme für das jeweilige Jahr dar. Auf den gesamten Lebenslauf eines Menschen betrachtet, erhöht sich der Anteil derer, die in unterschiedlichen Lebensphasen jemals auch mit erzieherischen oder Unterstützungsangeboten der Kinder- und Jugendhilfe in Berührung gekommen sind, erheblich. Die Lebenszeitprävalenz der Inanspruchnahme solcher Leistungen liegt bei etwa 20 Prozent.³

1 Diese Prozentzahl wurde auf der Basis der Daten der Kinder- und Jugendhilfestatistik berechnet aus der Summe der Anzahl der im Jahre 2017 beendeten und am Jahresende 2017 noch in der Erziehungsberatung befindlichen Fälle, geteilt durch die Anzahl der Familien mit Kind(-ern) unter 18 Jahren. Der so ermittelte Anteil ist als Annäherung zu verstehen, da es nicht ausgeschlossen werden kann, dass Familien mehrmals im Jahr einen Beratungsprozess anfangen.

2 Berechnung erfolgte analog des in der Fußnote 1 beschriebenen Vorgehens.

3 Kinder und Jugendliche haben zudem nach dem § 8, Abs. 2 und 3 SGB VIII auch ein Recht auf elternunabhängige Beratung. Zumindest ein Teil dieser Beratungen wird den Eltern für immer verborgen bleiben. Auch bei Notrufdiensten für Kinder und Jugendliche oder durch

Inzwischen dürfte es kaum eine Person geben, die nicht in irgendeiner Form mindestens einmal oder auch eine Zeit lang mit der Kinder- und Jugendhilfe in Kontakt gekommen ist. Die Kommission des 14. Kinder- und Jugendberichts formuliert dann auch, dass sie „in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist.“ (Deutscher Bundestag 2013, S. 247)

Die heutige Rolle der Kinder- und Jugendhilfe ist zusammenfassend betrachtet eine andere als zu ihren Anfängen. In ihrer fast hundertjährigen Geschichte seit der Einführung des Jugendwohlfahrtsgesetzes 1922 und insbesondere nach dem Inkrafttreten des Sozialgesetzbuches Achtes Buch (SGB VIII) 1990 in Ostdeutschland und 1991 in Westdeutschland⁴ hat die Kinder- und Jugendhilfe kontinuierlich an Bedeutung gewonnen (vgl. auch Rauschenbach 2019). Der Bedeutungswandel hat auch die Frage nach der Notwendigkeit der Beobachtung des Wandels dieses gesellschaftlichen Teilsystems und des dafür angemessenen Beobachtungsinstrumentariums aktuell werden lassen (vgl. dazu allgemein Pofertl 1999).

2. Dynamische Entwicklungsprozesse in der Kinder- und Jugendhilfe

Die reinen Ausgaben für die Kinder- und Jugendhilfe haben sich seit 1991 von 9,3 Milliarden Euro (vgl. Statistisches Bundesamt 2006) auf 47,5 Milliarden Euro im Jahr 2018 (vgl. Statistisches Bundesamt 2019b) mehr als verfünffacht. Dies entsprach 2018 ca. 1,4 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (3,3 Billionen Euro) und fast fünf Prozent des Wertes aller Sozialleistungen in Deutschland (996 Mrd. Euro). Die Kinder- und Jugendhilfe spielt somit nicht nur im Leben fast aller Menschen eine Rolle, sondern hat mittlerweile eine beachtliche wirtschaftliche Bedeutung erreicht.

Die zunehmende Bedeutung der Kinder- und Jugendhilfe spiegelt sich auch in der Anzahl der in diesem Arbeitsfeld tätigen Personen wider. Im Jahr 2016 waren dort fast eine Million Personen (955.927) tätig (Autorengruppe Kinder- und Jugendhilfestatistik 2019, S. 24). Unter Berücksichtigung der Anzahl der

Formen der Internetberatung können sich Kinder und Jugendliche unabhängig und ggfs. ohne Kenntnis der Eltern Unterstützung holen. Es gibt keine Statistik oder quantifizierende Forschung zur elternunabhängigen Beratung. Es muss deshalb angenommen werden, dass der Anteil der Hilfen und Unterstützung für Familien oder für Kinder und Jugendliche in Familien noch (um einen unbekanntem Faktor) höher liegt. Berücksichtigt man weitere nicht monetäre Formen der Unterstützung in schwierigen Lebenslagen (wie z. B. schulpsychologische Beratung), steigt der Anteil von Unterstützungsempfängern weiter an (vgl. Prein/van Santen 2015, S. 60).

4 Das Gesetz trat in Ostdeutschland unmittelbar mit der Wiedervereinigung 1990 in Kraft, und, wie ursprünglich geplant, erst am 1.1.1991 in Westdeutschland.

Tagespflegepersonen (2018: 44.181 Personen) und dem weiteren Anstieg der Anzahl der Beschäftigten in der Kindertagesbetreuung (vgl. Statistisches Bundesamt 2019a) liegt damit die Anzahl der Mitarbeiter/innen (ohne Ehrenamtliche) in der Kinder- und Jugendhilfe inzwischen über einer Million.⁵ Bei ca. 45 Millionen Erwerbstätigen sind dies gut 2 Prozent aller Erwerbstätigen in Deutschland. Kurz nach dem Inkrafttreten des SGB VIII waren ca. 540.000 Personen in der Kinder- und Jugendhilfe beschäftigt (vgl. Statistisches Bundesamt 1992; Statistisches Bundesamt 1993). In weniger als dreißig Jahren hat sich damit die Anzahl der Beschäftigten fast verdoppelt.

Die mit Abstand größte Dynamik hat im Bereich der Einrichtungen der Kindertagesbetreuung stattgefunden. Waren dort 1991 noch 373.000 Personen beschäftigt (vgl. Statistisches Bundesamt 1992; Statistisches Bundesamt 1993), sind es 2018 bereits 752.000 gewesen (vgl. Statistisches Bundesamt 2019a).

Aber auch im Bereich der Hilfen zur Erziehung zeigt sich eine starke Dynamik. Waren 1991 in diesem Arbeitsfeld lediglich 69.000 Personen (vgl. Statistisches Bundesamt 1992; Statistisches Bundesamt 1993) beschäftigt, waren es 2016 schon 102.000 (Autorengruppe Kinder- und Jugendhilfestatistik 2019, S. 65). Das bedeutet einen Anstieg von 48 Prozent.

Deutlich weniger Dynamik zeigt sich im Bereich der Jugendarbeit.⁶ Dort waren 1991 26.000 Personen beruflich beschäftigt (vgl. Statistisches Bundesamt 1992; Statistisches Bundesamt 1993), gegenüber 30.302 im Jahr 2016 (Autorengruppe Kinder- und Jugendhilfestatistik 2019, S. 105). Dies entspricht einem vergleichsweise geringen Anstieg von 17 Prozent. Die wichtigste Personalresource in diesem Arbeitsfeld stellen sowohl in der verbandlichen als auch in der offenen Kinder- und Jugendarbeit die freiwillig Engagierten (vgl. Pluto/van Santen 2019).

Erheblich schwieriger sind die Veränderungen im vierten großen Bereich der Kinder- und Jugendhilfe, der Jugendsozialarbeit,⁷ nachzuzeichnen. Die

5 Diese Zahl liegt der Annahme zugrunde, dass die Anzahl der Beschäftigten in der Kinder- und Jugendhilfe außerhalb der Kindertagesbetreuung wie in den letzten Jahren nicht zurückgegangen ist.

6 Im SGB VIII wird das Feld Jugendarbeit als Bestandteil der Kinder- und Jugendhilfe wie folgt definiert: „(1) Jungen Menschen sind die zur Förderung ihrer Entwicklung erforderlichen Angebote der Jugendarbeit zur Verfügung zu stellen. Sie sollen an den Interessen junger Menschen anknüpfen und von ihnen mitbestimmt und mitgestaltet werden, sie zur Selbstbestimmung befähigen und zu gesellschaftlicher Mitverantwortung und zu sozialem Engagement anregen und hinführen. (2) Jugendarbeit wird angeboten von Verbänden, Gruppen und Initiativen der Jugend, von anderen Trägern der Jugendarbeit und den Trägern der öffentlichen Jugendhilfe. Sie umfasst für Mitglieder bestimmte Angebote, die offene Jugendarbeit und gemeinwesenorientierte Angebote.“ (§ 11, Abs. 1 und 2 SGB VIII)

7 Während die Jugendarbeit sich an allen jungen Menschen richtet, fokussieren die Angebote der Jugendsozialarbeit auf sozial Benachteiligte: „Jungen Menschen, die zum Ausgleich so-

wichtigsten Tätigkeitsfelder in diesem Arbeitsbereich, die Schulsozialarbeit und die Jugendberufshilfe, liegen an der Schnittstelle zum Bildungs- respektive Beschäftigungssystem. Ein Teil der Aufgaben wird in dieser Verantwortung erbracht, dies erschwert eine vollständige empirische Beschreibung der Schulsozialarbeit und der Jugendberufshilfe (vgl. Mairhofer 2017; Zankl 2017). Die Gewichte dieser Aufgabenwahrnehmung verändern sich je nach (fach-)politischen Prioritätensetzungen.

Insgesamt ist in der Kinder- und Jugendhilfe eine Dynamik festzustellen, die sogar innerhalb des eigenen Systems eine gewisse Verzweiflung und den Ruf nach einem Innehalten provoziert (z. B. Heynen 2018). Diese „Wachstumsschmerzen“ sind größtenteils auf eine deutliche Erweiterung der Aufgabenzuschreibung sowie auf die für Anstellungsträger aktuell sehr ungünstigen Bedingungen auf dem arbeitsfeldbezogenen Arbeitsmarkt zurückzuführen (vgl. zusammenfassend zu dem aktuell vorhandenen und prognostizierten Fachkräftebedarf AGJ 2018). Darüber hinaus expandieren auch andere Systeme, wie zum Beispiel das Bildungs- und Gesundheitssystem, die mit eigenen Entwicklungshindernissen zu kämpfen haben und teilweise auf die Kinder- und Jugendhilfe zurückgreifen. Hierzu gehört im Zusammenhang mit der Entwicklung der Ganztagsbetreuung beispielsweise der Ausbau der Schulkindbetreuung unter Rückgriff auf die Kinder- und Jugendhilfe oder der Einsatz von Schulbegleitungen zur Gewährleistung der Entwicklung einer inklusiven Schule. Ein anderes Beispiel ist die besondere Bedeutung der Unterstützung von Eltern mit Säuglingen durch die sogenannten Frühen Hilfen bei einem Mangel an Hebammen im Gesundheitssystem (vgl. Heynen/Pluto/van Santen 2020).

3. Die veränderte Rolle der Kinder- und Jugendhilfe in der Gesellschaft

Die oben beschriebenen Entwicklungsprozesse sind nicht ohne Betrachtung der Veränderungen des Jugendhilferechts auf Bundesebene nachvollziehbar. Einen Wendepunkt hierbei stellt die Ablösung des kontroll- und eingriffsorientierten Jugendwohlfahrtsgesetzes von 1922 durch das Achte Sozialgesetzbuch (SGB VIII) mit dem Titel „Kinder- und Jugendhilfe“ hin zu einem Angebots- und Leistungsgesetz dar. Diese Änderung hat eine lange Vorgeschichte, auch

zialer Benachteiligungen oder zur Überwindung individueller Beeinträchtigungen in erhöhtem Maße auf Unterstützung angewiesen sind, sollen im Rahmen der Jugendhilfe sozialpädagogische Hilfen angeboten werden, die ihre schulische und berufliche Ausbildung, Eingliederung in die Arbeitswelt und ihre soziale Integration fördern.“ (§ 13, Absatz 1 SGB VIII)

wenn sich kein eindeutiger Zeitpunkt benennen lässt. Erste Überlegungen dazu sind in der Zeit des Wiederaufbaus nach dem zweiten Weltkrieg zu verorten (vgl. Wiesner 1990, S. 112). Die Argumente der politischen Gegner/innen der Reform bezogen sich hauptsächlich auf eine befürchtete zu starke Rolle des Staates zuungunsten der Eltern⁸ und eine als unkalkulierbar eingeschätzte Entwicklungsdynamik der Ausgaben der Kinder- und Jugendhilfe.

Ein Zitat des damaligen CSU-Vorsitzenden und bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß vom Dezember 1978 im Bundesrat zu einer der vielen Reformversuche des Jugendhilferechts illustriert die damaligen ideologisch geprägten Befürchtungen vieler:

„Wenn ich daran denke, daß 1.200 Jugendhilfestationen mit 12.000 Helfern, die ja auch durch dieses Gesetz geschaffen werden sollen, entstehen würden: ja, wir müssen ja unseren Verstand verloren haben. Das ist der permanente Eingriff in die Familie, auch in die intakte Familie. Das ist ja Schaffung von ganzen Armeen von Sozialarbeitern, die ein ganz anderes Gesellschaftsbild haben als wir.“ (zit. n. Wiesner 1990, S. 115)

Ein weiteres ideologisches Hindernis stellte die Frage der Kinderbetreuung dar. Ein geplanter Rechtsanspruch auf Kindertagesbetreuung ab dem dritten Lebensjahr wurde von den Gegner/inne/n einer Reform des Jugendhilferechts noch im Jahr 1989 auch mit einem Verweis auf das mütterliche Erziehungsmonopol und befürchtete negative Folgen einer institutionalisierten Betreuung letztendlich abgewendet. Erst nach der Einführung des SGB VIII im Jahr 1990/91 kam es im Jahr 1996 – auch vor dem Hintergrund der gänzlich anderen Tradition der Kindertagesbetreuung in Ostdeutschland – im Kontext der Debatte um die Neuregelung des Schwangerschaftsabbruchs zu einem Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz. Mit dem Tagesbetreuungsausbaugesetz im Jahr 2005 wurde die Situation auch für die Betreuung der unter dreijährigen Kinder verbessert. Allerdings war das Recht auf einen Betreuungsplatz damals noch an Zugangsbedingungen geknüpft (wie z. B. eine Erwerbstätigkeit der Eltern). Seit dem 1. August 2013 haben Kinder ab Vollendung des ersten Lebensjahres bedingungslos einen Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz. Im Koalitionsvertrag der CDU/CSU und SPD vom 2018 ist zudem festgehalten, dass Grundschulkinder ab dem Jahr 2025 ein Recht auf eine Ganztagsbetreuung bekommen sollen.

8 Auch in der aktuellen und schon Jahrzehnte andauernden Diskussion über eine Verankerung der Kinderrechte im Grundgesetz spiegelt sich diese Befürchtung wider.

Dieser Sinneswandel im Bereich der Kindertagesbetreuung⁹ ist vor allem vor dem Hintergrund der Anerkennung der wirtschaftspolitischen Funktion und der damit einhergehenden Größe des Arbeitskräftereservoirs zu sehen. Der demografische Wandel in Deutschland bedeutet eine enorme Verschiebung der Relationen zwischen Erwerbstätigen und Rentner/inne/n. Insbesondere über eine Erhöhung der Erwerbstätigkeit von Frauen erhofft sich auch die Wirtschaft eine bessere Ausschöpfung des Arbeitskräftereservoirs. Diese setzt wiederum eine Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit voraus. Empirisch zeigt sich ein Zusammenhang zwischen der (Frauen-)Erwerbsbeteiligung und dem Ausbau der Kindertagesbetreuung, beide haben in den letzten Jahren deutlich zugenommen. Die Evaluation der familienpolitischen Leistungen beschreibt die Subvention der öffentlichen Kinderbetreuung als die effektivste Maßnahme, die (Frauen-)Erwerbstätigkeit zu erhöhen (vgl. Prognos 2014, S. 271). Mit dem Ausbau der Kindertagesbetreuung werden zudem familienpolitische Ziele verfolgt. Ein ausreichendes Angebot an Kindertagesbetreuung soll es beiden Elternteilen ermöglichen, ihren Wunsch nach beruflicher Verwirklichung im Erwerbsleben neben ihren Aufgaben in der Familie zu realisieren. Da der Wirtschaft durch eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf mehr dringend benötigte Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, überschneiden sich aktuell die familien- und wirtschaftspolitischen Zielsetzungen und Motive, anders als etwa in den 1960er Jahren, in denen diese politischen Zielsetzungen in Westdeutschland anders geprägt waren und in Konkurrenz zueinander standen. Auch der politische Trend zu einer individualistischen, eigenverantwortlichen Einkommensabsicherung bedingt eine größere Nachfrage nach öffentlichen Betreuungsmöglichkeiten. Die seit 2008 geltende Veränderung der Unterhaltsansprüche getrennter Personen (Gesetz zur Änderung des Unterhaltsrechts UÄndG) betont die naheheliche Eigenverantwortung der geschiedenen Ehegatten und impliziert einen gewissen Zwang zur Erwerbstätigkeit. Auch das auf Einzahlungen aus Erwerbstätigkeit ausgerichtete Rentensystem fordert die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit, wenn man die Gefahr der Altersarmut reduzieren will. Diese beiden Faktoren steigern ebenfalls die Nachfrage nach öffentlichen Kinderbetreuungsmöglichkeiten, ebenso wie der an Bedeutung gewonnene Bildungsaspekt in der institutionalisierten Kindertagesbetreuung.

Deutliche Veränderungen zeigen sich auch bei der Inanspruchnahme der Hilfen zur Erziehung. Diese haben mit der Einführung des SGB VIII einen stärkeren Dienstleistungscharakter bekommen. Eine personensorgeberechtigte Person „hat bei der Erziehung eines Kindes oder eines Jugendlichen Anspruch auf Hilfe (Hilfe zur Erziehung), wenn eine dem Wohl des Kindes oder des Ju-

9 Vgl. Berth (2019) zum Wandel der individuellen Einstellungen zu nicht-mütterlicher Kinderbetreuung in Deutschland.

gendlichen entsprechende Erziehung nicht gewährleistet ist und die Hilfe für seine Entwicklung geeignet und notwendig ist.“ (§ 27, Abs. 1 SGB VIII) Und

„einem jungen Volljährigen soll Hilfe für die Persönlichkeitsentwicklung und zu einer eigenverantwortlichen Lebensführung gewährt werden, wenn und solange die Hilfe auf Grund der individuellen Situation des jungen Menschen notwendig ist.“
(§ 41, Abs. 1, Satz 1 SGB VIII)

Diese individuellen Rechtsansprüche, die auch niedrigschwellige Formen der Beratung beinhalten, sind in den letzten Jahrzehnten immer häufiger in Anspruch genommen worden. Angesichts des Wandels von Leitbildern in der Erziehung und der Optionsvielfalt ist es für Eltern immer weniger eindeutig geworden, welche Erziehung für welches Kind in welcher Situation „gut“ und „richtig“ ist. Dies führt dazu, dass Rat in Fragen der Erziehung nicht mehr nur im privaten Bereich etwa bei den eigenen Eltern oder Freunden, sondern immer häufiger über spezialisierte professionelle Angebote gesucht wird. Der Anstieg der Inanspruchnahme der verschiedenen Formen der Hilfen zur Erziehung spiegelt auch wider, dass Beratungs- und Erziehungsleistungen zunehmend den privaten Raum verlassen und immer selbstverständlicher Gegenstand einer professionellen Bearbeitung werden. Der zunehmende Beratungsbedarf ist somit nicht nur Ausdruck der veränderten und mehr Unterstützung fordernden Lebensverhältnisse, sondern auch eine Folge der Normalisierung der Inanspruchnahme außerfamiliärer, öffentlicher Hilfen. Diese Unterstützungsformen wurden bereits im ersten Familienbericht als Ressource für junge Familien genannt (Deutscher Bundestag 1968, S. 25), auch wenn sie erst im siebten Familienbericht (Deutscher Bundestag 2006) konzeptionell als Bestandteil einer familiengerechten Familienpolitik ausformuliert wurden. Zuvor hatte bereits der 11. Kinder- und Jugendbericht (Deutscher Bundestag 2002) die gesellschaftliche, öffentliche Verantwortung für das Aufwachsen und damit die Notwendigkeit der öffentlichen Unterstützung von Kindern, Jugendlichen und Familien betont („Aufwachsen in öffentlicher Verantwortung“). Dieser Normalisierung der Inanspruchnahme wird auf der Angebotsseite weiterhin Vorschub geleistet, indem Beratungs- und Unterstützungsleistungen für Familien beispielsweise an bestehende Einrichtungen angedockt werden. Der teilweise Ausbau etwa von Kinderbetreuungseinrichtungen (auch) zu einer in Kooperation mit Beratungsstellen und Bildungsstätten gestalteten Anlaufstelle für Fragen, die über Betreuung und Bildung hinausgehen, dokumentiert diese Entwicklung (vgl. Schoyerer/van Santen 2015).

4. Die empirische Beobachtung der Dynamik: Eine Herausforderung für die Kinder- und Jugendhilfe

Die wachsende Bedeutung der Kinder- und Jugendhilfe in der Gesellschaft geht einher mit dem Wunsch der empirischen Beobachtung und Beschreibung ihrer Entwicklungsprozesse. Bereits in der ersten Fassung des SGB VIII war ein Neuntes Kapitel „Kinder und Jugendhilfestatistik“ mit insgesamt sechs Paragraphen enthalten. Dort wurde in § 98 „Zweck und Umfang der Erhebung“ folgendes Anliegen formuliert:

„(1) Zur Beurteilung der Auswirkungen der Bestimmungen dieses Buches und zu seiner Fortentwicklung sind laufende Erhebungen [...] als Bundesstatistik durchzuführen. (2) Zur Verfolgung der gesellschaftlichen Entwicklung im Bereich der elterlichen Sorge sind im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfestatistik auch laufende Erhebungen über Sorgeerklärungen durchzuführen.“ (§ 98, Abs. 1 und 2 SGB VIII)

Kurz nach der Wiedervereinigung startete am Deutschen Jugendinstitut e.V. das Projekt „Jugendhilfe und sozialer Wandel – Leistungen und Strukturen“, das u. a. auch vor dem Hintergrund des Jugendhilfesystemwechsels in Ostdeutschland auf der Basis eigener Erhebungen bei Organisationen der Kinder- und Jugendhilfe allgemein die Beobachtung von Entwicklungen und die Beschreibung der daraus folgenden Herausforderungen für die Praxis der Kinder- und Jugendhilfe zum Ziel hat (vgl. z. B. Gadow et al. 2013). Zudem werden an der Technischen Universität Dortmund seit dem Jahr 1995 Daten der amtlichen Kinder- und Jugendhilfestatistik analysiert. Seit 2000 besteht die Arbeitsstelle Kinder- und Jugendhilfestatistik, die diese Daten für die Fachpraxis aufbereitet, interpretiert und verbreitet (z. B. Autorengruppe Kinder- und Jugendhilfestatistik 2019). Um die Dynamik beim Ausbau der Kindertagesbetreuung zeitnaher nachvollziehen und bilanzieren zu können, wurden beispielsweise die Erhebungsintervalle auf ein Jahr verkürzt und die Anzahl der im Rahmen der amtlichen Bundesstatistik zu erhebenden Merkmale erheblich erweitert. Darüber hinaus etablierten einzelne Bundesländer (vgl. z. B. KVJS 2018) für sich Formen der regelmäßigen Berichterstattung, die sich insbesondere auf die Beschreibung der Entwicklung im Bereich der teilweisen kostenintensiven Hilfen zur Erziehung beziehen.

Die beschriebenen Entwicklungen in der Inanspruchnahme von Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe führen zu einer erheblichen Mehrbelastung der (kommunalen) Haushalte. Während der Ausbau der Kindertagesbetreuung aktuell nicht infrage gestellt wird, trifft dies für die Hilfen zur Erziehung nicht zu. Hier hat die empirische Befassung häufig das Ziel, Möglichkeiten der Steuerung der Inanspruchnahme und damit der steigenden Ausgaben zu identifizie-

ren. Zu den spezifischen Rahmenbedingungen der institutionalisierten Fachpraxis der Kinder- und Jugendhilfe gehören jedoch mindestens zwei Besonderheiten, die eine überregionale Analyse sowie Steuerungsmöglichkeiten erschweren – die ordnungspolitische Konstellation sowie die Autonomie der Praxis der Freien Träger der Kinder- und Jugendhilfe.

Die ordnungspolitische Konstellation kennzeichnet sich durch eine Gesetzgebungskompetenz, die auf Bundesebene liegt und eine Finanzierungsverantwortung auf kommunaler Ebene. Gleichzeitig sind die Kommunen im Rahmen der kommunalen Selbstverwaltung autonom in der Gestaltung ihrer Umsetzungspraxis. Während die Rechtsansprüche im Bereich der Kindertagesbetreuung relativ eindeutig sind, existieren im Bereich der Hilfen zur Erziehung erhebliche Ermessensspielräume. Zwar gibt es nach § 27 SGB VIII einen individuellen Rechtsanspruch von Sorgeberechtigten auf eine Hilfe zur Erziehung, aber die entsprechende Vorschrift enthält eine Reihe von unbestimmten Rechtsbegriffen (z. B. „Wohl des Kindes oder Jugendlichen“), die den Jugendämtern als Gewährungsinstanzen große Interpretationsspielräume eröffnen. Die Gewährung von Hilfen ist deshalb das Ergebnis von Konstruktions- und Definitionsprozessen. Das heißt, Unterstützungsbedürfnisse von Kindern, Jugendlichen und Personensorgeberechtigten werden nur dann wirksam, wenn das Jugendamt sie als Bedarf definiert.¹⁰

In der Kinder- und Jugendhilfe haben nicht öffentliche Träger eine besondere Stellung, die auch auf den Subsidiaritätsgedanken zurückgeht. „Soweit geeignete Einrichtungen, Dienste und Veranstaltungen von anerkannten Trägern der freien Jugendhilfe betrieben werden oder rechtzeitig geschaffen werden können, soll die öffentliche Jugendhilfe von eigenen Maßnahmen absehen.“ (§ 4, Abs. 2 SGB VIII) Die sogenannten „freien Träger“ sind relativ frei in der Organisation ihrer Praxis. Der öffentliche Träger kann oft nur über die Formulierung von Mindeststandards wie etwa bei Betriebserlaubnissen von Einrichtungen, bei Qualitätsentwicklungsvereinbarungen im Rahmen von Entgeltvereinbarungen oder andere der im Gesetz geforderten abzuschließenden Vereinbarungen mit dem freien Träger versuchen, Einfluss auf die Gestaltung von deren Praxis zu nehmen.¹¹

10 Weick (1998) liefert hierzu ein illustratives Beispiel: Drei Schiedsrichter unterhalten sich über Regelverletzungen: Der erste sagt zu den Regelverletzungen: „Ich pfeife sie, wie sie sind“; der zweite sagt: „Ich pfeife sie, wie ich sie sehe“, und der dritte meint hierzu: „Es gibt sie überhaupt erst, wenn ich sie pfeife.“ (Simons 1976, S. 29, zitiert in Weick 1995, S. 9)

11 Im SGB VIII gibt es verschiedene Stellen, an denen Vorschriften für den öffentlichen Träger formuliert sind und dieser dazu angehalten wird, dazu Vereinbarungen mit anderen öffentlichen Trägern zu schließen (z. B. in § 8a, Abs. 4 SGB VIII („Schutzauftrag bei Kindeswohlgefährdung“) oder § 72a, Abs. 4 SGB VIII § 72a („Tätigkeitsausschluss einschlägig vorbestrafter Personen“).

Die kommunale Selbstverwaltung und die Freiheit der Freien Träger, sprich nicht öffentlichen Träger, führt zu regional sehr unterschiedlichen Praxen der Kinder- und Jugendhilfe, zu einer großen Vielfalt an Organisationsformen, organisatorischen Einbettungen der Aufgaben der Kinder- und Jugendhilfe, Orientierungen und Bezeichnungen. Das Verständnis von Begriffen und Praxen wird nicht nur von einem bundesweiten Fachdiskurs, sondern vielmehr durch intra-organisatorische Prozesse geformt. Es ist das Ergebnis von örtlich etablierten Verfahren, Beratungen sowie Aushandlungen (vgl. dazu z. B. Pothmann/Wilk 2009), Ausrichtungen, Bewertungen und örtlichen Machtverhältnissen. Es haben sich so eine Vielzahl von unterschiedlichen Mikrokulturen, Mikrorationalitäten (vgl. Hansbauer 1996) gebildet. Damit ist es nicht nur zur Aufgabe geworden, die je nach Kommune unterschiedliche Entwicklungsdynamik der Inanspruchnahme von Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe zu beschreiben und zu erklären (vgl. z. B. Nüsken 2008; van Santen 2011), sondern auch, die Vielfalt der Praxen zu beschreiben und das Gemeinsame zu bestimmen.

5. Irritation durch Zahlen

Der Wunsch nach einer Steuerung der Entwicklungsdynamik der Inanspruchnahme von Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe ist unter den Jugendämtern stark verbreitet. Jedes Jugendamt kann für sich z. B. im Rahmen der gesetzlich vorgeschriebenen Jugendhilfeplanung (§ 80 SGB VIII) die Entwicklung der Inanspruchnahme verschiedener Leistungen beschreiben. Aber gerade der Vergleich mit Inanspruchnahmequoten in anderen Jugendamtsbezirken verursacht oft Irritation und hat den Wunsch nach Erklärung und Veränderung zur Folge. Die Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsmanagement (KGSt) ist eine unabhängige Organisation, die ihre Mitglieder (Städte, Kreise, Gemeinden) im Prozess der Verwaltungsmodernisierung unterstützt. Eins ihrer Instrumente ist das der „Vergleichsringe“, in dem Kennzahlen zu bestimmten Verwaltungsbereichen unterschiedlicher und freiwillig teilnehmender Kommunen miteinander verglichen werden, um daraus steuerungsrelevantes Wissen für die beteiligten Kommunen zu generieren. Auch für den Bereich der Hilfen zur Erziehung entstanden Mitte der 1990er Jahre Vergleichsringe, die man als Formen institutionalisierter Irritation bezeichnen kann. Sie sollen durch einen Vergleich auf der Basis von Ungleichheiten in Form einer Feedbackschleife Indikatoren für positive Veränderungspotentiale bzw. Möglichkeiten zur steuerungsrelevanten Bewertung des eigenen Handelns bieten (vgl. z. B. Schilling 2000). Konzeptionelle Unschärfe, unterschiedliche Begrifflichkeiten, schwer vergleichbare Aufbau- und Ablauforganisationen, die insbesondere für die Bestimmung des notwendigen Ressourceneinsatzes für die vorhan-

denen Inanspruchnahmen von Bedeutung sind, unterschiedliche sozialstrukturelle Verhältnisse und Entwicklungen, die die Lebenslagen junger Menschen und ihrer Familien entscheidend beeinflussen, sowie die Vielfalt, Quantität und Qualität des jeweiligen verfügbaren Angebotsspektrums der Kinder- und Jugendhilfe erschweren allerdings solche Vergleiche. Im Grunde müssen die Kennzahlen der Vergleichsringe zur Herstellung von echter Vergleichbarkeit und zur validen Interpretation ständig kontextualisiert werden. Die Ergebnisse der Vergleichsringe weisen – nicht überraschend – alle auf die Bedeutung der „Mikrorationalitäten“ der Jugendämter hin.

Organisationen, also auch Jugendämter, versuchen meist Unsicherheiten, mit denen sie umgehen müssen, in Form von Verfahren und Routinen zu bewältigen. Es gibt aber kaum Mechanismen, die überprüfen, ob die gewählten Wege, Reaktionsweisen, Hilfgewährungspraxen etc. nicht vielleicht doch angepasst werden müssten. Jugendämter, wie auch andere Organisationen, benötigen daher Irritationen, die sie zum Nachdenken über ihr Handeln veranlassen (vgl. hierzu z. B. Hansbauer 1995). Da Irritationen durch Kennzahlen zur Inanspruchnahme von Leistungen zwar notwendig, aber nur mit einer angemessenen Kontextualisierung sinnvoll sind, stellt sich die Frage, ob nicht auch die Kontexte selbst zu Gegenständen einer institutionalisierten Irritation werden sollten. Gemeint sind hier regelmäßige, organisierte systematische Diskurse über fachliche Standards und über Bewertungskriterien sowie fachliche Diskussionen über die Frage, wie eine moderne Angebotsstruktur aussehen soll und kann, oder darüber, welche Sichtweise auf Problemlagen den fachlichen Standards entspricht und welche Hilfeformen vor diesem Hintergrund als angemessen erscheinen.

Literatur

- AGJ (2018): Dem wachsenden Fachkräftebedarf richtig begegnen! Entwicklung einer Gesamtstrategie zur Personalentwicklung mit verantwortungsvollem Weitblick. Positionspapier. Berlin: AGJ
- Autorengruppe Kinder- und Jugendhilfestatistik (2019): Kinder und Jugendhilfereport 2018. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich
- Berth, Felix (2019) Vom Argwohn zur Akzeptanz. Der Wandel der Einstellungen zu nicht-mütterlicher Kinderbetreuung in Deutschland. Diskurs, H. 4, S. 446–459
- Deutscher Bundestag (1968): Erster Familienbericht. Bericht über die Lage der Familien in der Bundesrepublik Deutschland. Drucksache V/2532. Bad Godesberg: BMFJ
- Deutscher Bundestag (2002): Elfter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Drucksache 14/8181. Berlin: BMFSJF

- Deutscher Bundestag (2006): Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit – Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Drucksache 16/1360. Berlin: BMFSJF
- Deutscher Bundestag (2013): 14. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. BT-Drucksache 17/12200. Berlin: BMFSJF dipbt.bundestag.de/doc/btd/17/122/1712200.pdf (Abfrage: 04.01.2020)
- Deutscher Bundestag (2017): 15. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. BT-Drucksache 18/11050. Berlin: BMFSJF
- Gadow, Tina/Peucker, Christian/Pluto, Liane/van Santen, Eric/Seckinger, Mike (2013): Wie geht's der Kinder- und Jugendhilfe? Empirische Befunde und Analysen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa
- Hansbauer, Peter (1995): Fortschritt durch Verfahren oder Innovation durch Irritation? In: neue praxis, H. 1, S. 12–31
- Hansbauer, Peter (1996): „Mikrorationalitäten“ im Verwaltungsalltag. Dargestellt am Beispiel der „Hilfen zur Arbeit“ (§§ 18 ff. BSHG) in einer Sozialverwaltung. In: Soziale Welt 47, H. 1, S. 68–91
- Heynen, Susanne (2018): Erwartungen an die Jugendhilfe – ohne Maß? Ein Essay. In: Katzenstein, Henriette/Lohse, Katharina/Schindler, Gisela/Schönecker, Lydia (Hrsg.) (2018): Das Recht als Partner der Fachlichkeit in der Kinder- und Jugendhilfe. Baden-Baden: Nomos, S. 61–76
- Heynen, Susanne/Pluto, Liane/Van Santen, Eric (2020): Personalsituation in den Hilfen zur Erziehung – Fachkräftebedarf im Kontext von Fachkräfteangebot und neuer Herausforderungen. In: Arbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendhilfe (AGJ): Fachkräftebedarf. Paderborn: Bonifatius, S. 74–86
- KVJS (Kommunalverband für Jugend und Soziales Baden-Württemberg) (Hrsg.) (2018): Bericht zu Entwicklungen und Rahmenbedingungen der Inanspruchnahme erzieherischer Hilfen in Baden-Württemberg 2018. Fortschreibung zum Berichtszeitraum 2011 bis 2016. Stuttgart: KVJS
- Mairhofer, Andreas (2017): Angebote und Strukturen der Jugendberufshilfe. Eine Forschungsübersicht. München: DJI. www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2017/64_Jugendberufshilfe.pdf (Abfrage: 22.03.2020)
- Nüsken, Dirk (2008): Regionale Disparitäten in der Kinder- und Jugendhilfe. Eine empirische Untersuchung zu den Hilfen für junge Volljährige. Münster/New York/München/Berlin: Waxmann
- Pluto, Liane/van Santen, Eric (2019): Freiwilliges Engagement in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit – Schattendasein eines weitverbreiteten Phänomens. Ursachen, Folgen und Handlungsbedarf. In: deutsche jugend 67, H. 7–8, S. 305–312
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive „experimenteller Soziologie“. In: Soziale Welt, H. 4, S. 363–372
- Pothmann, Jens/Wilk, Agathe (2009): Wie entscheiden Teams im ASD über Hilfebedarf? Untersuchung zur Gegenüberstellung von Strukturen, Prozessen und Ergebnissen des Fallmanagements kommunaler sozialer Dienste und sich daraus ergebende Konsequenzen für Praxisentwicklung. Abschlussbericht für die Stiftung Jugendmarke. www.forschungsverbund.tu-dortmund.de/fileadmin/Files/Hilfen_zur_Erziehung/Abschlussbericht_Teamentscheidung_im_ASD.pdf (Abfrage: 22.03.2020)

- Prein, Gerald/van Santen, Eric (2015): Ist die Inanspruchnahme institutionalisierter Hilfen sozial selektiv? Zu den Effekten des Bildungsniveaus der Eltern auf die Inanspruchnahme je nach Problembelastung der Kinder und Jugendlichen. In: Walper, Sabine/Bien, Walter/Rauschenbach, Thomas (Hrsg.) (2015): Aufwachsen in Deutschland heute. Erste Befunde aus dem DJI-Survey AID:A 2015. München: DJI, S. 59–62
- Prognos (2014): Endbericht. Gesamtevaluation der ehe- und familienbezogenen Maßnahmen und Leistungen in Deutschland. Berlin
- Rauschenbach, Thomas (2019): 70 Jahre AGJ – eine Zeitreise. In: Forum Jugendhilfe, H. 1, S. 12–19
- Van Santen, Eric (2011): Perspektiven, Erklärungsansätze und Analyseoptionen für regionale Disparitäten. In: Rauschenbach, Thomas/Schilling, Matthias (Hrsg.) (2011): Kinder- und Jugendhilfereport 3. Bilanz der empirischen Wende. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 160–177
- Schilling, Matthias (2000): Die Kinder- und Jugendhilfe und die KGSt. Eine wechselseitige Anregung mit zeitweisen Irritationen. In: Recht der Jugend und des Bildungswesens 48, H. 2, S. 143–158
- Schoyerer, Gabriel/van Santen, Eric (2015): Kindertagesbetreuung im Lichte sozialer Heterogenität und Ungleichheit. Empirische Anmerkungen zu einer interdisziplinären Herausforderung. In: neue praxis 45, H. 2, S. 107–120
- Statistisches Bundesamt (1992): Statistik der Jugendhilfe. Teil III Einrichtungen und tätige Personen in der Jugendhilfe am 31.12.1990. Früheres Bundesgebiet. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt
- Statistisches Bundesamt (1993): Sozialeleistungen. Fachserie 13. Reihe 6. S. 1. Einrichtungen und tätige Personen in der Jugendhilfe 1991 in den neuen Ländern und Berlin-Ost. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt
- Statistisches Bundesamt (2006): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Ausgaben und Einnahmen 1991. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt
- Statistisches Bundesamt (2019a): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Kinder und tätige Personen in Tageseinrichtungen und in öffentlich geförderter Kindertagespflege am 01.03.2019. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt
- Statistisches Bundesamt (2019b): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Ausgaben und Einnahmen 2018. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt
- Weick, Karl E. (1995): Der Prozeß des Organisierens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Wiesner, Reinhard (1990): Der mühsame Weg zu einem neuen Jugendhilfegesetz. in: Recht der Jugend und des Bildungswesens 38, H. 2, S. 112–125
- Zankl, Philipp (2017): Die Strukturen der Schulsozialarbeit in Deutschland. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen. München: DJI. www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2017/64_Schulsozialarbeit.pdf (Abfrage: 22.03.2020)

Lehre qualitativer Forschung als experimentelle Praxis

Reflexion und Analyse eines Lehrforschungsseminars

Ursula Unterkofler

1. Einleitung

Im Anschluss an Angelika Poferls (1999, 2014) Aufschlag einer Perspektive experimenteller Soziologie interpretiere ich in diesem Beitrag die Lehre qualitativer Forschung als Praxis, die wie jegliches soziale Handeln zunehmend experimentellen Charakter aufweist. Am Beispiel eines von mir durchgeführten Lehrforschungsseminars reflektiere und analysiere ich nicht nur die Praxis der Lehre als eine experimentelle, sondern gehe auch davon aus, dass die Reflexion und Erforschung einer solchen Lehre, die ich für diesen Beitrag exemplarisch durchführe, als experimentelle Praxis zu fassen und zu reflektieren ist.

Vor dem Hintergrund eines pragmatistischen Zugangs zu Lehre entwickle ich ein Verständnis von Lehre als gesellschaftliche und soziologische Praxis (2). Daran anknüpfend diskutiere ich Lehrforschung als Praxis des Experimentierens, indem ich das didaktische Konzept eines Lehrforschungsseminars reflektiere (3). In einem nächsten Schritt wird erläutert, inwiefern die Beforschung der eigenen Lehre ebenfalls als experimenteller Prozess verstanden werden kann (4). Dann folgt die exemplarische Analyse einer einzelnen Seminarsitzung (5). Der Beitrag schließt mit einem Fazit, das das Potenzial eines Verständnisses von Lehre und deren Beforschung als experimentelle Praxis herausstellt (6).

2. Lehre qualitativer Forschung als gesellschaftliche und soziologische Praxis

Pragmatistisch betrachtet ist Lehre sowohl als gesellschaftliche als auch als soziologische Praxis zu verstehen. Folgt man Strauss' (vgl. 1978, 1993) Verständnis von sozialer Praxis als Aushandlungsprozess, definieren die beteiligten Akteur*innen laufend Situationen und treffen Handlungsentscheidungen (vgl.

Thomas/Znanięcki 1927/1965, S. 84 f.). Diese Prozesse finden innerhalb gewisser Rahmen statt, denn unterschiedliche Kontexte strukturieren die konkreten Aushandlungen: der Aushandlungskontext durch die Zusammensetzung der Akteur*innen in der konkreten Situation, da damit auch bestimmte Erfahrungen und Handlungsvorschläge verbunden sind, die eingebracht werden, sowie zugewiesene Rollen oder Hierarchien; der strukturelle Kontext dadurch, dass die spezifische Organisation gesellschaftlicher Teilbereiche (wie im Hinblick auf Lehre das tertiäre Bildungssystem bzw. der Wissenschaftsbetrieb) in die konkreten Aushandlungsprozesse hineinwirkt (vgl. Strauss 1978, S. 98 ff.).¹

Vor diesem Hintergrund ist Lehre qualitativer Forschung, wie sie in soziologischen und anderen Studiengängen praktiziert wird, als spezifische Handlungspraxis im Rahmen des tertiären Bildungssystems bzw. des Wissenschaftsbetriebs – eines Teilbereichs gesellschaftlicher Praxis – anzusehen. Damit ist sie auch allen gesamtgesellschaftlich konstatierten Herausforderungen der Zweiten Moderne ausgesetzt. Wenn sich, wie Angelika Pofelr (1999, S. 363) es formuliert, „Gesellschaft im Selbstversuch“ befindet, so gilt das genauso für die Lehre (qualitativer Forschung). Wie jegliches soziale Handeln, gewinnt sie an „experimentellem Charakter“ (Pofelr 1999, S. 368) und ist herausgefordert in der „Bewältigung von Unsicherheit und Ungewissheit, von Komplexitäts-, Kontingenz- und Pluralitätserfahrungen“ (vgl. Pofelr 1999, S. 363).

In der Lehre qualitativer Forschung macht sich das insbesondere dadurch bemerkbar, als vielfältige Irritationen auftreten: Lehrende und Studierende haben, vor dem Hintergrund unterschiedlichster Erfahrungen mit und Erwartungen an Lehre *und* Forschung, oft höchst unterschiedliche Vorstellungen davon, was etwa in einem Lehrforschungsseminar passiert, welche Erwartungen wechselseitig bestehen oder was erwartbare Handlungsabläufe sind (vgl. Halatcheva-Trapp/Unterkofler 2021). Diese Komplexität ist nicht zuletzt dem geschuldet, dass die Soziologie vielfältige Zugänge bereithält (vgl. Pofelr 1999, S. 369). So macht sich in der Lehre qualitativer Forschung u. a. die Herausforderung bemerkbar, dass Studierende mit dem Nebeneinander positivistischer und verstehender Zugänge in der Forschung konfrontiert sind, die unterschiedlichen methodologischen Voraussetzungen und Implikationen aber oft nicht durchdringen (vgl. Halatcheva-Trapp/Unterkofler 2021; Hesse-Biber 2008, S. 312, 317 ff.; Holton 2019, S. 419). Gerade für die Lehre *qualitativer* Forschung dürfte darüber hinaus, vor dem Hintergrund der Durchdringung

1 Diese pragmatistische Perspektive auf Lehre als Grundlage für deren soziologische Analyse habe ich zusammen mit Maya Halatcheva-Trapp entwickelt (vgl. ausführlich Halatcheva-Trapp/Unterkofler 2021). Unsere gemeinsame Arbeit fand ihren Anfang im Jahr 2009 am Lehrbereich für qualitative Methoden des Instituts für Soziologie der LMU München, als Angelika Pofelr diesen leitete.

von Gesellschaft durch wissenschaftliche Wissensbestände (vgl. Jäger 2007, S. 663 f.), die scheinbare gesellschaftliche Priorisierung positivistischer Denkmuster und Ansätze in der Forschung relevant sein.

Vor diesem Hintergrund ist festzuhalten, dass Lehre qualitativer Forschung kaum als Ausführung didaktischer Konzepte verstanden werden kann, sondern eben als *gesellschaftliche Praxis*, im Zuge derer die beteiligten Akteur*innen – Lehrende wie Studierende – experimentieren, „mit sich selbst und ihren gesellschaftlichen ‚Verhältnissen‘ – so gebrochen und entfremdet, situativ vorgeformt und kontextuell wirkmächtig diese auch sein mögen.“ (Poferl 1999, S. 368)

Die Lehre qualitativer Forschung ist außerdem auch soziologische Praxis – und das nicht nur, weil sie (falls das zutrifft) von Soziolog*innen praktiziert wird, sondern weil sie als epistemische Praxis verstanden werden kann (vgl. Halatcheva-Trapp/Unterkofler 2021): Pragmatistisch betrachtet ist Handeln als Problemlösen (vgl. Strübing 2007, S. 132 ff.) immer auch ein Prozess, in dem neues Wissen generiert wird. Dass Wissen sowohl Grundlage als auch Produkt des Handelns ist (vgl. Berger/Luckmann 1967/2004, S. 71), ist wissenssoziologisch wohl kaum umstritten, eröffnet jedoch Spielräume für eine soziologische Praxis, die mit dem Gedanken zunehmender Experimentalität spielt (vgl. Poferl 1999, S. 370). Nicht nur können Lehrforschungsprojekte als mehr oder weniger experimentelle Projekte gestärkt werden in ihrem Anspruch, dass Studierende neues Wissen über Gegenstände entwickeln (vgl. Reitz 2014, S. 42 ff.). Darüber hinaus müsste – auf einem Kontinuum von Reflexion und empirischer Analyse der Lehre qualitativer Forschung (vgl. Halatcheva-Trapp/Unterkofler 2021) – die Lehre selbst zum soziologischen Gegenstand werden. Denn die Reflexion und Analyse des Forschungsprozesses im Rahmen von Lehrforschung ist nicht nur notwendig, um dem Anspruch an Reflexivität in der qualitativen Forschung (Strauss 1998, S. 34 f.) gerecht zu werden und angemessen neues gegenstandsbezogenes Wissen zu generieren (Breuer/Reichertz 2001, Abs. 17 ff.). Sie produziert gleichzeitig Erkenntnisse über die Lehre selbst, was als „Selbstbeobachtung soziologischer Praxis“ (Poferl 1999, S. 370) verstanden werden kann.

Die Lehre qualitativer Forschung kann man so als *soziologische Praxis* verstehen, die vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Herausforderungen experimentieren muss. Diese zu erforschen bedeutet, sich zum einen selbst beim Experimentieren *in der Lehre* zu beobachten und daraus wissenschaftliche Erkenntnisse zu generieren, und zum anderen, sich beim Experimentieren *in der (Selbstbe-)Forschung* zu beobachten und dadurch die Verfahren zur Erforschung von Lehre weiterzuentwickeln. Beides trägt dazu bei, eine soziologische Reflexion der Lehre voranzutreiben. Soziologie wäre dann im wahrsten Sinne des Wortes ein „Teil der Realität, die sie untersucht“ (Poferl 1999, S. 363).

3. Experimentelle Lehrforschung als Chance und Herausforderung – Reflexion eines Seminkonzepts

Im Folgenden berichte ich, exemplarisch und in Ausschnitten, von einem solchen Selbstversuch, den ich in der Lehre qualitativer Forschung unternommen habe. Ich beginne mit der Darstellung des Konzepts und des Ablaufs eines Lehrforschungsseminars, das ich durchgeführt habe, und reflektiere im Anschluss dessen Durchführung. Inwieweit bot dieses Seminar Spielraum, Lehre als experimentelle Praxis zu gestalten?

Ein Lehrforschungsseminar – Konzept und Ablauf

Während der Planung zum Studienjahr 2015/16 war ich frustriert im Hinblick auf die zeitlichen Ressourcen, die mir an einer Hochschule für angewandte Wissenschaften für die Weiterverfolgung meiner Forschungsinteressen zur Verfügung standen. Ich beschloss, zumindest ein Lehrforschungsseminar anzubieten, in dem ich zusammen mit den Studierenden für mich interessanten Forschungsfragen nachgehen konnte. Im BA-Studiengang Soziale Arbeit bot ich deshalb im Modul „Soziale Arbeit als Disziplin und Profession“ ein Lehrforschungsseminar mit dem Titel „Erforschung professionellen Handelns in Einrichtungen niedrigschwelliger, offener Sozialer Arbeit“ an und beschrieb die Lehrveranstaltung folgendermaßen:

„Euren Job möchte ich haben! Kaffee trinken, kickern, quatschen...“

Solche und ähnliche Kommentare hören Sozialarbeiter*innen in der offenen, niedrigschwelligen Sozialen Arbeit (z. B. Jugendtreffs, Drogenkontaktläden, Teestuben, Tagesstätten, ...) immer wieder einmal (nicht nur) von ihren Adressat*innen. Aber auch Praktikant*innen tun sich oft schwer, in solchen Einrichtungen das auszumachen, was eigentlich das Professionelle an ihrem Handeln oder am Handeln ihrer Praxisanleiter*innen ist. Auch im Wissensbestand Sozialer Arbeit klafft hier eine große Lücke (es gibt dazu kaum Literatur).

Ziel dieses Seminars ist es deshalb, gemeinsam durch empirische Forschungsarbeit erste Antworten auf folgende Fragen zu finden:

- Was sind Strukturen, Handlungsmuster und Herausforderungen professionellen Handelns in Einrichtungen offener, niedrigschwelliger Sozialer Arbeit?
- Welche Handlungsmöglichkeiten werden in der Praxis realisiert?

Um dieser Fragestellung empirisch nachzugehen, bedienen wir uns der Ethnografie und der Grounded Theory als Forschungsstrategien (genauere Angaben siehe unter: Literatur).“

(Kommentierung der Lehrveranstaltung im Vorlesungsverzeichnis)

Insgesamt schrieben sich in das Seminar 29 Studierende ein, mit denen ich zwei Semester je zwei Semesterwochenstunden Zeit hatte, den oben genannten Fragen nachzugehen. Die Studierenden konnten sich entscheiden, ob sie einen

Teilnahmenachweis oder einen Leistungsnachweis machen wollen. 21 Studierenden machten einen Teilnahmenachweis, acht einen Leistungsnachweis.

Im Wintersemester 2015/16 fand das Seminar wöchentlich statt und hatte folgende Inhalte:

- Begründung und Rahmung der Fragestellung
- Aufarbeitung des Forschungsstandes
- Erforschung professionellen Handelns – theoretische und methodologische Fundierung
- Niedrigschwellige Einrichtungen als Forschungsfeld – Feld und Feldzugang
- Teilnehmen, Beobachten, Dokumentieren
- Feldphase 1 – Bildung von Kleingruppen, Realisierung des Feldzugangs und eines Beobachtungstages pro Studierender*in in einer Einrichtung niedrigschwelliger, offener Sozialer Arbeit
- Reflexion der ersten Feldphase im Seminar
- Analysestrategien und erste Analyse des eigenen Materials im Seminar
- Zirkulärer Forschungsprozess

Im Sommersemester 2016 begleitete ich die Kleingruppen, die sich im Zuge der ersten Feldphase gebildet hatten, individuell und machte dafür jeweils Termine mit den einzelnen Gruppen. Inhalte waren:

- Analyse des eigenen Materials
- Arbeit mit der Software MaxQDA zur Dokumentation von Forschungsprozess und Analyseergebnissen
- Entwicklung von Fragen ans Feld und Feldphase 2
- Analyse des eigenen Materials aus der ersten und zweiten Feldphase
- Systematisierung der Ergebnisse der Kleingruppen und Präsentation in Form eines Posters

Für die Studierenden, die einen Teilnahmenachweis erwerben wollten, war das Seminar damit abgeschlossen. Für sie hatte ich zu Beginn des Seminars als Anforderung formuliert, den gesamten Forschungsprozess aktiv mitzugestalten, d. h. Texte zu lesen, sich in Kleingruppen Zugang zum Feld zu verschaffen, Daten zu erheben, zu analysieren und Ergebnisse in Form eines Posters zu präsentieren.

Die Studierenden, die einen Leistungsnachweis erwerben wollten, hatten weitere Aufgaben. Für sie hatte ich als zusätzliche Anforderung formuliert, die Ergebnisse aller Kleingruppen weiter zu entwickeln und zu systematisieren, um sie abschließend in einer praxisorientierten Fachzeitschrift der Sozialen Arbeit

zu publizieren. Das Schreiben des Fachartikels stellte dabei die Prüfungsleistung dar.

Um diesen Prozess zu unterstützen, strukturierte ich ihn wie folgt vor:

- Workshop 1: Systematisierung der Ergebnisse der Gesamtgruppe, die in der Posterpräsentation vorgestellt wurden (Moderation durch die Dozentin)
- Ausdifferenzierung der zentralen Kategorien an Hand des gesamten Datenkorpus und schriftliche Darstellung (in Untergruppen)
- Workshop 2: Entwicklung eines Fachartikels aus den vorbereiteten Textbausteinen (Moderation durch die Dozentin)
- Phasen der Überarbeitung des Fachartikels und Einreichen bei einer Fachzeitschrift

Reflexion: Experimentelle Lehrpraxis als Chance und Herausforderung

Im Gegensatz zu vielen anderen Lehrveranstaltungen, die ich bisher gehalten hatte, ging ich an dieses Seminar mit einer explizit experimentellen Haltung heran. In erster Linie galt das für das Ziel, das ich mir bzw. uns als Seminar gesetzt hatte, nämlich, dass ein Fachartikel entsteht, der auch publiziert werden sollte. Ich war mir keineswegs sicher, dass das funktionieren könnte, im Gegenteil, ich zweifelte eher daran, denn die meisten Studierenden, die das Seminar besuchten, forschten hier das erste Mal. Ich wollte es aber trotzdem versuchen – vor allem deshalb, weil es kaum Forschung zu diesem spezifischen Bereich Sozialer Arbeit gibt, sodass auch kleinere Erkenntnisse einen Beitrag zum Forschungsstand leisten könnten. Den Studierenden kommunizierte ich diese Überlegungen und betonte, dass das Ziel hoch gesetzt sei, wir aber sehen wollten, wie weit wir kommen könnten. Laut Rückmeldung der Studierenden motivierte diese experimentelle Herangehensweise, ein Ziel zu formulieren und gleichzeitig das mögliche oder sogar erwartbare Scheitern zu normalisieren, viele, ihren Beitrag zum Lehrforschungsseminar zu leisten, um das Ziel doch zu erreichen. Die Vorstellung, sie könnten eventuell einen Beitrag zum Forschungsstand Sozialer Arbeit leisten, statt wie sie es oft einschätzen, „für die Schublade“ zu produzieren, trug ebenfalls zur Motivation bei.

Über das Ziel der Lehrveranstaltung hinaus experimentierte ich auch im Hinblick auf die Strukturierung des Seminars und die Gestaltung der einzelnen Sitzungen. Auch wenn das Wintersemester im Ablauf noch eher klassisch erscheint, habe ich schon dort versucht, vom üblichen Weg, theoretische, methodologische und methodische Grundlagen zu vermitteln, bevor die Studierenden ins Feld gehen, möglichst abzurücken. Ich hatte die Erfahrung gemacht, dass diese Grundlagen entweder nicht verstanden und/oder als die Forschungspraxis unnötig theoretisierend wahrgenommen werden. So versuchte ich, die Studie-

renden zwar methodisch anzuleiten, aber möglichst wenig Grundlagen zu setzen, bevor die in der Methodologie thematisierten Probleme nicht für die Studierenden selbst forschungspraktisch relevant wurden. Ich wollte warten, bis sie Irritationen äußerten oder Probleme beschrieben, um diese methodologisch zu reflektieren. Zum Beispiel thematisierte ich die Notwendigkeit der Selektion bei der Beobachtung (Friebertshäuser 2003, S. 521; Hirschauer 2001, S. 433) erst, als die Studierenden selbst die Erfahrung gemacht hatten, dass drei Studierende zwar die gleiche Situation beobachtet hatten, aber drei ziemlich unterschiedliche Beobachtungsprotokolle geschrieben hatten. Oder ich besprach die methodologischen Grundlagen der Zirkularität des Forschungsprozesses (Strauss 1998, S. 37 ff.; Strübing 2008, S. 30 ff.) erst, nachdem die Studierenden die erste Feldphase absolviert, erste Analyseschritte gemacht und erfahren hatten, dass sie nun ganz andere Fragen ans Feld entwickelt hatten, als vor der ersten Feldphase.² Mit diesem Vorgehen versuchte ich, die Erfahrungen und Erkenntnisprozesse der Studierenden zu verstehen,³ an sie anschließend den Seminarablauf zu gestalten und so gemeinsam geteilten Sinn zu generieren (vgl. auch Halatcheva-Trapp/Unterkofler 2020).

Ich hatte bei der Planung eines solchen Vorgehens ein mulmiges Gefühl, ob dies wohl fachlich vertretbar sei, und stellte fest, dass am Ende doch einige Grundlagen am Anfang des Seminarplans standen. Vieles – zumindest deutlich mehr, als in meinen bisherigen Lehrveranstaltungen zu qualitativer Forschung – thematisierte ich aber nicht vorab. Ich stellte fest, dass die Studierenden im Laufe des Forschungsprozesses sukzessive forschungspraktische Probleme schilderten, aufgrund derer ich dann mit ihnen zusammen die methodologische Fundierung ihrer Forschungstätigkeit vorantreiben konnte. Dies intensivierte sich insbesondere in der individuellen Begleitung der Studierendengruppen im Sommersemester und trug dazu bei, dass viele Studierende methodologische Fundierung sinnhaft als Reflexionsfolie für konkrete Forschungspraxis wahrnahmen.

Für mich selbst bedeutete diese experimentelle Haltung, die Unsicherheit auszuhalten, was in diesem Seminar passieren würde. Ich wusste nie, was genau in welcher Sitzung bzw. an welchem Termin mit den Studierendengruppen relevant werden würde, bei gleichzeitigem Anspruch, insgesamt die relevanten

2 Weitere Irritationen, die in der beschriebenen Lehrveranstaltung auftraten, habe ich zusammen mit Maya Halatcheva-Trapp und im Vergleich zu Irritationen, die in ihren Lehrveranstaltungen auftraten, analysiert (vgl. Halatcheva-Trapp/Unterkofler 2021; siehe auch Abschnitt 4).

3 Als Studentin und später als Co-Lehrende am Institut für Soziologie der LMU München habe ich erlebt, wie Angelika Pofel in der Lehre die Perspektiven der Studierenden ernst genommen und das *Verstehen* ihrer Anliegen zum Ausgangspunkt der Interaktion mit ihnen gemacht hat. Dies hat meine eigene Haltung zur Lehre grundlegend geprägt.

theoretischen, methodologischen und methodischen Inhalte eines Lehrforschungsseminars „unterzubringen“. Ich wusste nicht, mit welchem Ergebnis wir am Ende des Seminars „dastehen“ würden – durch die Normalisierung des Scheiterns hatte ich uns zwar Druck herausgenommen, gleichzeitig stand das Ziel doch im Raum, und der Ehrgeiz, es zu erreichen, war bei mir ebenso wie bei den Studierenden groß.

Diese soziologisch geleitete (Selbst-)Reflexion kann als *Selbstbeobachtung soziologischer Praxis* (s. o.) betrachtet werden. Sie zeigt, dass ich als Lehrende Unsicherheiten aushalten musste, die jedoch Räume entstehen ließen, die die Studierenden mit ihren eigenen Fragen dann in Anspruch nahmen, wenn diese für sie relevant wurden.

Eine solche Selbstbeobachtung kann soziologisch stärker fundiert werden, indem sie empirisch angelegt wird. Ich möchte deshalb von der Ebene des Gesamtseminars auf die Ebene einer konkreten Seminarsitzung gehen und anhand empirischer Methoden exemplarisch herausarbeiten, welche Handlungsprobleme sich für Lehrende im Zuge einer Praxis des Experimentierens in konkreten Situationen ergeben können. Zuvor seien jedoch einige Worte zum empirischen Zugang gesagt, den ich dafür gewählt habe.

4. Method(-olog)-ischer Einschub – Beforschung eigener Lehre als Praxis des Experimentierens

Die exemplarische Analyse, die ich weiter unten (5) vorstelle, basiert auf einer reflektierenden Notiz, die ich über die letzte Sitzung des oben dargestellten Seminars geschrieben habe. In dieser Sitzung sollten die Studierendengruppen ihre Ergebnisse mit Hilfe von Postern im Plenum vorstellen.

Diese reflektierende Notiz ist im Kontext einer Forschungsarbeit entstanden, in der Maya Halatcheva-Trapp und ich unsere eigene Lehre qualitativer Forschung beforscht haben (vgl. Halatcheva-Trapp/Unterkofler 2021). Dafür haben wir Ereignisse in der Lehre, die wir oder die Studierenden als irritierend erlebt haben, aufgeschrieben. Schon die Bezeichnung des von uns produzierten Datenmaterials verweist auf den experimentellen Charakter unseres Zugangs. Erst arbeiteten wir mit dem Begriff Memo, stellten dann fest, dass der Begriff im Rahmen einer Grounded Theory Analyse missverständlich sei; Feldnotiz oder Beobachtungsprotokoll schien auch nicht zu passen; schließlich entschieden wir uns für den Begriff „Reflektierende Notiz“, weil das unserer Ansicht nach den Charakter des Datenmaterials am besten benannte. Die reflektierenden Notizen analysierten wir im Stil der Grounded Theory (vgl. Strauss 1998).

Diesen Zugang habe ich auch für die hier folgende Analyse gewählt. Er stellt eine Möglichkeit dar, uns selbst in der Lehre zu beobachten. Durch method(-olog)-ische Reflexion müssen wir gleichzeitig unser Vorgehen bei der

Selbstbeobachtung beobachten, d. h. wir beobachten gleichzeitig unsere Lehre und unsere Beforschung dieser Lehre (s. o.).

Zu Zweitem ist zu sagen, dass die reflektierenden Notizen zweifelsohne die Perspektiven der Lehrenden auf die beobachteten Situationen dokumentieren. Wir knüpfen damit an eine Ethnografie an, die der Forscher*in eine aktive Rolle im Feld zuerkennt (etwa durch beobachtende Teilnahme, vgl. Honer 1993, 2009), was dann auch im Datenmaterial sichtbar ist (vgl. Streck/Unterkofler/Reinecke-Terner 2013, Abs. 25 ff.). Auch wenn wir hier anschließen können, ist ein solches Vorgehen mit Unsicherheit verbunden. Ein Blick auf den marginalen soziologischen Forschungsstand zur (disziplinen-eigenen) Lehrpraxis (vgl. Rheinländer 2014, S. 250 f.; Reitz 2014, S. 59) zeigt, dass hier noch viel experimentiert werden darf, weil etablierte Verfahren mangels Studien fehlen. Gerade die Beforschung der *eigenen* Lehrpraxis, die das *eigene* Handeln in den Blick nimmt, muss durch Unsicherheiten geprägt sein: zum einen in Hinblick auf methodische Fragen, etwa nach spezifischen Herausforderungen bei der Distanzierung vom Material, nach Möglichkeiten und Grenzen des theoretischen Samplings und der Kontrastierung, etc.; zum anderen aber auch im Hinblick auf die Doppelrolle als Forschende und als Lehrende, die sich mit Kompetenzerwartungen konfrontiert sieht.

Die Angemessenheit eines solchen Vorgehens ist über diese Überlegungen hinaus auch dahingehend zu bewerten, welche Forschungsergebnisse damit generiert werden können. Im Folgenden richte ich den Blick deshalb noch einmal auf die Lehrforschung als Praxis des Experimentierens, diesmal – exemplarisch – auf empirischer Basis.

5. Ein Plan geht (nicht) auf – exemplarische Analyse einer Seminarsitzung

„Heute ist die letzte Sitzung mit der gesamten Seminargruppe. Die einzelnen Kleingruppen sollen ihre Forschungsergebnisse vorstellen. Dafür hat jede Kleingruppe ein Poster vorbereitet, das im Plenum vorgestellt wird. Danach sind Rückfragen möglich.

Ich gehe in Richtung Hörsaal und habe ein mulmiges Gefühl. Ich weiß nicht, wie das heute laufen wird. Ich weiß nicht, wie die Studierenden mit dem Auftrag zurechtgekommen sind und hoffe, dass zumindest ein paar Denkanstöße zusammenkommen, damit die Leistungsnachweis-Gruppe eine Grundlage hat, weiter zu arbeiten.

Im Hörsaal bilden wir einen großen Kreis mit Stühlen, und ich moderiere die Ergebnisdarstellung an. Ich sage, jede Gruppe möchte nun anhand ihres Posters ihre zentralen Ergebnisse vorstellen, im Anschluss ist Zeit für Nachfragen und auch um Bezüge zu den eigenen Ergebnissen herzustellen. Insgesamt habe ich pro Gruppe

ca. 15–20 Minuten eingeplant. Auf meine Frage, wer anfangen will, meldet sich gleich eine Gruppe.

Die Gruppe stellt ihre Ergebnisse vor. Als sie fertig sind, beginnen andere Studierende unmittelbar einzuhaken. Das kam bei uns auch vor, beginnt eine Studierende und einige andere Gruppen fallen ein. Es ergibt sich ein lebhaftes Gespräch, in dem die Studierenden konkrete Beispiele aus ihren Feldbeobachtungen erzählen, in denen sie gleiche oder ähnliche Phänomene beobachtet haben. Ich merke schnell, dass mein schöner Zeitplan, der auf didaktischen Überlegungen sinnvoller Ergebnispräsentation gründete, gerade dabei ist, komplett über den Haufen geworfen zu werden. Ich bin überrumpelt, weil hier etwas ganz Anderes passiert, als ich eigentlich erwartet und geplant habe, aber eigentlich etwas viel Besseres, das ich nicht unterbrechen möchte. Ich lasse das laufen und staune, wie die Studierenden sich über ihre Erkenntnisse aus dem Forschungsprozess austauschen. Ich nehme das Gespräch als sehr engagiert wahr, die Studierenden scheinen selbst auch überrascht, dass sich so viel Ähnliches finden lässt, obwohl sie doch in so unterschiedlichen (niedrigschwelligen) Einrichtungen waren. Ich merke schon, dass hier das passiert, was ich mir kaum erhofft hatte, dass die Studierenden nämlich gerade ihr Material kontrastieren und in Richtung übergeordneter Kategorien denken. Nachdem sie sich das Semester über geplagt haben, direkt am Material zu kodieren, habe ich den Eindruck, viele genießen es jetzt richtig, weg vom Material zu assoziieren, zu vergleichen und relevante Phänomene zu finden.

Ich versuche, den Prozess zu begleiten, indem ich Vorschläge für die Benennung der Kategorien mache und ihnen im Zuge dessen auch sage, was wir hier gerade machen. Ich schaue aber auch, dass jedes Plakat drankommt. Ich hinke dem Zeitplan hinterher und dränge auch immer wieder einmal, was ich dann bereue, als zum Ende hin der Gesprächsbedarf abnimmt, weil einige Phänomene sich wiederholen. Was wir außerdem feststellen, ist, dass einige in der Sitzung erkannte Phänomene zwar von allen beobachtet wurden, aber auf den wenigsten Plakaten draufstehen. Ich gehe darauf nicht intensiv ein, sondern setze den Fokus auf die Diskussion der Studierenden.

Am Ende der Sitzung haben wir ein Flipchart mit sechs Kategorien, die intensiv besprochen wurden und die die Leistungsnachweis-Gruppe zur Weiterarbeit mitnimmt.

(Nachtrag: Später, als die Leistungsnachweis-Gruppe an den entwickelten Kategorien weiterarbeitet, stellen wir fest, dass viele der konkreten Beispiele, die erzählt wurden, gar nicht in den Beobachtungsprotokollen dokumentiert wurden – die Relevanz der Beobachtungen für die Forschungsfrage wurde den Studierenden offensichtlich erst klar, als andere ähnliche Beobachtungen oder daraus abgeleitete Kategorien vorgestellt haben.)“

(Reflektierende Notiz über die Abschlusssitzung des Seminars, Ursula Unterkofler)

Exemplarische Analyse – Ein Plan, der (nicht) aufgeht

In der Notiz beschreibt die Lehrende⁴ zuerst ihr didaktisches Konzept für die Sitzung. Das Format, das sie wählt, orientiert sich an der Idee, dass die Studierenden ihre Forschungsergebnisse vorstellen werden (Darstellung der Ergebnisse, Visualisierung durch Poster, Rückfragen im Anschluss).

Danach schildert sie ein „mulmiges Gefühl“, das sich auf zwei Ebenen bezieht: Im Hinblick auf die aktuelle Sitzung sieht sich die Lehrende mit der Unsicherheit konfrontiert, ob die Studierenden den Arbeitsauftrag erfüllen konnten und eine Sitzung zur Ergebnispräsentation stattfinden könnte. Im Hinblick auf das gesamte Seminar würde das Scheitern dieser Sitzung dazu führen, dass das Gesamtziel der Lehrveranstaltung nicht wie geplant weiterverfolgt werden könnte.

Das Setting, das die Lehrende dann herstellt, zeigt, dass sie die Sitzung explizit als Ergebnispräsentation denkt: Sie fordert die Studierenden auf, ihre Ergebnisse vorzustellen. Die Wahl der Sitzordnung (Stuhlkreis) und der Nachsatz zur Verknüpfung von Ergebnissen („*Zeit für Nachfragen und auch um Bezüge zu den eigenen Ergebnissen herzustellen*“) verweist aber schon auf ein Setting, das über Präsentation hinaus auch auf vergleichende Diskussion ausgerichtet ist – was von den Studierenden aufgegriffen und genutzt wird. Dies scheint der Lehrenden jedoch nicht bewusst zu sein, denn die Art der Interaktion, die sich dann bei den Studierenden entwickelt, „*überrumpelt*“ sie: Sie hat immer noch die Erwartung, dass die Studierenden Ergebnisse präsentieren, während diese sich im Forschungsprozess an einem gänzlich anderen Punkt befinden. Sie bewegen sich auf Ebene ihres Datenmaterials, wenn sie Beispiele aus ihren Feldbeobachtungen erzählen. Vor dem Hintergrund der erst später folgenden Erkenntnis, dass sie viele dieser Beobachtungen im Datenmaterial gar nicht dokumentiert haben, sogar auf Ebene der Datengenerierung, denn die beobachteten sozialen Interaktionen müssten in irgendeiner Form dokumentiert werden, um als Datenmaterial betrachtet werden zu können. Sie bewegen sich auch auf Ebene der Analyse, wenn sie die erzählten Beispiele miteinander kontrastieren und über Phänomene sprechen, die daraus abstrahiert werden können.

An diesem Punkt muss die Lehrende entscheiden, wie sie ihre Moderation weiter gestaltet. Die experimentelle Haltung, vor deren Hintergrund sie das Seminarkonzept entwickelt und auch die bisherigen Sitzungen zu gestalten versucht hat, tragen dazu bei, dass sie ihren ursprünglichen Plan für die Sitzung („*mein schöner Zeitplan*“) aufgeben und sich daran orientieren kann, was bei

4 Dass ich in der Analyse über mich selbst als „die Lehrende“ schreibe, ist eine Strategie der Distanzierung von meiner eigenen Praxis, die ich als hilfreich erlebe.

den Studierenden gerade passiert. Denn was da passiert, war scheinbar nicht planbar, ist aber etwas („*viel Besseres*“), das zu zweierlei beiträgt: Im Hinblick auf die Forschungsergebnisse führt es dazu, dass die Seminargruppe dem Gesamtziel der Lehrveranstaltung, einer übergreifenden Entwicklung neuer Erkenntnisse über den Forschungsgegenstand, einen großen Schritt näherkommt. Im Hinblick auf die Vermittlung qualitativer Forschung führt es dazu, dass die Studierenden einen Ausschnitt eines Forschungsprozesses als sinnhaft erleben – nachdem sie im Laufe des Semesters „harte Arbeit“ (Strauss im Interview mit Legewie/Schervier-Legewie 2004) im Feld und direkt am Material geleistet haben, produzieren sie nun Erkenntnisse, die sie überraschen und die ein spezifisches Abstraktionsniveau erreichen.

Die grundlegende Handlungsentscheidung der Lehrenden, die weitere Sitzung prozessorientiert zu gestalten, wird in der laufenden Sitzung wohl eher implizit getroffen, und der alte Plan funkt immer wieder einmal dazwischen. Als Strategie ist zu erkennen, die Studierenden forschungspraktisch zu unterstützen („*Vorschläge für die Benennung der Kategorien*“), sowie das zu explizieren, was methodisch in der Sitzung passiert („*auch sage, was wir hier gerade machen*“). Damit fokussiert die Lehrende in dieser Sitzung die Weiterentwicklung der Forschungsergebnisse sowie deren methodische Reflexion. Andere Themen (Präsentation, aber auch Aspekte der aufeinander bezogenen Datenerhebung und -analyse, wie die Diskrepanz zwischen den mündlich und am Poster formulierten Kategorien) bleiben unbearbeitet.

Diese empirisch fundierte Herangehensweise an eine *Selbstbeobachtung soziologischer Praxis* (s. o.) zeigt exemplarisch, welche Handlungsprobleme in einer Praxis des Experimentierens in konkreten Situationen auftreten. Sie stellen Herausforderungen für die Lehrende dar, die sie situativ bewältigen muss. Dabei eröffnet die beim Experimentieren strukturell angelegte Unsicherheit die Bereitschaft, Irritationen wahrzunehmen, Perspektiven zu übernehmen und situativ umzudisponieren, denn es gibt zwar einen Plan, ob dieser aufgeht, ist jedoch per se fraglich. Es geht vielmehr darum, als Lehrende selbst Erfahrungen zu machen, Spielräume zur Entdeckung von Neuem wahrzunehmen und zu nutzen. Das bedeutet auch, Scheitern in Kauf zu nehmen. Vor diesem Hintergrund erweist sich die analysierte Sitzung als *Plan, der (nicht) aufgeht*: Die an Erkenntnisprozessen der Studierenden anknüpfende Moderation führt dazu, eigene Annahmen und das darauf aufbauende didaktische Konzept für die Sitzung situativ zu verwerfen, dadurch aber die Möglichkeit zu eröffnen, dem Gesamtziel der Lehrveranstaltung näher zu kommen.⁵

5 Die Leistungsnachweis-Gruppe konnte mit den in dieser Sitzung formulierten Kategorien weiterarbeiten. Es wurden vier Kategorien ausgewählt, die empirisch fundiert werden

Die empirische Fundierung der Selbstbeobachtung zeigt, dass Handlungsspielräume und -alternativen, die in der Reflexion (in der Situation selbst bzw. in der reflektierenden Notiz) noch implizit bleiben, durch empirisches Vorgehen expliziert werden können. Die Erkenntnisse von empirischer Analyse können damit als Reflexionsfolien für vergangene Lehrpraxis herangezogen werden und so eine soziologisch fundierte Reflexion anleiten. Sie könnten auch dazu beitragen, in zukünftigen Situationen explizitere Entscheidungen zu treffen.

6. Fazit: Sich irritieren lassen – Lehre und deren Beforschung als experimentelle Praxis reflektieren

Lehre als soziologische Praxis vor dem Hintergrund zunehmender Experimentalität jeglichen sozialen Handelns zu verstehen, eröffnet die Chance, Lehre als experimentelle Praxis zu begreifen. Dies richtet den Blick insbesondere auf Lehrveranstaltungen, die konzeptionell sowie bei der Umsetzung in konkreten Handlungssituationen Spielräume zum Experimentieren – und damit auch zum Scheitern – aufweisen.

Experimentieren ermöglicht es, neues Wissen zu generieren, und zwar in Hinblick auf unterschiedliche Erkenntnisinteressen: im Hinblick auf den Forschungsgegenstand entwickeln Studierende und Lehrende neues Wissen hinsichtlich der Forschungsfrage, die in der Lehrveranstaltung verfolgt wird; im Hinblick auf die soziologische Praxis der Lehre erfahren wir Neues über unsere eigene Lehre als experimentelle Praxis; und schließlich generieren wir neues Wissen im Hinblick auf die ebenso experimentelle Praxis der Beforschung dieser Lehre.

Darüber hinaus zu gehen, mit den Studierenden ein Erkenntnisinteresse zu verfolgen und die eigene soziologische Praxis selbst zu beobachten, ermöglicht es, wissenschaftliche Erkenntnisse über Lehre zu generieren. Insbesondere können Handlungsprobleme, die im Zuge einer experimentellen Praxis bearbeitet werden, sowie Bearbeitungsstrategien expliziert werden. In diesem Beitrag habe ich exemplarisch herausgearbeitet, dass Experimentieren Unsicherheit produziert, dass Irritationen entstehen, die vor dem Hintergrund einer experimentellen Haltung (leichter) genutzt werden können, um an Erkenntnisprozesse der Studierenden anzuknüpfen, dass situativ umgeplant wird und Ziele neu priorisiert werden. Die Vorstellung einer Lehre als Umsetzung didaktischer Konzepte wird dadurch unsinnig.

konnten. Die Ergebnisse wurden in der Zeitschrift des Berufsverbandes für Soziale Arbeit publiziert (vgl. Breitwieser et al. 2016).

Zusätzlich nun auch zu fragen, wie die eigene (Selbstbe-)Forschung eigentlich vonstattengeht, dürfte für qualitativ Forschende selbstverständlich sein. Method(-olog-)ische Bezüge zu bestehenden Verfahren herzustellen ebenso. Sie aber als experimentelle Praxis zu verstehen, in der Verschiedenes ausprobiert und der jeweilige Nutzen für die Generierung von Erkenntnissen reflektiert wird, scheint gleichermaßen gewinnbringend wie notwendig, um wissenschaftlich fundierte Erkenntnisse über die Lehre als experimentelle soziologische Praxis zu generieren.

Abgesehen davon, dass ein Verständnis von Lehre und deren Beforschung als experimentelle Praxis *Lehre* äußerst spannend macht, folgt es einem antiken, aber m. E. höchst aktuellem Verständnis von *Wissenschaft* – einer Wissenschaft, die Erfahrungen sammelt und weitergibt, an Lernprozesse anknüpft und in die Praxis hineinwirkt, in der sie die Erfahrungen erhebt (vgl. Pofersl 2014, S. 18). Dabei würde sie, wie Angelika Pofersl es formuliert hat, ihr „kostbarstes Potenzial“ nutzen, „zu irritieren“ und – vor allem – „sich irritieren zu lassen“ (Pofersl 1999, S. 270, Hervorhebung im Original).

Literatur

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1967/2004): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.: Fischer
- Breitwieser, Franziska/Krämer, Klaus/Langosch, Julia/Lerch, Florian/Pfeiffer, Johanna/Plischke, Thomas/Schmied, Tobias/Wolter, Celia/Unterkofler, Ursula (2016): Kaffee trinken, kickern, quatschen? Professionelle Handlungsmuster in der niedrigschwelligen, offenen Sozialen Arbeit. In: FORUM sozial 2016, H. 4, S. 34–39
- Breuer, Franz/Reichert, Jo (2001): Wissenschafts-Kriterien: Eine Moderation [40 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 2, H. 3, Art. 24, nbnresolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0103245 (Abfrage: 28.01.2020)
- Friebertshäuser, Barbara (2003): Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. In: Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München: Juventa, S. 503–534
- Halatcheva-Trapp, Maya/Unterkofler, Ursula (2020): Die Situation der Lehre. Zur Aus-handlung situativer Ereignisse in Grounded Theory Seminaren. In: Pofersl, Angelika/Schröer, Norbert/Hitzler, Ronald/Klemm, Matthias/Kreher, Simone (Hrsg.): Ethnographie der Situation. Essen: Oldib, S. 199–209
- Halatcheva-Trapp, Maya/Unterkofler, Ursula (2021): Teaching Grounded Theory. Analysis of epistemic practice (in Begutachtung)
- Hesse-Biber, Sharlene N. (2008): Teaching Grounded Theory. In: Briant, Anthony/Charmaz, Kathy (Hrsg.): The SAGE Handbook of Grounded Theory. London: SAGE, S. 311–338
- Hirschauer, Stefan (2001). Ethnographisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung. In: Zeitschrift für Soziologie 30, H. 6, S. 429–451
- Holton, Judith (2019): Teaching and Learning Grounded Theory Methodology: The Seminar Approach. In: Bryant, Anthony/Charmaz, Kathy (Hrsg.): The SAGE Handbook of Current Developments in Grounded Theory. Los Angeles u. a.: SAGE, S. 415–440

- Honer, Anne (1993): *Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag
- Honer, Anne (2009): *Lebensweltanalyse in der Ethnographie*. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 194–204
- Jäger, Wieland (2007): *Wissensgesellschaft*. In: Schützeichel, Rainer (Hrsg.): *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*. Konstanz: UVK, S. 662–669
- Legewie, Heiner/Schervier-Legewie, Barbara (2004): „Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen“. Anselm Strauss im Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie [90 Absätze]. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 5, H. 3, Art. 22, nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0403222 (Abfrage: 28.01.2020)
- Poferl, Angelika (1999): *Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive „experimenteller Soziologie“*. In: *Soziale Welt* 50, H. 4, S. 363–372
- Poferl, Angelika (2014): *Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. Zu den Voraussetzungen und Freiheiten einer nicht ganz einfachen Beziehung*. In: Ebert, Johannes/Zell, Andrea (Hrsg.): *Klima Kunst Kultur. Der Klimawandel in Kunst und Kulturwissenschaften*. Göttingen: Steidl Verlag, in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut München, S. 16–28
- Reitz, Sandra (2014): *Forschungsorientiertes Lehren und Lernen – eine Selbstverständlichkeit an sozialwissenschaftlichen Fachbereichen?* In: Rodrian-Pfennig, Margit/Reitz, Sandra/Krömmelbein, Silvia/Heitz, Sylvia/Bürgin, Julika (Hrsg.): *Reflexive Lehrforschung an der Hochschule*. Leverkusen u. a.: Budrich UniPress, S. 39–63
- Rheinländer, Kathrin (2014): *Wie sehen Hochschullehrende die Studierenden? Praktiken sozialer Sensibilität*. In: Sander, Tobias (Hrsg.): *Habitussensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln*. Wiesbaden: Springer VS, S. 247–278
- Strauss, Anselm L. (1998): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Fink
- Strauss, Anselm L. (1993): *Continual Permutations of Action*. Hawthorne, New York: Aldine de Gruyter
- Strauss, Anselm L. (1978): *Negotiations. Varieties, Contexts, Processes, and Social Order*. San Francisco: Jossey-Bass Publishers
- Streck, Rebekka/Unterkofler, Ursula/Reinecke-Terner, Anja (2013): *Das „Fremdwerden“ eigener Beobachtungsprotokolle – Rekonstruktionen von Schreibpraxen als methodische Reflexion* [65 Absätze]. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 14, H. 1, Art. 16, nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1301160 (Abfrage: 28.01.2020)
- Strübing, Jörg (2007): *Pragmatistisch-interaktionistische Wissenssoziologie*. In: Schützeichel, Rainer (Hrsg.): *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*. Konstanz: UVK, S. 127–138
- Strübing, Jörg (2008): *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: Springer VS
- Thomas, William Isaac/Znaniacki, Florian (1927/1965): *Methodologische Vorbemerkung*. In: Thomas, William Isaac: *Person und Sozialverhalten*. Herausgegeben von Edmund H. Volkart. Neuwied am Rhein/Berlin: Luchterhand, S. 61–85

III Experimentalität der Gegenstände: Gesellschaften im Selbstversuch

Experimentelle Inszenierung

Zur Eventisierung des Privat- und Familienlebens

Gregor J. Betz

1. Familie im Selbstversuch – Einleitung

Schnippeldiskos, Science Slams, Fötus-Partys, Nachttanzdemos, Kopfhörerpartys... Allerorten und unentwegt werden gegenwärtig neue Veranstaltungsformate kreiert, umetikettiert und neu vermarktet. Zeitgleich erfahren traditionelle und „klassisch bürgerliche“ Feste und Feiern – Weihnachtsmärkte, Sportgroßereignisse, Stadtfeste, Musikfestivals etc. – eine Anreicherung durch Erlebniselemente, konkurrieren mitunter untereinander um (mediale) Aufmerksamkeit und unterliegen somit einer „akzelerierenden Eventisierung“ (vgl. Gebhardt 2000; Hitzler 2011). Solch geartete Anlässe und Orte, an denen darauf gehofft werden kann, dort sei etwas los und könne mit vielen anderen gemeinsam Spaß erlebt werden, üben eine hohe Anziehungskraft auf breite Bevölkerungskreise aus. Eventisierung – verstanden als zweigleisiger gesellschaftlicher Prozess aus Erlebnisanreicherung tradierter Anlässe einerseits und dem steigenden Angebot genuin als „Events“ konzipierter Ereignisse andererseits – ist somit ein zentrales Merkmal des heutigen modernen Lebens geworden (vgl. Betz/Hitzler/Pfadenhauer 2011, S. 9).

Der „Trend zum Event“ lässt sich nicht nur bei extern besuchten, von Dritten verantworteten Ereignissen feststellen, sondern macht auch vor Feieranlässen im Privat- und Familienleben nicht halt. Einerseits erfahren traditionelle Feste und Feieranlässe eine stärkere Professionalisierung, werden sie unter Einsatz steigenden zeitlichen, ökonomischen und personellen Aufwands zelebriert und insbesondere auch ästhetisch anspruchsvoller inszeniert. Andererseits werden zu den bestehenden Anlässen neue, modern anmutende und spektakulär gerahmte Rituale wie der „Junggesellenabschied“ oder die „Baby-Shower-Party“ in den tradierten familiären Feierreigen aufgenommen, während mitunter als verstaubt erfahrene Traditionen wie der „Polterabend“ oder die traditionelle kirchliche „Taufe“ tendenziell an Bedeutung verlieren.

Private und familiäre Ereignisse sind heute Gegenstand des „Kreativitätsdispositivs“ (Reckwitz 2012, S. 20 ff.) und erfahren einen *experimentellen* Zugang. Sie reihen sich ein in die vielfältigen gesellschaftlichen „Selbstversuch[e]

in der Bewältigung von Unsicherheit und Ungewissheit, von Komplexitäts-, Kontingenz- und Pluralitätserfahrungen“ (Poferl 1999, S. 363), durch die Akteure „mit nichts anderem als sich selbst und ihren gesellschaftlichen ‚Verhältnissen‘“ (Poferl 1999, S. 368) spielen. Diesen Trend zur Eventisierung des Privat- und Familienlebens als einem Aspekt der „Gesellschaft im Selbstversuch“ werde ich auf den folgenden Seiten näher betrachten. Nach einer theoretischen Verortung von Eventisierungsprozessen sowie eingebettet in einen Rückblick auf den Wandel von Vergemeinschaftungsformen und speziell der Familie werde ich anhand empirischer Beispiele aufzeigen, dass sich Eventisierungstendenzen auf Anlässe und Ereignisse „von der Wiege bis zur Bahre“, also über den kompletten Lebenslauf zeigen lassen, und diese diskutieren.¹

2. (Familiäre) Vergemeinschaftung im Wandel

Das hier zur Diskussion stehende Phänomen ist im größeren Kontext der Modernisierung von Vergemeinschaftung und der Pluralisierung, Individualisierung und Optionalisierung des Lebens zu betrachten (vgl. beispielsweise Berger/Luckmann 1995; Beck/Beck-Gernsheim 2002; Gross 1994). In der Vormoderne waren Lebenswege, Werte und Orientierungen durch die Klassen- und Schichtzugehörigkeit vorgegeben und es ergaben sich daraus auch relativ festgelegt und stabil die Vergemeinschaftungsbezüge in traditionellen Gemeinschaften wie beispielsweise der Familie, Gemeinde und Dorfgemeinschaft oder dem Brauchtumsverein. In Folge der vielfältigen radikalen gesellschaftlichen Umbrüche als Folge unter anderem des aufkommenden Zeitgeists der Aufklärung, der französischen Revolution, der Industrialisierung, Urbanisierung und Nationalstaatenbildung (vgl. Pries 2016) wurden diese klaren Lebens- und Gemeinschaftsbezüge allmählich aufgebrochen (vgl. Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008).

Dies zeigt anschaulich die Entwicklung der Familie. Zwar kann in diesem Bereich die Diagnose einer Pluralisierung als widerlegt gelten (vgl. Fuhs 2007; Hill/Kopp 2013), die Zusammensetzungsarten der Familienmitglieder und die Vielfalt der Familienformen war in der Vergangenheit gar mitunter größer als heute (vgl. Nave-Herz 2014, S. 5). Dennoch lassen sich zwei grobe Entwicklungslinien beschreiben. *Erstens* waren Familien in vormodernen Zeiten „funktional diffus, d. h. das Familiensystem hatte die vielfältigsten funktionalen Leistungen zu erbringen: die Reproduktionsfunktion, die Kranken- und Alten-

1 Gleichzeitig markiert dieser Angelika Poferl mit großer Dankbarkeit gewidmete Aufsatz nach zehn Jahren an der TU Dortmund meinen biographischen Übergang hin zu neuen beruflichen Themen.

versorgung, die Sozialisations- und Platzierungsfunktion, die Versicherung gegen Arbeitsunfähigkeit, die wirtschaftliche Vorsorge für Notlagen, die Sterbebegleitung und Bestattung ihrer Mitglieder, überhaupt ihre emotionale fürsorgliche Unterstützung“ (Nave-Herz 2014, S. 3). Im Zuge der gesellschaftlichen Differenzierung in der Moderne wurden viele dieser Funktionen (etwa durch professionelle Kranken- und Pflegeinstitutionen, Bildungseinrichtungen ab dem Kleinkindalter, soziale Sicherungssysteme etc.) partiell ausgelagert. Exklusiv der familiären Sphäre vorbehalten bleiben insbesondere der emotionale Bereich und die Intimität von Partnerschaft und Elternschaft. Entgegen verbreiteter kulturpessimistischer Rufe (vgl. Fuhs 2007) behalten Partnerschaft und Familie bis heute ihre „überragende Bedeutung für die Identität der Individuen“ (Hill/Kopp 2013, S. 264). Allerdings sind – *zweitens* – die Verbindlichkeit sowie die Reglementierung von Familienentwürfen zurückgegangen. Wo in der Vormoderne insbesondere „das Arbeitsvermögen eines Partners oder einer Partnerin, die Gesundheit, bestimmte Persönlichkeitsvariablen [...] und die Höhe der Mitgift“ (Nave-Herz 2014, S. 4) ebenso wie machtstrategische Überlegungen (Fuhs 2007, S. 27 ff.) als Partnerschaftskriterien herangezogen wurden und die Herkunftsfamilien der potenziellen Partner bei dieser Frage mitredeten, sind diese Fragen sowie die konkrete Ausgestaltung des Familienmodells „weitgehend allein den subjektiven Wünschen der Individuen überantwortet“ (Hill/Kopp 2013, S. 264; vgl. Beck-Gernsheim 1986).

Dem Menschen unserer Zeit stehen heute insgesamt betrachtet somit auf vielfältigen Ebenen eine kaum zu überblickende Fülle an Optionen offen – von dem Wohnort und der Berufswahl bis hin zur Freizeitgestaltung und eben auch zu sämtlichen Vergemeinschaftungsbezügen wie unter anderem die Partnerschafts- und Familienformen. Diese neuen Optionen sind allerdings Freiheit und Verpflichtung zugleich: Der Mensch darf nicht nur, sondern er *muss* sich unentwegt aus einer wachsenden Zahl an Sinnangeboten, Lebensoptionen und Vergemeinschaftungsgelegenheiten seine eigene „Bastelexistenz“ irgendwie zusammenschustern (vgl. Hitzler 1992; Hitzler/Honer 1994). Er wird zunehmend verantwortlich für sein Leben und trägt dabei auch die Risiken, die ebenso zunehmend individualisiert werden.

Die schwindende Verbindlichkeit tradierter Gemeinschaftsformen erzeugt nun eine Sehnsucht nach Gemeinschaften neuen Typus: nach – strukturell labileren – Gemeinschaften, die ihren Mitgliedern zwar einerseits maximale (Selbst-)Verwirklichung bietet, ihnen aber andererseits minimale Verpflichtungen auferlegt. Diese neue Art von Gemeinschaft bezeichnen Hitzler, Honer und Pfadenhauer (2008) als „posttraditional“. Eine besonders flüchtige Form dieses neuen Typus sind nun „situative Event-Vergemeinschaftungen“ (Gebhardt 2008, S. 202) mit ihren auf Unterhaltung ausgerichteten Erlebnisversprechen. Sie bedienen Flucht und Erholungshoffnungen aus den immerwährenden Entscheidungs- und Risikoabwägungszwängen. Sie stellen Erlebnisangebote dar, in

denen wir innerhalb einer relativ simpel konstruierten und scheinbar an Konsequenzen losen, da zeitlich befristeten sozialen Situation die fortwährende Selbstreflexion des Alltags ablegen und unbeschwert handeln können. Diese meist aus dem Alltag herausgehobenen, raum-zeitlich verdichteten Events lassen die Wirklichkeit sowie eine intensive Gemeinschaft sinnlich fassen und körperlich spüren und tragen so zur Vergewisserung der kollektiven Existenz bei (vgl. Gebhard/Hitzler/Pfadenhauer 2000).

Neben dem Vergemeinschaftungserleben in außeralltäglichem Rahmen bieten Events und eventisierte Ereignisse den Akteuren – und insbesondere ihren Teilnehmenden – Chancen zur Selbstinszenierung (vgl. dazu Hitzler 2003): Als Teil eines spektakulären Kollektivs kann so auch das Individuum – durch Berichte, Erzählungen und (heutzutage in zunehmendem Maße medial vermittelte) visuelle Eindrücke – Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Eventisierung steht also im Kontext einer „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ (Franck 1998; vgl. auch Bauman 1995; Prisching 2009), die sowohl durch die Auftraggebenden und Organisierenden von Events als auch durch ihre Teilnehmenden forciert werden (Betz/Hitzler/Pfadenhauer 2011, S. 11). So kommt es, dass in immer mehr Bereichen unseres gesellschaftlichen Lebens – beispielsweise der Autokauf (vgl. Holzhauser 2011), wissenschaftliche Tagungen (vgl. Hitzler/Hornborstel 2014), Protestereignisse (vgl. Betz 2016; Betz/Windhofer/Hitzler 2017) oder religiöse Rituale (Forschungskonsortium WJT 2007; Haken/Wetzels 2017) – mit Erlebnisanreicherungen, neuen Feierformaten und den damit verbundenen (Selbst-)Inszenierungshoffnungen experimentiert wird.

3. Eventisierung des Privat- und Familienlebens

Diese Entwicklung einer Eventisierung unserer Gesellschaft zeigt sich schließlich auch im Privat- und Familienleben und wird dort weiter forciert. Dieses Aufbrechen und Experimentieren mit familiärer Festkultur steht im übergeordneten Kontext des Wandels von Familienritualen, die als konstitutive Elemente des Familienlebens „eine Balance zwischen Stabilität und Wandel in der Familie“ ermöglichen und „ihren sozialen Zusammenhang“ sichern (Audehm/Wulf/Zirfas 2007, S. 425). Dieser Wandel ist insbesondere „gekennzeichnet durch eine nachlassende Bindekraft von [Familien-]Ritualen, die mit der Säkularisierung und Fragmentarisierung des Sozialen zusammenhängen, die zu einer zunehmenden Ausdifferenzierung, Spezialisierung und Informalisierung

der Rituale führen“ (Audehm/Wulf/Zirfas 2007, S. 437). Wie sich familiäre Festkultur wandelt, zeige ich im Folgenden aus einer Biographieperspektive.²

3.1 Eventisierung der Kindheit

Die Eventisierung des Menschenlebens beginnt schon vor der Geburt eines Kindes. (Mindestens) Drei Eventformate wurden in den vergangenen Jahren etabliert und halten allmählich auch Einzug in Deutschland: die „Baby-Shower-Party“, die „Fötus-Party“ und die „Gender Reveal Party“. Grundidee bei ersterem ist es, dass die besten Freundinnen einer werdenden (Erst-)Mutter diese mit einer Party im Freundeskreis überraschen, um das nahende Familienereignis zu feiern und die junge Familie mit einer Erstausstattung an Kleidern, Spielzeug, Pflegeprodukten und Windeln auszustatten. Oftmals werden die Mitbringsel in Form einer aus Windeln geformten, mit den anderen Geschenken verzierten Torte überreicht. Die in England verbreitete „Fötus-Party“ hat in ihrem Ereigniskern eine Ultraschalluntersuchung der werdenden Mutter, die live auf eine Großbildleinwand projiziert und von Freunden und Verwandten zu Häppchen und Getränken verfolgt werden kann (vgl. Lewicki 2013, S. 36). Auch bei der „Gender Reveal Party“ spielt eine Ultraschalluntersuchung eine zentrale Rolle: Der Gynäkologe oder die Gynäkologin schreibt das Geschlecht des Fötus auf einen Zettel und versiegelt diesen in einem Briefumschlag. Die Eltern überreichen diesen an einen Dienstleister, der dann entsprechend des Geschlechts das zentrale Artefakt für die Party vorbereitet: Backwaren mit roter oder blauer Füllung, eine neutrale Kiste mit entsprechend gefärbten Helium-Luftballons, Konfettikanonen, Farbstaubbomben etc., die dann vor versammelten Gästen zum Einsatz kommen und das Geschlecht des neuen Erdenbürgers kundtun.

Schon vor der Geburt wird ein Kind unter solchen Umständen bereits massiv zum Gegenstand und Thema von Selbstinszenierung und Erlebnisanlässen und führt auch zu einem Wandel des Geburtserlebens. Schwangerschaft und Geburt werden „zu einem *Projekt* mit großen Erwartungen und umfangreichem persönlichen Engagement“ (Rose/Schmied-Knittel 2011, S. 88), zugleich die Geburt mit Erlebnisansprüchen für die Frau aufgeladen und mit einem „kulturellen ‚Lifestyle‘-Charakter“ (Rose/Schmied-Knittel 2011, S. 90) versehen. Dies zeigt sich nicht zuletzt an der Fülle an geburtsbegleitenden Angeboten (inkl. Kreißsaal in den Farben des Lieblingsfußballvereins). Dies führt dazu, dass „die Statuspassage zur Elternschaft zu einem hochbedeutsamen und hochaufwendigen biografischen Mega-Ereignis [katapultiert wird]“ (Rose/Schmied-Knittel 2011, S. 93).

2 Ein Dank für ihre Erfahrungen, Beispiele und Kommentare gilt an dieser Stelle Vera Mo-
neke, Jörg Kolbe und Florian Betz.

Diese Entwicklung von einer naturwüchsigen und nebensächlich begleiteten Kindheit hin zu einer „Inszenierung von Kindheit“ (Beck-Gernsheim 1990, S. 172; vgl. auch Pofertl 2008) wird dann auch im Kindesalter fortgeführt. Seit die evangelische Kirche in Deutschland das Jahr 2011 zum „Jahr der Taufe“ ausrief und die Gemeinden zu neuen Formen der Tauffeiern aufrief, ist eine Eventisierung evangelischer Taufen – beispielsweise mit Großtaufen und Flusstaufen – zu verzeichnen (vgl. Beetschen 2019; Ullmann 2017). Zu den eine Aufladung erfahrenden religiösen Ereignissen in der Kindheit zählen ebenso Kommunion- und Konfirmationsfeiern. Ein weitaus bedeutenderes Feld für die Eventisierung der Kindheit ist allerdings der Kindergeburtstag (vgl. Abb. 1). Das Angebot externer Dienstleister nimmt rapide zu: von Zauberern über Bastelbusse bis hin zu buchbaren Räumen in Freizeitorten wie Kletterhallen und Spaßbädern inklusive Animation und aufwändiger Dekoration (vgl. Niebuhr 2018). Schließlich gibt es Eventisierungstendenzen rund um Statuspassagen im Bildungsbereich. Der erste Schultag wird dabei ebenso mit Einschulungsbuffets, außeralltäglichen Programmpunkten, Feierlichkeiten, langen Gästelisten und Geschenkewunschzetteln (vgl. Knipper 2018) aufgewertet wie die Abiturfeier.

Abbildung 1: Dekorierter Tisch für den Kindergeburtstag eines Vierjährigen



(Eigene Aufnahme)

All diese Entwicklungen einer Aufladung und Eventisierung der Kindheit gehen zunächst einmal von den Eltern (und anderen nahestehenden Erwachsenen) aus. Gründe dafür sind – neben der Zunahme an zeitlichen und finanziellen Ressourcen – unter anderem darin zu finden, dass Kinder für ihre Eltern heute eine verstärkte „psychologische Funktion“ (Beck-Gernsheim 1990, S. 138) einnehmen. Sie erfüllen individualisierungsbedingte Sehnsüchte nach Lebenssinn (vgl. Beck-Gernsheim 1990, S. 140 f.), bringen eine „Intensität der Gefühle, Selbst- und Sinnerfahrung, emotionale Verankerung“ und damit einen „emotionale[n] Gewinn“ (Beck-Gernsheim 1990, S. 169). „Wir Eltern, Großeltern, Tanten und Onkel wollen die Kinder, die uns am Herzen liegen, glücklich sehen.“ (Lewicki 2013, S. 37) Durch die verstärkte Aufmerksamkeit der Erwachsenen ist „an die Stelle der Kinder-Straßenöffentlichkeit und des spontanen Spiels in Freizeiträumen [...] eine spezialisierte Freizeitkultur getreten.“ (Nave-Herz 2009, S. 90) Schnell aber werden auch die Kinder selbst zu Treibern dieses Trends. Sie haben nicht gelernt, Langeweile auszuhalten, sind an die Folge außeralltäglicher Höhepunkte gewöhnt (Lewicki 2013, S. 39) und fordern sie in Folge aktiv ein.

Dies kann allerdings auch negative Folgen für die Entwicklung der Kinder haben. Kinder unter ständiger Beobachtung und „Bespaßung“ lernen nicht, Verantwortung für sich selbst und ihr Tun zu übernehmen, ihre Phantasie wird gehemmt und ihre Frustrationstoleranz gemindert. Zudem erzeugen von Erwachsenen stark aufgeladene und durchgeplante Ereignisse wenig Raum für Selbstwirksamkeitserfahrungen und drängen die Kinder tendenziell in eine passivere, erlebniskonsumierende Rolle (vgl. Lewicki 2013, S. 40 f.).

3.2 Eventisierung im Erwachsenenalter

Die Eventisierung des Privat- und Familienlebens setzt sich schließlich im Erwachsenenalter fort. Besonders hervorzuheben sind dabei die massiven Eventisierungstrends rund um das Heiraten. Dies beginnt bereits bei aufwändig inszenierten, zum Teil öffentlich vorgebrachten oder zumindest anschließend multimedial öffentlich gemachten Heiratsanträgen. Während der offenkundig als verstaubt empfundene „Polterabend“ an Bedeutung einbüßt, hat sich der anglo-amerikanisch geprägte Brauch des „JunggesellInnenabschied“ auch in Deutschland flächendeckend durchgesetzt (vgl. Bührmann/Thiele-Manjali 2014, S. 16), wobei der Aufwand für die ausrichtenden Freunde oftmals deutlich in dreistellige Beträge pro Kopf geht. Es werden mitunter ganze Wochenendprogramme mit Bootstouren, durchgeplanten Städtetrips, Action- und Abenteueraktivitäten sowie Strip- und Erotikprogramm organisiert oder bei professionellen Agenturen gebucht.

„Zu einem der durchgeplantesten Tage“ (Gerich 2019) des Lebens hat sich schließlich die Hochzeit selbst entpuppt (vgl. Abb. 2). Oftmals wird von den

Farben des Brautkleides und Brautschmucks ausgehend ein regelrechtes Corporate Design entwickelt, welches in Einladungskarten, Liederheften in der Kirche, Mitbringsel für Kinder, Blumenschmuck, Outfit der Trauzeugen, Menüheftdesign, Tischdekoration, Hochzeitstorte bis hin zu anschließenden Dankeskarten und Fotobüchern durchgehalten wird. Nach oftmals pompöser Trauung folgen aufwändige Programmpunkte wie dem Auffliegen lassen von weißen Tauben oder roten Heliumluftballons, Bootsfahrten mit kompletter Hochzeitsgesellschaft, Kutschfahrt des Brautpaares und anschließendem Fest mit aufwändigem Essen in exklusiven Hochzeitslocations. Zentraler Bestandteil eines Hochzeitsfestes ist zudem die Dokumentation durch mitunter ganze Fotografenteams, die den ganzen Tag vom Friseurtermin der Braut über Fotoshootings in unterschiedlichen Personenkonstellationen bis zur „After-Party“ fotografisch festhalten (vgl. Bührmann/Thiele-Manjali 2014, S. 17).

Abbildung 2: Hochzeitszeremonie mit Chor und abgestimmter Blumendekoration



(Foto: pramudiya)

Mittlerweile hat sich eine regelrechte „Hochzeits- und Heiratsbranche“ (Bührmann/Thiele-Manjali 2014, S. 14) entwickelt mit unzähligen Hochzeitsmessen in vielen Städten Deutschlands, auf denen professionelle Anbieter von Hochzeitsdienstleistungen die neuesten Trends und Angebote anpreisen. Zu den Hochzeitsdienstleistern gehören insbesondere Hochzeitsplaner und -planungsagenturen, die für fünfstelligen Beträge die komplette Organisation übernehmen. Zudem haben sich zahlreiche Gastronomie- und Hotelleriebetriebe auf Hochzeiten spezialisiert, wie beispielsweise der idyllisch auf einer Lichtung mitten in

einem Waldgebiet bei Heidelberg befindliche „Hoher Darsberg“, der jährlich über 200 Hochzeitsfeiern ausrichtet. Mit einem Festsaal für bis zu 144 Personen, 107 Betten und unzähligen buchbaren Angeboten wie einer „Candybar“, einer „Fotobox“, einer „Gin-Bar“, Pyrotechnik wie einem „brennenden Herz“, bis hin zur Kinderbetreuung (vgl. www.hoher-darsberg.de) wird ein Komplettpaket aus einer Hand angeboten und professionell veranstaltet.

Doch auch andere Ereignisse geraten verstärkt in den Fokus einer Eventisierung oder kommen als neue Ereignisse hinzu. Vermehrt kommen beispielsweise Hochzeitserneuerungszeremonien vor. Besonderes Kuriosum stellen aktuelle Trends rund um die Scheidung dar. In Wien wurde 2007 die weltweit erste Scheidungsmesse inklusive Scheidungsparty veranstaltet – andere Städte wie Düsseldorf (2010) und Dortmund (2015) folgten. Eine besondere Inszenierung der Scheidung bieten „Scheidungsphotografen“, bei deren Shootings die Zerstörung des Hochzeitskleides im Mittelpunkt steht: „Mal wird das Kleid mit Schokosauce oder Sprühsahne verhunzt, mal mit einer Schere kleingeschnitten. Mal suhlen sich die Models mit weißem Schleier im Schrott, mal zerreißen dressierte Huskys das Erinnerungsstück („Husky-Shooting“).“ (Groth 2012) Außeralltäglichkeit verspricht zudem ein niederländischer Anbieter bei Scheidungswochenenden in „Scheidungshotels“ (vgl. Dürr 2011).

Zu guter Letzt zeichnet sich auch rund um Tod und Bestattung ein Trend hin zur Enttraditionalisierung und Individualisierung ab. Die Bestattungsformen, so die Prognosen, werden sich pluralisieren und Bestattungen stärker die Lebenseinstellung eines Verstorbenen widerspiegeln (vgl. Breitenbach 2018). Dies ist nicht zuletzt bei individuell inszenierten Bestattungen von Prominenten abzulesen, wie dem im Sommer 2009 weltweit von hunderten Millionen Fernsehzuschauern verfolgten Bestattungsritual von Michael Jackson (vgl. Wulf 2011).

4. Chancen und Schattenseiten experimenteller Inszenierung – Fazit

Zusammenfassend lässt sich also feststellen: Mit Feieranlässen im familiären und privaten Kontext wird lebensphasenübergreifend experimentiert. Abgesehen davon, dass Menschen – auch als Familien – ohnehin in ihrem Alltag verstärkt außeralltägliche Anlässe und Orte besuchen, werden einerseits tradierte und etablierte Feste an zunehmend einzigartigen Orten ausgetragen sowie durch aufwändige Programmpunkte und spektakuläre Elemente angereichert. Andererseits werden Anlässe zu einem Event erkoren, die dies früher nicht waren – wie es beispielsweise diverse neuartige Feierformate vor der Geburt eines Babys zeigen. All dies dient der Inszenierung des Einzelnen oder der Familie im Freundes-, Verwandten- und Bekanntenkreis als einzigartig.

Die Eventisierung des Privat- und Familienlebens ist zunächst einmal insbesondere auch ein (medial mitgeprägter) Diskurs. Nicht jeder forciert die Eventisierung aktiv, nicht jeder Geburtstag, jede Taufe, jede Hochzeit wird als Event inszeniert. Aber dennoch führt der Diskurs dazu, dass gesellschaftlich eine Erwartungsnorm konstruiert wird, die einen Handlungsdruck auslöst. Mit diesem Handlungsdruck kann der Einzelne auf unterschiedliche Weise umgehen, er kann sich diesem beugen, widersetzen, er kann Eventisierung karikieren oder aktiv forcieren. So gibt es auch bewusste Gegenströmungen zur Eventisierung, wenn etwa Familien- und Freundeskreise sich dazu entscheiden, Feiern bewusst einfach zu gestalten, auf Geschenke und Dekoration zu verzichten und nicht in Konkurrenz zueinander zu treten. Einen öffentlichen Versuch, der Eventisierung von Kindergeburtstagen entgegenzutreten, ist die an der University of Minnesota entwickelte Initiative „Birthdays Without Pressure“ (vgl. www.birthdayswithoutpressure.org). Andererseits kann der gemeinhin diskursiv erzeugte Erwartungsdruck auch einen Aufschub von Familienritualen begründen, wenn den Feiernden beispielsweise aktuell die zeitlichen oder finanziellen Ressourcen für ein den allgemein formulierten und verinnerlichten Ansprüchen gerecht werdendes Fest fehlen. Wie bei allen Einzelaspekten der Individualisierung muss das Individuum hier Stellung beziehen, sich positionieren und einen individuell gangbaren Weg suchen. Auch hier wandelt sich die Normal- zu einer „Wahlbiografie – mit allen Zwängen und ‚Frösten der Freiheit‘“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990, S. 13). Und so kann auch ein bewusster Verzicht auf Eventisierungstrends und eine gewollte Reaktivierung von Tradiertem gleichermaßen als Inszenierungs- und Distinktionsweg eingeschlagen werden.

Der Reiz des Außeralltäglichen und die Belohnung durch erzeugte Aufmerksamkeit sind offenkundig. Zugleich liegen die Risiken und möglichen negativen Folgen dieses Trends auf der Hand: Wenn Vorbereitung und Durchführung von Feiern in übermäßigen Stress münden oder zu finanzieller Überbelastung führen; wenn aufgrund fehlender Ressourcen auf das Feiern gänzlich verzichtet und sich das Nicht-Feiern gar zu einem sozialen Stigmatisierungsrisiko entwickelt; wenn ein überreiztes Hecheln von einem außeralltäglichen Feier- und Inszenierungsanlass zum nächsten den Sinn für das Wesentliche, das Miteinander und den Gewinn des Feierns gänzlich verdrängt, dann scheint die „Selbstüberbietungsspirale“ überspannt. Und somit kann die experimentelle Inszenierung durch die Eventisierung des Privat- und Familienlebens trotz Chancen für das Lebensgefühl – wie es bei Experimenten gemeinhin der Fall ist – auch scheitern.

Literatur

- Audehm, Kathrin/Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (2007): Rituale. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden: Springer VS, S. 424–440
- Bauman, Zygmunt (1995): Ansichten der Postmoderne. Hamburg/Berlin: Argument
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (2002): Individualization. London et al.: Sage
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1986): Von der Liebe zur Beziehung? In: Berger, Johannes (Hrsg.): Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren. Sonderband 4. Soziale Welt. Göttingen: Schwarz, S. 209–233
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): Alles aus Liebe zum Kind. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 135–183
- Beetschen, Franziska (2019): Alternative Taufe. Möglichkeiten und Grenzen aktueller Taufpraxis. Inaugurationsarbeit, vorgelegt an der Theologischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1995): Modernität, Pluralismus und Sinnkrise. Gütersloh: Bertelsmann
- Betz, Gregor J. (2016): Vergnügter Protest. Erkundungen hybridisierter Formen kollektiven Ungehorsams. Wiesbaden: Springer VS
- Betz, Gregor J./Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (2011): Zur Einleitung. Eventisierung des Urbanen. In: Dieselben (Hrsg.): Urbane Events. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–24
- Betz, Gregor J./Windhofer, Friederike/Hitzler, Ronald (2017): Protestainment. Bedeutungswandel von Unterhaltungselementen bei der Protestmobilisierung an den Beispielen Energiewendeprotest und 1. Mai. In: Forschungsjournal Soziale Bewegungen 2017, H. 4, S. 109–115
- Bührmann, Andrea D./Thiele-Manjali, Ulrike (2014): Hochzeiten und Heiraten als ‚rite de confirmation‘: performative Herstellung geschlechtlicher Eindeutigkeiten in Zeiten des Wandels. In: Gender 6, H. 2, S. 9–23
- Breitenbach, Dagmar (2018): „Trends und Traditionen auf deutschen Friedhöfen.“. In: Deutsche Welle. www.dw.com/de/trends-und-traditionen-auf-deutschen-friedhoefen/a-45380024 (Abfrage: 22.3.2019)
- Dürr, Benjamin (2011): „Scheidungshotel in den Niederlanden. Einchecken fürs Ehe-Aus“. In: Spiegel Online (2011). www.spiegel.de/reise/europa/scheidungshotel-in-den-niederlanden-einchecken-fuers-ehe-aus-a-771529.html (Abfrage: 22.3.2019)
- Forschungskonsortium WJT (2007): Megaparty Glaubensfest. Weltjugentag: Erlebnis – Medien – Organisation. Wiesbaden: Springer VS
- Franck, Georg (1998): Ökonomie der Aufmerksamkeit. München: Hanser
- Fuhs, Burkhard (2007): Zur Geschichte der Familie. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden: Springer VS, S. 17–35
- Gebhardt, Winfried (2000): Feste, Feiern und Events. Zur Soziologie des Außergewöhnlichen. In: Gebhardt, Winfried/Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Events. Soziologie des Außergewöhnlichen. Opladen: Leske + Buderich, S. 17–31

- Gebhardt, Winfried (2008): Gemeinschaften ohne Gemeinschaft. Über situative Event-Ver-gemeinschaftungen. In: Hitzler, Ronald/Honer, Anne/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen. Wies-baden: Springer VS, S. 202–213
- Gebhardt, Winfried/Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (2000): Einleitung. In: Dieselben (Hrsg.): Events. Soziologie des Außergewöhnlichen. Opladen: Leske + Buderich, S. 9–13
- Gerich, Simon (2019): Hochzeitsmesse in Essen lässt keine Wünsche offen. In: Westfalenpost. Essen. www.wp.de/region/hochzeitsmesse-in-essen-laesst-keine-wuensche-offen-id216147539.html (Abfrage: 22.3.2019)
- Gross, Peter (1994): Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Groth, Andreas (2012): Nach der Party kommen die Huskys. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 27.10.2012, S. 8. (auch online unter <https://blogs.faz.net/schlaflos/2018/09/13/die-wahrheit-ueber-kindergeburtstage-435/>)
- Haken, Meike/Wetzels, Michael (2017): Jesus Christ Football Star? Hybride Gottesdienste im Spannungsfeld intendierter Liturgie und Publikumspartizipation. In: Betz, Gregor J./Hitzler, Ronald/Niederbacher, Arne/Schäfer, Lisa (Hrsg.): Hybride Events. Zur Diskussion zeitgeistiger Veranstaltungen. Wiesbaden: Springer VS, S. 201–215
- Hill, Paul B./Kopp, Johannes (2013): Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Per-spektiven. Wiesbaden: Springer VS
- Hitzler, Ronald (1992): Der Goffmensch. Überlegungen zu einer dramatischen Anthro-pologie. In: Soziale Welt 43, H. 4, S. 449–461
- Hitzler, Ronald (2003): Erfolgskriterien. Versuch zu einer Begriffsbestimmung. In: Allmen-dinger, Jutta (Hrsg.): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Buderich, Bd. 2, S. 778–791
- Hitzler, Ronald (2011): Eventisierung. Drei Fallstudien zum marketingstrategischen Massen-spaß (Otto-von-Freising-Vorlesungen der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt). Wiesbaden: Springer VS
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freihei-ten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 307–315
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.) (2008): Posttraditionale Ge-meinschaften. Theoretische und ethnografische Bestimmungen. Wiesbaden: Springer VS
- Hitzler, Ronald/Hornbostel, Stefan (2014): Wissenschaftliche Tagungen – zwischen Disput und Event. In: Behnke, Cornelia/Lengersdorf, Diana/Scholz, Sylka (Hrsg.): Wissen – Me-thode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden: Springer VS, S. 67–78
- Holzhauser, Nicole (2011): „Wir verkaufen ein Erlebnis“. Eventisierung als Gestaltungsele-mente des Strukturwandels am Beispiel eines Automobilunternehmens. In: Betz, Gregor J./Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Urbane Events. Wiesbaden: Springer VS, S. 105–122
- Knipper, Til (2018): Einschulung in Berlin: Die Eventisierung des ersten Schultages. In: Tagesspiegel. Berlin. www.tagesspiegel.de/berlin/einschulung-in-berlin-die-eventisierung-des-ersten-schultages/22951896.html (Abfrage: 22.3.2019)
- Lewicki, Marie-Luise (2013): Die Eventisierte Kindheit. Verändertes Verständnis vom Kind und seine Folgen. In: Henry-Huthmacher, Christine/Hoffmann, Elisabeth (Hrsg.): Erzie-hung in der Wohlstandsgesellschaft. Aufwachsen mit Konsum und Medien. Sankt Augustin/Berlin: Konrad-Adenauer-Stiftung, S. 36–42

- Nave-Herz, Rosemarie (2009): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. 4., überarbeitete Auflage. Darmstadt: WBG
- Nave-Herz, Rosemarie (2014): Der Wandel der Familie zum spezialisierten gesellschaftlichen System im Zuge der allgemeinen gesellschaftlichen Differenzierung unserer Gesellschaft. In: Dieselbe (Hrsg.): Familiensoziologie. Ein Lehr- und Studienbuch. München: Oldenbourg, S. 1–26
- Niebuhr, Janosch (2018): Die Wahrheit über Kindergeburtstage. In: Schlaflos. Das Familienblog der F.A.Z. blog.faz.net/schlaflos/2018/09/13/die-wahrheit-ueber-kindergeburtstage-435/ (Abfrage: 22.3.2019)
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand oder: Zu einer Perspektive ‚experimenteller Soziologie‘. In: Soziale Welt 50, H. 4, S. 363–372
- Poferl, Angelika (2008): ‚Das ganz normale Chaos der Liebe‘. Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim über die Liebe in der Zweiten Moderne. In: Niekrenz, Yvonne/Villányi, Dirk (Hrsg.): LiebesErklärungen. Intimbeziehungen aus soziologischer Perspektive. Wiesbaden: Springer VS, S. 166–181
- Pries, Ludger (2016): Soziologie. Schlüsselbegriffe, Herangehensweisen, Perspektiven. 2. überarbeitete Auflage. Weinheim/Basel: Beltz Juventa
- Prisching, Manfred (2009): Das Selbst. Die Maske. Der Bluff. Wien, Graz, Klagenfurt: Molden
- Reckwitz, Andreas (2012): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin: Suhrkamp
- Rose, Lotte/Schmied-Knittel, Ina (2011): Magie und Technik: Moderne Geburt zwischen biografischem Event und kritischem Ereignis. In: Villa, Paula-Irene/Moebius, Stephan/Thiessen, Barbara (Hrsg.): Soziologie der Geburt. Diskurse, Praktiken und Perspektiven. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 75–100
- Ullmann, Nathanael (2017): Großtaufe in den Ruhrwiesen. In: Westdeutsche Allgemeine Zeitung. Bochum. www.waz.de/staedte/bochum/grosstaufe-in-den-ruhrwiesen-id210804099.html (Abfrage: 22.3.2019)
- Wulf, Christoph (2011): Mimesis und die Zirkulation von Emotionen in Ritualen. Das Be-stattungsritual Michal Jacksons. In: Paragrana 20, H. 2. S. 155–167

Erfahrung und intergenerationale/ interkulturelle Zusammenarbeit im Feld der Zivilgesellschaft

Udo Dengel

Gesellschaftliche Spaltungen werden derzeit viel besprochen. Das betrifft die Wohlstandsverteilung, die politische Gesinnung, den Umgang mit Geflüchteten oder mit der Natur. Menschen unterschiedlicher Generationen und Milieus nehmen diese Probleme jeweils verschieden wahr und präferieren jeweils andere Lösungen. Soziale Spaltungen werden z. B. in der Bewegungsforschung bisweilen als demokratiegefährdend besprochen (vgl. z. B. Kumkar 2018). Dass jedoch Erfahrung mit gesellschaftlichen Problemlagen, die generations- und milieuintern aufgehoben ist, dabei eine Rolle spielt, wird wenig diskutiert. Gleichzeitig ist die Aufspaltung von Erfahrung nach Generation und Milieu sozialtheoretisch unterfüttert; und dies wird selbst zu einem Problem. Die Erfahrung älterer Menschen in und mit echten, zuweilen in verschiedenen Herkunftskontexten eingebundenen, Krisensituationen ist für nachfolgende Generationen immer weniger relevant, wenn es z. B. um ihre Haltungen bezüglich solidarischen Handelns geht.¹ Umgekehrt ist technisch kommunikationsmedial vermitteltes Wissen Jüngerer kaum mehr ohne weiteres älteren Menschen zugänglich.

Modelle organisierter Unterweisung (z. B. in Schulen, pädagogischen Einrichtungen, Museen etc.) oder des Wissensmanagements (vgl. z. B. Reinmann/Mandl 2004) sind wichtige Forschungsgebiete der Wissensweitergabe und des Wissenstransfers oder auch der Erfahrungstransmission.² Sie werden hier aber nicht vorrangig betrachtet. Stattdessen fokussiert diese Forschungsskizze auf mitmenschliche (Echtzeit-)Erfahrung von Generationen und Milieus, die sich auf geeigneter und untersuchbarer Ebene begegnen. Als Forschungsfeld dient die Zivilgesellschaft, d. h. zivilgesellschaftliche Assoziationen, in denen die Pro-

1 Wissenschaftliche Literaturen beziehen sich meist auf das Thema der Erinnerungskultur – interessanter erscheinen demgegenüber belletristische Literaturen wie Sarid (2019).

2 Vor allem in Pädagogik und Erziehungswissenschaften verbleibt man auf der Ebene quantitativer Studien, z. B. Berger (2016).

bleme (der Lebenswelt) aktive, engagierte Menschen zusammenbringen und in denen unterschiedliche Probleme besprochen bzw. ausgehandelt werden oder, wie es hier vorgeschlagen wird, gemeinsam erfahren werden.

Der Blick richtet sich auf Aktive der Zivilgesellschaft, die unterschiedlichen Generationen zuzurechnen sind und auch unterschiedliche Herkunftskontexte aufweisen. Diese Herkunftskontexte können, zusätzlich zu Generationen, als weitere Dimension die Untersuchungskomplexität nicht nur zum Selbstzweck steigern, sondern über sie werden Erfahrungen einbezogen, die in vielen zivilgesellschaftlichen Organisationen³ eine Rolle spielen: in pluralen (zivil-)gesellschaftlichen Verhältnissen sind Themenbearbeitungen des Zusammenlebens, der Ungleichheit, der Diversität bezogen auf Gesundheit, Umwelt, Politik etc. auf die Erfahrung von Menschen angewiesen, die das kulturell-ethnisch heterogene Bild moderner Gesellschaft widerspiegeln. Damit schließe ich an mein Dissertationsprojekt „Erfahrung verbindet. Die Potenziale älterer MigrantInnen im Tätigkeitsfeld des Migrations- und Integrationsengagements“ (Dengel 2015) an. Hier wurde vor allem auf das Potenzial der Erfahrung älterer MigrationshelferInnen geachtet, welches sie vorrangig mit Hilfesuchenden verbindet.

Die Frage, die sich darauf aufbauend nun stellt, ist: Wie wird im Aushandlungsfeld zivilgesellschaftlicher Organisationen Erfahrung unter Engagierten selbst vor allem intergenerational und auch interkulturell gemacht? Dies wäre ein erster Frageteil, mit dem ein Forschungsfeld und ein konkreter Gegenstand benannt werden. Ebenso zeichnet sich eine Fragerichtung ab, die das (gemeinsame) Erfahrung-Machen zentral stellt und nicht die Erfahrungsweitergabe mit dem Bezug auf Erfahrung als Wissen, das irgendwann angeeignet wurde und auf seinen Einsatz wartet. Wenn nicht als Lernen oder Unterweisen, wie passiert, gelingt, funktioniert dann Erfahrung gerade im zivilgesellschaftlichen Umfeld, oder ggf. auch nicht? Wie muss Erfahrung gefasst werden, wenn sie nicht alltagsweltlich mit schlichter Wahrnehmung verwechselt werden soll, sondern als Aktivum, das zu etwas Neuem führt?⁴ Dies wäre ein zweiter Frageteil, der darauf abzielt, Erfahrung als Analysebegriff erweitert zu definieren und für empirische Forschungen zugänglich zu machen.

3 Es geht hier nicht vordringlich darum, wie sich Erfahrung in Organisationen widerspiegelt. Wie wirtschaftsähnlich oder -nichtähnlich zivilgesellschaftliche Organisationen aufgestellt sind, gehört ebenfalls (noch) nicht zum Fokus der Überlegungen.

4 Neu hervorgebracht wird auch Identität; an dieser wird stets gemeinsam gearbeitet. Wie gemeinsames Erfahrung-Machen Identitäten in Generationen und Herkunftsmilieus verändert, soll mit dieser Skizze nicht zentral gestellt werden, jedoch in voraussichtlich theoriegenerierender empirischer Arbeit auch nicht unbeachtet bleiben.

1. Gesellschaftstheoretische Überlegungen

Insbesondere in zivilgesellschaftlichen Assoziationen trifft das Engagement unterschiedlichster Menschen aufeinander, die nicht vorausgewählt sind. Zivilgesellschaftliche Organisationen sind prinzipiell offen für jedermann, für ältere und jüngere Menschen, für Menschen aus unterschiedlichen Herkunftskontexten; hier können sie in einem gemeinsamen Erfahrungsraum dazulernen und etwas bewirken.

Zivilgesellschaftliche Assoziationen sind organisational spezifisch (un-)strukturiert: Hier können Themen und Probleme der Lebenswelt (vgl. Habermas 1992/1994) vor dem Hintergrund unterschiedlicher Erfahrungshintergründe be- bzw. verhandelt werden. Hier handeln im besten Falle ältere und jüngere Menschen unterschiedlicher (Herkunfts-)Milieus Themen und Probleme in bestimmten Positionen aus (oftmals der Etablierten, meist Älteren und der Novizen, meist Jüngeren), aber auch bezogen auf Herkunftskontexte, eben nicht unbedingt Wissenderen oder Unwissenderen. Dabei entstehen sicher auch Konflikte und es werden Kompromisse ausgehandelt. Man beruft sich auf unterschiedliche Moralen, die generational eingelassen sein können. Quer dazu sind die Aktiven möglicherweise auch kulturell oder schicht- bzw. herkunftsmilieuspezifisch unterschiedlich gelagert.⁵

Die Stabübergabe bzw. die Verantwortungsübergabe in zivilgesellschaftlichen Organisationen von Älteren an Jüngere markiert einen vermuteten Zeitpunkt als Kristallisationspunkt, in dem sämtliche Erfahrungen, Meinungen, Einstellungen, Haltungen und Handlungsausrichtungen der ProtagonistInnen aufeinandertreffen. Konflikthafte, aber auch harmonisierende Verhandlungen von Themen und Problemen werden hier sichtbar, ebenso Wissen und Nichtwissen sowie Macht und Einfluss von Personen im Gefüge.

Es wird also, in dem spezifischen Feld der zivilgesellschaftlichen Assoziationen, Erfahrung nicht etwa von Alt zu Jung, z. B. als Belehrung, weitergegeben. Es wird nicht etwa weiter-so gearbeitet z. B. in vorstrukturierten Engagementmodi des geregelten Ehrenamts. Dieses verlief in seiner alten Ausprägung in vorgezeichneten Bahnen (vgl. Bode/Graf 2000). Gerade das zivilgesellschaftliche Engagement in neueren zivilgesellschaftlichen Assoziationen bietet Raum für die „Kreativität des Handelns“ (Hackett/Janowicz/Kühnlein 2004), gemeinsames Erfahren und offene, experimentelle Problemdefinitionen sowie variable Organisationsstrukturen, die selbst verhandelt werden müssen, ebenso die

5 Es ist ebenso damit zu rechnen, dass sich in dem zu beforschenden Gefüge Professionalisierungstendenzen ablesen lassen – entlang der sich über die Zeit hinweg veränderten zivilgesellschaftlichen Organisationen. Dieser Umstand ist in der entsprechenden Literatur aufgearbeitet (z. B. Bode/Graf 2000).

Positionierungen der ProtagonistInnen, aus denen heraus sie aushandeln, inklusive Seniorität.

2. Erfahrung als Analysekategorie

Die Hypothese ist: Erfahrung ist Wissen und Handlung in Einem. Als Erfahrung wird Wissen im Handeln aktualisiert und neu hervorgebracht. Phänomenologisch betrachtet gibt es für den in der Fragestellung festgelegten Untersuchungskontext jedoch einige Schwierigkeiten: So kann Erfahrung in Erfahrungsräumen untersucht werden, die zum Beispiel durch Generation oder Milieu gekennzeichnet und begrenzt sind. Menschen aus Generationen und Milieus teilen hier in ihren Erfahrungen „konjunktiv bedingte Bedeutungen“ (Mannheim 1980, S. 218), aber über diesen Raum kommen sie nicht hinaus.

Die geteilten Bedeutungen sind im Kontext historischer und gesellschaftlich-kultureller Relativität oder besser Relationalität zu sehen. Dies macht Erfahrungsanalyse auch nicht einfacher: Im genannten Kontext ist Erfahrung mit der Frage nach nachvollziehbarem innerem Erleben und nach äußeren Vorgängen beziehungsweise äußerem Verhalten (und Handeln) nachzuspüren. Nicht leicht ist dies vor dem Hintergrund, dass Inhalte und Prozesse der Erfahrung je nach generationalen und kulturell bestimmten Lebenswelten von Menschen relativ fix zu sein scheinen und gleichzeitig zwischen den Lebenswelten stark variieren können (vgl. Schnettler 2008, S. 141).

Entsprechend generationaler und kultureller Verortung hat Erfahrung hier Grenzen. Begrenzungen offenbaren sich in der Wahrnehmung von Wirklichkeiten, die den benannten ProtagonistInnen zunächst fremd sind. Wirklichkeit erscheint ihnen weniger fremd, wenn sie im Alltag, in allgemeiner „Miterfahrung“ (Schütz/Luckmann 1979/2003, S. 596) transportiert wird – einer Miterfahrung, die mit Mitmenschen und Zeitgenossen geteilt wird, die einen gemeinsamen Lebenslauf haben. Mit raum-zeitlicher Abstandsvergrößerung wird die Überbrückung der Begrenzungen zunehmend erschwert (Berger/Luckmann 1969/2007, S. 31 ff.), aber nicht unmöglich: Das Verstehen der Generationen (als Bezeichnung für zeitlichen Abstand) und Wanderer zwischen gesellschaftlichen Ordnungen/Milieus (als Bezeichnung für räumlichen Abstand) ist durch mehr oder weniger gelingendes Ausscheren aus der unmittelbar-vermittelten Reichweite gekennzeichnet.

Vergegenwärtigt man sich allerdings Schwellenerfahrungen des Verstehens im Sinne einer meist so behandelten Übertragung von Erfahrung zwischen Generationen, bleiben sozialtheoretische Grenzen zwischen „Alten“ und „Jungen“ bestehen, die offenbar noch undurchdringlicher erscheinen als diejenigen zwischen Menschen als kulturell Fremden im Zuge von Migration (Schütz/Luckmann 1979/2003, S. 612).

3. Sozialtheoretisch-methodologische (Aus-)Wege

Waldenfels (1998) behandelt Erfahrung im Kontext des Eigenen und Fremden etwas versöhnlicher. Er postuliert, dass Vergangenheit und Zukunft wie auch die räumliche Ferne sich aus einem Gegenwartsfeld heraus entfalten (vgl. Waldenfels 1998, S. 33). Grenzen sind hier grundsätzlich fraglich:

„Wären die Grenzen zwischen Drinnen und Draußen bereits gezogen, so würde das, was jenseits unseres Erfahrungshorizontes und jenseits unserer Erfahrungsschwellen liegt, uns nichts angehen – außer als Störfaktor und Geräusch [...]. Daß der Mensch nicht derart festgestellt ist, bekundet sich darin, daß jenes, was von jenseits der Horizonte und Schwellen unserer Erfahrung herandrängt, uns durchaus etwas angeht.“ (Waldenfels 1998, S. 35)

Es bieten sich im Kontakt der Generationen und Wanderer (förderliche und riskante) Möglichkeiten, sich Erfahrungsfelder zu erschließen. Eine so genannte Beunruhigung, die diesem Kontakt innewohnt, weckt gar das Bedürfnis, sich Erfahrungsfelder neu zu erschließen (vgl. Waldenfels 1998). Waldenfels erkennt und empfiehlt eine Haltung bzw. ein Grenzverhalten, das sich Erfahrungsfeldern öffnet, ohne jedoch anzunehmen, dass die Schwellen zu Anderen definitiv überschreitbar wären (vgl. Waldenfels 1998, S. 39). In Andere hineinschauen können wir nicht, ob nun in Mitmenschen und Zeitgenossen oder in Entferntere. Auch mit Taylor (1988, S. 40 ff.) kann man grundsätzlich davon sprechen, dass Erfahrung von jedem/jeder und jederzeit in Situationen gemacht und artikuliert wird, wobei z. B. Generation und Milieu zunächst noch keine besondere Rolle spielen müssen.⁶

Matthias Grundmann (2000) würde diesen Sichtweisen ein Konzept der Erfahrungsbiographie beistellen, das diesen Umstand aufnimmt und sozialtheoretisch weiterentwickelt in Richtung einer Kontinuitätsvorstellung des Erfahrung-Machens. Das wäre zunächst eine biographische Herangehensweise, die Möglichkeiten des Handelns vor dem Hintergrund des jeweiligen biographischen Wissens eröffnet (vgl. Grundmann 2000, S. 211).⁷ Mit der menschlichen Fähigkeit, dies zu koordinieren und zu artikulieren, wird zusammenhängender Sinn (zunächst für jeden Einzelnen) konstruiert (vgl. Grundmann 2000; Berger/Luckmann 1969/2007, S. 68). Dieser Zusammenhang wird (immer wieder neu) hergestellt – „in Übereinstimmung mit unseren jeweilig aktuellen

6 In manchen Situationen ist bereits gemachte Erfahrung z. T. dennoch so dominant und handlungsleitend, dass neue Einsichten nicht oder nur schwer gewonnen werden können. Das hat hier insbesondere mit gefestigten Identitäten und Moralien zu tun (vgl. Taylor 1988).

7 Unweigerlich werden dabei hermeneutisch-wissenssoziologische Herangehensweisen mit angesprochen (z. B. Hitzler/Reichert/Schröer 1999/2003).

Auffassungen von dem, was wir für wichtig halten oder nicht.“ (Berger 1963/2017, S. 76) Was wir wiederum für wichtig halten, entspricht zeitlichen und gesellschaftlich-kulturellen Relevanzen, welche Andere (unsere mehr oder weniger weit entfernten Gegenüber) bereitstellen. Wir positionieren uns, wir handeln und erfahren also niemals allein. Ganz im Sinne des Straus'schen Trajekts: Perspektiven, Positionen, Pläne, Hoffnungen, Gefühle etc. von mehreren Akteuren spielen immer in der Situation eine Rolle (vgl. Soeffner 1991, S. 10 ff.). Hier wird erfahren und von hier aus wird Erfahrung neu konstituiert. So genannte „Er-f(F)ahrung“ (Lutz 2010, S. 118) bezeichnet dann auch im biographietheoretischen Sinn die individuellen und ausdrücklich auch kollektiven Reiserouten im Sinne von Vorstellungen des Durchschreitens von Raum und Zeit im Lebens(-ver-)lauf.

Die einbezogenen Ansätze öffnen (zumindest vorerst) den methodologischen Blick auf die zu bearbeitende Materie. Über die Empirie selbst soll sich jedoch herausstellen, ob und wie mit Erfahrung weiter umgegangen werden kann.

4. Empirische Anstöße

Im Folgenden soll der Blick verstärkt auf die gemeinsame Erfahrung in der Arbeit bzw. im Engagement von älteren und jüngeren herkunftsheterogen vertorbaren zivilgesellschaftlich Engagierten gerichtet werden. Anhand zweier Empirieschnipsel (Kurzbeschreibungen, Interview, Memos und Beobachtung/ Interpretation) werden dazu Überlegungen angestellt.

Sinnlichkeit (Maria)

Hintergrund ist zunächst ein für mein Dissertationsprojekt (vgl. Dengel 2015) verwendetes Zitat aus einem narrativ geführten Interview mit einer Engagierten (Maria, 67) im Feld der freiwilligen Migrationshilfe. Ihr biographischer Erfahrungshintergrund weist in ihre Zeit in Ex-Jugoslawien zurück, wo sie als politisch aktive Journalistin verfolgt wurde. Sie entstammt einem bosnisch-serbisch-kroatisch und christlich-muslimischen familiären Umfeld und gleichzeitig einem sozialistisch geprägten Gesellschaftsmodell. Den Nationalismen des Jugoslawiens der 1990er Jahre widersteht sie genauso wie Vereinnahmungen durch die Aufnahmegesellschaft Deutschland nach ihrer Flucht mit ihren Kindern. Sie nimmt für sich lediglich an – so artikuliert sie es –, was ihr in erinnerten Situationen als angemessen erscheint. Sie erfindet sich selbst als Helferin für andere MigrantInnen, zunächst aus Jugoslawien, dann aber auch für alle anderen MigrantInnen und Flüchtlinge, in einem eigenen Verein. Sie priorisiert Privates vor der Vereinsarbeit und stellt sich so gesehen gegen modern-westli-

che Perspektiven des Professionalisierten in der Migrationshilfe. „*Sinnlichkeit*“ wird zu einer ihrer Hauptvokabeln, mit der sie ihre Art des Engagements bezeichnet. Andere Deutsche, die helfen wollen, sollten sich dazu ebenfalls besinnen – im Grunde dazu zurückfinden –, weil dies ursprünglicher und näher an den Sinnen und in der geforderten Beziehungsarbeit nützlicher sei.

Maria nimmt ihre eigenen Erlebnisse, ihre eigenen Aushandlungen mit Akteuren, die ihren Lebensweg begleiten, in Anspruch, wenn sie ihr Engagement für MigrantInnen beschreibt. Sie geht einen Schritt weiter, wenn sie diese Art der Arbeit auch von anderen fordert: Es geht ihr darum, „dass man auf eine andere (freie) Art und Weise arbeitet“. Zwar findet sie selbst in einem langen Prozess zur eigenen Form des Engagements, das sich im Kontext meines genannten Dissertationsprojekts entlang unterschiedlicher Funktions-, Handlungs- und Haltungskategorien ausdrückt. Dennoch sagt sie:

„Mein Verein ist für Migranten und Flüchtlinge aber die [jungen] Deutsche arbeiten bei mir. Diese Deutsche die akzeptieren eine neue kreative Art zu arbeiten, die in der Lage sich zu entwickeln und Entscheidungen selber zu treffen“.

Um zu illustrieren, woran und wie sich Maria orientiert, werden im Folgenden zunächst exemplarisch zwei Interviewausschnitte und kurze Memos präsentiert, die ihre Haltung im Engagement veranschaulichen.

Memo1 (Orientierung des Engagements – eigene Erfahrung): bis zur Selbstaufgabe, so wie es eine Familienangehörige tun würde und wie sie es als Mutter tat, die alle Probleme gleichzeitig erkennt und handlungspraktisch ganzheitlich in den Blick nimmt.

Memo2 (Zuschreibungen): Deutsche und jüngere MitarbeiterInnen orientieren sich zu sehr an Regeln und weniger an den Bedarfen der MigrantInnen.

Das folgende Memo nimmt einen Widerspruch auf, der Marias Position bezüglich der Erfahrungsweitergabe und einem perspektivisch gemeinsamen Erfahrung-Machens mit ihren MitarbeiterInnen innewohnt:

Memo3 (Widerspruch der Erfahrungsweitergabe – sensibilisierende Fragen): Wenn Maria möchte, dass die deutschen (in diesem Falle jüngeren) Engagierten so arbeiten wie sie selbst: zuweilen sinnlich an den Bedarfen der Menschen orientiert, dann ist zu überlegen, ob sie denn wollen kann, dass sie sich die Freiheit (Entscheidungen zu treffen) nehmen sollen, die deren eigene (ggf. kürzere, aber in jedem Fall andere) Biographie zur Basis ihres Tuns macht? Oder ist das gerade ein schwieriger Punkt: Man könnte diese Passage auch so lesen, dass es für Maria schwer ist, ihr Werk in die Hände der (jüngeren, deutschen) MitarbeiterInnen zu le-

gen? Diese könnten eine andere Haltung gegenüber hilfeschuchenden MigrantInnen einnehmen, weil sie auf einen eigenen Erfahrungsschatz zurückgreifen.⁸

Maria arbeitet eng mit ihren MitarbeiterInnen zusammen, zuweilen nimmt sie sie auch in Länder mit, in denen sie sogenannte Rückführungsprojekte begleitet, in die also z. B. abgelehnte Asylbewerber abgeschoben werden. Maria kann dabei für sich in Anspruch nehmen, eine Art existenzielles Engagement zur Haltung in ihrem zivilgesellschaftlichen Engagement zu machen. Auf der Basis ihres Interviews zum eigenen Engagement bleibt es jedoch Mutmaßung, für die MitarbeiterInnen Ähnliches zu behaupten.

Überzeugerin (Karin) vs. Grundsätzliche (Sina)

Das folgend eingeleitete Protokoll entstammt einer Beobachtung, die ich im Rahmen eines freiwilligen Engagements in einer Flüchtlingshilfeorganisation gemacht habe. Diese Beobachtungen sind nicht Teil des erwähnten Dissertationsprojekts.

Karin (deutsch, 65), besetzt die einzige halb finanzierte Stelle bei einem Flüchtlingshilfeverein. Sie bringt sich dort seit seiner Einrichtung ein, ohne entsprechende Ausbildung. Sie gibt sich als unkonventionell in Arbeitsstil und Auftreten: Um bei ihr als freiwilliger Helfer aufgenommen zu werden, reicht es aus, kurz vorzusprechen. Danach ist man im Team auf sich gestellt. Der Eindruck täuscht aber, denn Karin mischt sich ein. In dem Raum, in dem sich die Arbeit für Flüchtlinge abspielt, ist sie immer zu hören, alle anderen sind Randfiguren. Zuweilen agiert sie sehr bestimmt, wenn es darum geht, wie Arbeit zu erledigen ist. Es kommt jedoch auch darauf an, was zwischen den Zeilen steht, was unausgesprochen bleibt und wie taktisch mit Problemen umgegangen werden kann und soll. Die Flüchtlingshilfe ist ein diffiziles Gebiet, in dem (taktisch) falsche Beratung für Betroffene existenzbedrohend werden kann. Dass Karin damit umzugehen weiß, ist ihrer langjährigen Praxis in der Flüchtlingshilfe zu verdanken, was sie auch so artikuliert. Nun wird sich Karin aus dem Geschäft zurückziehen und ihre Nachfolge muss geregelt werden. Eine junge türkische Mitarbeiterin, die infrage kommt, ist Sina. Sie pflegt einen ähnlichen Stil der äußerlichen Unordnung, aus der heraus sie anderen hilft. Karin und Sina arbeiten schon lange zusammen.

8 Zusätzliche Fragen: Was bedeutet frei in ihren Entscheidungen zu arbeiten? „Frei“ wie es die Protagonistin vor ihrem Hintergrund war, d. h. in ihrem Sinne frei? Oder „frei“ im Sinne der Mitarbeiterinnen selbst? Handelt Maria mit ihren Mitarbeiterinnen Engagement neu aus, das auf dem Wissen der Mitarbeiterinnen basiert? Lässt sie auch Professionalität zu, um die Bedarfe der MigrantInnen zu erkennen und daran zu arbeiten?

Beobachtung: Ein Hilfesuchender aus dem Sudan soll bei einem Gang zum Ausländeramt begleitet werden. Er hat sich als Geflüchteter mit Duldung wegen der Beerdigung eines nahen Verwandten für einen Kurzaufenthalt im Herkunftsland entschieden. Nun soll ihm seine Duldung aberkannt werden. Karin, Sina und ich als Neuling begleiten ihn. Es gibt vorher keine Absprache des Vorgehens. Bei dem Termin verfolgen die beiden Helferinnen unterschiedliche Strategien: Während Karin auf das Nichtwissen des Klienten über die Konsequenzen seines Handelns setzt (*Erinnerungsnotiz zum Wortlaut gegenüber dem Beamten: „drücken Sie ein Auge zu – er wusste es nicht besser – das hatten wir schon in ähnlichen Fällen“*), ist die Strategie von Sina, mit dem vorgestellten Recht (ggf. Menschenrecht) des Klienten zu argumentieren (*Erinnerungsnotiz zum Wortlaut gegenüber dem Beamten: „Es liegt im Bereich des normalen Menschenverstandes, dass er zu der Beerdigung musste“*).

Der Klient findet sich in der Situation sichtlich überfordert und enthält sich weitgehend, genauso wie ich selbst. Zu bemerken ist, dass keine der beiden Engagierten das Ziel erreicht, negative Konsequenzen für den Klienten abzuwehren. Der Beamte folgt keinem Argument, er blockt ab und beendet den Termin mit der Aussage:

(Erinnerungsnotiz zum Wortlaut des Beamten: „Es gibt nichts zu diskutieren, der bisherige Status wird aufgehoben.“)

Die Duldung muss neu beantragt werden. Es folgt eine Auseinandersetzung in der nächsten Besprechung des Vereins, in der angedacht wird, dass in solchen Fällen die Strategie vorbesprochen werden muss und ggf. ein Anwalt hinzugezogen werden soll. Sina hält diese Formalisierung für wenig angebracht, weil es offensichtlich keinen Rechtsbeistand brauche. Karin hält das Resultat der Teambesprechung für wenig praktikabel, weil es für einen Anwalt keine Ressourcen gibt. Auch wenn dies auf einen je unterschiedlichen Erfahrungshintergrund der beiden Engagierten hindeuten kann, wird die Situation ähnlich definiert: Beide Engagierten deuten das Geschehen als überraschend. Sie schreiben sich jeweils als Einzelnen im Team zu, richtig gehandelt zu haben; dem Beamten rechnen sie unmenschliches Handeln an.

Sichtbar wird, dass Karin und Sina aus den zwei unterschiedlichen Positionen der *Überzeugerin* (Karin) und der *Grundsätzlichen* (Sina) sprechen, aber die Situation selbst gemeinsam erfahren und definieren. Der Misserfolg hat zur Konsequenz, dass sie zusammen eine neue Strategie finden müssen.

Fallvergleich

In den Interviews sowie den Beobachtungen bzw. entlang der Memos und Interpretationen sind Aspekte zu erkennen, die für das Thema des gemeinsamen Erfahrung-Machens und der Erfahrung als Analysekategorie wichtig werden können. Mit dem ersten Beispiel kann deutlich gemacht werden, dass ihre eigene Erfahrung im Engagement für die Befragte Maria essenziell ist. Andere (jüngere, deutsche Engagierte) sollen es ihr gleichtun, jedoch bezweifelt sie

selbst, dass ihr sinnliches Engagement für MigrantInnen von den potenziellen Nachfolgerinnen so weitergeführt werden kann. Erfahrung soll im Engagement gelten; allerdings nur die eigene und kaum eine gemeinsame Erfahrung. Beispiel zwei deutet jedoch darauf hin, dass Erfahrung im Engagement auch quer zu Generation und Herkunft gemacht wird; dieses gemeinsame Engagement perspektiviert in der Situation und darüber hinaus neue Erfahrung und neue Handlungsausrichtungen.

5. Ausblick

Gemeinsames Erfahren im Engagement für andere zu erforschen, bedeutet, dem nachzuspüren, was in der Engagementpraxis, bei der Überbrückung von Gräben zwischen Generationen und (Herkunfts-)Milieus sichtbar wird. Sicherlich geben soziologische Perspektiven auf Partizipation, Aktions- und Bewegungsforschung und Wissenstransferforschung (implizit-explizit) in der Berufs- und Arbeitswelt wertvolle Programme an die Hand, mit denen im Feld des gemeinsamen Erfahrung-Machens operiert werden kann. Anspruch weiterer Vorhaben könnte es dennoch sein, Erfahrung als Analysekategorie zur Geltung zu bringen. Damit ginge man einen Weg, der phänomenologische Perspektiven auf Erfahrung braucht, und gleichzeitig einen Weg zurück zu pragmatistischen Erwägungen im Umgang mit Material.

Pragmatistisch kann Erfahrung ohne weitere theoretische Umwege als handlungsleitend bzw. sogar handlungsimplicit verstanden werden. Menschliches Handeln (und damit zusammenhängend stets auch Wissen) sind Kategorien pragmatistischer Befassungen mit Erfahrung. Dazu seien zwei Beispiele genannt:

1. Mit dem Pragmatismus Chicagoer Schule wird eine unmittelbare Verknüpfung von Wissen und Praxis in der Erfahrung plausibel. Es sind dort Sichtweisen abzulesen, die z. B. Kunst als Erfahrung begreifen (vgl. Pofertl 2014), eine Erfahrung, die Praxis einschließt und nicht ausschließlich als Wissensvorrat versteht. Kunst entspringt menschlicher Erfahrung, sie ist ihr nicht introspektiv eingeschrieben (vgl. Pofertl 2014, S. 19 nach Paul Feyerabend), sondern emergiert vielmehr aus der gemeinschaftlichen Praxis des Alltags. Kunst als alltägliche Kreativität zu verstehen, verlangt jedermanns Wissen

und Handlung mit einzubeziehen. Wissen und Handeln in der Kunst sind in der Erfahrung zu erschließen (vgl. Pofelr 2014, S. 22).⁹

2. Auch die so genannte Gedächtnissoziologie knüpft an pragmatistische Sichtweisen an: Menschen greifen auf Vorstellungen über die Vergangenheit zurück, jedoch tun sie dies stets in der Gegenwart (vgl. Heinlein/Dimbath 2015, S. 154). Unsere Erfahrung passiert stets im Hier und Jetzt. Sie ist nicht eine schlichte Anhäufung von Wissen und ehemals Wahrgenommenem, sondern wird unter Rückgriff auf Passiertes (vergangene, gegenwärtig erinnerte Ereignisse) „gemacht“, in aktueller Wechselwirkung mit Anderen/Anderem in Situationen, bezogen auf auftretende Probleme.

Um das Gesellschaftsmodell abzustecken, in dessen Rahmen Erfahrung für diese Forschungsskizze platziert wird, sei noch einmal auf die Zivilgesellschaft verwiesen. Gemeinsam mit anderen werden zivilgesellschaftliche Assoziationen kreiert, die sich Problemen der Lebenswelt Einzelner annehmen, um dann im Kollektiv Meinungen, Haltungen, Absichten etc. zu artikulieren (in Anlehnung an Habermas 1992/1994). In dieser zivilgesellschaftlichen Sphäre typischer Aushandlungsmöglichkeiten und -formen mit prinzipiell für alle offener Organisationsstruktur ist gemeinsames Erfahrung-Machen essenziell für die Konstitution und den Wandel der Assoziation selbst sowie für deren Wirkmächtigkeit. Wenngleich hier nicht angenommen wird, dass Erfahrung als Analyse-kategorie in anderen Feldern nicht genauso eingesetzt werden kann, scheint sie gerade hier Anwendung finden zu können: Wie werden räumlich und mitmenschlich begrenzte Erfahrungen, die zum Teil Krisenerfahrungen sind, von Generationen und Milieus in Situationen der Praxis des Engagements in der Zivilgesellschaft zu neuen Deutungsmustern? Das muss und kann nur die empirische Forschung zeigen.

Literatur

Berger, Fred (2016): Wertetransmission von Eltern zu Kindern. Zur „Vererbung“ von Einstellungen und Überzeugungen in Zeiten sozialen Wandels. In: Schüler. Wissen für Lehrer. Seelze: Friedrich Verlag, S. 58–61

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969/2007): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.: Fischer

Berger, Peter L. (1963/2017): Einladung zur Soziologie. München: dtv

9 Nicht zuletzt ist danach auch Zivilgesellschaft im unmittelbaren Nahbereich bis hin zur kosmopolitischen Ausdehnung im gemeinsamen Erfahren der Menschen zu analysieren (vgl. Pofelr 2014).

- Bode, Ingo/Graf, Achim (2000): Im Trend, aber auf eigenen Wegen. Arbeit und Organisation im dritten Sektor. In: Brose, Hans Georg (Hrsg.): Die Reorganisation der Arbeitsgesellschaft. Frankfurt a. M., New York: Campus, S. 139–172
- Dengel, Udo (2015): Erfahrung verbindet. Die Potenziale älterer MigrantInnen im Tätigkeitsfeld des Migrations- und Integrationsengagements. Wiesbaden: Springer VS
- Grundmann, Mathias (2000): Phänomenologische und strukturgegenetische Überlegungen zur biographischen Sozialisation. In: Hoerning, Erika M./Alheit, Peter (Hrsg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 209–225
- Habermas, Jürgen (1992/1994): Zivilgesellschaftliche Akteure, öffentliche Meinung und kommunikative Macht. In: Ders., Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 435–467
- Hacket, Anne/Janowicz, Cedric/Kühnlein, Irene (2004): Erwerbsarbeit, bürgerschaftliches Engagement und Eigenarbeit. In: Beck, Ulrich/Lau, Christoph (Hrsg.): Entgrenzung und Entscheidung. Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 281–306
- Heinlein, Michael/Dimbath, Oliver (2015): Gedächtnissoziologie. Stuttgart: UTB
- Hitzler, Roland/Reichert, Jo/Schröder, Norbert (1999/2003): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: UVK
- Kumkar, Nils C. (2018): The Tea Party, Occupy Wall Street, and the Great Recession. Critical Political Theory and Radical Practice. Cham: Springer Nature
- Lutz, Helma (2010): Biographieforschung im Lichte postkolonialer Theorien. In: Reuter, Julia/Villa, Paula-Irene (Hrsg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention. Bielefeld: transcript, S. 115–136
- Mannheim, Karl (1980): Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit (Konjunktives und kommunikatives Denken). In: Kettler, David/Meja, Volker/Stehr, Nico (Hrsg.): Karl Mannheim. Strukturen des Denkens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 155–322
- Poferl, Angelika (2014): Zum Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. Zu den Voraussetzungen und Freiheiten einer nicht ganz so einfachen Beziehung. In: Ebert, Johannes/Zell, Andrea (Hrsg.): Klima Kunst Kultur. Der Klimawandel in Kunst und Kulturwissenschaften. Göttingen: Steidl, S. 16–25
- Reinmann, Gabi/Mandl, Heinz (Hrsg.) (2004): Psychologie des Wissensmanagements: Perspektiven, Theorien und Methoden. Göttingen: Hogrefe
- Sarid, Yishai (2019): Monster. Zürich: Kein & Aber
- Schnettler, Bernt (2008): Soziologie als Erfahrungswissenschaft. Überlegungen zum Verhältnis von Mundanphänomenologie und Ethnophänomenologie. In: Raab, Jürgen/Pfadenhauer, Michaela/Stegmeier, Peter/Dreher, Jochen/Schnettler, Bernt (Hrsg.): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. Wiesbaden: Springer VS, S. 141–150
- Soeffner, Hans-Georg (1991): Trajectory – das geplante Fragment. Die Kritik der empirischen Vernunft bei Anselm Strauss. In: Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 4, H. 1, S. 1–12
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979/2003): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK.
- Taylor, Charles (1988): Negative Freiheit? Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Waldenfels, Bernhard (1998): Der Stachel des Fremden. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Experimentelle Übergänge im Lebenslauf?

Theoretische und empirische Annäherungen
an den Umgang moderner Subjekte mit sich
und ihren gesellschaftlichen „Verhältnissen“

Christiane Hof

1. Einleitung

Gesellschaft stellt „sich zunehmend als ‚Experiment‘, als Selbstversuch in der Bewältigung von Unsicherheit und Ungewißheit, von Komplexitäts-, Kontingenz- und Pluralitätserfahrungen“ dar (Poferl 1999, S. 363). Dies zeigt sich auch in soziologischen Zeitdiagnosen, die von einer Ausrufung der Risikogesellschaft (Ulrich Beck) über die Erlebnis- (Gerhard Schulze) und Netzwerkgesellschaft (Manuel Castells) bis hin zur Gesellschaft der Singularitäten (Andreas Reckwitz) und der Gesellschaft des Zorns (Cornelia Koppetsch) reichen. Diese fokussieren – darauf verweist auch Angelika Poferl (1999, S. 368) – auf *die* Gesellschaft als Ganzes. Dagegen plädiert sie dafür, dass eine experimentelle Soziologie den „zunehmend experimentellen Charakter *jeglichen* sozialen Handelns, sozialer Beziehungen und des gesellschaftlichen Zusammenlebens schlechthin betont“ (Poferl 1999, S. 368). Sie tritt damit ein für eine Perspektive, die das Handeln und die Praktiken der Menschen in den Mittelpunkt stellt: „Die gesellschaftlichen Akteure [...] experimentieren nicht mit einem wie auch immer gearteten ‚äußeren‘ Gegenstand und Umfeld, sondern mit nichts anderem als sich selbst und ihren gesellschaftlichen ‚Verhältnissen‘, so gebrochen und entfremdet, situativ vorgeformt und kontextuell wirkmächtig diese auch sein mögen.“ (Poferl 1999, S. 368) Soziologie kann sich demzufolge nicht auf Gesellschaftsdiagnosen beschränken, sondern hat ihren Blick auch und insbesondere auf das Alltagshandeln zu richten und darüber Fragen der Selbstbestimmungs- und Verteilungskonflikte, der Teilhabe- und Gestaltungsmacht in den Blick zu nehmen. Es geht dabei um einen empirischen Blick auf die Welt, der sich nicht mit der (Re-)Produktion bisheriger Denk- und Handlungssicherheiten begnügt, sondern sich von der Welt irritieren lässt und diese Irritationen als Potential für das weitere Nachdenken und Forschen nutzt.

Dieses hier etwas kursorisch zusammengefasste Programm einer experimentellen Soziologie aufgreifend möchte ich im Folgenden anhand einer kleinen Studie zum Übergang in Elternschaft zeigen, welche Erträge eine Perspektive haben kann, die das Handeln und die Praktiken der Akteure zum Ausgangspunkt nimmt. Hierzu werde ich in einem ersten Schritt unterschiedliche Ansätze der Übergangsforschung benennen und daran anschließend das Programm einer „experimentellen“ Übergangsforschung skizzieren. Anhand eines Fallbeispiels lässt sich abschließend der theoretische Ertrag dieser Perspektive diskutieren.

2. Perspektiven der Übergangsforschung

Die Betrachtung des Lebenslaufs als Abfolge unterschiedlicher Lebensphasen und „developmental tasks“ (Havighurst 1953/1963) ist in keiner Weise neu (vgl. Kruse/Wahl 2014). Seit der frühen Moderne finden sich vielfache Darstellungen der verschiedenen Lebensalter des Menschen und den damit einhergehenden anthropologisch oder psychologisch begründeten Bildungs- und Entwicklungsaufgaben (zusammenfassend: Faltermaier et al. 2014). Im Laufe der Zeit werden die eher statischen Lebensphasenmodelle differenziert und – etwa im Rahmen der *Life Course Studies* – der Einfluss sozial-historischer Rahmenbedingungen und Institutionen herausgearbeitet (vgl. Heinz/Huinink/Weymann 2009; Mortimer/Shanahan 2006). Die neueren Lebensverlaufsstudien (Bernardi/Huinink/Settersten 2019; Buchmann/Steinhoff 2017) versuchen zunehmend, die wechselseitigen Relationierungen von Person und Umwelt auch empirisch zu erfassen. In diesem Zusammenhang wird auch die besondere Bedeutung von Übergängen zwischen den Lebensphasen deutlich. Sie gelten als *breaking points*, durch die die Pfadabhängigkeiten des Lebenslaufs durchbrochen und neue biographische Möglichkeitsräume „entdeckt“ werden können. Insbesondere Studien zu den Bildungsverläufen interessieren sich daher für den Übergang (zwischen institutionalisierten Bildungseinrichtungen) (z. B. NEPS, vgl. Blossfeld/Von Maurice/Schneider 2011). Grob lassen sich dabei verschiedene Perspektiven auf Übergänge unterscheiden, die nachfolgend diskutiert werden sollen.

2.1 Übergänge als institutionalisierte soziale Positionswechsel

Aus einer gesellschaftstheoretischen Perspektive werden Übergänge begriffen als eine sich aus der gesellschaftlichen Arbeitsteilung ergebende, an das Lebensalter gebundene Abfolge von Lebensphasen, die jeweils mit bestimmten Handlungserwartungen verbunden sind (vgl. Scherger 2014, S. 358). Diese werden durch soziale Institutionen und Rituale (vgl. Van Gennep 1909/2005) gerahmt.

Gesellschaftliche Gestaltungsmöglichkeiten ergeben sich daher auch durch die Organisation und Steuerung von Übergängen im Lebensverlauf.

Für den Einzelnen markieren Übergänge Veränderungen eines sozialen Zustands (vgl. Wanka et al. 2020, S. 11). Sie manifestieren sich in Transformationen im Lebenslauf und gehen einher mit Rollen- und Statuswechseln, Veränderungen subjektiver Selbstkonzepte und sozialer Positionierungen, die durch externe Erwartungen und Zuschreibungen, wie etwa institutionelle Lebenslaufskripte, aber auch durch veränderte Lebenssituationen, angestoßen werden können. An diese Perspektive anschließend interessiert sich die Forschung für die sozialen Bedingungen individueller Lebens- und Übergangsverläufe (vgl. zusammenfassend Becker 2020).

2.2 Übergänge als biographische Transitionen

Übergänge werden aber nicht nur als Bewältigung gesellschaftlich institutionalisierter Lebenslaufmodelle begriffen, sondern auch als biographische Phasen des Wandels. In den Blick kommen dabei die in biographischen Transitionsphasen stattfindenden Gestaltungs- und Handlungsprozesse. In diesem Zusammenhang wird häufig der englische Begriff der Transition verwendet (vgl. Welzer 1990; Welzer 1993; Bridges 2004; Merriam 2005). Er fokussiert die Veränderung von einer Phase relativer Stabilität hin zu einer Phase des Wandels und der Veränderung:

„Eine Transition – hier zunächst zu bestimmen als die (z. B. durch Umzug, Scheidung, Krankheit usf. initiierte) Veränderung von eingelebten Zusammenhängen – stellt konkrete Anforderungen an das betroffene Subjekt, denen es sich bisher in dieser Konstellation nicht ausgesetzt sah. Es muß also lernen, mit der neuen Situation umzugehen, sich den neuen Erfordernissen anzupassen.“ (Welzer 1990, S. 37)

In den Fokus rücken damit Fragen der Bearbeitung von „sozial prozessierte[n], verdichtete[n] und akzelerierte[n] Phasen in einem in permanentem Wandel befindlichen Lebenslauf“ (Welzer 1993, S. 37). In dieser Perspektive interessiert sich die Übergangsforschung etwa dafür, wie die Akteure bestimmte „vorgegebene“ Übergangszumutungen verarbeiten und bewältigen (z. B. Stauber/Pohl/Walter 2007). Insbesondere die biographische Übergangsforschung (Hof 2020) untersucht hier die individuellen Sinnzuschreibungen ebenso wie die Einbettung der Übergangsgestaltung in lebensweltliche Erfahrungs- und Möglichkeitsräume (Dausien/Rothe/Schwendowius 2016). In diesem Zusammenhang wird dann auch deutlich, dass Übergänge im Lebensverlauf nicht nur als Ergebnis institutioneller Vorgaben anzusehen sind, sondern auch durch individuelle Reflexionsprozesse und gewandelte Relevanzen und Orientierungen an-

gestoßen werden können (vgl. Mezirow 2000; Fuhr 2018). In der Perspektive des Einzelnen manifestieren sich Übergänge damit auch als Phasen des Wandels, in denen „personal troubles“ (Ingram/Field/Gallacher 2009, S. 3) zu „changed relationships, routines, assumptions, and roles“ führen (Schlossberg/Waters/Goodman 1995, S. 27).

2.3 Übergänge als Vollzugswirklichkeiten

Vor dem Hintergrund der Kritik an einer Substantialisierung normativer Übergänge im Lebensverlauf rücken zunehmend die sozialen Prozesse und Praktiken der Herstellung lebensgeschichtlicher Übergänge in den Blick (vgl. Walther et al. 2020; Wanka 2020). Neben den Lebensereignissen in ihrer zeitlichen und sozialräumlichen Strukturiertheit sowie den individuellen Bedeutungszuschreibungen und wahrgenommenen Herausforderungen kommen damit auch die individuellen Aktivitäten und Handlungsvollzüge in den Fokus. Die Untersuchung von Übergängen unter einer *Doing*-Perspektive (Wanka et al. 2020) geht dabei mit einer Perspektivverschiebung einher, die Stefan Hirschauer folgendermaßen beschreibt: „Das Präfix ‚doing‘ steht für eine Heuristik, mit der sich kompakte soziale Tatsachen temporalisieren und als praktische Vollzugswirklichkeiten dekomponieren lassen.“ (Hirschauer 2014, S. 73)

3. Übergänge als kreative Formen der Lebensgestaltung

3.1 Theoretische Überlegungen

Anschließend an das Plädoyer von Angelika Pofler, den experimentellen Charakter *jedlichen* sozialen Handelns anzuerkennen und daher das Handeln und die Praktiken der Menschen in den Mittelpunkt der sozialwissenschaftlichen Forschung zu stellen, möchte ich im Folgenden Übergänge als kreative Formen der Lebensgestaltung begreifen. Dabei ist davon auszugehen, dass der Lebenslauf einer Person nicht in erster Linie als Aneinanderreihung von Statuspassagen zu verstehen ist, bei denen es darum geht, sich den Anforderungen der neuen Situation bzw. Position in einem institutionalisierten Lebenslauf (vgl. Kohli 1985) anzunähern. Eine solche Übergangsvorstellung unterstellt – wie Ortfried Schäffter (2015, S. 20) ausführt – eine lineare Steuerungslogik. Biographische Übergänge erscheinen dabei plan- und organisierbar. Die hierfür erforderlichen strukturellen Umweltbedingungen aber seien aufgrund der zunehmenden Komplexität der „reflexiven Modernisierung“ in der „Risikogesellschaft“ (Beck/Giddens/Lash 1996) immer seltener vorzufinden „und erweisen sich in der gegenwärtigen gesellschaftlich-historischen Entwicklung als zunehmend dysfunktional“ (Schäffter 2015, S. 20).

Zugleich aber erscheint auch das Programm einer „Subjektorientierten Übergangsforschung“ (Stauber/Pohl/Walther 2007) verkürzt. Dieses untersucht die biographische Gestaltung von Übergängen nicht allein als Anpassung an gesellschaftliche Anforderungen und Erwartungen, sondern als Ergebnis der Vermittlung zwischen institutionalisiertem Lebenslauf und subjektiv-biographischen Relevanzen. Damit wird die sozialwissenschaftliche Übergangsforschung zwar um Fragen der Konstruktion subjektiver Identität und Formen der Aneignung und Bewältigung von Übergängen ergänzt, das Handeln und die Praktiken der Menschen werden aber in erster Linie als Ergebnis grundlegender biographischer Deutungs- und Handlungsmuster interpretiert: „Transitions are periods of change in our lives that seem to alternate with periods of stability. These periods form [...] a person’s life structure.“ (Merriam 2005, S. 3) Das Konzept der „life structure“ verweist auf ein „underlying pattern or design of a person’s life at a given time.“ (Levinson/Levinson 1996, zit. nach Merriam 2005, S. 3) Solche grundlegenden biographischen Muster entwickeln Menschen in denjenigen Phasen ihres Lebens, die durch Stabilität gekennzeichnet sind. In Phasen der Veränderung werden die biographischen Handlungsmuster hinterfragt und gegebenenfalls modifiziert, da sie sich zur Bewältigung der Herausforderungen als nicht adäquat erweisen:

„This alternating sequence is linked to life events and various roles we assume as adults, such as parent, worker, student, retiree, and citizen. Some life events, such as marriage, graduation, or a career move, are likely anticipated and planned for; others, such as illness, unexpected fame, or job loss near retirement, are unanticipated.“ (Merriam 2005, S. 4)

Außer Acht gelassen werden damit die „realen“ Handlungsvollzüge, die die Menschen in ihren jeweiligen Übergangssituationen vollbringen. Denn diese sind nicht nur als Ergebnis ihrer Auseinandersetzung mit der Situation zu werten, sondern auch als Herstellung und Gestaltung neuer Situationen. Dabei experimentieren die Akteure – wie Angelika Poferl es formuliert – „mit nichts anderem als sich selbst und ihren gesellschaftlichen ‚Verhältnissen‘.“ (Poferl 1999, S. 368) Erst der detaillierte Blick auf die Aktivitäten und „Selbstversuche“ (Poferl 1999, S. 368) kann uns zeigen, *wie* biographische Übergänge in einem Gewebe institutioneller Vorstrukturierungen, impliziter Normalitätsvorstellungen, lebensweltlicher Erfahrungs- und Gestaltungsräume und individueller Kompetenzen und Orientierungen gestaltet werden.

Übergangstheoretisch wäre hier anzuschließen an das Modell eines transitorischen Übergangs. Folgt man den Ausführungen Schäffters (2015, S. 21), dann wird im transitorischen Übergangsmodell – in Abgrenzung zu einer (frühmodernen) Vorstellung eines linearen und steuerbaren Übergangs – das Bewegungsmoment gegenüber den Stationen fokussiert. Dies impliziert, dass der

Übergang nicht einer vorgegebenen Struktur folgt, sondern sich die Verlaufsstruktur erst in der den „Übergangsprozess generierenden Suchbewegung“ ergibt (Schäffter 2015, S. 21). Dies bedeutet nicht, dass der Übergangsverlauf zieloffen ist: „Stattdessen wird der Entwicklungsverlauf rekursiv in seinen Phasen und einzelnen Reflexionsschritten pfadabhängig bestimmbar.“ (Schäffter 2015, S. 21)

Für die empirische Forschung beinhaltet dies einmal die Notwendigkeit, die Binnensicht der Akteure zu rekonstruieren. Neben den Prozessen der welterzeugenden und sinngenerierenden Aneignung (vgl. Schäffter 2015, S. 25) gilt es darüber hinaus auch herauszuarbeiten, an welchen sozialen Praktiken die Akteure teilhaben und wie sich ihr *Life-Trajectory* (Schäffter 2015, S. 28) entwickelt:

„Jede der sozialen Praktiken, die dabei partizipierend angeeignet werden, stellen Zwischenschritte im Gesamtverlauf eines trajectories dar, das sich in seinem ‚Parcours‘ zunehmend deutlich zu einer individuell biographisch, familienpezifisch und historisch gebundenen ‚Lebensgestalt‘ konturiert.“ (Schäffter 2015, S. 29)

3.2 Empirische Einblicke

3.2.1 Der Übergang in Elternschaft als experimenteller Prozess?

Der Übergang in Elternschaft geht mit vielfältigen Herausforderungen einher (vgl. Hof 2014). Diese betreffen nicht nur körperliche und psychische Aspekte, sondern insbesondere auch mannigfache Veränderungen in der alltäglichen Lebensführung. Empirisch zeigt er sich als biographischer Transformationsprozess, in dem verschiedene Herausforderungen – etwa die Übernahme der sozialen Elternrolle (vgl. hierzu Lenz 2013) – zu bewältigen sind, vielfältige Dinge gelernt werden müssen (vgl. Michalek 2015; Schmidt-Wenzel 2008), unterschiedliche Entscheidungen zu treffen sind (z. B. Brose 2008) und ein „neuer“ Alltag zu gestalten ist (vgl. Bartelheimer/Wittmann 2003; Jurczyk/Lange/Thiessen 2014). Der Übergang in Elternschaft erweist sich dabei als Phase, in der normative Vorgaben (vgl. Schneider/Diabaté/Ruckdeschel 2015), institutionelle Möglichkeitsräume, ökonomische und sozialkulturelle Rahmenbedingungen sowie individuelle Präferenzen und Deutungsmuster einen komplexen Erfahrungs- und Handlungsraum bilden. In diesem Raum gilt es zu handeln.

3.2.2 Ein Fallbeispiel: Paula M.¹

Um uns den Suchbewegungen der Akteure im Übergang zur Elternschaft anzunähern, haben wir offene, problemzentrierte Interviews mit Menschen geführt, die vor nicht mehr als zwei Jahren ihr erstes Kind bekommen haben.² Im Folgenden möchte ich anhand einer kurzen Falldarstellung aufzeigen, welche Einsichten sich für die Übergangsforschung aus der Betrachtung von Übergängen als experimentelle Prozesse ergeben.³

Paula M. ist Mutter einer einjährigen Tochter. Zur Zeit der Geburt ihrer Tochter war sie 40 Jahre alt – was sie immer wieder als späte Elternschaft bezeichnet. Sie wohnt mit ihrem Ehemann in einer Wohnung in einer Großstadt – in einer größeren räumlichen Entfernung von ihrer Herkunftsfamilie. Dennoch beschreibt sie den Kontakt zu ihrer Familie als bestehend und sieht in ihr eine unterstützende Ressource. Die Familie hat ein Nettogehalt von ca. 4.800 Euro im Monat zur Verfügung, dies setzt sich aus Elterngeld (1.800 Euro) und dem Gehalt des Mannes (3.000 Euro) zusammen.

Gefragt nach dem Übergang in Elternschaft spricht Paula M. ausführlich über ihre Berufsausbildung und ihren Beruf. Der beruflichen Karriere wird der Kinderwunsch gegenübergestellt. Sie hatten sich „eigentlich schon immer eins gewünscht, ein Kind.“ Da sich die Schwangerschaft aber nicht so schnell wie geplant einstellte, baute Paula M. „die berufliche Karriere weiter“ aus:

„Ja also ich habe vorher voll gearbeitet. Also ich habe auch schon so ein bisschen berufliche Karriere gemacht. Also weil ich hab ein bisschen/ wir sind relativ spät Eltern geworden, deswegen ich hab erstmal eine Ausbildung zur X gemacht und dann XX studiert und dann tatsächlich promoviert und dann ja Projektmanagement voll gearbeitet und dann haben wir uns eigentlich schon immer eins gewünscht, ein Kind, das hat aber lang gedauert und dann in der Zeit macht man ja natürlich schon irgendwie auch/ ja will man das nicht sogleich klappt, dann gibt's, dann ist die Alternative schon die berufliche Karriere weiter auszubauen.“

-
- 1 Das Interview mit Paula M. wurde von Frau Maja Gräschus geführt. Sie hat auch eine erste Auswertung vorgelegt, die Grundlage der vorliegenden Fallanalyse ist. Ich danke ihr an dieser Stelle für die Erlaubnis, das Interviewtranskript zu verwenden.
 - 2 Ich danke an dieser Stelle den Mitgliedern der Forschungsgruppe: Jelke Adrian, Caroline Berger, Regina Bies, Janek Förster, Maja Gräschus, Melanie Lechner, Anne Vazquez, Sina Wandel.
 - 3 Die Interviews wurden offen kodiert und themenbezogen ausgewertet. Zugleich ermöglicht die detaillierte hermeneutische Rekonstruktion der Eingangssequenz, in der nach den Erfahrungen mit dem Übergang gefragt wurde, Einsichten in die je spezifischen Handlungs- und Deutungsmuster, die für die Gestaltung des Übergangs relevant sind.

Berufstätigkeit und berufliche Karriere stellt sie als Plan B dar, der aber empirisch dann doch zu einem relevanten Teil ihres Lebens geworden ist. Entsprechend ist ihre Freude über den Eintritt der Schwangerschaft

„ein bisschen zwiegespalten. Man freut sich natürlich riesig und im Nachhinein ist es natürlich auch das Beste, was einem so passiert so ne und aber weiß natürlich gleichzeitig, dass die Karriere SO erstmal eine ganze Weile nicht weitergeht, wenn man denn äh das mit der Kindererziehung, aus meiner Perspektive, auch ein bisschen ernst nimmt halt ne.“

Die beschriebene Situation zeichnet sich hier nicht nur dadurch aus, dass durch das Kind eine neue Aufgabe für die Eltern entstand und zu entscheiden ist, wann und wie die Care-Aktivitäten übernimmt.⁴ Vielmehr integriert Paula M. als Mutter gleichsam selbstverständlich die Zuständigkeit für das Kind in ihren Alltag. Der Vater des Kindes – obwohl mit der Mutter zusammenlebend – taucht in ihrer Erzählung hierzu nicht auf. Es geht um IHRE Karriere und IHRE berufliche Situation. Mit der Unterbrechung ihrer beruflichen Tätigkeit durch die Elternzeit realisiert sie nicht einen individuellen oder partnerschaftlich getroffenen Abwägungs- und Entscheidungsprozess. Vielmehr folgt sie einem als selbstverständlich angenommenen Narrativ, das die Zuständigkeit für Kinder der Mutter zuschreibt. Dies zeigt sich im Interview darin, dass Paula M. nicht von ICH oder WIR spricht, sondern in die Darstellung eines verallgemeinerten MAN übergeht:

„Das heißt, das heißt man kann eine ganze Weile eben nicht mehr voll arbeiten und weiß natürlich in dem Moment, wo das dann los geht und dein Beruf dann aufgibt sozusagen, dass das natürlich auch erstmal nicht mehr weitergeht halt.“

Gerade in dem Wechsel zwischen dem „man kann dann eben nicht mehr voll arbeiten“ und der Beschreibung des „Momentes, in dem man selber den Beruf aufgibt“, zeigt sich, dass Paula M. hier eine generelle Norm unterstellt, die sie dann in ihrem eigenen Handeln umsetzt. Aber nicht nur das Handeln, sondern auch die Reflexion des Handelns bzw. die Entwicklung eines Handlungs- bzw. Lebensplans beschreibt sie als IHRE Aufgabe:

„sie wird ja ein Jahr. Ich könnte natürlich jetzt schon/ sie voll auch in die Krippe geben oder in die KITA auch schon jetzt eine ganze Weile lang/ aber wenn man das mit der Kindererziehung einigermaßen ernst nimmt, ist das halt keine Option, jedenfalls für mich und meinen Mann.“

4 Zu den vielfältigen Aufgaben, die mit dem Übergang in Elternschaft verbunden sind, vgl. Hof (2014).

Auch hier wird deutlich, dass sich Paula M. bei der Gestaltung des Übergangs an grundlegenden Überzeugungen orientiert. Diese beziehen sich auf basale Vorstellungen, wer für was zuständig ist. Dabei geht es allerdings nicht primär um eine geschlechtsspezifische Rollenverteilung, sondern um die Differenz von privater und öffentlicher Erziehung. Wenn man Erziehung ernst nimmt – so sagt sie –, hat man sich selber um die Erziehung zu kümmern. Hier ist es keine allgemeine abstrakte Norm, auf die sie rekurriert, sondern sozial geteilte Einstellungen und Überzeugungen („für mich und meinen Mann“): „aber es ist natürlich tatsächlich so dass wir uns einig sind, mein Mann und ich, dass wir sie nicht Vollzeit betreuen lassen und ich eben nicht Vollzeit wieder arbeiten kann“.

Die Umsetzung dieser Orientierungen fällt nun wieder in den Zuständigkeitsbereich der Mutter. Sie muss sehen, wie sich Berufs- und Familienarbeit „unter einen Hut bringen“ lassen: Dies hängt weniger davon ab, wie die innerfamiliäre Arbeitsteilung organisiert wird – denn: der Mann kommt immer abends spät nach Hause und habe daher auch nicht so eine enge Beziehung zu dem Kind aufgebaut –, sondern eher vor den Rahmenbedingungen, die die Firma ermöglicht:

„Jetzt gucken wir mal was dann so passiert, wenn sie, wenn wir beides unter einen Hut bringen müssen wie gesagt. Ob das dann auch klappt mit der Firma dann halt, wie entgegenkommend die sind, Dann bin ich schon sehr, sehr gespannt wie das dann wieder wird so ja.“

Und die Auswirkungen dieser ganzen Situation hat Paula M. alleine zu tragen:

„und das wird natürlich auch eine Umstellung dann schon in der Arbeit. So ein Projekt krieg ich natürlich/ kann man dann nicht wieder/ bedingt einfach der Job. So ein Projekt kann man zuarbeiten vielleicht ändern und unterstützend tätig werden, aber mit der halben Stelle oder was man dann immer/ die Stunden die man dann vielleicht dann bekommt, kriegt man so ein Projekt dann nicht mehr. Das ist dann natürlich/ muss man dann schon wissen halt oder akzeptieren oder wie auch immer und das kann man auch gut, glaube ich. Weil die Priorität schon immer ganz klar auf dem Kind liegt, das ist natürlich klar. Das ist es einem auch wert. Das ist aus voller Überzeugung so.“

Neben der Orientierung an Überzeugungen begründet Paula M. ihre Anpassung an die veränderte Situation auch mit einer inneren Umorientierung – eher mit einem persönlichen Wandlungsprozess:

„Als es dann darum ging Zuhause zu bleiben ging das ehrlich gesagt überraschend leicht es war echt/ (lacht). Da habe ich mich dann selber ein bisschen über mich gewundert, wie schnell aus den Augen aus dem Sinn und so.“

Zu erklären weiß sie sich die Veränderung nicht – was unterstreicht, dass ihre Gestaltung des Übergangs in eine neue Lebensphase nicht als experimentell, sondern eher als „mitlaufend“ zu charakterisieren ist. Ihr eigener Selbstverständigungs- bzw. Transformationsprozess scheint der Abfolge der Ereignisse eher hinterherzulaufen. Ihre Lebensgestaltung zeigt sich damit weniger intentional oder versuchsweise gesteuert, sondern getragen durch die Hoffnung, dass die Rahmenbedingungen geeignet sein werden, um die eigenen Wünsche mit den Notwendigkeiten der Sorge für andere verbinden zu können.

4. Diskussion und Ausblick

Insgesamt zeigt sich an dieser Stelle, dass Paula M. den Übergang in Elternschaft primär als kognitiven Anpassungsprozess darstellt. Dabei nimmt die Gegenüberstellung von Familie und Beruf sowie die Orientierung an einem traditionellen Familienmodell, in dem die Frauen für Kindererziehung zuständig sind und daher nicht Vollzeit berufstätig sein können, eine zentrale und unhinterfragte Leitlinie ihres Handelns ein. Vor diesem Hintergrund gestaltet sie den Übergang – wobei auch hier diejenigen Beschreibungen vorherrschend sind, in denen sie die Anpassung an die Verhältnisse herausstellt. Die Möglichkeit zur Vereinbarung von Beruf und Familienarbeit sieht sie als abhängig von dem Entgegenkommen der Firma, der Wechsel der Orientierung vom Beruf hin zum Kind gilt ihr als „überraschend“ einfacher Wandlungsprozess, der nicht aufgrund individueller Entscheidungen, sondern eher naturwüchsig – möglicherweise zu erklären im Rückgriff auf veränderte Emotionen, Hormone oder neue Rollen- und Selbstkonzepte – eingetreten ist.

Damit beschreibt Paula M. den Übergang in Elternschaft nicht als aktiven Prozess, in dem ihre persönlichen Einstellungen und Wünsche mit den gegebenen Möglichkeiten und Notwendigkeiten in „zielgenerierenden Suchbewegungen“ relationiert und gestaltet werden, bevor sie sich in Form eines Life-Trajectory (vgl. Schäffter 2015, S. 28 f.) manifestieren. Vielmehr stellt sie den Übergang als Prozess der Einsozialisierung in einen scheinbar vorgegebenen mütterlichen Normallebenslauf dar. Auch wenn theoretisch die Gestaltungsmöglichkeiten des Übergangs in Elternschaft vielfältig sind, so ist doch auffallend, dass im genannten Fall – wie auch in vielfältigen anderen soziologischen Studien belegt wurde (vgl. z. B. Rupp/Blossfeld 2008) – eine Retraditionalisierung der Mutter- und Frauenrolle im Übergang in Elternschaft festzustellen ist.

Vor dem Hintergrund der Forderung von Angelika Poferl, auch das alltägliche Handeln in die soziologische Analyse einzubeziehen, reicht die Rekonstruktion der Deutungs- und Orientierungsmuster zur Gestaltung des Übergangs allerdings nicht aus. Vielmehr ist der Blick auch auf die sozialen Handlungspraktiken erforderlich. Experimentalität gilt es dabei nicht nur als Ergeb-

nis intentionaler Handlungskonzepte zu sehen (wie dies etwa in der Vorstellung des Experiments als versuchsweiser Ausgestaltung einer Situation enthalten ist). Vielmehr könnte es hilfreich sein, im Anschluss an neuere Praxistheorien (Reckwitz 2003; Shove/Pantzar/Watson 2012; Hui/Schatzki/Shove 2017) soziale Praktiken als „Nexus von Doings and Sayings“ (Schatzki 1996, S. 89) zu interpretieren. Indem Praxistheorien nicht Intentionen und Entscheidungen, sondern „sozial geregelte, kulturell typisierte und organisierte Bündel menschlicher Aktivitäten“ (Alkemeyer 2013, S. 44) in den Mittelpunkt rücken, eröffnen sie eine Perspektive, mit der die Bedingungen der Gestaltung von Übergängen differenzierter beleuchtet werden können. Bezogen auf die Untersuchung des Übergangs in Elternschaft wäre demzufolge nicht nur danach zu fragen, in welcher Weise und auf der Basis welcher Orientierungen die Akteure *ihren* biographischen Übergang gestalten. Vielmehr wäre auch zu untersuchen, durch welche sozialen Praktiken dieser Übergang sozial geregelt ist und welche Anrufungen bzw. Adressierungen und welche Mitspielbedingungen für die Teilnahme an den sozialen Praktiken erforderlich sind.⁵

Mit dieser Perspektive rücken dann diejenigen Überlegungen von Paula M. in den Vordergrund, die sich auf die (zukünftige) alltägliche Lebensgestaltung beziehen.

„Jetzt wird sie (die Tochter, CH) ja ein Jahr. Jetzt kommt es so langsam wieder, jetzt habe ich da schon so bisschen denkt man eher mal wieder drüber nach, wie das denn so ist und ob es nicht vielleicht doch mal wieder was anderes gibt außer die Kindergeschichte. Also man fragt sich natürlich sich jetzt manchmal so, ok jetzt sitzt man da auf dem Fußboden und singt Kinderlieder und lässt sich mit Brei vollschmieren und hat doch eigentlich mal was anderes, ganz anderes gemacht (lacht). Aber ja, es ist kein Opfer was man da bringt und ich hoffe einfach, dass man tatsächlich heutzutage auch irgendwie bisschen beides unter einen Hut bringen kann halt irgendwie.“

Ihr Nachdenken über die mögliche zukünftige Entwicklung ihrer beruflichen Tätigkeit lässt erahnen, dass es doch ein Leben jenseits von Kinderliedern und verschmiertem Brei geben könnte. Man spürt, dass sich Paula M. zwar äußerlich in einem institutionellen Ablaufmuster (Schütze 1984) bewegt, innerlich aber doch ein vorsichtiges Handlungsschema aufscheint, das vielleicht auch noch zu einer experimentellen Gestaltung ihres weiteren Lebens führen könnte. Interessant wäre daher die Analyse der weiteren Lebensgestaltung und dabei die Untersuchung der Frage, ob sich ihr die Partizipation an sozialen Praktiken

5 Bezogen auf die Gestaltung des Übergangs in Elternschaft ist hier sicherlich die soziale Praxis der Elternzeit ein interessantes Untersuchungsfeld, durch das Experimentieren im Übergang in Elternschaft sozial geregelt wird.

eröffnet, die es ihr erlauben, Kind und Beruf unter einen Hut zu bringen. Damit einhergehend verweist der vorliegende Fall auch auf die Frage nach der Dauer des Übergangs. Während der Beginn des Übergangs in Elternschaft mit dem Nachdenken über einen möglichen Kinderwunsch oder mit dem Eintritt der Schwangerschaft festgelegt werden kann zeigt sich im vorliegenden Interview sehr deutlich, dass der Übergang mit der Geburt des Kindes noch nicht beendet ist. Vielmehr geht es darum, „mit der neuen Situation umzugehen“ (Welzer 1990, S. 37). Im Hinblick auf diese Anforderung zeigt sich deutlich, dass für Paula M. der Übergang noch nicht abgeschlossen ist. Vielmehr steht sie noch vor der Herausforderung, die neue Lebenssituation praktisch zu gestalten.

In diesem Sinne verweist eine Übergangsforschung, die Übergänge als experimentelle Prozesse begreift, nicht nur darauf, dass biographischer Übergänge vor dem Hintergrund individueller Orientierungs- und Deutungsmustern gestaltet werden. Darüber hinaus gilt es den Blick auf die konkreten Formen der Gestaltung des Übergangs zu lenken und die institutionalisierten sozialen Praktiken einzubeziehen, durch die das experimentelle Handeln der Menschen gerahmt ist. Erst die Berücksichtigung dieser verschiedenen Aspekte erlaubt dann eine empirisch fundierte Beschreibung der Experimentalität von Übergängen im Lebenslauf.

Literatur

- Alkemeyer, Thomas (2013): Subjektivierung in sozialen Praktiken. Umriss einer praxeologischen Analytik. In: Alkemeyer, Thomas/Budde, Gunilla/Freist, Dagmar (Hrsg.): Selbstbildungen. Bielefeld: transcript, S. 33–68
- Bartelheimer, Peter/Wittemann, Klaus P. (2003): Lebensweise als unterschätzte Kategorie. In: SOFI-Mitteilungen Nr. 31. www.sofi-goettingen.de/fileadmin/Peter_Bartelheimer/Literatur/SM31_Bartelheimer_Wittemann.pdf (Abfrage: 11.06.2020)
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung: Eine Kontroverse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Becker, Birgit (2020): Lebensverlaufsforschung und Übergangsforschung. In: Stauber, Barbara/Rieger-Ladich, Markus/Walther, Andreas/Wanka, Anna (Hrsg.): Reflexive Übergangsforschung. Theoretische und methodologische Grundlagen. Opladen: Barbara Budrich, S. 63–80
- Bernardi, Laura/Huinink, Johannes/Settersten, Richard A. (2019): The life course cube: A tool for studying lives. In: *Advances in Life Course Research* Vol. 41. www.sciencedirect.com/science/article/pii/S1040260818301850?via%3Dihub (Abfrage: 29.02.2020)
- Blossfeld, Hans-Peter/Von Maurice, Jutta/Schneider, Thorsten (2011): The National Educational Panel Study: Need, Main Features, and Research Potential. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, Special Issue 14, S. 5–18
- Bridges, William (2004): *Transitions. Making Sense of Life's Changes*. 3. Auflage. Philadelphia: Da Capo Press

- Brose, Nicole (2008): Entscheidung unter Unsicherheit – Familiengründung und -erweiterung im Erwerbsverlauf. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 60, H. 1, S. 34–56
- Buchmann, Marlis/Steinhoff, Annekatri (2017): Social Inequality, Life Course Transitions, and Adolescent Development: Introduction to the Special Issue. *Journal of Youth and Adolescence* 46, H. 10, S. 2083–2090
- Dausien, Bettina/Rothe, Daniela/Schwendowius, Dorothee (2016): Teilhabe und Ausgrenzung als biographische Erfahrung – Einführung in eine biographiewissenschaftliche Analyseperspektive. In: Dausien, Bettina/Rothe, Daniela/Schwendowius, Dorothee (Hrsg.): *Bildungswege: Biographien zwischen Teilhabe und Ausgrenzung*. Frankfurt a. M.: Campus, S. 25–68
- Faltermaier, Toni/Mayring, Philipp A. E./Saup, Winfried/Strehmel, Petra (2014): *Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters*. 3. Auflage. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer
- Fuhr, Thomas (2018): Lernen im Lebenslauf als transformatives Lernen. In: Hof, Christiane/Rosenberg, Hannah (Hrsg.): *Lernen im Lebenslauf*. Wiesbaden: Springer VS, S. 83–104
- Havighurst, Robert J. (1953/1963): *Human Development and Education*. New York: Pearson Longman
- Heinz, Walter R./Huinink, Johannes/Weymann, Ansgar (Hrsg.) (2009): *The Life Course Reader. Individuals and Societies across Time*. Frankfurt a. M.: Campus
- Hirschauer, Stefan (2014): Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. *Zeitschrift für Soziologie* 43, H. 3, S. 170–191
- Hof, Christiane (2014): Familiengründung als Übergang im Erwachsenenalter. Anschlüsse für eine Pädagogik der Übergänge. In: Hof, Christiane/Meuth, Miriam/Walther, Andreas (Hrsg.): *Pädagogik der Übergänge*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 128–145
- Hof, Christiane (2020): Biografiethoretische Grundlagen reflexiver Übergangsforschung – eine Spurensuche. In: Walther, Andreas/Rieger-Ladich, Markus/Stauber, Barbara/Wanka, Anna (Hrsg.): *Reflexive Übergangsforschung. Theoretische und methodologische Grundlagen*. Opladen: Barbara Budrich, S. 103–120
- Hui, Allison/Schatzki, Theodore R./Shove, Elizabeth (Hrsg.) (2017): *The Nexus of Practices: Connections, Constellations, Practitioners*. 1. Auflage. London/New York: Routledge, Taylor & Francis Group
- Ingram, Robert/Field, John/Gallacher, Jim (2009): Learning Transitions: Research, Policy, Practice. In: Dies. (Hrsg.): *Researching Transitions in Lifelong Learning*. London/New York: Routledge, S. 1–6
- Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hrsg.) (2014): *Doing Family – Familienalltag heute: Warum Familienleben nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, H. 1, S. 1–29
- Kruse, Andreas/Wahl, Hans-Werner (2014): Lebenslaufforschung – ein altes und neues interdisziplinäres Forschungsthema. In: Wahl, Hans-Werner/Kruse, Andreas (Hrsg.): *Lebensläufe im Wandel*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 16–38
- Lenz, Karl (2013): Was ist eine Familie? Konturen eines universalen Familienbegriffs. In: Krüger, Dorothea C./Herma, Holger/Schierbaum, Anja (Hrsg.): *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 104–125

- Levinson, Daniel J./Levinson, Judy D. (1996): *The Seasons of a Woman's Life: A Fascinating Exploration of the Events, Thoughts, and Life Experiences That All Women Share*. New York: Knopf
- Merriam, Sharan B. (2005): *How Adult Life Transitions Foster Learning and Development*. In: Wolf, Mary A. (Hrsg.): *Adulthood. New Terrain. (= New Directions for Adult and Continuing Education 108)*. San Francisco: Jossey-Bass, S. 3–14
- Mezirow, Jack (2000): *Learning as Transformation. Critical Perspectives on a Theory in Progress*. San Francisco: Jossey-Bass
- Michalek, Ruth (2015): *Elternsein lernen. Zur Bedeutung des Normalisierens bei transformativen Lernprozessen*. Berlin: Barbara Budrich
- Mortimer, Jeylan T./Shanahan, Michael J. (Hrsg.) (2006): *Handbook of the Life Course. Series: Handbooks of Sociology and Social Research*. New York: Springer VS
- Poferl, Angelika (1999): *Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive ‚experimenteller Soziologie‘*. *Soziale Welt* 50, H. 4, S. 363–372
- Reckwitz, Andreas (2003): *Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 36, H. 4, S. 282–301
- Rupp, Marina/Blossfeld, Hans-Peter (2008): *Familiale Übergänge: Eintritt in nichteheliche Lebensgemeinschaften, Heirat, Trennung und Scheidung, Elternschaft*. In: Norbert F. Schneider (Hrsg.): *Lehrbuch Moderne Familiensoziologie*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 139–166
- Schäffter, Ortfried (2015): *Übergangszeiten – „Transitionen“ und „Life Trajectories“*. Navigieren durch Bildungslandschaften im Lebensverlauf. In: Schmidt-Lauff, Sabine/Von Felden, Heide/Pätzold, Henning (Hrsg.): *Transitionen in der Erwachsenenbildung. Gesellschaftliche, institutionelle und individuelle Übergänge*. Opladen: Barbara Budrich, S. 19–34
- Schatzki, Theodore R. (1996): *Social Practices: A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. New York: Cambridge University Press
- Scherger, Simone (2014): *Neue Lebenslaufmuster im Wechselspiel von Standardisierung und De-Standardisierung*. In: Wahl, Hans-Werner/Kruse, Andreas (Hrsg.): *Lebensläufe im Wandel*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 358–370
- Schlossberg, Nancy K./Waters, Elinor B./Goodman, Jane (1995): *Counseling Adults in Transition*. 2. Auflage. New York: Springer VS
- Schmidt-Wenzel, Alexandra (2008): *Wie Eltern lernen. Eine empirisch qualitative Studie zur innerfamilialen Lernkultur*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich
- Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.) (2015): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen u. a.: Barbara Budrich
- Schütze, Fritz (1984): *Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens*. In: Kohli, Martin/Robert, Günther (Hrsg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart: Metzler, S. 78–117
- Shove, Elizabeth/Pantzar, Mika/Watson, Matt (2012): *The Dynamics of Social Practice: Everyday Life and How it Changes*. Los Angeles: Sage
- Stauber, Barbara/Pohl, Axel/Walther, Andreas (2007): *Subjektorientierte Übergangsforschung*. Weinheim/München: Juventa
- Van Gennep, A. (1909/2005): *Übergangsriten*. Frankfurt a. M./New York: Campus
- Walther, Andreas/Stauber, Barbara/Rieger-Ladich, Markus/Wanka, Anna (Hrsg.) (2020): *Reflexive Übergangsforschung. Theoretische und methodologische Grundlagen*. Opladen: Barbara Budrich

- Wanka, Anna (2020): Grundzüge einer praxistheoretischen Übergangsforschung. In: Walther, Andreas/Rieger-Ladich, Markus/Stauber, Barbara/Wanka, Anna (Hrsg.): Reflexive Übergangsforschung. Theoretische und methodologische Grundlagen. Opladen: Barbara Budrich, S. 185–206
- Wanka, Anna/Rieger-Ladich, Markus/Stauber, Barbara/Walther Andreas (2020): Doing Transitions: Perspektiven und Ziele einer reflexiven Übergangsforschung. In: Dies. (Hrsg.): Reflexive Übergangsforschung. Theoretische und methodologische Grundlagen. Opladen: Barbara Budrich, S. 11–38
- Welzer, Harald (1990): Zwischen den Stühlen. Eine Längsschnittuntersuchung zum Übergangsprozeß von Hochschulabsolventen. Weinheim: Deutscher Studienverlag
- Welzer, Harald (1993): Transitionen. Zur Sozialpsychologie biographischer Wandlungsprozesse. Tübingen: edition discord

Kosmopolitische Diskursivität

Reiner Keller

1. Soziologische Experimentalität

In ihrem Beitrag zur „Gesellschaft im Selbstversuch“ bzw. zur „Perspektive einer ‚experimentellen‘ Soziologie“ (Poferl 1999) wirft Angelika Poferl ein mehrfaches Problem auf. Dieses betrifft einerseits das Verhältnis von gesellschaftlicher Stabilität und gesellschaftlichem Wandel, andererseits die damit verbundene Frage der soziologischen Erfassung, Analyse und Deutung dieses Verhältnisses. Sie schließt dabei grundlegend an Überlegungen von Ulrich Beck zur reflexiven Modernisierung an, führt diese jedoch mit ganz eigener Handschrift weiter. Die aufgeworfenen Fragen hängen stark damit zusammen, dass die Sozial- und Geisteswissenschaften – und eben auch die Soziologie – durch ihre Wissensproduktionen seit langem Erzählungen über Gesellschaft(-en) (Becker 2007/2019) generieren, die das Selbstverständnis und Selbstverhältnis ihres Gegenstandes maßgeblich prägen. Tatsächlich sind es ja diese Wissenschaften, welche das kollektive Gedächtnis, die kollektive Erinnerung formen. Das ist bei der Geschichtswissenschaft offensichtlich. Ob sie nun eine Geschichtsschreibung der großen Männer betrieb, der nationalen Wohltaten, des Alltags, der historischen Strukturbildungen oder der globalgeschichtlichen und kolonialen bzw. postkolonialen Verflechtungen – all diese unterschiedlichen Analysen und Beschreibungen verändern die Vorstellung davon, „wer wir waren, wer wir sind“. Nur auf den ersten Blick mag es scheinen, als bliebe dies folgenlos – schließlich bezieht es sich immer auf Vergangenes, auf das, was schon geschehen ist. Doch ist der Moment der Vergegenwärtigung dessen, was war, keineswegs unschuldig. Vielmehr wird er sofort zur Rechtfertigungs-, wenn nicht gar Kampressource in der Bestimmung dessen, „was wir sein werden“ und „sein wollen“. Die Geschichte lehrt zudem, wie unterschiedlich dieses Erzähl- und Reflexionspotential genutzt werden konnte – und welcher Schaden, welche Grausamkeiten damit mitunter verbunden waren und sind.

Auch die Soziologie hat an vergleichbaren Prozessen maßgeblich Anteil. Sie begann ihre großen Erzählungen bei Auguste Comte, Émile Durkheim, Herbert Spencer oder Max Weber bekanntlich als Epochenordnung, wesentlich orientiert entlang der Unterscheidung von vormodernen und modernen Gesellschaftsphasen und Gesellschaftsformationen, als Abfolge der Wissens- und

Herrschaftsformationen, der Integrationsmodi und Solidaritäten, von Vergemeinschaftung und individualisierender Vergesellschaftung oder der Handlungsrationalitäten und ihrer Transformation im Prozess der „okzidentalen Rationalisierung“ (Max Weber) – und dies alles unter weitgehender Ausblendung von deren kolonialen Grundlagen (vgl. Bhambra 2007). Im Werk von Talcott Parsons kulminierte diese Entwicklung dahingehend, dass hier das, was sich gesellschaftshistorisch im Europa des 17. bis 20. Jahrhunderts entfaltete, zum Maßstab dessen wurde, was sein kann und sein soll. Eine solche Strukturbeschreibung *der modernen Gesellschaft* ließ Wandlungsprozesse nur noch als interne Strukturverbesserungen im Rahmen eines klar konturierten Gesamtgefüges zu – Wandel im System, aber nicht Wandel des Systems. „Gesellschaft im Selbstversuch“ war in dieser Erzählung ein historisch abgeschlossenes Projekt, mit unausweichlich gutem Ausgang – dann sind „keine Experimente“ (Konrad Adenauer, CDU-Wahlwerbung 1957) mehr notwendig.

Im Nachgang zu den sozialen Bewegungen der 1960er und 1970er Jahren hat sich in den gesellschaftlichen Öffentlichkeiten der Eindruck verbreitet, nicht in der Beste aller Welten zu leben – vielleicht sogar, frei nach REM und ihrem Song aus dem Jahre 1987, das „Ende der Welt, wie wir sie kennen“,¹ zu erleben. Auch die gesellschaftsdiagnostische Soziologie hat das verarbeitet, als „flüchtige Moderne“ (Zygmunt Bauman), „reflexive Moderne“ bzw. „reflexive Modernisierung“ (Ulrich Beck), „multiple Moderne“ (Shmuel N. Eisenstadt), „verflochtene Modernen“ (Göran Therborn), „Glokalisierung“ (Roland Robertson), „global scapes and flows“ (Arjun Appadurai) u. a. mehr. Mit diesen und ähnlichen Begriffen war sie bemüht, sich dem zu nähern, was in einer „Gesellschaft im Selbstversuch“ stattfindet, in Gesellschaften also, die sich, mit sich selbst konfrontiert, in die Zukunft vorantreiben – mit offenem Ausgang.

Im deutschen Sprachraum war es zweifellos in erster Linie Ulrich Beck, der mit seiner Theorie reflexiver Moderne, mit dem Hinweis auf Zombie-Kategorien, der Kritik am „methodologischen Nationalismus“ usw. sein „kosmopolitisches Projekt“ vorantrieb und damit den „Weg in eine andere Soziologie“ bahnen wollte (Pöferl/Sznajder 2004/2020). Beck (2016/2017) spitzte dies zuletzt in starker Abgrenzung zu Ideen eines immanenten oder partiellen gesellschaftlichen Wandels auf die These einer „Metamorphose der Welt“ zu, die einen grundlegenden Gestaltwandel hervorbringe. Ob aus der Raupe nach der Verpuppung freilich ein Schmetterling wird, ob die Raupe oder die Puppe selbst darum wissen kann, und welchen Beitrag dazu ein (hier: sozialwissenschaftlicher) Blick von außen, sofern er überhaupt möglich ist, leisten kann – seine

1 Geschrieben von John Michael Stipe, Michael E. Mills, Peter Lawrence Buck und William Thomas Berry; „It's The End Of The World As We Know It (And I Feel Fine)“ © Universal Music Publishing Group.

Ideen konnte er nicht mehr ausarbeiten. Poferl schließt unmittelbar an vergleichbare Fragen an und verdichtet das Argument im Hinblick auf seine erkenntnistheoretischen und *wissenssoziologischen* Grundlagen. Tatsächlich ist ja von einer doppelten Verflechtung zweier Bündel von Fragen in Bezug auf ein Phänomen auszugehen, das viel Ähnlichkeit mit dem hat, was gemeinhin eine Kippfigur genannt wird, die auch hier, ganz wie bei Zeichnungen, gleichzeitig präsent sein kann, sich aber auch in der Zeit, also in Prozesshaftigkeit und Strukturierungen entfaltet:

1. Wie verarbeitet die soziologische Theorie-, Begriffs- und Forschungsheuristik ihre Daten? In welchem Rahmen kann sie immanente „mehr oder weniger“-Veränderungen von weitreichenden Umbrüchen im gesellschaftlichen „Gestaltwandel“ erfassen, die im Gegenstand selbst stattfinden? Wie sensibel ist mithin ihr Instrumentarium für seinen Gegenstand?
2. Inwiefern vermag sie, durch einen theoretischen, begrifflichen, methodischen Perspektivenwechsel, durch „soziologische Phantasie“ (Mills 1959/2016) eine neue Gestalt in Gesellschaften zu erkennen und diese damit in anderer Weise „lesbar“ zu machen (Blumenberg 1981)? Und handelt es sich dann auch um eine veränderte Gesellschaft? Oder nur dann, wenn letztere sich diese neue Lesart zu eigen macht?

Der erste Komplex von Fragen wurde von der Wissenschaftsgeschichte, -philosophie und -forschung – etwa von John Dewey, Karl Popper, Thomas Kuhn, Paul Feyerabend oder Imre Lakatos – im Hinblick auf die Erzeugung naturwissenschaftlichen Wissens bearbeitet.² Diese Erklärungen beziehen sich in erster Linie auf die Bearbeitung von Passungen zwischen Theorien und Gegenständen. Neben der These der biographisch-historischen Lösung des Problems – etwa: bestimmte Forschungsgruppen verschwinden – besteht zumindest prinzipiell auch die Möglichkeit der Anerkennung besserer, weiterreichender Erklärungen oder der Irritation und Widerständigkeit des Gegenstandes, der im Sinne des Pragmatismus auch das wissenschaftliche Arbeiten zu neuen Problemlösungen zwingt – denn auch Erkenntnisprobleme sind Handlungsprobleme (vgl. Poferl/Keller 2018a).

Das zweite Bündel von Fragen führt eher in die Kunst, und damit in den weiteren Beitrag von Angelika Poferl, der im vorliegenden Band aufgenommen wurde (Poferl 2014). Unbestritten ist es ein zentrales Prinzip der künstlerischen Phantasie, im Rahmen spezifischer Formgebungen neues Erleben und neue Erfahrungen von scheinbar Vertrautem zu ermöglichen, zumindest: dafür Vor-

2 Vgl. bspw. Kuhn (1962/1996), Motterlini/Lakatos/Feyerabend (1999), Dewey (1938/2002).

aussetzungen zu schaffen. Doch was davon findet sich in der Soziologie? Poferl zitiert dazu Paul Feyerabend:

„Es ist nicht so, dass es Gebiete gibt, die ‚rein wissenschaftlich‘ sind, und andere Gebiete, die nichts anderes sein können als ‚reine Kunst‘, und dazwischen einen Bereich, in dem sich die beiden Dinge vermischen, sondern künstlerische Verfahren kommen überall in den Wissenschaften vor und besonders dort, wo neue und überraschende Entdeckungen gemacht werden.“ (Feyerabend 1984, S. 8)

Die Entwicklung der Kunst in der menschlichen Geschichte kann (auch) als permanente Arbeit an und Überwindung von je vorherrschenden Formen des Erlebens und Erfahrens von Naturen und Kulturen verstanden werden – weniger als Geschichte der permanenten Überbietung denn als Prozess der permanenten Irritation eingeschliffener Wahrnehmungsgewohnheiten. Zweifellos kann dies erkenntnisproduktiv geschehen. Dass auch die Soziologie historisch von der Vorstellungskraft einzelner Individuen (etwa der eingangs genannten Klassiker) und spezifischer Diskursgemeinschaften profitiert hat – wer möchte das bestreiten? Mit diesen Hinweisen auf die soziologische Vorstellungskraft nähern wir uns dem, was im Titel des vorliegenden Bandes als „soziologische Experimentalität“ benannt wurde.

Soziologische Experimentalität trifft hoffentlich den Grundgedanken der experimentierenden bzw. experimentellen Soziologie, von der Poferl (1999) mit Blick auf mögliche, weitreichende Veränderungen von Teilen soziologischer Wissenskulturen (Poferl/Keller 2015; Keller/Poferl 2018) spricht. „Experimentelle Soziologie“ verführt dazu, Harold Garfinkels Krisenexperimente zu assoziieren (Garfinkel 1967/2020), oder gar Formen einer laborbasierten Forschung im Sinne der experimentellen Psychologie oder der experimentellen Wirtschaftswissenschaft. Gemeint ist auch nicht die Einrichtung von „Reallaboren“, wie sie derzeit im anwendungsorientierten Versuch mit der Initiierung gesellschaftlicher Transformationen durch Sozialwissenschaften en vogue ist. Eher schon könnte von „Gesellschaft als Labor“ im Sinne von Wolfgang Krohn und Johannes Weyer (1990) gesprochen werden, wenn die dort vorgenommene Engführung auf Risikofragen vermieden wird. Dann kann „Gesellschaft als Experiment“ in den Blick kommen (Bösch/Groß/Krohn 2017). Gesellschaft im Selbstversuch ist sicherlich eine Gesellschaft im Labormodus – wobei das Labor eben die Welt ist, und kein isolierter, abgegrenzter, spezifisch konstituierter Ort.

Soziologische Experimentalität lässt sich in moderater Analogie zum Foucaultschen Begriff der „Gouvernementalität“ (Foucault 1978/2000) lesen. Er nutzte dieses Kunstwort, um spezifische Merkmale und Eigenschaften des individuellen oder kollektiven, staatlichen, institutionellen Regierens, oder besser: Führens der Handlungen Anderer und, in selbstreflexiver Wendung, des eige-

nen Handelns auf den Begriff zu bringen. Entsprechend bezeichnet soziologische *Experimentalität* demnach spezifische Merkmale und Eigenschaften von Wissenskulturen des soziologischen Denkens und Forschens, eine besondere Führung des soziologischen Erkenntnishandelns. *Experimentalität* im Sinne einer Haltung oder Eigenschaft impliziert ein soziologisches Arbeiten, das sich eher an Neubeschreibungen ausrichtet als am Sammeln von Belegen und Wiederholungen. Deswegen bezieht sich Pofelr in ihrem Plädoyer für soziologische Erfahrung auf Foucault:

„Eine Erfahrung ist etwas, aus dem man verändert hervorgeht. [...] Ich bin ein Experimentator in dem Sinne, daß ich schreibe, um mich selbst zu verändern und nicht mehr dasselbe zu denken wie zuvor.“ (Foucault 1978/1980/1996, S. 24)³

So wie die Kunst – und dennoch auch ganz anders – ist es dabei auf die Anerkennung von Diskursgemeinschaften und die Auseinandersetzung mit der Widerständigkeit sozial-materialer Phänomene, gesellschaftlicher „Naturen-Kulturen“ (Haraway 2003) angewiesen. Die besondere Kunstfertigkeit einer soziologischen Neubeschreibung besteht dann in den Argumenten, die sie zu mobilisieren vermag – ihre Taten sind schließlich das Wort-Werk und nicht, wie in der Kunst, der Gegenstand, die Installation, das Kunst-Werk. Es ist nicht ausgeschlossen, dass eine Neubeschreibung ihren Gegenstand selbst verändert. Doch muss der Gegenstand auch in irgendeiner Weise „kooperieren“. Wenn das nicht der Fall ist, entsteht keine Resonanzbeziehung. Als Beispiel für diese Form der *soziologischen Experimentalität* möchte ich die Begriffe der „Kosmopolitik des Alltags“, den Pofelr (2004) im Rahmen ihrer Dissertation vorgeschlagen hat, sowie der „Kosmopolitik des Sozialen“ heranziehen, den sie im Rahmen ihrer Soziologie der Menschenwürde entwickelt (Pofelr 2010, 2015, 2016, 2018, 2019, im Erscheinen).⁴ Darin verbindet Pofelr die Beck'sche Idee

3 Ein 2018 unter dem Titel „Experimentalität“ erschienenes Buch mit Interviewbeiträgen von Hans-Jörg Rheinberger (2018) illustriert diese Idee sehr prägnant. Bogusz (2018) rekonstruiert im Rückgriff auf den Pragmatismus (insbesondere Dewey) unter dem Titel „Experimentalismus und Soziologie“ den historischen Wandel der Soziologie von der „Krisen- zur Erfahrungswissenschaft“.

4 Stephen Toulmin (1990/1994, S. 116–119) diskutiert die Ursprünge des Begriffs der „Kosmopolis“ in den klassischen griechischen Ideen zur regelhaften Ordnung der Natur (Kosmos) und zur ebenso regelhaften politischen Ordnung der Gesellschaft (Polis). Bei den Stoikern wird beides zusammengeführt: „Alles in der Welt, so meinten sie, läßt auf diese oder jene Weise eine ‚Ordnung‘ erkennen, die die alles zusammenhaltende Vernunft ausdrückt. Gesellschaftliche und natürliche Regelhaftigkeiten sind beide nur Seiten der umfassenden *kosmos-polis* oder *Kosmopolis*.“ (Toulmin 1990/1994, S. 118; Hervorh. im Original) Toulmin formuliert dies im Kontext seines Plädoyers gegen die Moderne als Rationalisierungsmaschine und für eine Rückkehr zum Humanismus der Renaissance.

des „methodologischen Kosmopolitismus“ (Beck 2004), welche die Frage der Präsenz von Globalität und Andersheit in hier und jetzt konkreter Situationen sowie deren Erfassung durch die Sozialwissenschaften aufwirft, mit der vor allem von Isabelle Stengers skizzierten Idee der „Cosmopolitics“ als „Politiken des Kosmos“ (Stengers 1997/2010), die die unauflösbare Verwicklung von Naturen und Kulturen, eben „NaturenKulturen“ (im Sinne Haraways) betont und das Politische dieser Verflechtungen herausarbeitet. Beide Konzepte sind empirisch und zeitdiagnostisch. Sie halten sich weit entfernt vom normativen Kosmopolitismus der politischen Theorie und Philosophie. Pöferl expliziert die „Kosmopolitik des Alltags“ in der Verbindung der Ansätze von Beck und Stengers:

„[Die] Kosmopolitik des Alltags, wie sie hier am Beispiel der Ökologischen Frage begriffen werden kann, ist zum einen in ‚Bande‘ zwischen Natur und Gesellschaft [...] eingelassen und zum anderen durchaus von einer inneren Globalität durchzogen. [...] Würden moderne Gesellschaften erstens nicht um ihr Naturverhältnis ringen, wäre die Ökologische Frage zweitens nur lokal, also [...] exklusiv an einen physischen ‚Ort‘ und nicht an deterritorialisierte strukturelle und semantische ‚Räume‘ gebunden, gäbe es die hier verhandelten Probleme nicht; d. h. sie würden sich der gesellschaftlichen Selbstverständigung nicht in der Form stellen, wie sie es seitens des öffentlichen Diskurses unabweisbar tun. Inwieweit diese Natur-Gesellschafts-Bande und Formen innerer Globalität als kosmopolitische Voraussetzungen von Alltagspolitik jedoch subjektiv repräsentiert sind, ist eine andere Frage.“ (Pöferl 2004, S. 231 f.; Hervorh. im Original)

Entsprechend wirft der zweite Ausgangsbeitrag zum vorliegenden Band mit Blick auf den Klimawandel die Fragen auf:

„Welchen Beitrag können Wissenschaft und Kunst zur Erkundung einer kosmopolitischen Weiterfahrung, das heißt zur Erforschung menschlicher Naturbeziehungen und Natur-Gesellschaft-Verhältnisse unter dem Vorzeichen des Klimawandels, leisten? Welche Rolle spielt insbesondere, dass das Ereignis als solches der direkten, sinnlichen Wahrnehmung nicht zugänglich und auf Vermittlung angewiesen ist?“ (Pöferl 2014, S. 22)

„Kosmopolitik des Sozialen“ schließlich bedeutet die

„Einbeziehung des bislang Ausgeschlossenen, die etliche andere gesellschaftliche Taxonomien durchkreuzt und zur Aufhebung etablierter Unterscheidungen und Ordnungskonstruktionen veranlasst [...] Es handelt sich hierbei um Prozesse, die nicht nur zur Transformation, sondern auch zur Metamorphose von Moderne beitragen.“ (Pöferl 2019, S. 9 f.)

Der Universalismus der Menschenrechte und der Menschenwürde gelten ihr in diesem Sinne als Motor einer „institutionalisierten Kosmopolitisierung“ (Poferl 2019, S. 10).

2. Experimentelle Diskursivität

Das mit den vorangehenden Diskussionen aufgeworfene Denk- und Handlungsproblem der Justierung von Disziplin bzw. eines fachspezifisch diversen Bündels von Theorie, Methodologie und Methoden und sich (möglicherweise) verändernden Gegenständen möchte ich in einem zweiten Schritt nun mit Blick auf die seit längerem anhaltende Konjunktur der Diskursforschung erläutern.⁵ Es ist dabei nicht möglich, auf deren gesamte Breite einzugehen. Allerdings gehe ich davon aus, dass das, was ich hier vor allem mit Blick auf Anschlüsse an Michel Foucault diskutiere, letztlich für das gesamte Feld der *discourse studies* geltend gemacht werden kann (also auch für hegemonietheoretische Analysen u. a. mehr). Die zeitdiagnostische These, die ich dabei zunächst verfolge, lautet: Gegenwärtig leben wir in einer *weltgesellschaftlichen Phase experimenteller Diskursivität*. Kennzeichen dieser Phase ist die Auflösung der Diskursordnungen, die aus den gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen des globalen Westens hervorgegangen sind. Diese Auflösung zeigt sich auf ganz verschiedenen Ebenen bzw. in entsprechend verschiedenen Diskursarenen. Sie wird sowohl von kommunikationstechnologischen Entwicklungen wie auch von politischen Bewegungen vorangetrieben. Im Sinne der Eingangszeilen des vorliegenden Beitrages lässt sich das als gesellschaftliches Selbstexperiment, als Struktur- lage einer *experimentellen Diskursivität* begreifen. *Diskursivität* bezeichnet dabei die Grundbeobachtung der Diskursivierung aller gesellschaftlichen Handlungsbereiche. Das meint nicht, dass überall diskutiert wird (was ja häufig der Fall sein mag, häufig auch nicht), oder dass gar das bessere Argument sich durchsetzen kann oder möge (was vielleicht seltener der Fall ist). *Diskursivierung* bedeutet vielmehr eine spezifische Formgebung – die grundlegende Absicherung institutioneller und auch alltäglicher Problembearbeitung durch spezifische Ordnungen der Wissensproduktion und der Rechtfertigung dessen, was zu tun ist, in Gestalt *diskursiver Formationen*.

In Begriffen der Theorie reflexiver Modernisierung (Beck/Bonß/Lau 2001) lässt sich von *einfach-moderner* Diskursivität sprechen, um diejenigen Diskursordnungen zu bezeichnen, die ganz wesentlich im Europa des 16. bis 19. Jahrhunderts entstanden sind, und deren rationalistischer Ausprägung Stephen Toulmin (1990/1994) sein Buch widmete. Für Michel Foucault bildeten sie den

5 Ich stütze mich dabei auf Argumente aus Keller (2012, 2017, 2019, 2020a, 2020b).

Hauptgegenstand seiner diskursbezogenen Begriffsbildungen. Der Diagnose einer seit den 1960er Jahren anhebenden gesellschaftlichen Phase *reflexiver Modernisierung* entspricht die hier angenommene Strukturlage einer experimentellen Diskursivität, d. h. einer Verschiebung oder Transformation von Diskursformationen, aus der heraus neue Strukturierungen von Diskursen und deren „Ordnung“ (im Sinne von Foucault 1969/1988, 1972/1974) entstehen. Deren Fluchtpunkt ist noch nicht klar erkennbar. Deutlich sind aber die vielen, ganz unterschiedlichen Ansatzpunkte, an denen mit der alten Ordnung „experimentiert“ wird.

Historisch ist eine Situation experimenteller Diskursivität keineswegs neu. Bspw. lässt sie sich im vielfach beschriebenen Übergang zur Neuzeit an verschiedenen Phänomenen illustrieren, die einen vergleichbaren Bruch oder eine Transformation von Diskursordnungen hervorbrachten (vgl. Toulmin 1990/1994). Für die entstehende Sphäre bürgerlicher Öffentlichkeit hat das beispielsweise Jürgen Habermas (1961/1990) exemplarisch historisch rekonstruiert. Trotz vieler berechtigter Einwände und auch von ihm selbst gesehenen Relativierungen bleibt doch das Grundargument stichhaltig: Aus den damaligen Salons und Wohnzimmern heraus entfaltet sich eine Arena öffentlicher, politischer, zivilgesellschaftlicher Diskursivierungen, welche in der Folge zu einem konstitutiven Strukturmerkmal moderner Gesellschaften werden sollte. Für die Entfaltung der modernen Naturwissenschaften haben Shapin/Schaffer (1985) exemplarisch am Beispiel Boyles herausgearbeitet, wie sich dort die Idee eines Publikums von Augenzeugen konstituiert, das bis in die heutigen Peer-Review-Verfahren der Genese wissenschaftlicher Diskursordnungen zugrunde liegt. Bei beiden Entwicklungen, also sowohl der Genese einer bürgerlich-politischen Öffentlichkeit wie auch der Genese einer wissenschaftlichen Öffentlichkeit handelt es sich um tiefgreifende Erschütterungen und Transformationen der vormodernen kosmologisch-religiösen Diskursordnungen. Vergleichbar entwickelt sich mit der Konstitution parlamentarischer Demokratien und ihrer Parteien eine politische Arena der Diskurse. Religiöse Arena, gesellschaftliche (mediale) Öffentlichkeit, politische Arena, wissenschaftliche Arena – das sind strukturbildende Ankerplätze und Versammlungsorte für Diskursordnungen, welche in Prozessen gesellschaftlicher Modernisierung hervorgebracht werden.

Den genannten Institutionalisierungen diskursiver Strukturierungen lagen einerseits gesellschaftliche Anerkennungskämpfe unterschiedlichster Art zugrunde. Diese bezogen sich auf die Freiheit des Gedankengebrauchs, auf experimentierende Formen der Wissensproduktion oder auf politische Mitbestimmung. Sie richteten sich gegen kirchlich-weltliche Autoritäten und deren Denkvorherrschaft und Entscheidungsgewalt. Andererseits wurden die entsprechenden Prozesse durch kommunikationstechnologische Errungenschaften unterschiedlichster Art befördert, welche die gesellschaftliche Erreichbarkeit von Äußerungen im Raum ausdehnten und in der Zeit beschleunigten, und

damit sowohl die Fundamente einer Echtzeit-Gesellschaft legten wie auch frühe historische Formen von „Filterblasen“ und „Echokammern“ ermöglichten.

In letztlich wissenssoziologischer Perspektive wurden grundlegende Strukturierungen der neuen Diskursarenen mehrfach beschrieben. Bei Karl Marx und Friedrich Engels liegen die Organisation der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse und ihre bipolare Zweiteilung in Klassen den Wissens- und Diskursverhältnissen zugrunde. Max Weber sprach von den doch heterogenen Interessenslagen sozialer Klassen und von pluralen Wertbindungen, vor allem aber vom abendländischen Rationalisierungsprozess. Karl Mannheim diagnostizierte unterschiedliche gesellschaftliche Standorte als ursächlich für konkurrierende Weltanschauungen. Die historische Wissenschaftsforschung zeigte, wie wissenschaftliche Wissensproduktion mit Gemeinschaftsbildung, Hierarchie und Machtverhältnissen einherging. Michel Foucault schließlich beschrieb unterschiedliche Mechanismen, welche spezifische Strukturierungen wissenschaftlicher Diskursordnungen hervorbrachten. Zu letzteren zählten neben den berühmten „Epistemen“ insbesondere die Formationen der „Äußerungsmodalitäten“, ein Oberbegriff für unterschiedliche diskursstrukturierende Mechanismen innerhalb wissenschaftlicher Aussagefelder (etwa die Einrichtung von Institutionen der Wissensproduktion, bspw. Universitäten, von Disziplinen, die sich abgrenzen, von Gegenstandsbereichen u. a. m.). Dazu gehört auch die Ausrichtungen auf faktische Wahrheit bzw. Falschheit von Äußerungen, die Verknappung von Diskursteilnehmer*innen durch die Voraussetzung von Qualifikationen, über deren Vergabe eine Institution wacht (etwa akademische Grade), der Einsatz des Kommentars, der über gute und schlechte Beiträge richtet, das Prinzip des Autors u. a. mehr (Foucault 1969/1988, 1972/1974).

Gewiss sollten solche Rekonstruktionen unterschiedlicher Diskursformationen und ihrer Ordnungslogiken in erster Linie als Idealtypen gelesen werden. Im wirklichen gesellschaftlichen Geschehen bestanden immer mehr oder weniger starke Überlappungen und Einmischungen, entsprechend der jeweiligen Kräfteverhältnisse, politischen Gemengelagen u. a. mehr. Dennoch lassen sich im erwähnten Sinne „typisch moderne“ Diskursstrukturierungen rekonstruieren. Die Weiterprozessierung dieser dann doch eher „halbiert-modernen“ Diskursordnungen – hier im Sinne von Becks Diagnose der ersten Moderne als einer geschlechterbezogen „halbierten Moderne“, die für lange Zeit wesentliche Errungenschaften („Individualisierung“, politische Rechte) den Männern vorbehält – sah sich zwei grundlegenden Herausforderungen ausgesetzt. Die erste dieser Herausforderungen betrifft die Frage des Kreises der berechtigten Sprecher*innen. Die zweite Herausforderung betrifft die Wirkungen soziotechnischer Innovationen.

(1) Mit Karl Marx und Friedrich Engels, der historischen Frauenbewegung und mit Antonio Gramsci tauchte die Frage auf, ob auch die „Subalternen“ in den

gesellschaftlichen Diskursarenen angemessen partizipieren (dürfen, können).⁶ Diese Frage stellte sich zunächst vor allem dort, wo es um politische und bürgerlich-öffentliche Sphären ging. Arbeiterparteien und Arbeiterzeitschriften sind ein Ausdruck historischer Kämpfe um Anerkennung und Diskussionsbeteiligung, um die Möglichkeit, „eigene“ Diskursivierungen auf Dauer zu setzen und in die entsprechenden Arenen einzuspeisen. Wissenschaftliche Diskursordnungen blieben davon weitgehend unberührt – schließlich hatten sie (wie zunächst auch die bürgerliche Öffentlichkeit) ihre Rechtfertigung im (frei nach Jürgen Habermas) „zwanglosen Zwang des besseren Arguments“ in interessefreier Geselligkeit und dem Ideal des vernünftigen Rasonierens. Schon früh hatten die Frauenbewegungen und dann auch die feministische Wissenschaftsforschung darauf aufmerksam gemacht, wie weit hier Idee und Wirklichkeit auseinanderklafften (vgl. Honegger 1991; Schiebinger 1989/1993, 1993/1995). In ihren historischen Anerkennungskämpfen erstritten Frauen das Recht auf Beteiligung an politischen, öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussionen und Diskursarenen. In geringerem und durchaus unterschiedlichem Maße gelang ihnen das auch für die christlichen Religionen. Historisch-diagnostisch lässt sich allerdings festhalten, dass sowohl der Eintritt der Arbeiter*innen im Speziellen wie auch derjenige der Frauen insgesamt in die Diskursarenen nicht zu grundlegenden Transformationen von Diskursordnungen führten. Stattdessen ließe sich vielleicht eher von Einpassungen sprechen, von Anschlüssen und Übernahmen der bestehenden Ordnungskriterien bei gleichbleibenden Strukturierungsmerkmalen – der Kreis der möglichen Sprechenden wurde erweitert, die Regeln des Sagbaren blieben in Kraft.

In den 1960er und 1970er Jahren forderten weitere gesellschaftliche Kritikbewegungen unterschiedlichster Art die bestehenden Diskursordnungen heraus. Die Gegenkulturen und Revolten richteten sich nicht nur auf andere Lebensformen, sondern auch gegen das, was bspw. Ivan Illich (1977/1979) als „Entmündigung durch Experten“ beschrieb. Das „Busen-Attentat“ auf Theodor W. Adorno im Frankfurter Hörsaal im April 1969 ist ein exemplarisch verdichtetes Symbol dieses Protestes. „Adorno als Institution ist tot“, hieß es auf einem begleitenden Flugblatt.⁷ Mitte der 1970er Jahre diagnostizierte Jean-François Lyotard (1979/1986) die postmoderne Situation als eine, in der die großen Meta-Erzählungen der Moderne von Fortschritt, Vernunft, Emanzipation und Freiheit in zahlreiche „kleine Erzählungen“ zerfallen. Das „postmoderne Wissen“ sei demnach nicht mehr homogenisiert und großformatig geordnet, sondern zersplittert, fragmentiert – ein Produkt kleinerer Artikula-

6 Vgl. dazu auch Spivak (1988).

7 Vgl. dazu die Dokumentation auf <https://www.frankfurt-uni68.com/adorno-busenattentat>; (Abfrage 01.08.2020).

tionsgemeinschaften, die nicht länger einem übergreifenden Zusammenhang verpflichtet seien. Er sah darin einige Probleme, aber durchaus auch ein demokratisierendes Partizipationspotential. Eine weitere Konstellation mit diskursinterventionistischem Potential entstand mit der Unabhängigkeit ehemaliger Kolonien Europas und mit dem wirtschaftlichen und politischen Kräftepotential von Staaten in anderen Weltregionen – der Beginn der „Provinzialisierung Europas“ (Chakrabarty 2000/2010; für die wissenschaftliche Wissensproduktion z. B. Harding 2008).

Die gegenwärtigen Diskursordnungen werden durch weitere Prozesse neu sortiert. Dazu zählt die vergleichsweise offensive Rückkehr diktatorisch-autoritärer und häufig unmittelbar gewaltförmiger Diskurspolitiken von „oben“ (staatliche Diskurskontrollen) oder „unten“ (etwa in Gestalt rechtsextremer, religiös-fundamentalistischer oder identitätspolitisch-essentialisierender Interventionen) nicht nur in Bezug auf öffentlich-politische oder religiöse Diskurse, sondern auch auf wissenschaftliche Diskursproduktionen. Hier überlagern sich in einem merkwürdigen Mischverhältnis Strategien der Erweiterung von Diskursbeteiligungen mit deren Einhegung und Verknappung. Ein besonderes Merkmal ist der Anspruch, jeweils unterschiedlich definierten Anderen das Recht der Diskursbeteiligung abzusprechen, sofern von deren möglichen Äußerungen „Eigenes“ betroffen ist. Es handelt sich dabei um herrschaftskritisch ausgerichtete Diskurspolitiken der Erweiterung von Beteiligungen „über Umwege“ der Unterbrechung oder Ersetzung von bis hierher Sprechenden, die ihre Legitimation in einem spezifischen gesellschaftlichen Standort finden. Artikulation wird an die Bedingung „authentischer“ Erfahrung und Zugehörigkeit geknüpft.

(2) Neben diese Formen einer sozial-personalen Restrukturierung von Diskursordnungen spielen selbstverständlich in vielfacher Weise sozialtechnologische, insbesondere medientechnologische Entwicklungen in der gegenwärtigen experimentellen Diskursivität eine zentrale Rolle. Es wäre verfehlt, hier alleine eine „Technikfolge“ zu sehen. Viele der Nutzungsweisen und Möglichkeiten, welche die digitalen Medienvernetzungen bieten, bestanden bereits vorher. Sie erfuhren in erster Linie eine Beschleunigung und Erweiterung von Erreichbarkeit – was in Bezug auf Verstärkungsprozesse äußerst konsequenzenreich ist, wie am Beispiel der weltweit in Echtzeit grassierenden Verschwörungstheorien etwa zu Covid-19 festzustellen ist. Hinzu kommt die Aufmerksamkeitssteuerung durch Algorithmen, die zur Selbstverstärkung von begrenzt-intensivierenden Aufmerksamkeitskaskaden führen. Das geht einher mit reduzierten Aufmerksamkeitsspannen, die wiederum durch emotionalisierende, affekt- und effektheischende Beiträge maximal ausgenutzt werden sollen. Bildlichkeit überlagert in „Viskursen“ (Karin Knorr-Cetina) die Textform der Aussagen. Zudem können Diskursbeiträge durch Selbstautorisierung gestartet werden und „viral gehen“ –

mitunter genügt ein kleiner Link oder Tweet. Im Nebeneinander der digitalen Arenen sind die historisch aufgebauten Grenzen institutioneller Sphären und ihrer Bedeutungsproduktion wesentlich fließender, schwieriger zu erkennen, weniger trennscharf. Nur ein schneller Klick trennt die nächste Verschwörungstheorie vom neuesten virologischen Expertenpodcast. Das ungefilterte Nebeneinander von banalsten Selbstdarstellungen, Boulevardmeldungen und Experten*innenplattformen unterschiedlichster Provenienz verstärkt die *medial-diskursive Konfusion*.

Die vorangehend beschriebenen Prozesse stellen nicht in Frage, dass die digitale Vernetzung die weltweiten Diskursproduktionen ungemein befeuert und auch erweitert haben, sowohl was Themen wie auch Beteiligungen betrifft. Das von Herbert Marcuse in den 1960er Jahren im „Eindimensionalen Menschen“ festgestellte „closing of the universe of discourse“, die „Absperrung des Universums der Rede“ (Marcuse 1964/1967, S. 103–138), ist der *explosion of the universe of discourse* gewichen. Zwar ist wohl Adorno als Institution keineswegs so tot, wie das Ende der 1960er Jahre formuliert wurde, doch ist gleichzeitig die globale Erweiterung von Diskursbeteiligungen unbestreitbar.

Doch inwiefern tangieren die erwähnten Prozesse tatsächlich die ja noch bestehenden einfach-modernen Diskursformationen? Was würde es rechtfertigen, von einer Unordnung und Umordnung der modernen Diskursräume zu sprechen? Zeigen sich nicht vielmehr starke Beharrungsvermögen dieser historisch etablierten und separierten Diskursfelder?

Blickt man auf die Debatten und insbesondere Politiken zu Covid-19, dann ist dies zunächst sicherlich richtig: Trotz aller wohlfeilen Kritik an der Herrschaft der Expertisen sind sie doch ein eindrücklicher Beleg der nach wie vor weitreichenden und weitreichend stabilen gesellschaftlichen Rolle wissenschaftlicher Wissensproduktion. Trotz aller Widerspenstigkeit im Namen der individuellen Freiheit und der politischen Verschwörungstheorien lässt sich im Großen und Ganzen konstatieren, dass die Rationalität medizinischer Expertise zwar in Relation gesetzt wird zu derjenigen der ökonomischen Analyse oder sozialen bzw. gesellschaftlichen Folgenabschätzung. Doch folgen alle diese Diskursproduktionen den üblichen Produktionsweisen moderner Diskursformationen. Spielt es deswegen eine Rolle, ob „die Mehrheit der Bürger in den meisten Mitgliedsländern den Experten und Behörden nicht trauen“? (Ivan Krastev und Mark Leonard, zitiert nach Probst/Schnabel 2020, S. 25)

3. Kosmopolitische Diskursivität?

Wahrscheinlich existierte eine solche Expert*innenskepsis immer schon. Expert*innenkritik (von „links“) oder Intellektuellenkritik (von „rechts“ – die Arbeit tun bekanntlich die anderen, so Schelsky 1975) wurde jedenfalls auch vor

50 Jahren massiv formuliert. So ist gewiss die „Kritik der Leute“ (Vobruba 2019) medial präsent, doch als Ergebnis von Meinungsumfragen im Kontext massenmedialer Boulevardisierung nur begrenzt als Zeichen der Veränderung belastbar. Zweifellos hat die Digitalisierung und die Welt der „sozialen“ Medien die weltweite gesellschaftliche Kontaktaufnahme in Echtzeit ermöglicht – wenn auch nur zwischen all denen, die über entsprechende Apparate und Netze verfügen (was schon bei deutschen Schulen ein Problem sein kann). So kann die „Internationale“ der extremen Nationalisten sich ebenso global vernetzen wie die in Anerkennungskämpfe oder ökologische Kämpfe eingebundenen neuen sozialen Bewegungen. Die Zahl der Diskurs-Plattformen und Artikulationsmöglichkeiten ist rapide und enorm gestiegen. Insoweit ist gewiss eine historisch neuartige Landschaft der Diskursproduktionen entstanden, die über den schon erwähnten älteren Prozess der Erweiterung des Kreises berechtigter Diskursteilnehmer*innen hinausgeht. Doch inwiefern ließe sich das als Unordnung und Umordnung von Diskursen begreifen?

Es ist jedenfalls schwer einzuschätzen, ob aus solchen Prozessen der Erweiterung oder Entgrenzung von Teilnehmer*innen grundlegende Veränderungen von Diskursordnungen hervorgehen. Nach wie vor muss bspw. der Status der wissenschaftlichen Expertin, des wissenschaftlichen Experten durch überwiegend akademische Karriereverläufe erworben werden, ganz so, wie das Michel Foucault eben unter anderem erwähnte. Das gilt ähnlich für religiöse, politische, ökonomische Diskursformationen. Die deutlichste Verschiebung findet sich demgegenüber wahrscheinlich in den wie immer themenbezogen fragmentierten, vernetzten, gegeneinander abgeschotteten, einander überlagernden öffentlichen Diskursarenen. Prägend dafür sind vor allem die soziotechnisch entstandenen Äußerungsräume mit ihren in den Begriffen der „Meme“ oder des „Viral-Gehens“ dokumentierten, schwer einschätzbaren, ökonomisch zwar breit ausgebeuteten, institutionell aber selbst innerhalb der Reichweite diktatorischer Regime nur unter erheblichem Aufwand einhegbaren Artikulationsdynamiken. Es ist keineswegs ausgeschlossen, dass sich hier Veränderungen anbahnen, die längerfristig weitreichende Auswirkungen auf die Gesamtgestalt von Diskursordnungen haben können. Die gegenwärtig ganz unterschiedlichen rechtsextremistisch, religiös-fundamentalistisch oder identitätspolitisch, machtkritisch und anerkennungsbezogen begründeten Versuche, bestimmte politisch-öffentliche oder wissenschaftliche Aussageproduktionen zu verhindern, die nicht passfähig zur eigenen Diskursposition scheinen, könnten dafür Ausgangspunkte sein.

Die Diskursforschung hat für solche Fragen und Phänomene bislang wenig Sensibilität entwickelt. Das liegt zum Teil am schieren Umfang der Diskursdaten, deren Korpus-Analyse den Einschränkungen quantifizierender Methoden unterliegt, deren interpretative Analyse jedoch kaum mit der Dynamik der Diskursprozesse mithalten kann. Sie ist in diesem Sinne wohl durchaus ein

gutes Beispiel für geringe Experimentalität. Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (1994, S. 36) rekurrten auf Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ und forderten für die Soziologie einen „Möglichkeitssinn“, der an ihren „Wirklichkeitssinn“ anschließen solle.⁸ Bei Musil heißt es dazu:

„Wenn man gut durch geöffnete Türen kommen will, muß man die Tatsache achten, daß sie einen festen Rahmen haben: dieser Grundsatz, nach dem der alte Professor immer gelebt hatte, ist einfach eine Forderung des Wirklichkeitssinns. Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt, und niemand wird bezweifeln, daß er seine Daseinsberechtigung hat, dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann. Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehen; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.“ (Musil 1930/1978, S. 16)

Der Möglichkeitssinn kann einer soziologischen Vorstellungskraft und Experimentalität entsprechen, die ausgehend vom Wirklichen Möglichkeiten erkundet, zunächst gedanklich-theoretisch, dann empirisch-methodisch. Könnte es, müsste es in diesem Sinne eine *Experimentalität der Diskursforschung* geben, die ausgehend von den skizzierten Merkmalen einer gesellschaftlich statthabenden *experimentellen Diskursivität* Szenarien des Möglichen entwirft, aus denen heraus sie andere Forschungsfragen und -wege abzuleiten im Stande wäre?

Wenn man diese Frage nicht von Beginn an verneint, dann könnte etwa die Idee einer *kosmopolitischen Diskursivität* entsprechend gedacht und am Widerstand des Wirklichen erprobt werden.⁹ Ulrich Beck sprach in seinem letzten Buch von der Allgegenwart und damit auch Alltagsgegenwart „kosmopolitisierter Handlungsräume“ (Beck 2016/2017, S. 26 ff.). Wie oben erwähnt, meint dies nicht einen normativen Kosmopolitismus oder eine Diagnose elitärer, verklärter Lebensstile von „Kosmopoliten“. Vielmehr bringt es die *reale Globalität menschlicher Existenzweisen* auf den Begriff, unabhängig davon, ob dies auf der Ebene des Alltagswissens vergegenwärtigt ist. Und es meint, hier mit Angelika Pofperl über Beck hinausgehend, auch die Erweiterung dieser Eingebundenheit *über menschliche Existenzweisen* hinaus in die *materiale Gesamtheit von Existenzformen*.

8 Vgl. zur Wissenssoziologie des Möglichkeitssinns auch Pofperl/Schröer (2020).

9 Vgl. dazu auch Keller (2020c).

Beck hatte in seinen Arbeiten häufig zwei Möglichkeitsszenarien im Prozess reflexiver Modernisierung gesehen: eine fundamentalistische Re-Orientierung hin zum kontra-faktisch insistierenden „Weiter so“, zu identitär, politisch, religiös konfigurierten Wahlvergemeinschaftungen, die ihrer eigenen Sicherheitsfiktion oberste Priorität zugestehen. Und eine reflexiv-moderne Variante, die in der Lage wäre, mit den neuen Ungewissheiten und Weltzuständen „konstruktiv“ umzugehen. *Kosmopolitische Diskursivität* könnte in diesem Sinne eine Suchheuristik darstellen, welche Fragestellungen der Diskursforschung auf Vernetzungen und Implikationen von diskursiven Formationen jenseits nationaler Grenzen und Einhegungen auf spezifische Sprechende ausrichtet. Das bedeutet, in Diskursanalysen sowohl den durch den Begriff der NaturenKulturen aufgeworfenen Fragen nachzugehen, wie auch die Globalität von Diskursprozessen in den Vordergrund zu rücken. Vielleicht ist es das, was u. a. Sandra Harding (2008) mit ihren Hinweisen auf die Erweiterung von Diskursbeteiligungen adressierte. Kosmopolitische Diskursivität wäre in diesem Sinne als Forschungsprogramm zur Erkundung der „Andersheit von Wissenskulturen“ (Poferl/Keller 2018b) zu verstehen, oder besser, zur Erkundung dessen, was passiert, wenn eine solche Andersheit der Wissenskulturen in *kosmopolitiserten Diskursräumen* reale Wirkung entfaltet. Damit verbundene Fragen wären:

- „Wie stellt sich das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Wissenskulturen in Prozessen der Globalisierung und/oder Transnationalisierung dar? Welche Ereignisse markieren Grenzüberschreitungen und Verflechtungen? Inwiefern entsteht dabei globalisiertes oder transnationales Wissen? Was wären seine Merkmale? Wie werden Phänomene der ‚Andersheit‘ von Wissenskulturen bearbeitet oder erzeugt?
- In welchem Verhältnis stehen ‚andere‘ Epistemologien zu den Wissenskulturen des abendländischen Rationalismus? Welche Gemengelage entsteht aus den Kontakten und Anerkennungskonflikten in entsprechenden Begegnungen? Welches Weltwissen wird darin erzeugt, wie wirkt sich dies aus? Inwiefern sind damit Veränderungen der (sozial)wissenschaftlichen Wissenskulturen europäischer Prägung verbunden?
- Was macht wissenschaftliches Wissen im Unterschied zu nicht-wissenschaftlichem, z. B. religiösem, spirituellem, intuitivem, metaphysisch begründetem, ästhetischem und/oder erfahrungsbezogenen Wissen aus? Wie lassen sich Geltungsansprüche aufrechterhalten und rechtfertigen? Wie wird mit Grenzkonflikten zwischen wissenschaftlichem und nicht-wissenschaftlichem Wissen umgegangen?“ (Poferl/Keller 2018b, S. 418)

Die gegenwärtig präsenste Alternative dazu besteht in einer reflexiv-fundamentalistischen *exkludierenden Diskursivität*. Unter rechtfertigender Berufung auf eigene authentische Zugehörigkeit und notwendige Kritik an historischen Machtformationen bestehender Diskursarenen spricht sie „herrschenden“ Dis-

kursakteuren das Recht auf Diskursbeteiligung an bestimmten Sagbarkeitsfeldern ab. Sie riskiert damit, eine ganz andere Welt fragmentierter diskursiver Formationen hervorzubringen, als sie der Idee einer Kosmopolitik des Sozialen unterliegen. Auch das ist natürlich der Erforschung wert. Der Möglichkeitssinn, der unterschiedliche Szenarien entwirft, um sie erforschbar zu machen – und gewiss an der Widerständigkeit der empirischen Welt scheitern kann – enthält sich einer Vorabkonzentration auf wünschbare oder unerwünschte Phänomene, wenn er wissen will, was der Fall ist – oder sein könnte. Im Guten wie im Schlechten.

Literatur

- Bambhra, Gurinder (2007): *Rethinking Modernity: Postcolonialism and the Sociological Imagination*. Basingstoke: Palgrave
- Beck, Ulrich (2004): *Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beck, Ulrich (2016/2017): *Die Metamorphose der Welt*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Dies. (Hrsg.): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 10–39
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang/Lau, Christoph (2001): Theorie reflexiver Modernisierung. Fragestellungen, Hypothesen, Forschungsprogramme. In: Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.): *Die Modernisierung der Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 11–59
- Becker, Howard S. (2007/2019): *Erzählen über Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS
- Blumenberg, Hans (1981): *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bogusz, Tanja (2018): *Experimentalismus und Soziologie: Von der Krisen- zur Erfahrungswissenschaft*. Frankfurt a. M.: Campus
- Bösch, Stephan/Groß, Matthias/Krohn, Wolfgang (Hrsg.) (2017): *Experimentelle Gesellschaft: Das Experiment als wissenschaftsgesellschaftliches Dispositiv*. Baden-Baden: Nomos
- Chakrabarty, Dipesh (2000/2010): *Europa als Provinz. Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung*. Frankfurt a. M.: Campus
- Dewey, John (1938/2002): *Logik. Die Theorie der Forschung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Feyerabend, Paul (1984): *Wissenschaft als Kunst*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Foucault, Michel (1969/1988): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Foucault, Michel (1972/1974): *Die Ordnung des Diskurses*. München: Hanser
- Foucault, Michel (1978/1980/1996): *Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Duccio Trombadori*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Foucault, Michel (1978/2000): Die Gouvernementalität. In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hrsg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 41–67
- Garfinkel, Harold (1967/2020): *Studien zur Ethnomethodologie*. Frankfurt a. M.: Campus
- Habermas, Jürgen (1961/1990): *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

- Haraway, Donna J. (2003): *The Companion Species Manifesto: Dogs, People, and Significant Otherness*. Vol. 1. Chicago: Prickly Paradigm Press
- Harding, Sandra (2008): *Sciences from Below. Feminisms, Postcolonialities, and Modernities*. Durham: Duke University Press
- Honegger, Claudia (1991): *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750–1850*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Illich, Ivan (1977/1979): *Entmündigung durch Experten. Zur Kritik der Dienstleistungsberufe*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Keller, Reiner (2012): *Die Unordnung der Diskurse*. In: Wengenroth, Ulrich (Hrsg.): *Jenseits des Wissens? Weilerswist: Velbrück*, S. 23–55
- Keller, Reiner (2017): *Die kommunikative Destruktion der Wirklichkeit. Zur Wissens- und Diskurssoziologie des Postfaktischen*. Vortrag auf der Frühjahrstagung der Sektion Wissenssoziologie der DGS an der Universität Bayreuth, 4.–5. Mai 2017
- Keller, Reiner (2019): *Diskurs und Gewalt*. Abschlussvortrag auf der Tagung „Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit IV“, Universität Augsburg, März 2019: Augsburg
- Keller, Reiner (2020a): *Am Anfang war das Wort? Wenn Welten kollidieren*. In: Schnettler, Bernt/Szydlick, Thomas/Pach, Helen (Hrsg.): *Religiöse Kommunikation und weltanschauliches Wissen*. Wiesbaden. Springer VS, S. 35–58
- Keller, Reiner (2020b): *Ungewissheit. Die Umordnung der Diskurse im Zeitalter der kommunikativen Destruktion von Wirklichkeiten*. In: Dimbath, Oliver/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.) (2020): *Gewissheit. Verhandlungen des 3. Sektionskongresses der Sektion Wissenssoziologie*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa (im Erscheinen)
- Keller, Reiner (2020c): *Diskurskulturen der Gegenwart zwischen Absperrung und diskursiver Kosmopolitik*. In: Pilipets, Elena/Wieser, Matthias Wieser (Hrsg.): *Medienkultur als kritische Gesellschaftsanalyse*. Köln: Herbert von Halem Verlag, S. 173–190
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (Hrsg.) (2018): *Wissenskulturen der Soziologie*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa
- Krohn, Wolfgang/Weyer, Johannes (1990): *Die Gesellschaft als Labor. Risikotransformation und Risikokonstitution durch moderne Forschung*. In: Halfmann, Jost/Japp, Klaus P. (Hrsg.): *Risikante Entscheidungen und Katastrophenpotentiale*. Wiesbaden: VS, S. 89–122
- Kuhn, Thomas S. (1962/1996): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Lyotard, Jean-François (1979/1986): *Das postmoderne Wissen*. Wien: Passagen Verlag
- Marcuse, Herbert (1964/1967): *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand
- Mills, Charles W. (1959/2016): *Soziologische Phantasie*. Wiesbaden: Springer VS
- Motterlini, Matteo/Lakatos, Imre/Feyerabend, Paul (Hrsg.) (1999): *For and Against Method: Including Lakatos's Lectures on Scientific Method and the Lakatos-Feyerabend Correspondence*. Chicago: The University of Chicago Press
- Musil, Robert (1930/1978): *Der Mann ohne Eigenschaften*. Band 1. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Poferl, Angelika (1999): *Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive ‚experimenteller Soziologie‘*. In: *Soziale Welt* 50, H. 4, S. 363–372
- Poferl, Angelika (2004): *Die Kosmopolitik des Alltags. Zur Ökologischen Frage als Handlungsproblem*. Berlin: edition sigma

- Poferl, Angelika (2010): Jenseits der Solidarität? Globale Probleme und die kosmopolitische Konstitution von Sozialität. In: Beck, Ulrich/Poferl, Angelika (Hrsg.): Große Armut, großer Reichtum. Zur Transnationalisierung sozialer Ungleichheit. Berlin: Suhrkamp, S. 134–167
- Poferl, Angelika (2014): Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. In: Ebert, Johannes/Zell, Andrea (Hrsg.): Klima Kunst Kultur. Der Klimawandel in Kunst und Kulturwissenschaften. Göttingen: Steidl Verlag, in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut München, S. 16–28
- Poferl, Angelika (2015): „Gender“ und die Soziologie der Kosmopolitisierung. In: Kahlert, Heike/Weinbach, Christine (Hrsg.): Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Geschlechterforschung. Einladung zum Dialog, Wiesbaden: Springer VS, S. 127–151
- Poferl, Angelika (2016): Die Kosmopolitisierung von Sozialität und Subjektivität. Zur Wahrnehmung globaler Probleme im Rahmen einer Kultur der Menschenrechte. In: Böhle, Fritz/Schneider, Werner (Hrsg.): Subjekt – Handeln – Institution: Vergesellschaftung und Subjekt in der reflexiven Moderne. Weilerswist: Velbrück, S. 188–213
- Poferl, Angelika (2018): Cosmopolitan Entitlements. Human Rights and the Constitution of Human Beings as Human Rights Subjects. In: *Transnational Social Review* 8, H. 1, S. 79–92
- Poferl, Angelika (2019): Menschenwürde und Geschlecht. In: Burzan, Nicole (Hrsg.): Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018. 39. http://publikationen.sozioogie.de/index.php/kongressband_2018/article/view/1185 (Abfrage 1.8.2020)
- Poferl, Angelika (2020): Würde oder Humanität? Die Kosmopolitik des Sozialen. In: Holzinger, Markus/Römer, Oliver (Hrsg.): Soziologische Phantasie und politisches Gemeinwesen. Perspektiven einer Weiterführung der Soziologie Ulrich Becks. Sonderband der Sozialen Welt. Baden-Baden: Nomos [im Erscheinen]
- Poferl, Angelika/Keller, Reiner (2015): Wie und wozu forschen? Vom Sinn soziologischer Erkenntnisproduktion. In: Brosziewski, Achim/Maeder, Christoph/Nentwich, Julia (Hrsg.): Vom Sinn der Soziologie. Festschrift für Thomas Eberle. Wiesbaden: Springer VS, S. 137–152
- Poferl, Angelika/Keller, Reiner (2018a): Form und Feld. Soziologische Wissenskulturen zwischen diskursiver Strukturierung und erkenntnisorientiertem Handeln. In: Keller, Reiner/Poferl, Angelika (Hrsg.): Wissenskulturen der Soziologie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 18–39
- Poferl, Angelika/Keller, Reiner (2018b): Die ‚Andersheit‘ der Wissenskulturen. In: Angelika Poferl/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Wissensrelationen: Beiträge und Debatten zum 2. Sektionskongress der Wissenssoziologie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 418–420
- Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (2020): Das scheiternde Subjekt. Eine Wissenssoziologie des (Un-)Möglichkeitssinns. In: Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.): Kritik der Hermeneutischen Wissenssoziologie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 164–178
- Poferl, Angelika/Sznajder, Nathan (Hrsg.) (2004/2020): Ulrich Becks kosmopolitisches Projekt. Auf dem Weg in eine andere Soziologie. Baden-Baden: Nomos
- Probst, Maximilian/Schnabel, Ulrich (2020): Nichts ist in Stein gemeißelt. In: *DIE ZEIT*, H. 32, S. 25–26
- Rheinberger, Hans-Jörg (2018): Experimentalität. Hans-Jörg Rheinberger im Gespräch über Labor, Atelier und Archiv. Hamburg: Kadmos

- Schelsky, Helmut (1975): Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Schiebinger, Londa (1989/1993): Schöne Geister: Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft. Stuttgart: Klett-Cotta
- Schiebinger, Londa (1993/1995): Am Busen der Natur. Erkenntnis und Geschlecht in den Anfängen der Wissenschaft. Stuttgart: Klett-Cotta
- Shapin, Steven/Schaffer, Simon (1985): Leviathan and the Air-Pump: Hobbes, Boyle, and the Experimental Life. Princeton: Princeton University Press
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak? In: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Hrsg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Urbana: University of Illinois Press: Urbana, S. 271–313
- Stengers, Isabelle (1997/2010): Cosmopolitics. 2 Bände. Minneapolis: The University of Minnesota Press
- Toulmin, Stephen (1990/1994): Kosmopolis: Die unerkannten Aufgaben der Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Vobruba, Georg (2019): Die Kritik der Leute. Weinheim/Basel: Beltz Juventa

Experimentierfeld Männlichkeit

Alltagsweltliche und konzeptuelle Suchbewegungen

Michael Meuser

Vor 20 Jahren formulierte Angelika Poferl in einem programmatischen Aufsatz, in dem sie die Perspektive einer „experimentellen Soziologie“ entwirft, die These, „daß Gesellschaft selbst sich zunehmend als ein ‚Experiment‘, als Selbstversuch in der Bewältigung von Unsicherheit und Ungewißheit, von Komplexitäts-, Kontingenz- und Pluralitätserfahrungen darstellt.“ (Poferl 1999, S. 363) Poferl entfaltet ihre Argumentation vor dem Hintergrund der Theorie der reflexiven Modernisierung. In der zweiten, der reflexiven Moderne brechen Ulrich Beck (1993, S. 53) zufolge „die Dämme der alten Ordnung“. „Leben und Handeln in Ungewißheit [wird] zu einer Art Basiserfahrung.“ Besonders viele und starke ‚Dammbrüche‘ fanden in den letzten vier bis fünf Jahrzehnten im Bereich des Geschlechterverhältnisses statt. In einem Handbuchartikel, der das Verhältnis von Geschlechterforschung und Modernisierungstheorie behandelt, führt Poferl (2019, S. 277) die „Erschütterungen des Geschlechterverhältnisses“ auf den „Wandel weiblicher Lebenslagen, Lebensformen und Lebensweisen“ zurück. Der vorliegende Beitrag richtet den Blick auf den Wandel *männlicher* Lebenslagen, -formen und -weisen. Er geht der Frage nach, wie Männer in diese Erschütterungen einbezogen sind und wie sich dies in Männlichkeitsdiskursen sowie geschlechtertheoretischen Konzeptualisierungen von Männlichkeit niederschlägt.

Dass geschlechtlich konnotierte Unsicherheit zu einer Basiserfahrung (auch) von Männern und deren Bewältigung zu einer zentralen Herausforderung geworden ist, lässt sich an verschiedenen Indikatoren festmachen und auf unterschiedlichen Ebenen feststellen. Das Gemeinsame besteht darin, dass die Unsicherheitserfahrungen nicht nur, aber auch auf einen (drohenden) Verlust von Privilegien und Macht bezogen sind. Bereits 1997 bemerkt Pierre Bourdieu (1997, S. 226), „daß sich die männliche Herrschaft nicht mehr mit der Evidenz des Selbstverständlichen durchsetzt. Heute ist sie etwas, das man verteidigen oder rechtfertigen muß, etwas, wofür man sich verteidigen oder rechtfertigen muß.“ Sie existiert weiterhin, wie insbesondere die Forschung zu Geschlechterrelationen in Organisationen zeigt (vgl. Müller/Riegraf/Wilz 2013). Insofern sind hier „die Dämme der alten Ordnung“ (Beck 1993, S. 53) noch längst nicht

gebrochen. Sie wird aber zunehmend in Frage gestellt und als bedroht wahrgenommen. Mit den daran anschließenden Unsicherheitserfahrungen auf der Phänomenebene korrespondiert auf medialer Ebene der Diskurs einer Krise des Mannes bzw. der Männlichkeit, welcher den eher diffusen Erfahrungen von Verunsicherung eine Semantik zu deren Artikulation zur Seite stellt. Auf konzeptueller, geschlechter- bzw. männlichkeitstheoretischer Ebene drückt sich die Brüchigkeit der alten Ordnung in einer Vielzahl neuer, zum Teil vager, Männlichkeitsbegriffe aus, die der bisherigen Leitkategorie der hegemonialen Männlichkeit ihren Status streitig machen.

1. „Das kann halt auch super falsch rüberkommen.“ Relativierung tradierter Gewissheiten

In der ersten bzw. einfachen Moderne findet, so Pöferl (2019, S. 276), eine „Modernisierung der Tradition“ statt, während in der zweiten, reflexiven Moderne eine „Auf- und Ablösung klassischer Formationen des 19. und 20. Jahrhunderts“ erfolgt, mithin eine „Modernisierung der Industriegesellschaft“. Das für die Industriegesellschaft typische Männlichkeitskonstrukt bindet Männlichkeit eng, wenn nicht unauflöslich, an Beruf und Karriere (vgl. Meuser 2007, S. 33 ff.; Scholz 2012, S. 69 ff.). Es ist erwerbsarbeitsorientiert, und die industriegesellschaftliche Moderne hat dies durch institutionelle Arrangements wie die Trennung von Produktion und Reproduktion oder politisch gestützte Dominanz des männlichen Ernährermodells gesichert. Die familiäre Position des Mannes ist in der industriegesellschaftlichen Geschlechterordnung als Ernährer und Oberhaupt der Familie definiert. Damit ist auch sie hochgradig von der beruflichen Leistung des Mannes bestimmt, wie es in der von Parsons und Bales (1955, S. 14 f.) Mitte des 20. Jahrhunderts vorgenommenen Bestimmung der erwachsenen männlichen Geschlechtsrolle pointiert zum Ausdruck gebracht ist. Diese sei fundiert „in the occupational world, in his job and through it by his status-giving and income-earning functions for the family.“

Im Zuge des Wandels der Geschlechterverhältnisse und der Transformation der Erwerbsarbeit – zwei Entwicklungen, die wechselseitige Bezüge aufweisen (vgl. Lengersdorf/Meuser 2010) – brechen diese institutionellen Arrangements auf. Die geschlechtliche Segregation von Berufen verliert an Trennschärfe; insbesondere zahlreiche vormalige „Männerberufe“ haben ihre eindeutige geschlechtliche Konnotation eingebüßt. Grenzverwischungen erfolgen ferner hinsichtlich der Trennung der Sphären von Beruf und Familie. Vor allem bedingt durch die Digitalisierung der Arbeitswelt findet eine Verlagerung von (immer mehr) Erwerbsarbeit in den privaten Raum der Familie statt (u. a. in Gestalt von Telearbeit); mit der Folge, dass die vormals institutionell vorgegebenen Grenzen zwischen Erwerbstätigkeit und Familienzeit von den Familien-

mitgliedern im Binnenraum der Familie ausgehandelt werden müssen (vgl. Halford 2006). Die die Geschlechterordnung der bürgerlichen Gesellschaft bestimmende geschlechtliche Differenzierung von „male provider“ und „female homemaker“ wird mit dem postfordistischen Modell des „adult worker“ hinfällig (Aulenbacher/Riegraf/Völker 2015, S. 76; Walgenbach 2015, S. 30 ff.). Mit diesem Modell löst sich die geschlechtsspezifische Zuweisung von Erwerbsarbeit auf; Frauen wie Männer sind gleichermaßen aufgerufen, selbst für den eigenen Lebensunterhalt zu sorgen. Prekäre und diskontinuierliche Beschäftigungsverhältnisse kennzeichnen die Erwerbsverläufe nicht mehr nur einer Vielzahl von Frauen, sondern auch einer wachsenden Zahl von Männern. Die Zunahme atypischer Beschäftigungsverhältnisse und der Bedeutungsverlust des Normalarbeitsverhältnisses betreffen Frauen wie Männer. Vor dem Hintergrund der Zentralität von Erwerbsarbeit für das industriegesellschaftliche Männlichkeitskonstrukt ergeben sich gleichwohl Unterschiede hinsichtlich der geschlechtlich konnotierten Selbstverhältnisse. Kelan (2008, S. 1175 f.) zufolge hat die wachsende Unsicherheit von Erwerbsarbeit bei Männern stärkere Identitätsfolgen als bei Frauen (vgl. auch Kahlert/Kajatin 2004, S. 18).

Gleichwohl entfaltet das industriegesellschaftliche Männlichkeitskonstrukt weiterhin eine nicht geringe normative Kraft. Das erzeugt bei einer wachsenden Zahl von Männern Spannungen, Ambivalenzen und Herausforderungen. Ein Vergleich von Daten aus zwei im Abstand von ca. 25 Jahren durchgeführten Forschungsprojekten, in denen Gruppendiskussionen mit Männern geführt wurden, macht dies deutlich.¹ Dass in der Zeitspanne eines Vierteljahrhunderts nicht geringe Verschiebungen stattgefunden haben, zeigt sich insbesondere bei solchen Männern, die weitgehend in (noch) sicheren Beschäftigungsverhältnissen erwerbstätig sind. In den 1990er Jahren war bei diesen Männern noch ein hohes Maß an habitueller Sicherheit vorhanden. Habituelle Sicherheit meint, eine Wendung von Berger, Berger und Kellner (1987, S. 71) aufgreifend, einen „Zustand des unreflektierten ‚Zuhause-seins‘ in der sozialen Welt“. Sie beschreiben diesen Zustand folgendermaßen: „Wenn man in einer integrierten und intakten Welt lebt, kann man mit einem Minimum an Reflexionen auskommen. In solchen Fällen werden die Grundvoraussetzungen der sozialen Welt für

1 Beide Projekte wurden von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert. Das erste mit dem Titel „Kollektive Orientierungen von Männern im Wandel des Geschlechterverhältnisses“ wurde von 1993 bis 1997 an der Universität Bremen durchgeführt (Projektleitung: Rüdiger Lautmann und Michael Meuser; Projektmitarbeit: Cornelia Behnke, Rainer Hoffmann und Peter Loos), das zweite mit dem Titel „Neujustierung von Männlichkeiten. Auswirkungen der Transformation von Erwerbsarbeit und des Wandels von Geschlechterverhältnissen auf männliche Lebenslagen“ von 2016 bis 2019 an der TU Dortmund und der Universität Bielefeld (Projektleitung: Michael Meuser und Diana Lengersdorf; Projektmitarbeit: Diana Baumgarten, Patricia Lauterbach und Tanja Jecht).

selbstverständlich genommen und bleiben das in der Regel auch innerhalb des Lebenslaufes des einzelnen, jedenfalls der „normalen“ Individuen“ (Berger/Berger/Kellner 1987, S. 71). Für die Mehrzahl der Männer in gesicherten Beschäftigungsverhältnissen war ihre Existenz als Mann insofern etwas fraglos Gegebenes, als sie sich nicht veranlasst sahen, die Geschlechtlichkeit ihres Handelns zum Gegenstand einer Reflexion zu machen, und fraglos auch in dem Sinne, dass ihnen die überlieferten Ausdrucksformen des männlichen Habitus als etwas Selbstverständliches galten (vgl. Meuser 1998/2010, S. 197 ff.). Die fraglose Gültigkeit des qua Tradition Verbürgten dokumentiert sich z. B. in folgender, in einer Gruppe von Facharbeitern gegebenen, Begründung der Position des Mannes als Oberhaupt der Familie: „So ist es immer gewesen, und wieso soll ich das ändern“. Vor diesem Hintergrund ist es nachvollziehbar, dass Aufforderungen zur Reflexion der geschlechtlichen Dimension des eigenen Handelns häufig als irritierend und auch als Zumutung empfunden wurden. „Wir sind so in die Diskussion reingezogen worden, in die Tiefe, was wir normalerweise gar nicht machen“, heißt es in einer anderen Gruppendiskussion, was deutlich macht, dass eine derartige Reflexion jenseits lebenspraktischer Notwendigkeiten liegt. In einer weiteren Diskussion wird die Berechtigung des Ansinnens, über die eigene Geschlechtlichkeit zu reflektieren, in Frage gestellt:

Fm: Allein Ihre Fragestellung find ich schon nich in Ordnung (.) warum muss ich überhaupt nachdenken (.) dass ich Mann bin ich existiere äh ich bin in

Y1:

| Hm

Fm: meinem Beruf erfolgreich (.) ich hab noch nie darüber nachgedacht ob ich überhaupt stolz haben muss n Mann zu sein (.) die Frage hat sich mir überhaupt noch nicht gestellt

Am: Hast noch nie drüber nachgedacht?

Fm: Nö warum?

Obwohl recht vehement bestritten wird, dass das eigene Handeln geschlechtlich konnotiert ist, zeigt der Verweis auf den beruflichen Erfolg, worauf die selbstgewisse Existenz als Mann beruht: auf beruflicher Karriere. Dies ist freilich kein Resultat von Selbstreflexion, vielmehr dokumentiert sich darin die zentrale Bedeutung, die Beruf und Karriere für den traditionellen männlichen Habitus haben.

In den in dem aktuellen Forschungsprojekt geführten Gruppendiskussionen ist zwar das industriegesellschaftliche Männlichkeitskonzept bei der Mehrzahl der Männer in gesicherten Beschäftigungsverhältnissen weiterhin als positive Orientierungsfolie präsent, die Bezugnahme darauf erfolgt aber kaum noch mit der Fraglosigkeit wie in den Diskussionen 25 Jahre zuvor, und die Aufforderungen zur Reflexion werden nicht mehr als Zumutung wahrgenommen. In einer Gruppe von Männern, die in der Versicherungswirtschaft arbeiten, ist die

Position des Familienoberhaupts zwar unhintergebar mit der Existenz des Mannes gegeben: „Ja als Mann hat man natürlich ähm so Themen (.) wie äh Familienoberhaupt der Haupternährer“. Diese Positionierung erfährt jedoch sofort eine Relativierung durch ein anderes Gruppenmitglied:

Bm: Also ich finde ähm ich finde das man ähm ich mein das weicht sich sicherlich alles auf ähm ich sag mal die Stereotypen von Mann und Frau aber ich füh-ich persönlich fühle mich nach wie vor da (.) in so ne bestimmte Rolle auch reingepresst also das ist familiär so das hast du eben gesagt da ist man dann irgendwie offenbar im Wesentlichen ich überspitze jetzt äh der-der Ernährer der Geldbeschaffer.

Zum einen ist es diesen Männern bewusst, dass die tradierte Ordnung im Umbruch ist, dass sie „aufweicht“, zum anderen wird die traditionelle Positionszuschreibung als belastend empfunden. Im späteren Verlauf der Diskussion entwerfen diese Männer berufliche Ausstiegsphantasien, machen aber zugleich deutlich, dass sie diese nicht werden verwirklichen können. Gleichwohl ist die Selbstverortung im Rahmen des industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstrukts von relativierenden Einschränkungen begleitet. Sie wird brüchig. In einer Diskussion mit Polizisten führt ein Gruppenmitglied aus, es sei ihm wichtig, „meiner späteren Familie oder was weiß ich Sicherheit geben“ zu können und „dass ich dann sagen kann ja ok das Geld kommt nach Hause“, um im unmittelbaren Anschluss zu ergänzen: „Das hört [sich] vielleicht auch wie dieses klassische Rollenbild an das soll's aber gar nicht sein“. Im Wissen um einen gesellschaftlichen Geschlechterdiskurs, der die tradierten Zuschreibungen kritisiert, kann eine Verortung im „klassischen Rollenbild“ nur noch mit Vorbehalt vorgenommen werden. Die männliche Selbstverortung erfolgt zwar immer noch gemäß den tradierten Vorgaben, ihr fehlt aber die Mitte der 1990er Jahre noch stark präsen- te Fraglosigkeit. Der von Bourdieu konstatierte Rechtfertigungsdruck ist deutlich erkennbar. In einer weiteren Gruppe wird die Selbstbeschreibung als Ernährer der Familie mit der Warnung versehen: „Das kann halt auch super falsch rüberkommen“. Das traditionelle Selbstbild wird als etwas gesehen, für das man sich entschuldigen muss: „Tschuldigung ich habe ein recht konservatives Bild als Versorger der Familie“. Die Verteidigung des „klassischen Rollenbilds“ erfolgt aus einer defensiven Position heraus. Dieses Bild hat seine selbstverständliche Legitimität verloren.

Trotz dieses Legitimitätsverlusts bleibt das „klassische Rollenbild“ als Orientierungsfolie präsent und wirksam. Dies ist nicht nur dort der Fall, wo – wie in den zuvor berichteten Fällen – eine positive Bezugnahme auf dieses Bild erfolgt, sondern auch in Fällen einer expliziten Kritik und Ablehnung des mit diesem Bild verknüpften Verständnisses von Männlichkeit. Eine Gruppe von Kulturunternehmern distanziert sich von den traditionellen Männlichkeitszuschrei-

bungen, die, wie die Gruppenmitglieder bemerken, auch an sie herangetragen werden und an denen „man sich dann irgendwie abarbeitet“. In diesem Prozess des sich Abarbeitens werden sie allerdings immer wieder von der abgelehnten Männlichkeit gleichsam eingeholt, wie es ein Gruppenmitglied mit Blick auf seine Rolle als Vater erläutert:

Cm: Ja das mein ich ja auch das man feststellt dann-[...] dass Dinge von denen de selber eigentlich geglaubt hast das de sie äh- das du ne größere Distanz dazu hast oder dich davon mehr gelöst hast dass die in bestimmten Lebenssituationen dann *doch* auf dich *zurückkommen* und du erkennst *oh* ich bin da auch verstrickt in sig- diesen (.) *We:rten* und und und pf=Vorstellungen die eben kulturell so verankert sind und dann- isses sowas auch was wie genau: äh du hast ne Familie und jetzt denkst du auf einmal du musst- äh du musst dich da kümmern irgendwie oder du musst da sone aktive ((holt Luft)) äh:- Rolle einnehmen in dem Absichern von von der Lebenssituation oder so das hab ich schon gespürt ((holt Luft)) bei mir auch

Noch in der Negation macht sich die Hegemonie des Negierten geltend. Pofertl (1999, S. 368) zufolge experimentieren die gesellschaftlichen Akteure „mit nichts anderem als sich selbst und ihren gesellschaftlichen ‚Verhältnissen‘“, „ohne eine eindeutig vorgegebene ‚Versuchsanordnung‘“ (Herv. i. O.). Zumindest hinsichtlich der geschlechtlichen Positionierung von Männern wird das Experimentieren mit den eigenen gesellschaftlichen Verhältnissen dadurch erschwert, dass die für die industriegesellschaftliche Moderne vorgegebene „Versuchsanordnung“, die der „hegemonialen Männlichkeit“ (Connell 1987, 1995), als Anrufung weiterhin präsent ist. Hegemoniale Männlichkeit „guarantees (or is taken to guarantee) the dominant position of men and the subordination of women“ (Connell 1995, S. 77), und beinhaltet ferner eine doppelte (hetero- und homosoziale) Dominanzrelation: „‘Hegemonic masculinity’ is always constructed in relation to various subordinated masculinities as well as in relation to women.“ (Connell 1987, S. 183) Sie verknüpft Männlichkeit aufs Engste mit Erwerbsarbeit und Karriere. In diesem Rahmen ist die Figur des Ernährers der Familie ein zentrales Element industriegesellschaftlicher Männlichkeit.

Dieser Anrufung ist aber in wachsendem Maße eine weitere, neue Anrufung an die Seite gestellt, die sich auf die Rolle des Mannes im Binnenraum der Familie bezieht. Gefordert ist nicht mehr nur ein, durch die Erwirtschaftung des Haushaltseinkommens vollzogenes, Engagement *für* die Familie, sondern auch ein Engagement *in* der Familie, das sich vor allem in der Übernahme von Care-Arbeit ausdrückt (vgl. Meuser 2014). Von den Erwartungen an die Ernährerfunktion nicht entlastet, entwickelt sich eine neue Erfahrungsmodalität eines Getriebenseins in dem Sinne, „zu wenig Zeit für Beruf und Familie“ (Höyng

2012, S. 275) zu haben. Dies erzeugt vielfältige Suchbewegungen, macht Männlichkeit gleichsam zu einem Experimentierfeld, in dem (mindestens) zwei „Versuchsanordnungen“ zur Verfügung stehen, „hegemonic“ und „caring masculinity“, deren Verhältnis zueinander nicht geklärt ist und von denen die erste unter Druck geraten und die zweite in ihren Konturen noch sehr diffus ist. Dies erzeugt eine „Gemengelage“ von drohenden Verlusten alter Gewissheiten und tradierten Machtpositionen einerseits und unsicheren Gewinnen neuer Handlungsspielräume andererseits. Ein Ausdruck dieser Gemengelage ist der Diskurs einer Krise des Mannes bzw. der Männlichkeit.

2. Die „Krise des Mannes“. (Neu-)Verhandlung von Männlichkeit im Krisennarrativ²

In den Medien häufen sich seit Ende des 20. Jahrhunderts Berichte, die sich mit dem Wandel der Lage der Männer in der gegenwärtigen Gesellschaft befassen. Der Tenor der Berichte ist von einem Krisennarrativ bestimmt. Bereits 1997 titelt *Der Spiegel* in einem Special: „Der deutsche Mann – Vom Macho zur Memme“ (*Der Spiegel* special 7/1997). „Dem Mann steht das Wasser bis zum Hals“, diagnostiziert zwei Jahre später die *Brigitte* (*Brigitte* special 3/1999). 2008 liest man auf dem Titel des Heftes 26/2008 des *Spiegels* anlässlich des fünfzigsten Jahrestages der Verankerung des Prinzips der Gleichberechtigung der Geschlechter im Grundgesetz: „Fünfzig Jahre Emanzipation. Was vom Mann noch übrig ist“. Das zugehörige Titelbild zeigt einen nackten Mann, der ängstlich in die Kamera schaut und mit beiden Händen sein Geschlechtsteil bedeckt. Männern sind diesem Diskurs zufolge die tradierten Gewissheiten abhandengekommen, die alten Orientierungen greifen nicht mehr, was an deren Stelle treten könnte, ist offen: „Oh, Mann – Das starke Geschlecht sucht seine Rolle“, titelt *Der Spiegel* im Heft 1/2013.

Ein weiteres Merkmal dieses Diskurses ist ein Portrait des Mannes als jemanden, der vom sozialen Wandel gleichsam überrollt wird, der nicht mehr in der Lage ist, gesellschaftliche Entwicklungen zu steuern. Zu Beginn des Jahres 2014 erscheint *Die Zeit* mit dem Titel „Not am Mann“ (Nr. 2/2014). Männer, informiert der Untertitel, „halten mit dem gesellschaftlichen Wandel nicht Schritt“. Der Krisendiskurs lässt den Mann als Verlierer sowohl im Geschlechterkonflikt als auch als Modernisierungsverlierer erscheinen, die Frauen als die Gewinnerinnen. Dies vermittelt nachdrücklich der Bestseller der Journalistin Hanna Rosin (2013) „Das Ende der Männer und der Aufstieg der Frauen“.

2 Dieses Kapitel basiert auf einem an anderer Stelle publizierten Aufsatz (vgl. Meuser 2015).

Auch im Genre männlicher Selbstverständigungs- und Ratgeberliteratur ist der Krisentopos die Leitkategorie: „Die Krise, in die der Mann jetzt über die Krise seines Körpers, die Krise seiner Partnerschaft und die Krise in Wirtschaft und Gesellschaft gerät, ist nichts weniger als eine fundamentale Sinnkrise des Mannes von historischem Ausmaß, der kein Mann in dieser Zeit entgehen kann.“ (Betz 2012, S. 27) Das Krisenhafte gegenwärtiger männlicher Lebenslagen hat geradezu existentielle Ausmaße, die Krise erscheint als unvermeidbares Schicksal eines jeden Mannes. Dramatische Diagnosen finden sich in einer Männerforschung, die sich in Abgrenzung zum Feminismus positioniert. So sieht Walter Hollstein (2008, S. 10) unsere Gesellschaft von „Männerfeindlichkeit und Männerverachtung“ geprägt. Er weist auf „verheerende“ Folgen des Feminismus für das männliche Geschlecht hin (Hollstein 2008, S. 11). „Der zunehmende Machtverlust des männlichen Geschlechts“ ist ihm wie anderen „das deutlichste Anzeichen für eine Krise der Männlichkeit“ (Hollstein 2008, S. 21). Folgte man diesen Diagnosen, ergäbe sich als unvermeidbare Konsequenz, dass die Leitkategorie der sozial- und kulturwissenschaftlichen Männlichkeitsforschung, hegemoniale Männlichkeit, nicht mehr als adäquates Konzept zur Beschreibung und Analyse gegenwärtiger männlicher Lebenslagen taugt.

Diagnosen einer Krise des Mannes sind allerdings nichts Neues. Die historische Geschlechterforschung zeigt, dass es auch in früheren Jahrhunderten und im Laufe des 20. Jahrhunderts mehrfach eine Rede von der Krise des Mannes gegeben hat. Jürgen Martschukat (vgl. 2011, 2013, S. 240 ff., 263 ff.) hat dies für die USA der dreißiger sowie der vierziger und fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts ausführlich dargelegt. In den Dreißigern bestimmt die Gefährdung der Position des Familienernährers in Folge von Massenarbeitslosigkeit den Krisendiskurs, in den Vierzigern und Fünfzigern taucht ein Motiv auf, das auch im gegenwärtigen Krisendiskurs präsent ist: die „doppelte Last, Verdienener und fürsorglicher Vater sein zu müssen“ (Martschukat 2013, S. 283). Die historische Forschung zeigt: Immer dann, wenn tradierte und etablierte Positionen von Männern gefährdet sind, ist schnell das Krisennarrativ zur Hand. Insbesondere Verwerfungen im Feld der Erwerbsarbeit, z. B. durch Massenarbeitslosigkeit, evozieren Krisendiagnosen.

Lothar Böhnisch, dessen Einschätzung zufolge „Männerdiskurse – in den letzten einhundert Jahren – immer auch Krisendiskurse“ waren, betont den engen Zusammenhang von Krisendiagnosen und gesellschaftlichen Transformationsprozessen, „wie vor allem die Veränderungen im arbeitgesellschaftlichen System, in der Arbeitsteilung der Geschlechter und damit im Geschlechterverhältnis“ (Böhnisch 2018, S. 9). Die tradierte, auf Komplementarität beruhende (Anerkennungs-)Ordnung zwischen den Geschlechtern löst sich sowohl in der beruflichen als auch in der privaten Sphäre mehr und mehr auf. Für die Beschreibung dieser Entwicklungen und die Verständigung darüber offeriert

der Krisendiskurs eine spezifische Semantik. Der Wandel der Geschlechterverhältnisse stellt gewiss nicht nur Männer vor Herausforderungen. Es fällt aber auf, dass Herausforderungen und deren Bewältigung bei Männern, anders als bei Frauen, mehr als Leidens- und Krisengeschichte denn als Emanzipationsgeschichte erzählt werden. Hintergrund ist der drohende Verlust von Macht und Privilegien. Der Krisendiskurs stellt eine Semantik bereit, in der vielfach diffuse subjektive Veränderungserfahrungen, vor allem solche, die mit Verunsicherungen einhergehen, sprachfähig werden.

Zugleich enthält er die Aufforderung zur Gegensteuerung: „Durch die Krisendiagnose wird der Zustand vor der so genannten ‚Krise‘ als erstrebenswert beschrieben.“ (Martschukat 2011, S. 19) Krisendiagnosen halten dazu an, „Gegenmaßnahmen zu treffen, das System zu stabilisieren“ (Martschukat 2011, S. 32). Birgit Riegraf (2010, S. 101) zufolge wird hegemoniale Männlichkeit im Krisendiskurs neu ausgehandelt. Allerdings wird dadurch sichtbar, dass Hegemonie in sozialen Auseinandersetzungen ständig erneuert, verteidigt und modifiziert werden muss. Der Krisendiskurs macht (hegemoniale) Männlichkeit gleichsam reflexiv. Im Krisendiskurs kommt es zu einer reflexiven Verflüssigung des vormals fraglos Gegebenen. Männlichkeit wird von einer Vorgabe zu einer Gestaltungsaufgabe. Der Krisendiskurs modernisiert Männlichkeit, eine Männlichkeit, die sich der eigenen Grundlagen nicht mehr gewiss ist und deshalb einer diskursiven Verständigung darüber bedarf. Selbst wenn dieser Diskurs eine Retraditionalisierung von Männlichkeit bzw. eine Stärkung der gefährdeten Hegemonie erfolgreich betreiben sollte, wird er Männlichkeit nicht im Modus des Doxischen revitalisieren können. Die wieder erlangte männliche Souveränität hätte den Charakter des Orthodoxen, „die, was immer sie auch tun mag, den ursprünglich unschuldigen Zustand der Doxa nicht zu restaurieren vermag“ (Bourdieu 1979, S. 332), da sie „eine Kenntnis und Anerkennung der Möglichkeit von unterschiedlichen oder antagonistischen Überzeugungen mit einschließt.“ (Bourdieu 1979, S. 325) Anders als eine doxische Männlichkeit ist die orthodoxe anfechtbar, mithin nur begrenzt souverän.

Insoweit, als Krisenhaftigkeit eine für die Moderne grundlegende Erfahrung ist (vgl. Nassehi 2012, S. 44), wären die Männer mit dem Diskurs der Krise des Mannes endgültig, d. h. auch hinsichtlich ihres geschlechtlichen Selbstverhältnisses, in der Moderne angekommen; eine Rückkehr zu vormaligen Fraglosigkeiten wäre ihnen verstellt. Zu den Merkmalen, die moderne Existenzen kennzeichnen, gehört nicht zuletzt der Zwang, sich entscheiden zu müssen. So betrachtet, verbinden sich mit dem Diskurs einer Krise des Mannes durchaus unterschiedliche Optionen. Sie reichen von orthodoxen Retraditionalisierungsbemühungen bis zu Suchbewegungen, in denen versucht wird, neue, z. B. auf Care bezogene Männlichkeiten zu praktizieren. Beides kann durchaus gemeinsam auftreten. Auch wenn der Krisendiskurs die Funktion haben mag, als gefährdet wahrgenommene Männlichkeitspositionen zu stabilisieren, indem er

ein diffuses Unbehagen artikulierbar und damit bearbeitbar macht, so setzt er doch qua Diskursivierung Thematisierungspotentiale frei, die in Gestalt von Gegendiskursen eine die Stabilisierungsfunktion unterminierende Kraft entfalten.

3. Konzeptuelle Suchbewegungen: Vervielfältigung von Männlichkeitsbegriffen

Mit den Suchbewegungen im sozialen Alltag wie in den medialen Diskursen geht eine Diskussion auf (männlichkeits-)theoretischer Ebene einher, wie der Wandel der gesellschaftlichen Position des Mannes und der männlichen Selbstverhältnisse angemessen konzeptualisiert werden kann. Eine Vielzahl neuer Männlichkeitsbegriffe hat sich herausgebildet: Zur Auswahl stehen u. a. „alternative“, „hybrid“, „inclusive“, „caring“, „personalized“, „flexible“ masculinities etc. (vgl. Anderson/McCormack 2018, S. 555 ff.). Das Gemeinsame besteht darin, dass sie alle in Auseinandersetzung mit der (bisherigen) Leitkategorie der hegemonialen Männlichkeit gebildet werden. Man kann die „Blüte“ neuer Männlichkeitsbegriffe als einen Indikator begreifen, dass die Männlichkeitsforschung (wie die Geschlechterforschung generell) gefordert ist – und die Herausforderung angenommen hat –, nach der Angemessenheit von Kategorien und Konzepten zu fragen, die in einer Zeit entwickelt wurden, in welcher der Alltag von Männern noch wenig von „gender troubles“ berührt war und die männliche „Normalbiographie“ sich noch weitgehend in gesicherten Erwerbsverhältnissen vollziehen konnte.

Der theoretische (analytische) Gehalt der neuen Männlichkeitsbegriffe variiert beträchtlich. Die häufig verwendete Rede von „alternative masculinities“ verweist darauf, dass sich vor allem in empirischen Untersuchungen andere, sich von hegemonialer Männlichkeit unterscheidende, davon abgrenzende, auch dagegen opponierende Formen von Männlichkeit zeigen, die durch das Konzept nicht mehr hinreichend verstanden werden können (vgl. z. B. Buschmeyer 2013; Houston 2012). Die konzeptionelle Bestimmung dieser Dynamiken bleibt allerdings begrifflich unspezifisch bzw. benennt diese ex negativo als nicht-hegemonial. Manche der neuen Begriffe verstehen sich als Ergänzung zu Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit, z. B. das von Jon Swain (2006) vorgeschlagene der „personalized masculinity“, andere als einen Gegenentwurf, wie „caring masculinities“ (Elliott 2016; Heilmann/Scholz 2017) und insbesondere „inclusive masculinity“ (Anderson 2009; Anderson/McCormack 2018). Diese beiden Begriffe sind neben dem der hegemonialen Männlichkeit die gegenwärtig am meisten diskutierten Männlichkeitstypen.

„Inclusive masculinity“ sei, so Eric Anderson und Mark McCormack (2018), besser als das Konzept der hegemonialen Männlichkeit geeignet, ge-

genwärtige Männlichkeitskonstruktionen und deren Wandel zu beschreiben. Der Wandel, den sie fokussieren, ist die veränderte, in Richtung Akzeptanz tendierende Haltung zu Homosexualität. Eine Hierarchisierung von Männlichkeiten, wie sie das Konzept der hegemonialen Männlichkeit annimmt, begreifen sie als ein Merkmal „homohysterischer Kulturen“: „The theory contends that in homohysterical cultures, men’s behaviors are severely restricted, and archetypes of masculinity are stratified, hierarchically, with one hegemonic form of masculinity being culturally exalted.“ (Anderson/McCormack 2018, S. 548) Im Zuge abnehmender Homophobie vollziehe sich ein tiefgreifender Wandel von Männlichkeiten dergestalt, „that the stratifications of men become less hierarchical, and that more diverse forms of masculinity become more evenly esteemed.“ (Anderson/McCormack 2018, S. 548) Non-konforme Männlichkeiten würden in geringerem Maße reguliert. Hegemoniale Männlichkeit stellt nach diesem Verständnis nicht mehr die einzig legitime Form von Männlichkeit dar. Im Sinne wachsender Diversität oder auch der Rede von einer „Multioptionsgesellschaft“ (Gross 1994) nimmt Anderson eine harmonische Koexistenz multipler Männlichkeiten an: „multiple masculinities exist harmoniously“ (Anderson 2011, S. 254). In modernisierungstheoretischer Terminologie ließe sich von einer Optionensteigerung sprechen; „inclusive masculinity“ wäre demgemäß Ausdruck einer Modernisierung von Männlichkeit.

Der andere gegenwärtig stark diskutierte Begriff der „caring masculinities“ ist vornehmlich auf die wachsende Beteiligung von Männern an Kinderbetreuung und Familienarbeit bezogen (vgl. z. B. Scambor/Wojnicka/Bergmann 2013, S. 4). Der Begriff hat zudem Eingang gefunden in geschlechterpolitische Diskussionen der EU über den Beitrag, den Männer für eine Realisierung von Geschlechtergleichheit leisten können (vgl. Ruby/Scholz 2018; Scambor/Wojnicka/Bergmann 2013). „Caring masculinity“ wird als „counterpart to hegemonic masculinity“ verstanden, „based on men as involved fathers instead of breadwinners“ (Scambor/Wojnicka/Bergmann 2013, S. 3). Ein weiter gefasstes Verständnis von caring masculinities liegt vor, wenn neben der Sorge für Kinder und andere Familienmitglieder (Partner, Eltern) die Sorge um Freunde und Selbstsorge einbezogen werden (vgl. z. B. Gärtner/Schwerma/Beier 2007, S. 5).

Karla Elliott (2016) hat einen Begriff von „caring masculinities“ vorgelegt, der diese Form von Männlichkeit als einen konsistenten Identitätsentwurf konzipiert. Ihr Beitrag hat diesen Begriff zu einem Topos der Theoriediskussion in der Männlichkeitsforschung gemacht. Zum einen bezieht sie sich in empirischer Perspektive auf veränderte Care-Praktiken von Männern, zum anderen orientiert sie sich an feministischen Theorien von Sorgearbeit und einer moralphilosophisch begründeten „ethic of care“. Elliott (2016, S. 241) zufolge kennzeichnen caring masculinities eine „rejection of dominance“ und eine „incorporation of values of care into masculine identities“. Nach ihrem Begriffsverständnis kann von „caring masculinities“ nur dann die Rede sein, wenn sowohl

eine Abgrenzung von hegemonialer Männlichkeit als auch eine, über eine – wie häufig auch immer erfolgende – Beteiligung an Sorgearbeiten hinausgehende Bedeutungsaufwertung von Sorgearbeit als zentrales Element männlicher Identitätsbildung gegeben ist. Caring masculinities erfährt damit eine normative Konnotation im Sinne einer „gender equality intervention“ (Elliott 2016, S. 243). Die wachsende Beteiligung von Männern z. B. an der Kinderbetreuung alleine wäre mithin noch nicht als Zeichen von caring masculinities zu deuten. Erforderlich sei ein „ethos of affective, relational, nondominating care“ (Elliott 2016, S. 254). Die damit hergestellte „relational responsibility“ (Elliott 2016, S. 249) mache caring masculinities zur Antithese hegemonialer Männlichkeit. „The ‚responsibility‘ is for looking after a young life rather than for bringing home a family wage.“ (Elliott 2016, S. 253)

Es ist hier nicht der Ort, um eine (ausführliche) Diskussion über die Adäquanz, die Stringenz und den theoretischen Gehalt der Begriffe der „inclusive“ und der „caring masculinities“ (wie auch anderer neuer Männlichkeitsbegriffe) zu führen. So ist es sehr umstritten, ob die wachsende Akzeptanz von Homosexualität eine fundamentale begriffliche Neuorientierung der Männlichkeitsforschung – unter der Kategorie der „inclusive masculinity“ – erfordert oder ob *lediglich* eine Inklusion (bestimmter Formen) von Homosexualität in das hegemoniale Projekt stattfindet. In konzeptioneller Hinsicht ist es problematisch, einen Begriff von Männlichkeit zu formulieren, der sich allein auf die sozialen Dynamiken zwischen Männern und Männlichkeiten bezieht, ohne dies mit einer Analyse der (Reproduktion von Ungleichheit) von Männern und Frauen zu verknüpfen (vgl. z. B. de Boise 2015; O’Neill 2015). Ebenso sind starke Zweifel an Elliotts emphatisch-normativen Begriffsverständnis von „caring masculinities“ angebracht. Ihm liegt eine idealisierende Charakterisierung von Sorgebeziehungen zugrunde. Diese „sind nicht selten, wenn nicht überwiegend, hierarchisch strukturiert.“ (Lengersdorf/Meuser 2019, S. 106)

4. Schlussbemerkung

Trotz nicht geringer, hier nur angedeuteter konzeptueller Vorbehalte sind die neuen Männlichkeitsbegriffe soziologisch instruktiv. Sie verweisen darauf, dass sich das Spektrum legitimer Männlichkeiten erweitert hat und u. a. väterliche Sorgeverantwortung oder bestimmte Formen von homosexueller Männlichkeit Eingang in dieses Spektrum gefunden haben. Insoweit lassen sich diese Begriffe als Indikatoren dafür lesen, dass Männlichkeit zu einem Experimentierfeld geworden ist. Sie reflektieren gewissermaßen auf theoretisch-begrifflicher Ebene, dass Männlichkeit Teil des von Pofers (1999) konstatierten gesellschaftlichen Selbstversuchs in der Bewältigung von Komplexitäts- und Pluralitätserfahrungen ist. Man kann die begriffliche Vielfalt als ein theoriesprachliches

Experimentieren begreifen und als Dokument dafür, dass die Theorie nicht mehr so recht weiß, wie sie ihren Gegenstand begrifflich adäquat fassen soll.

Auch das Konzept der hegemonialen Männlichkeit kennt eine Pluralität von Männlichkeiten: neben der hegemonialen führt Connell (1995, S. 76 ff.) kompliziertere, untergeordnete und marginalisierte Männlichkeiten an. Gleichwohl steht es insofern für eine eindeutige Versuchsanordnung, als die nicht-hegemonialen Männlichkeiten in einer klaren hierarchischen Relation zur hegemonialen Männlichkeit als legitimer Form von Männlichkeit stehen. Die Pluralität der neuen Männlichkeitsbegriffe verweist hingegen darauf, dass die Hegemonie dieser Versuchsanordnung sowohl in der alltäglichen Geschlechterpraxis als auch auf der Ebene der diese Praxis reflektierenden Konzeptualisierung von Männlichkeit(-en) brüchig geworden ist. Diese Brüchigkeit zeigt sich inzwischen auch in dem intermediären (Experten-)System der Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse in die alltägliche Lebenspraxis. Die American Psychological Association konstatiert in ihren 2019 formulierten „first-ever guidelines for practices with men and boys“ bspw., „that traditional masculinity – marked by stoicism, competitiveness, dominance and aggression – is, on the whole, harmful.“ (Pappas 2019) Damit ist der traditionellen Versuchsanordnung der Männlichkeit gleichsam wissenschaftlich die Grundlage entzogen. Wer sich weiterhin an sie hält, muss dies gegen „wissenschaftlich verbürgte“ Evidenzen tun – und sieht sich genötigt, wie in den oben zitierten Gruppendiskussionspassagen sichtbar wird, sich dafür entschuldigen.

Literatur

- Anderson, Eris (2009): *Inclusive Masculinity: The Changing Nature of Masculinities*. New York: Routledge
- Anderson, Eric (2011): *Updating the Outcome: Gay Athletes, Straight Teams, and Coming Out in Educationally Based Sport Team*. In: *Gender & Society* 25, H. 2, S. 250–268
- Anderson, Eric/McCormack, Mark (2018): *Inclusive Masculinity Theory: Overview, Reflection and Refinement*. In: *Journal of Gender Studies* 27, H. 5, S. 547–561
- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit/Völker, Susanne (2015): *Feministische Kapitalismuskritik. Einstiege in bedeutende Forschungsfelder*. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Beck, Ulrich (1993): *Die Erfindung des Politischen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Berger, Peter L./Berger, Brigitte/Kellner, Hansfried (1987): *Das Unbehagen in der Modernität*. Frankfurt a. M.: Campus
- Betz, Robert (2012): *So wird der Mann ein Mann! Wie Männer wieder Freude am Mann-Sein finden*. 4. Auflage. München: Integral
- Böhnisch, Lothar (2018): *Der modularisierte Mann. Eine Sozialtheorie der Männlichkeit*. Bielefeld: transcript
- Bourdieu, Pierre (1979): *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

- Bourdieu, Pierre (1997): Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 218–230
- Buschmeyer, Anna (2013): The Construction of “Alternative Masculinity” among Men in the Childcare Profession. In: *International Review of Sociology* 23, H. 2, S. 290–309
- Connell, R. W. (1987): *Gender and Power: Society, the Person and Sexual Politics*. Cambridge: Polity Press
- Connell, R. W. (1995): *Masculinities*. Cambridge: Polity Press
- De Boise, Sam (2015): “I’m Not Homophobic, I’ve Got Gay Friends”: Evaluating the Validity of Inclusive Masculinity. In: *Men and Masculinities* 18, H. 3, S. 318–339
- Elliott, Karla (2016): Caring Masculinities: Theorizing an Emerging Concept. In: *Men and Masculinities* 19, H. 3, S. 240–259
- Gärtner, Marc/Schwerma, Klaus/Beier, Stefan (2007): *Fostering Caring Masculinities*. Berlin: dissens
- Gross, Peter (1994): *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Halford, Susan (2006): Collapsing the Boundaries?: Fatherhood, Organization and Home-Working. In: *Gender, Work and Organization* 13, H. 4, S. 383–402
- Heilmann, Andreas/Scholz, Sylka (2017): Caring Masculinities – gesellschaftliche Transformationspotentiale fürsorglicher Männlichkeiten? In: *Feministische Studien* 35, H. 2, S. 349–357
- Höyng, Stephan (2012): Getriebene – zu wenig Zeit für Beruf und Familie. In: Prömper, Hans/Jansen, Mechthild M./Ruffing, Andreas (Hrsg.): *Männer unter Druck. Ein Themenbuch*. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 275–307
- Hollstein, Walter (2008): *Was vom Manne übrig blieb. Krise und Zukunft des „starken“ Geschlechts*. Berlin: Aufbau
- Houston, Taylor Martin (2012): The Homosocial Construction of Alternative Masculinities. In: *The Journal of Men’s Studies* 20, H. 2, S. 158–175
- Kahlert, Heike/Kajatin, Claudia (2004): Entgrenzung, Beschleunigung, Vernetzung – Auf dem Weg ins Informationszeitalter. In: Dies. (Hrsg.): *Arbeit und Vernetzung im Informationszeitalter. Wie neue Technologien die Geschlechterverhältnisse verändern*. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 9–32
- Kelan, Elisabeth (2008): Gender, Risk and Employment Insecurity: The Masculine Breadwinner Subtext. In: *Human Relations* 61, H. 9, S. 1171–1202
- Lengersdorf, Diana/Meuser, Michael (2010): Wandel von Arbeit – Wandel von Männlichkeiten. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 35, 2, S. 89–103
- Lengersdorf, Diana/Meuser, Michael (2019): Leistungsbereit und fürsorgend? Zum Konzept der Caring Masculinities. In: Scholz, Sylka/Heilmann, Andreas (Hrsg.): *Caring Masculinities? Möglichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften*. München: oekom, S. 97–108
- Martschukat, Jürgen (2011): „I relinquished power in the family“: Von Männlichkeits-, Sozial- und Wirtschaftskrisen in den 1930er Jahren. In: Bereswill, Mechthild/Neuber, Anke (Hrsg.): *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 18–36
- Martschukat, Jürgen (2013): *Die Ordnung des Sozialen. Väter und Familien in der amerikanischen Geschichte seit 1970*. Frankfurt a. M./New York: Campus
- Meuser, Michael (2007): *Herausforderungen. Männlichkeit im Wandel der Geschlechterverhältnisse*. Köln: Rüdiger Köppe Verlag

- Meuser, Michael (1998/2010): *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. 3. Auflage. Wiesbaden: Springer VS
- Meuser, Michael (2014): *Care und Männlichkeit in modernen Gesellschaften – Grundlegende Überlegungen illustriert am Beispiel involvierter Vaterschaft*. In: Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit/Theobald, Hildegard (Hrsg.): *Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime – Care: Work, Relations, Regimes. Soziale Welt. Sonderband 20*. Baden-Baden: Nomos, S. 159–174
- Meuser, Michael (2015): *Hegemoniale Männlichkeit im Niedergang? Anmerkungen zum Diskurs der Krise des Mannes*. In: Mahs, Claudia/Rendtorff, Barbara/Warmuth, Anne (Hrsg.): *Betonen – Ignorieren – Gegensteuern? Zum pädagogischen Umgang mit Geschlechtstypiken*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 93–105
- Müller, Ursula/Riegraf, Birgit/Wilz, Sylvia M. (Hrsg.) (2013): *Geschlecht und Organisation*. Wiesbaden: Springer VS
- Nassehi, Armin (2012): *Der Ausnahmezustand als Normalfall. Modernität als Krise*. In: Ders. (Hrsg.): *Kursbuch 170: Krisen lieben*. Hamburg: Murmann, S. 34–49
- O’Neill, Rachel (2015): *Whither Critical Masculinities Studies? Notes on Inclusive Masculinity Theory, Postfeminism, and Sexual Politics*. In: *Men and Masculinities* 18, H. 1, S. 100–120
- Pappas, Stephanie (2019): *APA First-ever Guidelines for Practices with Men and Boys*. www.apa.org/monitor/2019/01/ce-corner (Abfrage: 14.01.2020)
- Parsons, Talcott/Bales, Robert F. (1955): *Family, Socialization and Interaction Process*, London: Routledge
- Poferl, Angelika (1999): *Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive ‚experimenteller Soziologie‘*. In: *Soziale Welt* 50, H. 4, S. 363–372
- Poferl, Angelika (2019): *Modernisierung und Individualisierung: Geschlechterverhältnisse in der zweiten Moderne*. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Bd. 1. Wiesbaden: Springer VS, S. 273–282
- Riegraf, Birgit (2010): *Hegemoniale Männlichkeit und Krise. Eine Auseinandersetzung mit Krisenbegrifflichkeiten*. In: *Erwägen, Wissen, Ethik (EWE)* 21, H. 3, S. 387–389
- Rosin, Hanna (2013): *Das Ende der Männer und der Aufstieg der Frauen*. Berlin: Berlin Verlag
- Ruby, Sophie/Scholz, Sylka (2018): *Care, Care Work and the Struggle for a Careful World from the Perspective of the Sociology of Masculinities*. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 43, H. 1, S. 73–83
- Scambor, Elli/Wojnicka, Katarzyna/Bergmann, Nadja (Hrsg.) (2013): *The Role of Men in Gender Equality – European Strategies and Insights*. Luxembourg: European Union
- Scholz, Sylka (2012): *Männlichkeitssoziologie. Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland*. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Swain, Jon (2006): *Reflections on Patterns of Masculinity in School Settings*. In: *Men and Masculinities* 8, H. 3, S. 331–349
- Walgenbach, Katharina (2015): *Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen*. In: Dies./Stach, Anna (Hrsg.): *Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen*. Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich, S. 21–50

Professionelle Kompetenz im Wandel

Die Verunsicherung von Wissen(-den) und ein möglicher Ausweg aus der Krise der Professionalität¹

Michaela Pfadenhauer

Hermann Lübbe zufolge ist eine Gesellschaft dann verwissenschaftlicht, wenn die Annahmen über die Wirklichkeit, die wir unseren Handlungen und den ihnen vorausgehenden Entscheidungen zugrunde legen, „nicht mehr unserer Gemeinerfahrung entstammen, vielmehr Produkte auspezialisierter Erkenntnispraxis, näherhin Hervorbringungen institutionell verselbständigter Wissenschaftspraxis sind.“ (Lübbe 1990, S. 77) Damit könnte man fast an die Realisierung der Comte’schen Utopie eines (positivistisch) wissenschaftlichen Zeitalters glauben, in der Wissenschaft zur tragenden Institution geworden ist, die definiert, was gesellschaftlich als Wissen gilt. Die Entwicklung ist allerdings nicht bei einem Elitenkreislauf von Angehörigen der geistlichen Berufe (Priesterschaft, Theologie) zur Repräsentanz von Wissenschaft und Expertise stehen geblieben; vielmehr werden gewissermaßen alle zu Experten (nicht nur ihres Alltags).² Zu konstatieren ist also ein paradoxer Effekt: Einerseits wird Wissen bedeutsamer, andererseits vollzieht sich eine zunehmende Entdifferenzierung von Wissenswertem und eine Unterbestimmung von Wissensgeltungen. Während Wissen für die gesellschaftliche Zukunft immer wichtiger zu werden scheint, erodieren zugleich seine „Horte“ immer mehr und werden seine Bestände fluider.

Schon im Hinblick auf die „Wissensgesellschaft“ ist die „experimentelle Methode“ (Krohn 2000) betont worden. Es steht zu erwarten, dass die am (Noch-)Nicht-Wissen ansetzenden Überlegungen zum „Realexperiment“ (Groß/Hoffmann-Riem/Krohn 2005) in der (Bewältigung der) aktuellen (Corona-) Situation wiederaufgelegt werden, da derzeit nicht mehr nur wir Sozialwissen-

1 Für kritische Nachfragen und Ergänzungen meiner professionssoziologischen Überlegungen, die sich insbesondere in den Fußnoten niederschlagen, danke ich Christopher Schlembach.

2 Dies allerdings nur für einen sehr begrenzten Bereich und häufig nur in Gestalt von Spezialistentum, d. h. mit Detail- aber nicht Überblickswissen und ohne Letztverantwortung für die Entscheidungen in diesem Bereich (vgl. Pfadenhauer 2020a).

schaftler*innen die (Welt-)Gesellschaft als Labor erfahren. Auch dieser Situation können viele den Nutzen neuer Lernmöglichkeiten (der neuen Einfachheit, des Umgangs mit Videokonferenzen, des E-Learnings usw.) abgewinnen, ohne dies streng in der Logik „rekursiven Lernens“ (Groß/Hoffmann-Riem/Krohn 2005, S. 211) zu denken. Angelika Pofers ebenfalls zur Jahrtausendwende entwickelter Entwurf einer „experimentellen Soziologie“ nimmt demgegenüber seinen Ausgang an der Rekursivität von Alltag und Wissenschaft, d. h. daran, „dass die Welt des Sozialen sowie Formen der theoretischen und empirischen Analyse aufeinander verwiesen sind.“ (Pofers 1999, S. 363) Statt einer Orientierung an den Sciences betont Pofers das Potential einer disziplinenüberschreitenden Perspektive der Soziologie, die einer durch Ungewissheit und Unsicherheit gekennzeichneten kosmopolitischen Gesellschaft mit einem adäquaten Wirklichkeitswissenschaftsverständnis begegnet. Es wäre lohnenswert, im Sinne dieses neuen Soziologieverständnisses damit zu experimentieren, sich der zur Eindämmung der Ausbreitung des Covid-19-Virus geschaffenen Wirklichkeit durch eine Perspektive zu nähern, die ihre Berührungspunkte zur Kunst überwindet und in diesem „Zusammenwirken von Wissenschaft und Kunst experimentierende Modi der analytischen und ästhetischen Erschließung von Welt und Wirklichkeit [...] anzustreben.“ (Pofers 2014, S. 23) Ohne diesbezüglich einen Versuch unternommen zu haben, vermute ich, dass im Unterschied zum Mangel an Konkretheit, den Pofers (2014, S. 23) beim Klimawandel als Problem thematisiert, Abstraktionsleistungen von den aktuellen Welt- und Wirklichkeitserfahrungen einen Schlüssel für dieses Erschließen abgeben werden.

1. Verunsicherung von Wissen

Der Übergang von der Industriegesellschaft in eine andere nach-industrielle Gesellschaft geht mit einer Reihe von *Transformationsprozessen* in der gesellschaftlichen Erzeugung und sozialen Verteilung von *Wissen* einher: Die *Produktion* von Wissen – und in der Bezeichnung des Vorgangs steckt bereits ein Hinweis auf veränderte Bedingungen, unter denen sich dieser vollzieht – ist in sozialer und vor allem auch in ökonomischer Hinsicht bedeutsamer als die materielle Produktion geworden: Immer stärker gilt Wissen (an Stelle anderer Produktionsmittel wie Arbeit, Kapital, Eigentum etc.) nicht nur als Grundlage der Gesellschaftsordnung, sondern erweist sich als Bedingung für individuelle Ressourcenschöpfung und damit auch als eine wesentliche Dimension sozialer Ungleichheit.

Parallel zur Bedeutungszunahme von Wissen (für alle Lebensbereiche, nicht zuletzt auch für die materielle Produktion selber) vollzieht sich ein Prozess der Auflösung sozialer Wissensverteilung(-en), in dem einhergehend mit einer permanenten Innovationsaufforderung die Sicherheiten und Zuverlässigkeiten

etablierter Wissensbestände unterminiert werden. Denn ein solches Innovationsparadigma impliziert nicht nur die permanente Aufforderung zur Schöpfung neuen Wissens und damit zugleich eine Beschleunigung des Produktionsprozesses und eine immer raschere Abnutzung des Produkts, sondern auch einen Überlegenheitsanspruch von Neuem schlechthin, ohne dass sich dieses gegenüber Bestehendem bewährt haben muss. „Tradition“, so Richard Münch (2007, S. 13) „ist kein Legitimationsgrund mehr für die Fortführung institutionalisierter Praxis. Sie wird häufiger und schneller infrage gestellt und muss sich mehr nach dem sich aktuell durchsetzenden Wissen richten.“

Einer Wissensform, dem *wissenschaftlichen* Wissen, kommt in Wissensgesellschaften eine Vorrangstellung gegenüber anderen Wissensformen zu (vgl. Poferl/Keller 2018). Diese Wissensform eignet sich allerdings nur bedingt zur Fundierung der Gesellschaftsordnung, da sie – im Unterschied etwa zu Heilswissen oder dem traditionellen Glauben – per se auf Vorläufigkeit und Überwindung angelegt ist.³ Wissenschaftliches Wissen gilt sozusagen immer nur „bis dato“, und wissenschaftliche Erkenntnis impliziert, dass bis dato *geltendes* Wissen nicht bewahrt, sondern überholt werden soll. Dieses dem *wissenschaftlichen* Erkenntnisgewinn zugrunde liegende Überwindungsprinzip ist jedoch nicht bzw. nur bedingt auf die *Wissensproduktion* in anderen Bereichen übertragbar. Auch wenn wissenschaftliches Wissen (und Denken) in alle Lebensbereiche vordringt, ist die in Beschreibungen zur „Wissengesellschaft“⁴ gängige Behauptung einer Verwissenschaftlichung des Alltags insofern irreführend, als sich allein schon aufgrund pragmatischer Zwänge des Alltags immer nur eine *quasi-wissenschaftliche* Praxis etablieren kann, was in der Wissenschaftssoziologie mit Modellen wie „mode 2“ und „triple helix“ beschrieben worden ist (vgl. Nowotny/Scott/Gibbons 2003).

Damit etablieren sich neue Kriterien für Wissenschaftlichkeit und Forschung (wie z. B. Anwendbarkeit, Nützlichkeit, Outputorientierung anstelle wissenschaftlicher Durchdringung, Entscheidungszwang statt Begründungszwang bei der Auswahl von theoretischen Zugängen und Methoden), die längst auch in die Wissenschaft Einzug gehalten haben, wodurch Wissenschaft selber

3 In seiner Wissens-Typologie hat Scheler (1926) Wissenschaft nicht dem Bildungs- und Heilswissen, sondern dem Leistungs- und Herrschaftswissen zugeordnet und dessen Dominanz in den westlichen Gesellschaften als Problem thematisiert.

4 Krohn (2000) zufolge ist die Wissensgesellschaft nicht nur durch den hohen Stellenwert von abgesichertem wissenschaftlichem Wissen, sondern auch dadurch gekennzeichnet, dass sich eine wissenschaftliche Denk-Lebensweise durchsetze, welche die Bereitschaft beinhalte, „bestehende Erkenntnislücken zunächst kurz- oder längerfristig als ‚Noch-Nicht-Wissen‘ hinzunehmen, die Suche nach Antworten auf ungeklärte Fragen abzuwarten, dabei ein gewisses Maß möglicher Konsequenzen eines Trial- and Error-Verfahrens in Kauf zu nehmen und/oder ‚selber‘ nach Lösungen für noch ungelöste Problemstellungen zu suchen.“ (Eichholz 2010, S. 101; vgl. auch schon Lane 1966)

einen Gestaltwandel erfährt. Jenseits dessen zeitigt der Umbruch hin zu einer „Wissengesellschaft“ weitere gravierende Konsequenzen: Erstens verliert die Verteilung von Erwerbs-, Einkommens-, Status- und Lebenschancen durch wissenschaftliche Zertifizierungen trotz oder gerade wegen der Wissenschaft zugeschriebenen Primats massiv an Bedeutung; Bildungszertifikate erfahren eine Entwertung vom Garant für Zugänge zu Positionen und Prestige zu einer bloßen *Conditio sine qua non* für gesellschaftlichen Anschluss. Zweitens zersetzt die Durchsetzung des Zertifizierungsprinzips die relative Autonomie professionalisierter Sonderwissensbestände (dazu später mehr); und drittens reduziert sich der Bestand an *gesichertem* Wissen, d. h. an Wissen, wonach etwas in spezifischer Weise ist und deshalb auch spezifische Folgen hat.⁵ D. h. es wird immer unübersichtlicher und unklarer, was überhaupt als „Wissen“ (episteme) bezeichnet werden kann und soll, weil immer mehr „Wissen“ (oder Meinung = *doxa*) von ganz unterschiedlichen Wissensproduzenten – mit Hilfe spezifischer Medien und deren Logik verpflichtet – in Umlauf gebracht wird.

Wissen ist also einer breiten Verunsicherung ausgesetzt: zum einen deshalb, weil mit dem Zuwachs an Wissen immer auch eine Zunahme an Nicht-Wissen einhergeht (vgl. Brosziewski 2020). Das hat auch damit zu tun, dass das, was gesellschaftlich als Wissen angesehen wird, auch immer mit Macht korreliert – und sei es nur mit dem Vermögen, eine bestimmte Wirklichkeitssicht durchzusetzen.⁶ Unsicher wird Wissen zum anderen deshalb, weil Wissen *interessen-geleitet* aufbereitet und präsentiert wird und die Abwandlung von Wissen bis hin zur offenen Falschdarstellung nicht mehr eine seltene Ausnahme, sondern fast schon zum Normalfall medialer Darstellung von Wissen geworden ist, auf den sich Rezipienten einstellen müssen und mit dem gerade Vertreter jüngerer Generationen auch immer selbstverständlicher rechnen.

Verstärkt wird die allgemeine Verunsicherung des Wissens schließlich durch die Aus- und Verbreitung neuer Informations- und Kommunikationsmedien: Wissen scheint damit zwar allgegenwärtig zu sein. Dennoch spricht Knoblauch (2017) statt von einer „Wissengesellschaft“⁷ von einer „Kommuni-

5 Zur Entwicklung von Heilsgewissheit zu Erkenntnisgewissheit und darüber hinaus vgl. Pfadenhauer (2020b).

6 Während Weber hinsichtlich Macht die Konfliktdimension („auch gegen Widerstreben“) betont, betonen neuere Ansätze z. B. der „Kommunikationsmacht“ (Reichertz 2009) den Aspekt der freiwilligen Fügsamkeit als Ausfluss einer Beziehungsgeschichte. Die oben ange-deutete Definitionsmacht ist häufig eine Folge sozialer Macht, d. h. eine Begleiterscheinung von Statusunterschieden etc. Im Anschluss an Parsons (1963) kann zudem zwischen Macht und Einfluss unterschieden werden. Der Einfluss, auf dessen Basis Professionelle interagieren, kann entweder zu stark oder auch – z. B. durch die Entwertung von Expertenwissen durch Gegen-Experten – zu schwach werden.

7 Insbesondere aus den Reihen der Wissenssoziologie hat sich schon früh Kritik an diesem Gesellschafts-Etikett geregt (vgl. Tänzler/Knoblauch/Soeffner 2006). Denn in den Blick ge-

kationsgesellschaft“, weil Kommunikation zum sozialen wie gesellschaftlichen Dreh- und Angelpunkt wird. Infolge kommunikativen Handelns erscheint Wissen zunehmend den Kriterien und Relevanzen der Wissenden entzogen: Wissenschaftliche Spezialisten aller Provenienzen stehen bei der *Verbreitung* von Wissen in Konkurrenz mit Wissensplattformen (Wikipedia) und Wissensshows (Wer wird Millionär), und die *Vermittlung* von Wissen obliegt immer häufiger Prominenten und Populisten statt Experten und Gelehrten.

2. Professionelle Kompetenz im Umbruch

Welche Konsequenzen zeitigt diese Zeitdiagnose für Professionelle, für Professionen bzw. für „Professionalität“ (vgl. Pfadenhauer 2003)? „Professionalisierung“ meint aus wissenssoziologischer Perspektive den Prozess der sozialen Verfestigung von Berufsrollen durch die Systematisierung eines Wissensgebietes, die Länge und Komplexität der (institutionell spezialisierten) Ausbildung, die Beglaubigung beruflicher Kompetenzen in institutionellen Kategorien (Zertifikaten) und ein Geflecht von auf Sonderwissen bezogenen Selbst- und Fremdtypisierungen, die sich in einer sozial verfestigten, vom einzelnen weitgehend abgelösten anonymen „Berufsprestigeskala niederschlagen“ (vgl. Schütz/Luckmann 2003, S. 425 ff.). Und diejenigen Berufe, die – als Resultat eines historischen Professionalisierungsprozesses – über eine weitreichende Autonomie hinsichtlich der Gestaltung und Regelung ihrer berufseigenen Belange verfügen, sind in diesem Sinne als Professionen zu bezeichnen.

Wesentliche Bedingung für Professionalität ist das Prinzip der *Zertifizierung*, d. h. die Überprüfung der Einhaltung definierter Anforderungen – durch eine anerkannte innerprofessionelle Instanz (durch eine Gruppe von Peers) und die Ausstellung entsprechender Prüfbescheinigungen (Zertifikate): Mittels Zertifizierung wird das *vor*-moderne Expertentum – im Sinne einer durch Begeisterung, Zauberkraft, Gnadenstand, Geheimlehre oder dergleichen *glaubhaft* gemachten Befähigung zur Problemlösung – auf eine als „*verlässlich*“ anerkannte Grundlage gestellt: Im Unterschied zum vor-modernen Experten, der seine Kompetenz *außer*-alltäglich erlangt, erwirbt der Professionelle als spezifisch moderne Ausprägung des Experten seine *Befähigung* über satzungsmäßige – und somit veralltäglichte – (Ausbildungs-)Wege.⁸ Während überdies der Ein-

nommen wird damit vor allem Wissen als ökonomisch immer wertvollere Ressource, dies unter Verwendung eines positivistischen Begriffs von Wissen als objektiv gegebener, sichtbarer, gesellschaftlich nützlicher und eben warenförmiger Gegenstand.

8 Damit ist nicht behauptet, dass der Professionelle die einzige, sondern eben die typische Ausprägung des Experten ist. Gemeint ist damit, dass die Glaubwürdigkeit von Expertise in der Moderne wesentlich vom Nachweis der Befähigung (Aus-, Fort- und Weiterbildungs-

satz ebenso wie die Wirkung der Problemlösungskompetenz des vor-modernen Experten von Umständen (der Gunst der Stunde, dem Wohlwollen eines Gottes oder der Geister und, bedingt, auch von der persönlichen Stimmung des Experten) abhängt, wird im Zuge von Zertifizierung die *Bereitschaft* zur Problemlösung von der Person des Experten und Umständen (welcher Art auch immer) abgelöst und damit sichergestellt. Und schließlich impliziert Zertifizierung die Regelung von *Befugnis*, d. h.: nur Akteure, die in Form von Zertifikaten *formale* Kompetenznachweise erbringen können, sind berechtigt, im festgelegten Bereich ihrer Befugnis Probleme zu definieren und Lösungen für diese Probleme bereitzustellen und anzuwenden. Auch (und gerade) *professionelle* Kompetenz ist also dadurch gekennzeichnet, dass sich Bereitschaft, Befähigung und Befugnis im Sinne von Zuständigkeit in Deckung befinden (vgl. Marquard 1981). Das Prinzip der Zertifizierung regelt im Rekurs auf besondere und exklusive Wissensbestände die Frage der Zuständigkeit für Probleme und ihre Lösungen und führt infolgedessen – im Sinne der Illegitimierung von konkurrierenden Problemsichten und alternativen Lösungswegen (exemplarisch: Scharlatanerie-Verdikt) – weitgehend zur Ausschaltung von Konkurrenz.

Die *Krise* von Professionalität in diesem Sinne nun besteht zunächst darin, dass die *Exklusivität* professioneller Sonderwissensbestände, d. h. die ausschließliche Gültigkeit von professionell verwalteten Problemsichten und Lösungswegen fragwürdig wird. Angesichts alternativer Problemdefinitionen und Problemlösungen, die von *Gegen-Experten*, d. h. von nicht-institutionalisierten bzw. nicht institutionell legitimierten Akteuren, aufgeworfen und vertreten werden, entstehen nicht nur beim Laien (den Klienten bzw. potentiellen Leistungsempfängern)⁹ Zweifel an den professionell reklamierten Problemlösungsmonopolen (hier sind sie lediglich besonders deutlich vernehmbar, insbesondere auch deshalb, weil sie von Interessengruppen und/oder medial verstärkt werden). Vor allem scheinen Professionelle selber immer weniger davon überzeugt zu sein, dass die von „ihrer“ Profession verwalteten Problemsichten und Lösungswege die einzig möglichen, adäquaten und erfolversprechenden sind.

Auch Professionelle sind also „Kinder ihrer Zeit“ (Ulrich Beck) – einer Zeit, für die eine spezifische reflexive Attitüde, eine Bewusstseinshaltung gegenüber der (bisherigen) Moderne in der Moderne kennzeichnend ist: jene kulturelle Idee, die Deutungsansprüche der großen Ideen des modernen Weltverständnis-

Zertifikate, wissenschaftliche Auszeichnungen, Preise etc.) abhängt. Das zeigen insbesondere auch Scharlatanerie-Vorfälle, die insbesondere infolge gefälschter Zeugnisse lange Zeit nicht aufliegen bzw. im „System Relotius“ (Moreno 2019) infolge der gehäuften Auszeichnung durch Journalistenpreise. Dies ist kein Ersatz, aber *conditio sine qua non* für die Inszenierung von „Professionalität“ (vgl. Pfadenhauer/Dieringer 2020).

9 Wustmann (2018) bezeichnet letztere als Alltagsakteure, um sie von tatsächlichen Leistungsempfängern, d. h. Klienten bzw. Patient*innen der Schönheitschirurgie abzugrenzen.

ses, seine Ideologien und Ismen also, ebenso zu demontieren, wie dieses moderne Weltverständnis die vormodernen Sinnangebote demontiert hat (vgl. Beck/Giddens/Lash 1996). Diese reflexiv moderne Geisteshaltung¹⁰ zeichnet sich dadurch aus, dass sie Aufklärung, Vernunft, formale Gleichheit usw. selber wieder zugunsten von Ambiguitäten und Ambivalenzen hinterfragt. Angelika Poferl und Norbert Schröer (2020, S. 174) zufolge zwingt dies Subjekte zur Entwicklung eines

„Möglichkeits- und Unmöglichkeitssinns [...]. Die Darstellung des Selbst als dramaturgisches Geschehen hat sowohl *erkundende, ausgreifende, experimentierende* als auch *schützende, reparierende* und *heilende* Funktionen – sie besteht gleichsam im andauernden kommunikativen und handlungspraktischen Erproben von Verstehensmöglichkeiten und sucht zugleich, das Handlungssubjekt vor dem – mehr oder minder totalen – Scheitern zu bewahren.“

Der dergestalt reflexiv moderne, d. h. hinsichtlich der Vollständigkeit, Ausschließlichkeit bzw. Alternativlosigkeit des von der Profession verwalteten und ihm individuell zuhandenen Lösungsreservoirs *verunsicherte* Professionelle schließt andere (etwa von Gegen-Experten vertretene) Problemsichten und Lösungswege nicht mehr (kategorisch) aus, trägt also (mental) zur Aufweichung des relativen Monopolanspruchs der Profession bei und erweitert sukzessive, d. h. situations- bzw. fallbezogen, seinen individuellen Vorrat an Problemlösungen („alternative“, professionell nicht anerkannte Theorien, Methoden und Verfahren). Er tut dies zwar in vollem Maße zentralwertbezogen, d. h. typischerweise weder lediglich zum Wohl von Partialgruppen bzw. -interessen noch (vorrangig) zum eigenen Vorteil, stellt damit beiläufig aber die für eine Anerkennung maßgeblichen professionellen Standards und Normen in Frage. D. h.: Die Zentralwertorientierung (bzw. Universalismus und Kollektivitätsorientierung, im Gegensatz zu Partikularismus und Selbstorientierung) bleibt beim reflexiven Professionellen – unbeschadet seiner Zweifel am professionell verwalteten Sonderwissensbestand (und damit an der kognitiven Überlegenheit des Professionellen gegenüber Gegen-Experten) – in mehr oder minder vollem Umfang erhalten. Gleichwohl wird die Autonomie professionalisierter Sonderwissensbestände dadurch sozusagen von innen beschädigt, dass reflexiv moderne verunsicherte Professionelle den Innovationen *nicht* institutionell legitimerter Gegen-Experten Gewicht beimessen.

In dem Sinne, dass immer mehr gesellschaftlich bedeutsame Funktionen in der Form von Berufen organisiert werden und dass für immer mehr Hand-

10 An anderer Stelle habe ich diese noch als „postmodernistisch“ bezeichnet (vgl. Pfadenhauer 2003).

lungs- und Lebensprobleme, die ehemals im familialen, verwandtschaftlichen und nachbarschaftlichen Verbund bewältigt wurden, Expertenlösungen nicht nur angeboten, sondern auch nachgefragt werden, kann man die moderne Gesellschaft als „Expertengesellschaft“ etikettieren (vgl. Luckmann/Sprondel 1972, S. 16). Genauer betrachtet ist es eine Gesellschaft unter dem Signum *professionalisierten* Expertentums, d. h. eine durch diese *bestimmte* Art von Experten (mit-)geprägte Gesellschaft, in der Gegen-Experten eine (aus Sicht der Profession) querulantische, aber unerhebliche Minderheit sind. Mit dem Reflexiv-Werden der Moderne, d. h. mit der gesellschaftlichen Selbst-Konfrontation mit den Nebenfolgen nicht-linear verlaufender Modernisierung trübt sich das Vertrauen in die Kompetenz des professionalisierten Expertentums, das sich mit Luhmann (1973, S. 78) auch als „Systemvertrauen“, d. h. als Vertrauen in das Medizin-, Rechts-, Erziehungssystem usw. erweist, schleichend ein. Während die *Delegation* von als (kollektiv) bedeutsam erachteten Problemen an den professionalisierten Experten bzw. die mehr oder minder fraglose *Akzeptanz* der von Professionellen vorgeschlagenen Lösungen solcher Probleme kulturell normal und üblich war, erscheint die Erinnerung an jene konsensuellen Erwartungen ebenso wie das Systemvertrauen in Bezug auf den vom Typ des Professional verkörperten technischen Fortschritt und seine wissenschaftliche Rationalität zunehmend obsolet.

Im Zuge dessen wandelt sich der Laie vom reinen Wissenskonsumenten zum selbstbewussten *Nutzer* der (widersprüchlichen) Expertisen. Das irritiert den professionellen Autonomieanspruch. Diese Autonomie wird trotz oder gerade wegen des Primats wissenschaftlichen Wissens in der so bezeichneten „Wissensgesellschaft“ durch die Standardisierung von Ausbildungs- und Prüfungsinhalten, durch die Formalisierung von Prüfungsverfahren und durch die Verlagerung der Zertifizierungsberechtigung an externe, außerprofessionelle Instanzen beeinträchtigt. Als verlässlich anerkannt gilt auch professionelles Sonderwissen immer mehr nur noch, wenn der Erwerb und die Vermittlung durch externe, also professionelle unabhängige Gutachtergremien bestätigt worden ist. Dies gilt keineswegs nur für die Erstausbildung, sondern ebenso für die Fort- und Weiterbildung, bei der die durch intrinsische Motivation gerechtfertigte Selbstkontrolle zunehmend durch Fremdkontrolle abgelöst wird.

3. Exkurs zum Professionalismus

Durch die „gesellschaftliche“ Nachfrage nach seiner Expertise auf der Basis des von ihm gehüteten und verwalteten Sonderwissens wurde beim als solchen angesehenen (modernen) Experten symptomatischerweise das weiter verstärkt, was Alvin Gouldner (1980, S. 198) die „Ideologie des Professionalismus“ genannt hat: Das Standesbewusstsein technischer, intellektueller *und* moralischer

Überlegenheit und, damit korrelierend, der massive Anspruch nicht nur auf (kollektive) Autonomie, sondern auch auf *Autorität* der eigenen gegenüber anderen gesellschaftlichen Interessengruppen – insbesondere auch gegenüber etwelchen *nicht*professionellen Entscheidungsträgern.

György Konrád hat deshalb 1985 prophezeit, dass es überhaupt keinen einigermaßen stabilen sozialen Frieden geben wird, „solange der Kulturmarkt nicht der Markt der Besitzer der Begabung ist“ (Konrád 1985, S. 216), solange der professionalisierte Experte also nicht die zwar an der Macht befindlichen, nach seinen Experten-Kriterien jedoch symptomatischerweise (ihm gegenüber) *inferioren* Entscheidungsträger abgelöst hat. Entsprechend dieser „Ideologie des Professionalismus“ begreift sich der *professionalisierte* Experte also keineswegs als so etwas wie ein „Diener der Macht“, sondern weit eher deklariert er sich als eine Art Protagonist der Gesellschaft „als Ganzer“, wenn nicht gar als „Funktionär der Menschheit“ (Husserl 1966, S. 17).¹¹

Im Unterschied zum Experten, der in Relation zum Laien auf der einen Seite und zum Entscheidungsträger auf der anderen Seite definiert werden kann, da er in Interessenkonstellationen per se die Position eines Dritten neben Laie hie und Entscheidungsträger da einnimmt, fungiert der Professionelle – als Sozialfigur – im Streit um Definitions- und Deutungsmacht in entscheidungsrelevanten Konstellationstriaden symptomatischerweise selber als *politisch* handelnder Akteur. Der Erhalt professioneller Definitionsmacht, d. h. das Mandat, (im Bedarfsfall auch) autoritativ tätig zu werden, und die Sicherung von Exklusivitäten, d. h. die Lizenz zu relativen Ausübungsmonopolen, sind zentrale Elemente von Professionspolitik.

Als politischen Akteur geht es dem professionalisierten Experten, so Konrád (1985, S. 217), (zumindest stets auch) darum, seine „kontextuellen Sonderinteressen als Gesamtinteressen des Menschengeschlechts zu formulieren“.¹² Seinem dargestellten Selbstverständnis nach sieht er sich als der zwar nicht als solcher legalisierte, gleichwohl aber als der *legitime* Repräsentant des Gemeinwohls – im Zweifelsfall auch gegenüber den *legalen* (aber aufgrund von deren intellektuell-moralischer Inferiorität eben nicht wirklich als solchen legitimierten) Entscheidungsträgern. Ein wesentliches Erfolgsprinzip des professionalisierten Experten besteht dabei darin, *seine* Interessen eben *nicht* als Sonder- bzw. als Klassen-Interesse zu artikulieren und damit politisch verhandel- und für andere Interessengruppierungen angreifbar zu machen, sondern sie hinter

11 Vgl. kritisch zu dieser Formulierung Husserls Voegelin (1966, S. 21 ff.). Gemeint ist damit – im Sinne der Parsonischen Interaktionsmedien – die Überschreitung von Einfluss hin zu Macht.

12 Von einer Ideologie kann in dem Sinne die Rede sein, als scheinbar das Gemeinwohl im Blick ist, tatsächlich aber partikulare Interessen verfolgt werden.

den mythischen Schleiern intellektueller Antagonismen und Konkurrenzen zu verbergen.

4. Ein möglicher Ausweg?

Aus den lediglich angerissenen Krisenkonstellationen – die (1) Herausforderung durch andere Wissensträger (Gegen-Experten und reflexiv moderne Professionelle), die (2) Herausforderung durch mit Zertifizierungsbefugnissen ausgestatteten externen Gutachter-Instanzen und die (3) Herausforderung durch selbstbewusste Laien – könnten neue Chancen für den Experten erwachsen: Unter gegenwärtigen Bedingungen, die Hermann Lübbe (1990) noch als „Wissensgesellschaft“ ausgewiesen hat, die aber treffender als „Kommunikationsgesellschaft“ (Knoblauch 2017, S. 329) zu bezeichnen sind, könnten sich für den Experten als einem Träger *besonderen* Wissens und einem Halter *besonderer* Kompetenzen, neue Wirkungspotentiale eröffnen, und zwar nicht nur gegenüber dem mit Selbstbewusstsein ausgestatteten Laien, sondern insbesondere auch gegenüber dem funktional auf seinen Professionalismus reduzierten Experten.

Denn gegenwärtig schwächt sich lediglich die fraglose Nutzung, aber nicht die Nachfrage nach Expertise schlechthin ab. Im Gegenteil: „Unsere zivilisatorischen Lebensvoraussetzungen verwandeln sich“ – in der Diktion Hermann Lübbes (1990, S. 85) – „mit ihrer Verwissenschaftlichung in eine ‚black box‘.“ Potentiale könnten sich dem Professionellen dann, wenn, und dadurch eröffnen, dass er seinen Professionalismus hinter sich lässt und sich im Umgang mit (auch) von ihm *selber* aufgeworfenen Problemen *selber* wieder als einen *relationalen* Typus begreift: als Sozialfigur eben, die in Relation steht zum Laien einerseits, die im Zweifelsfall aber auch in Relation steht zum Entscheidungsträger andererseits.

Im Hinblick auf als „politisch“ definierbare Interessenkonstellationen gewinnt der so verstandene Experte im Idealfall die Position des Dritten wieder: die Position jenes Dritten, der *konsultiert* wird, ohne unmittelbare Verwendungs- bzw. Nützlichkeitsgarantien abzugeben¹³ und abgeben zu müssen – und damit eine Position, deren Wert in einer und für eine durch die breite Verunsicherung, d. h. einem zunehmenden Unsicher-Werden von Wissen, gekenn-

13 Diese Idee des Dritten, den man konsultieren kann, bedeutet für Klienten, dass sie die vom Professionellen aufgezeigte Problemlösung annehmen können, aber nicht müssen; im letzteren Fall hätte sich Einfluss in Herrschaft verwandelt, die im Gesundheitssystem wesentlich von Versicherungen ausgeübt wird.

zeichneten Gesellschaft möglicherweise wiederentdeckt wird.¹⁴ Diese Position, d. h. die Entscheidung, im Verhältnis zum Entscheidungsträger (wieder) eine Ratgeber-Rolle einzunehmen, erfordert allerdings eine besondere, nämlich *nicht*-interessengeleitete Haltung gegenüber Wissen – eine Haltung, die als *professionelle* Ethik im Wortsinn zu bezeichnen wäre. Professionspolitik, die unabhängiger Wissenschaften – institutionalisiert an Universitäten – als Voraussetzung bedarf, wäre dann nicht länger die Vertretung lediglich von Partikularinteressen.

Der Kernbestand professioneller Tätigkeit aber besteht in der Erarbeitung einer Problemlösung durch die Überbrückung der Distanz zu einer Sachthematik, von der Klienten strukturell, d. h. infolge mangelnder Involviertheit oder mangelnder Kenntnis, und/oder situativ, d. h. infolge einer Notlage getrennt ist. Deshalb ist im Verhältnis zum Laien eine Rolle gefragt, die Rudolf Stichweh (1994) als „Vermittler“-Rolle beschrieben hat. Der Professionelle vermittelt demnach gleichsam zwischen der Sachthematik, die er repräsentiert, und seinem von dieser Thematik betroffenen Klienten. Unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen könnte diese Rolle im Hinblick auf den Vertrauensverlust der selbstbewussten Klienten die Einsicht ermöglichen, wie unterschiedliche Gewichtungen heterogener und zunehmend unsicherer Wissensbestände in divergierende Expertenurteile kulminieren.

Literatur

- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Brosziewski, Achim (2020): Nichtwissen als Grenzsymbol von Wissenskulturen. An den Beispielen von Wissenskulturen, Lehrkulturen und Forschungskulturen In: Grenz, Tilo/Pfadenhauer, Michaela/Schlembach, Christopher (Hrsg.): Kommunikative Wissenskulturen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 82–96
- Eichholz, Daniela (2010): Popularisierung von Wissenschaft in der Wissensgesellschaft. Eine Exploration von Theorien und Dokumenten. Dissertation. TU Dortmund
- Groß, Matthias/Hoffmann-Riem, Holger/Krohn, Wolfgang (2005): Realexperimente. Ökologische Gestaltungsprozesse in der Wissensgesellschaft. Bielefeld: transcript
- Gouldner, Alvin W. (1980): Die Intelligenz als neue Klasse. Frankfurt a. M./New York: Campus
- Husserl, Edmund (1966): Husserl, Edmund: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Hamburg: Felix Meiner

14 Diese These scheint sich in der gegenwärtigen (Corona-Krisen-)Situation zu bestätigen. Für einen Beleg s. folgenden Podcast, in dem einer der derzeit omnipräsenten Virologen eine scharfe Grenze zwischen Politik und Wissenschaft zieht <https://www.youtube.com/watch?v=zUPxzq4Q0nY&list=PLkKON9te6p3OpxqDskVsxXOmhfW0uPi1H&index=16>

- Knoblauch, Hubert (2017): Die kommunikative Konstruktion von Wirklichkeit. Wiesbaden: Springer VS
- Konrád, György (1985): Antipolitik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Krohn, Wolfgang (2000): Die experimentelle Methode und die Gesellschaft. In: *Selbstorganisation*, Bd. 10, Berlin: Duncker & Humblot, S. 153–168
- Lane, Robert E. (1966): The Decline of Politics and Ideology in a Knowledgeable Society. In: *American Sociological Review* 31, H. 5, S. 649–662
- Luckmann, Thomas/Sprondel, Michael (1972): Einleitung. In: Luckmann, Thomas/Sprondel, Michael (Hrsg.): *Berufssoziologie*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 11–21
- Lübbe, Hermann (1990): Politische Entscheidung und Fachwissen. In: Löw, Reinhard/Koslowski, Peter/Spaemann, Robert (Hrsg.): *Expertenwissen und Politik*. Weinheim: VCA, S. 76–90
- Luhmann, Niklas (1973): *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*. Stuttgart: Enke
- Marquard, Odo (1981): Inkompetenzkompensationskompetenz. In: Marquard, Odo: *Abschied vom Prinzipiellen*. Stuttgart: Reclam, S. 23–38
- Moreno, Juan (2019): *Tausend Zeilen Lüge. Das System Relotius und der deutsche Journalismus*. Berlin: Rowohlt
- Münch, Richard (2007): Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Nowotny, Helga/Scott, Peter/Gibbons, Michael (2003): Mode 2 revisited: The New Production of Knowledge. In: *Minerva* 41, H. 3, S. 179–194
- Parsons, Talcott (1963): On the Concept of Influence. In: *The Public Opinion Quarterly* 27, H. 1, S. 37–62
- Pfadenhauer, Michaela (2003): *Professionalität*. Opladen: Leske + Budrich
- Pfadenhauer, Michaela (2020a): Exempel eines Experteninterviews. Zur Implementierung der Interpretativen Sozialforschung in Wien. In: Pfadenhauer, Michaela/Scheibelhofer, Elisabeth (Hrsg.): *Interpretative Sozial- und Organisationsforschung*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 38–50
- Pfadenhauer, Michaela (2020b): Von Gewissheit zur Wissenssoziologie. In: Dimbath, Oliver/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): *Gewissheit. Beiträge zum 3. Sektionskongress der Sektion Wissenssoziologie*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa (im Erscheinen)
- Pfadenhauer, Michaela/Dieringer, Volker (2020): Professionalität als institutionalisierte Kompetenzdarstellungskompetenz. Kritik der Kritik des inszenierungstheoretischen Ansatzes in der Supervisionsforschung. In: Schnell, Christiane/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): *Handbuch Professionssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS (im Erscheinen)
- Poferl, Angelika/Keller, Reiner (2018): Soziologie der Wissenskulturen – Wissenskulturen der Soziologie. Eine Einführung. In: Keller, Reiner/Poferl, Angelika (Hrsg.): *Wissenskulturen der Soziologie*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 7–17
- Poferl, Angelika/Schröer, Norbert (2020): Das scheiternde Subjekt. Zur Soziologie des (Un-)Möglichkeitssinns. In: Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.) (2020): *Kritik der Hermeneutischen Wissenssoziologie*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 164–178
- Reichertz, Jo (2009): *Kommunikationsmacht*. Wiesbaden: Springer VS
- Scheler, Max (1926): *Die Wissensformen und die Gesellschaft*. Leipzig: Neue-Geist-Verlag
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2003): *Strukturen der Lebenswelt*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

- Stichweh, Rudolf (1994): *Wissenschaft, Universität, Professionen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Tänzler, Dirk/Knoblauch, Hubert/Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.) (2006): *Zur Kritik der Wissensgesellschaft*. Konstanz: UVK
- Voegelin, Eric (1966): Brief an Alfred Schütz über Edmund Husserl, 17. September 1943. In: Voegelin, Eric: *Anamnesis. Zur Theorie der Geschichte und Politik*. München: Piper, S. 21–36
- Wustmann, Julia (2018): Der Hippokratische Eid auf dem Prüfstand? Zum Verhältnis von Experten- und Alltagswissen am Beispiel der ästhetisch-plastischen Chirurgie. In: Pofertl, Angelika/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): *Wissensrelationen. Beiträge und Debatten zum 2. Sektionskongress der Wissenssoziologie*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 322–331

Experimentelle Politik – Beobachtungen im Laboratorium der EU-Sozialpolitik

Hans-Wolfgang Platzer

1. Einleitung

Dieser Beitrag entlehnt aus Angelika Poferls Reflexionen über eine „experimentelle Soziologie“ (Poferl 1999) den Begriff des „Experimentellen“. Mittels dieses Begriffs und der mitschwingenden Bedeutungsgehalte „neue Wege suchend“, „unkonventionell“, „flexibel“, „erfindungsreich“, wird der Versuch unternommen, einige Besonderheiten der EU-Arbeits- und Sozialpolitik und einen jüngeren Strang ihrer Entwicklung empirisch zu beleuchten und theoretisch einzuordnen. Der „Kick am Gegenstand“ und die „experimentelle Perspektive“ gelten also nicht dem Methoden- und Theoriediskurs einer wissenschaftlichen Disziplin, sondern der politischen Praxis eines neuartigen politischen Herrschaftsverbandes in einem bedeutsamen, zugleich besonders konfliktbeladenen und gesellschaftspolitisch sensiblen Politikfeld (Platzer 2020). Dieser Perspektive einer „experimentellen“ EU-Sozialpolitik liegen drei Beobachtungen zu Grunde:

(1) In keinem anderen Politikfeld der Europäischen Union wird mit einem vergleichbar umfassenden Politikinstrumentarium operiert – und auch experimentiert. Die Modi der Regulierung und Steuerung der Arbeits- und Sozialpolitik umfassen zunächst das „klassische“ Politikinstrumentarium der EU, das auch in anderen gemeinschaftlichen Politikfeldern zur Anwendung kommt: Die Gesetzgebung nach der Gemeinschaftsmethode mittels Verordnungen und Richtlinien; distributive Politiken (hier die aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds und Globalisierungsfonds finanzierte EU-Arbeitsmarktpolitik und die Förderung von Modellprojekten – etwa im Bereich der Gleichstellungspolitik) sowie verschiedenste Maßnahmen im Bereich des „soft law“ (Empfehlungen, Aktionsprogramme etc.). Darüber hinaus sind seit den 1990er Jahren in der EU-Sozialpolitik Institutionen, Instrumente und Verfahren entwickelt und implementiert worden, die nur in diesem Politikfeld anzutreffen sind. Diese tragen, wie zu beschreiben und zu erklären sein wird, den Besonderheiten dieses Politikfeldes Rechnung und sie weisen in ihrer Entstehung, Umsetzung und

Wirkung Merkmale des Experimentellen auf. Beispiele für derartige prozedurale und/oder institutionelle Innovationen sind:

- Der seit dem Vertrag von Maastricht (1991) etablierte Soziale Dialog der europäischen Sozialpartner, der in der Eigenregie gesellschaftlicher Akteure zu einem „neuartigen transnationalen Normbildungsgeschehen“ (Mückenberger/Nebe 2019, S. 24) führt.
- Die seit der Jahrtausendwende praktizierte Offene Methode der Koordinierung (OMK), die als „experimental governance“ (Sabel/Zeitlin 2003) sozialstaatliche Reformprozesse in den Mitgliedsländern steuern und die sozialökonomische Konvergenz innerhalb der EU befördern soll.
- Die innovative und flexible Ausgestaltung einzelner Rechtsakte durch eine Verbindung von Rechtszwang und Freiwilligkeit wie im Falle der Richtlinie zur Einrichtung Europäischer Betriebsräte oder der Mitbestimmung in der Europäischen Aktiengesellschaft.
- Ein Beispiel jüngerer Datums ist die 2017 verabschiedete „Europäische Säule sozialer Rechte“, die in ihrer ungewöhnlichen rechtlichen Ausgestaltung und politischen Verankerung wie in ihrer entwicklungs-offenen Umsetzungsstrategie ebenfalls experimentelle Elemente aufweist.

Alle genannten Beispiele stehen für sozialpolitische Problemlösungen auf EU-Ebene, die es so innerhalb der EU-Governance nur im Feld der Arbeits- und Sozialpolitik gibt, und die sich von sozialpolitischen Regierungspraktiken der EU-Mitgliedstaaten ebenso unterscheiden wie von Normsetzungs- und Steuerungsaktivitäten internationaler Organisationen (ILO, OECD).

Blickt man mit dem so umrissenen Begriff „experimenteller Politik“ auf die soziale Dimension der EU und verbleibt man für einen Augenblick im metaphorischen Umfeld dieses Begriffes, so stellt sich die Frage nach den „Versuchsanordnungen im Laboratorium der EU-Sozialpolitik“. Anders formuliert: Es stellt sich die Frage, welche besonderen Bedingungen des Politikfeldes und welche integrationsgeschichtlichen Konstellationen diesen experimentellen Strang europäischer Sozialpolitik seit den 1990er Jahren befördert haben.

(2) Hier kommt eine zweite Beobachtung ins Spiel: Der Ausbau der sozialen Dimension der EU ist strukturell besonders blockadeanfällig. Die Blockadeanfälligkeit zeigt sich bei Vertragsverhandlungen (vgl. Platzer 2009) ebenso wie bei einzelnen Gesetzgebungsaktivitäten. Die strukturelle Blockadeanfälligkeit im Bereich des sozialpolitischen Primär- wie Sekundärrechts ist darauf zurückzuführen, dass die sozialpolitische Entscheidungsfindung – stärker als in den meisten anderen EU-Politikfeldern – (Kompromiss-)Lösungen entlang mehrerer interdependenter Konfliktachsen erfordert: Auf einer ersten, *ordnungspolitischen Konfliktachse* geht es um das Verhältnis Markt versus Staat, um Kompetenzen und Instrumente zur Deregulierung bzw. zur Re-Regulierung. Hierin

spiegelt sich zugleich das traditionelle Rechts-Links-Schema des Parteienwettbewerbs. Auf einer zweiten *integrationspolitischen Konfliktachse* geht es um das Verhältnis Nationalstaat versus supranationale Union, um Subsidiarität versus transnationale Solidarität und sozialökonomische Kohäsion. Auf einer dritten *verteilungspolitischen Konfliktachse* geht es um unterschiedliche (Anpassungs-)Kosten der Vergemeinschaftung von Politiken in Abhängigkeit zu den mitgliedstaatlichen Sozialordnungen und „varieties of capitalism“ sowie um Kompensationen durch distributive Politiken (Gestaltung des EU-Haushalts und der Strukturfonds). In jüngerer Zeit tritt mit dem Erstarren rechtspopulistischer Kräfte in Europa eine vierte Konfliktdimension hinzu, die quer zu den anderen verläuft. Auf dieser *kulturellen oder identitätspolitischen Konfliktachse* „werden nicht zuvorderst ökonomische oder soziale Themen, sondern ‚postmaterielle‘ Werte verhandelt [...]. Universellen oder kosmopolitischen Einstellungen stehen partikularistische oder kommunitaristische Einstellungen gegenüber.“ (Schäfer 2017, S. 6) Gleichwohl ist auch die europäisch-transnationale Arbeits- und Sozialpolitik auf dieser Konfliktachse insoweit tangiert, als eine von rechten Parteien verfolgte Politik exkludierender Solidarität in verschiedenen wohlfahrtsstaatlichen Bereichen Hand in Hand mit einer Politik geht, die auf Renationalisierung bzw. nationalstaatliche Schließung zielt.

(3) Die dritte Beobachtung gilt den spezifischen Entwicklungs- und Wachstumsprozessen der EU und sie gibt weitere Hinweise darauf, dass experimentelle Politikansätze (erst) seit den 1990er und beginnenden 2000er Jahren an Gewicht gewinnen: Bereits bei einer oberflächlichen geschichtlichen Betrachtung leuchtet ein, warum Fragen einer gemeinsamen Sozialpolitik bei Gründung der EWG, die ökonomisch (zunächst nur) auf den freien Warenverkehr zwischen sechs in ihren sozialstaatlichen Strukturen und ökonomischen Verhältnissen vergleichsweise „homogenen“ Mitgliedstaaten gerichtet war, leichter zu lösen waren, als in späteren Integrationsdekaden. Typologisch gesprochen waren die Gründungsstaaten „konservative“ Sozialstaaten und (mehrheitlich) Länder des „rheinischen Kapitalismus“. Bereits in den 1980er Jahren, als das ambitionierte Binnenmarktprojekt auf der Tagesordnung stand und vergleichsweise strukturschwache Länder im Zuge der EU-Süderweiterung integriert werden mussten, gestalteten sich sozial- und arbeitspolitische Entscheidungen weit schwieriger. Noch weit komplexer und diverser sind die gegenwärtigen Strukturbedingungen. Die heutige EU weist nach den Erweiterungsrunden der 2000er Jahre zum einen ein nie gekanntes Maß an Wohlstandsunterschieden zwischen den Mitgliedstaaten und eine deutlich gewachsene Pluralität und Heterogenität nationaler Sozialstaatsmodelle und Produktions- und Verteilungsregime auf. Die gegenwärtige EU ist zum anderen im Bereich der Wirtschaftsintegration durch ein nie gekanntes Maß an Marktöffnung (die mittlerweile neben den Produktmärkten auch die Arbeits-, Kapital- und Dienstleistungsmärkte umfasst) geprägt und durch die „Klammer“ der gemein-

samen Währung (deren Bedingungen auch auf die nicht der Euro-Zone angehörenden EU-Mitgliedstaaten ausstrahlen) einem historisch gleichfalls beispiellosen Interdependenzzusammenhang unterworfen.

Integrationsgeschichtlich betrachtet sind also das „Management von Vielfalt“ und das „Management von Interdependenz“ gleichzeitig und gleichermaßen anspruchsvoller und schwieriger geworden und damit – mit einem qualitativen Sprung seit den 2000er Jahren – der Bedarf an kreativen, unkonventionellen Problemlösungen zur Überwindung von Entscheidungsbockaden. Vor diesem Hintergrund versucht die nachfolgende politikwissenschaftlich verankerte Analyse Antworten auf die folgenden Fragen zu finden:

- Wie sind die Politikinstrumente, die als Beispiele experimenteller Politik angeführt wurden, im Einzelnen beschaffen und institutionell oder prozedural ausgestaltet und warum wurden sie zu einem bestimmten Zeitpunkt der Integrationsgeschichte entwickelt und erprobt?
- Wie steht es, empirisch betrachtet, um die quantitativen Entwicklungen und regulatorischen Qualitäten dieses Instrumentariums?
- Was leistet eine durch Experimentalität gekennzeichnete EU-Sozialpolitik, wenn es um eine der zentralen integrationspolitischen Herausforderungen geht, vor denen die EU stand und steht, nämlich um die von Angelika Pofertl in mehreren Arbeiten behandelten Probleme sozialer Ungleichheit in europäischer Perspektive und transnationaler Solidarität (vgl. u. a. Pofertl 2006 und 2015)?

2. Experimentelle Politiken im Bereich der sozialen Dimension der EU

Die nachfolgende empirische Analyse versucht – in gebotener Kürze – an drei Beispielen, einem Rechtsakt, einer Institution und einem Steuerungsmodus die Voraussetzungen, Möglichkeiten und Grenzen experimenteller EU-Arbeits- und Sozialpolitik zu beleuchten.

Europäische Betriebsräte

Mit der Schaffung des europäischen Binnenmarktes ging auch eine Transnationalisierung und Europäisierung der Unternehmen einher. Ein Gesetzgebungsvorhaben, das diesen ökonomischen Prozess arbeits- und sozialpolitisch flankieren und transnationale Informations- und Konsultationsrechte für die Arbeitnehmer in europäischen Konzernen schaffen sollte, blieb jedoch über Jahre hinweg blockiert. Es bedurfte neben der im Maastrichter Vertrag für diese Regelungsmaterie eingeführten Mehrheitsentscheidung vor allem eines – von der

EU-Kommission klug orchestrierten – Paradigmenwechsels im Regulierungsansatz, um dieses Gesetzgebungsvorhaben Mitte der 1990er zu realisieren. Die Richtlinie zur Einrichtung Europäischer Betriebsräte (EBR) vom September 1994 schafft erstmals eine Institution des kollektiven Arbeitsrechts auf europäischer Ebene. Worin besteht das Besondere und Experimentelle dieses arbeitspolitischen Regelwerks?

Das zentrale Charakteristikum der EBR-Richtlinie ist, dass sie nicht (wie der vorangegangene gescheiterte Versuch der sog. „Vredeling-Richtlinie“) auf eine europäische Harmonisierung setzt, sondern materiell-rechtlich detaillierte Regelungen zurücknimmt und Verhandlungs(-spiel-)räume öffnet, die allerdings rechtlich flankiert bzw. prozedural strukturiert sind. Dieses „Verhandlungsprior“ (Weiss 1999) ist das Ergebnis politischer Kompromissbildungsprozesse auf der Ebene der EU. In Anbetracht der Vielfalt nationaler (betrieblicher) Arbeitsbeziehungssysteme in Europa haben auch sachlogische Erwägungen in die variable und optionale Richtlinienkonstruktion Eingang gefunden. Dieser lediglich an Mindestvorschriften gebundene Autonomiespielraum der Parteien über das „Ob“ und „Wie“ einer europäischen Arbeitnehmervertretung markiert den entscheidenden Unterschied zum deutschen Modell der Vertretung von Arbeitnehmerinteressen und „[...] geht weit über die partiellen und an eng umrissene Voraussetzungen gebundenen gesetzlichen Ermächtigungen zur kollektivvertraglichen Regelung betriebsverfassungsrechtlicher Fragen [...] im Betriebsverfassungsgesetz hinaus.“ (Blanke 1999, S. 73) Ein weiteres Charakteristikum der Richtlinie ist ein mehrstufiger, durch Stichtage terminierter und durch Verfahrensregeln strukturierter Prozess ihrer Implementierung. Dieses Stufenmodell „sanft ansteigenden rechtlichen Drucks“ (Blanke 1999, S. 5) eröffnete in einer ersten Phase, die vom Zeitpunkt der Verabschiedung der Richtlinie bis September 1996 (dem Stichtag der nationalen Implementierung) reichte, die in Art. 13 der Richtlinie festgelegte Option „freiwilliger“ nicht reglementierter Vereinbarungen mit Bestandschutzgarantie, sog. „Art. 13 Vereinbarungen“. Seit September 1996 galt das in Art. 5 und 6 der Richtlinie festgelegte, gesetzliche „Normalverfahren“, das eine verbindliche Prozedur für erzwingbare Verhandlungen über ein „Besonderes Verhandlungsgremium“ vorgibt. Die Richtlinie statuiert schließlich einen „EBR kraft Gesetzes“, und zwar dann, wenn die zentrale Unternehmensleitung die Verhandlungen verweigert oder wenn die Verhandlungen nicht binnen drei Jahren zu einem Ergebnis kommen. Nicht zuletzt sieht das Gesetzgebungswerk eine Rückkopplungsschleife zur Evaluation der praktischen Erfahrungen vor. Diese Richtlinienrevision kam – mit einiger zeitlicher Verzögerung – 2008 zum Abschluss und führte zu graduellen Nachbesserungen.

Zu den Besonderheiten des Prozessverlaufs zählt eine sich gegenseitig verstärkende Wechselwirkung zwischen der Einrichtung von europäischen Informationsgremien auf freiwilliger Vereinbarungsbasis einerseits (erste Pilotpro-

jekte wurden Ende der 1980er Jahre in französischen Konzernen realisiert) und der Verabschiedung und dem Wirksamwerden der Richtlinie andererseits. Dies betrifft die zahlenmäßige Verbreitung ebenso wie die qualitative Ausformung der transnationalen Gremien. Während es ohne die „voluntaristischen Pionierprojekte“ kaum möglich gewesen wäre, den zur Verabschiedung der Richtlinie notwendigen gewerkschaftlichen und politischen Druck aufzubauen, wäre es ohne die Richtlinie aufgrund des vielfachen Widerstands von Konzernleitungen kaum zu einer „flächendeckenden“ Einrichtung von Europäischen Betriebsräten in den Mitgliedstaaten der EU und des Europäischen Wirtschaftsraumes (Schweiz, Norwegen) gekommen.

Die so beschriebene Neuartigkeit und Experimentalität der EBR-Gesetzgebung, schließt nicht aus, dass in einzelnen Prozessphasen auch Praktiken angewandt wurden, die zur „EU-typischen“ Programmierung von Rechtsetzungsprozessen zählen (Höland 1997, S. 62 f.). Darunter: eine Politik anstiftende Kommunikation der EU-Kommission (Untersuchungen, Memoranden, Mitteilungen); die respondierende Befassung des Europäischen Parlaments (das mehrheitlich ein solches Regelwerk zur Stärkung der EU-Sozialdimension befürwortete); eine Akzeptanz vorbereitende Einbindung verschiedener beratender Ausschüsse.

Bei der Frage nach der regulatorischen Qualität der EBR-Richtlinie stößt man mittlerweile auf eine umfangreiche, in unterschiedlichen Disziplinen verankerte Forschungslandschaft (Industrie- und Arbeitssoziologie, Betriebs- und Rechtswissenschaft, politikwissenschaftliche Europaforschung) mit einer entsprechenden Perspektivenvielfalt, auf die hier nicht eingegangen werden kann.

Quantitativ betrachtet entsprechen die derzeit existierenden rund 1000 EBR knapp der Hälfte der unter die Kriterien der Richtlinie fallenden Konzerne, die jedoch in Belegschaftszahlen gerechnet gut 60 % der Beschäftigten aller „EBR-pflichtigen“ Unternehmen repräsentieren.

Qualitativ betrachtet gleicht „die Verhandlung und Einrichtung eines EBR einem ‚sozialen Laboratorium‘. EBR bilden ein Experimentier- und Lernfeld für grenzübergreifende Arbeitsbeziehungen und ihre Praxis ist vielfach durch Suchbewegungen gekennzeichnet.“ (Platzer 2014, S. 645) Vor diesem Hintergrund fördert eine mittlerweile umfangreiche fallstudienbasierte Forschung unterschiedliche Akteursqualitäten und Funktionsprofile Europäischer Betriebsräte zu Tage. Diese reichen – typologisch gefasst – vom „symbolischen“ bzw. „passiven“ EBR bis zum „beteiligungsorientierten“ EBR, dessen Praxis den Abschluss von Konzernvereinbarungen umfasst (Rüb/Platzer/Müller 2013). Der letztere EBR-Entwicklungspfad greift weit die über die in der Richtlinie verankerte Information und Konsultation hinaus und unterstreicht in seiner quantitativen Wachstumsdynamik wie in der inhaltlichen Substanz der transnationalen Vereinbarungspolitik die entwicklungs-offenen und transitorischen Eigenschaften dieses Gesetzgebungswerks.

Der Soziale Dialog

Der Soziale Dialog zwischen den europäischen Sozialpartnern ist seit dem Vertrag von Maastricht im Primärrecht der EU verankert und bildet eine „zweite Säule“ der sozialpolitischen EU-Governance. Der Soziale Dialog schafft transnationale Verhandlungsbeziehungen zwischen den europäischen Gewerkschaften und Arbeitgebern, und zwar auf der multi-sektoralen Ebene der Dachverbände wie auch auf der sektoralen Ebene der Branchenverbände. Der Soziale Dialog räumt den Sozialpartnern zum einen weitreichende und exklusive Anhörungsrechte in sozialpolitischen Gesetzgebungsprozessen ein, einschließlich der Möglichkeit, ein Verfahren an sich zu ziehen. Zum anderen gibt der Soziale Dialog den Gewerkschaften und Arbeitgebern die Möglichkeit, in eigener Hoheit und Regie Materien von gemeinsamem Interesse zu beraten und in Vereinbarungen zu gießen, die dann nach je nationalen tarifpolitischen Gepflogenheiten umgesetzt werden. Das Zusammenwirken mehrerer Faktoren erklärt den Zeitpunkt und die spezifische Ausgestaltung dieses neuartigen arbeits- und sozialpolitischen Problemlösungsverfahrens. Dieses baut zunächst auf einer bis in die Anfänge des Gemeinsamen Marktes zurückreichenden Tradition der Sozialpartnerkonsultationen auf. Die Wirtschaftskrisen der 1970er Jahre führten darüber hinaus zu regelmäßigen dreigliedrigen Konferenzen zwischen den Europäischen Sozialpartnern, der EU Kommission und dem Rat, und mit dem Beginn des Binnenmarktprojekts Mitte der 1980er Jahre intensivierte die EU-Kommission die förmliche Konsultation mit den europäischen Sozialpartnern (der sog. „Val Duchess-Prozess“). Mit den Beratungen des Maastrichter Vertrages erhielt die Frage einer künftigen Sozialpartnerbeteiligung eine qualitativ neue Dringlichkeit und Brisanz, da mit dem Kernprojekt der Verhandlungen, der Währungsunion, auch die Weiterentwicklung der EU-Arbeits- und Sozialpolitik auf die Tagesordnung rückte. Während zwischen den Regierungen schwierige Verhandlungen über erweiterte EU-Kompetenzen im Bereich der Sozialpolitik geführt wurden, gelang es den europäischen Arbeitgebern und Gewerkschaften, sich über ihre künftige Rolle zu verständigen und einen gemeinsamen Vorschlag in die Vertragsverhandlungen einzubringen, der weitgehend unverändert Eingang in das Vertragswerk fand. Die Fähigkeit der europäischen Sozialpartner, sich über ihre institutionelle Verankerung und prozedurale Beteiligung im EU-Entscheidungsgefüge zu verständigen und ein weitreichendes und kreativ ausgestaltetes Modell vorzulegen, markiert ebenso ein Novum in der europäischen Integrationsgeschichte, wie die unmittelbare Übernahme eines von gesellschaftlichen Akteuren entwickelten Vertragsbausteins in das durch die Regierungen ausgehandelte Vertragswerk.

Mit dieser neu geschaffenen Arena war und ist nicht zuletzt die Erwartung verknüpft, dass der Soziale Dialog im sensiblen Feld der Sozialpolitik zu praxistauglichen Problemlösungen und zu einer Art „Staatsentlastung auf EU-

Ebene“ beiträgt. Indem neben die suprastaatliche Regulierung die „Private Governance“ der Sozialpartner tritt, sollte zugleich dem Subsidiaritätsprinzip – hier quasi in Gestalt „horizontaler Subsidiarität“ – Geltung verschafft werden.

Was zeigt die Empirie, wenn man von dieser „Versuchsanordnung“ ausgehend einen kurzen Blick auf die Entwicklung des Sozialen Dialogs auf branchenübergreifender und sektoraler Ebene und auf die quantitativen und qualitativen Politikergebnisse wirft? Nach Weber (2013) kann der Soziale Dialog grundsätzlich drei Funktionen erfüllen, die empirisch vielfach auch gleichzeitig vorzufinden sind: eine Regulierungsfunktion, eine Lernfunktion und eine Lobby-Funktion.

Eine substantielle Regulierungsfunktion ist am stärksten und sichtbarsten bei Sozialpartnervereinbarungen, die qua EU-Recht implementiert werden (die sog. „verhandelte Gesetzgebung“). Die historische Erfahrung zeigt, dass dieser Vereinbarungstypus überwiegend unter einem „shadow of the law“ zustande kommt; nämlich dann, wenn – zumal für die Arbeitgeberseite – durch eine „drohende“ EU-Gesetzgebung der Vereinbarungsdruck erhöht wird. Diese Kategorie von Sozialpartnervereinbarungen hat vor allem der multi-sektorale Dialog der Sozialpartner-Dachverbände hervorgebracht; so die Vereinbarungen zum Elternurlaub (1994), zur Teilzeitarbeit (1997) und zu befristeten Arbeitsverträgen (1999). Zu autonomen Vereinbarungen im Rahmen des multi-sektoralen Dialogs kam es erst im Laufe der 2000er Jahre; darunter Rahmenabkommen zur Telearbeit (2002) und zur Belästigung und Gewalt am Arbeitsplatz (2007). In jüngster Vergangenheit war das weite Themenfeld der Flexicurity Gegenstand von Beratungen und Vereinbarungen. Auf Branchenebene existieren gegenwärtig 46 Ausschüsse des Sektoralen Sozialen Dialogs (ASSD). Sektoral gibt es bislang in nur geringer Zahl Sozialpartnervereinbarungen, die qua EU-Richtlinien umgesetzt wurden, nämlich zu Arbeitszeiten im Transportwesen (Eisenbahnverkehr 1998; Seeschifffahrt 1999; Zivilluftfahrt 2000) sowie zu Sicherheitsstandards in Krankenhäusern (2010). Es dominieren „autonome“ Vereinbarungen insbesondere zu den Themen sektoraler Strukturwandel, Arbeitsbedingungen und Qualifikation, die in der inhaltlichen Substanz und in den Umsetzungsprozeduren beträchtlich variieren und vorrangig Lern- oder Lobbyfunktionen erfüllen.

Die beschriebenen Entwicklungen und Ausformungen des Sozialen Dialogs lassen sich unter dem Blickwinkel der Experimentalität dahingehend zusammenfassen: Der Soziale Dialog war und ist ergebnisoffen angelegt; dies gilt für die Anzahl und prozedurale Ausgestaltung der Verhandlungsarenen wie für die Themenfelder und Transmissionsformen der transnationalen Vereinbarungen. Durch seine hybriden Strukturen und Verfahrensweisen aus „verhandelter Gesetzgebung“ und „autonomer Vereinbarung“ trägt der Soziale Dialog der großen Vielfalt nationaler Arbeitsbeziehungen in den EU-Mitgliedstaaten Rechnung. Das heißt, er nimmt in bestimmten Bereichen Merkmale nationaler

Arbeitsbeziehungen auf, ohne eine „europäische Maßstabsvergrößerung“ irgendeines nationalen Modells zu sein. So erinnert der privilegierte Status der Sozialpartner und deren Möglichkeit, eine sozialpolitische Gesetzgebungsinitiative der EU-Kommission an sich zu ziehen, an korporatistische Arbeitsbeziehungstraditionen, während die freien Vereinbarungsmöglichkeiten zu jedweder Materie Prinzipien der Tarifautonomie bundesdeutscher Prägung oder des angelsächsischen „free collective bargaining“ aufgreifen. Der Mechanismus, wonach im Verfahren der „verhandelten Gesetzgebung“ ein Verhandlungsergebnis der europäischen Sozialpartner anschließend durch den Ministerrat in Gesetzesform gegossen wird, entspricht wiederum der in einigen EU-Ländern geübten Praxis der staatlichen Allgemeinverbindlichkeitserklärung von Tarifvereinbarungen.

Die Grenzen einer experimentellen Politik in Gestalt des Sozialen Dialogs zeigen die empirisch skizzierten Outputs: Einem enormen quantitativen Wachstum der Dialoge und gemeinsamen Stellungnahmen steht eine überschaubare Anzahl von Rahmenabkommen in der Qualität von Codes of Conduct und eine begrenzte Zahl von transnationalen Kollektivvereinbarungen gegenüber, die – gesetzlich transponiert – einen unmittelbar wirksamen europaweiten Sockel sozial- und arbeitspolitischer Standards schaffen.

Die Offene Methode der Koordinierung

Integrationsgeschichtlich betrachtet kann die Entwicklung und extensive Nutzung der Offenen Methode der Koordinierung (OMK) seit Anfang der 2000er Jahre vor allem mit zwei Ereignissen bzw. europapolitischen Weichenstellungen in Verbindung gebracht werden: Zum einen reflektiert die neue Steuerungsform der OMK eine Situation, in der eine durch die Währungsunion gewachsene ökonomische, finanz- und fiskalpolitische Interdependenz zwischen den Mitgliedstaaten einen objektiv erhöhten arbeits-, tarif- und sozialpolitischen Koordinierungs- und Steuerungsbedarf erzeugt, ohne dass es in den Vertragsreformen von Amsterdam (1999), Nizza (2003) und Lissabon (2009) auf dem Feld der EU-Sozialpolitik zu einer nennenswerten Erweiterung der Kompetenzen und einer Anpassung der Entscheidungsregeln (erweiterte Mehrheitsentscheidungen) gekommen wäre.

Zum anderen steht die OMK in unmittelbarem Zusammenhang mit der im März 2000 von den Staats- und Regierungschefs mit großem Aplomb verabschiedeten Lissabon-Strategie, die zum Ziel hatte, die EU innerhalb von 10 Jahren zum „wettbewerbsfähigsten und dynamischsten, wissensbasierten Wirtschaftsraum der Welt“ zu machen. Ein Teilziel dieses ehrgeizigen Vorhabens, die soziale Kohäsion, wurde durch eine im Dezember desselben Jahres verabschiedete „Europäische Sozialagenda“ weiter präzisiert.

Der vergleichsweise hohe Stellenwert, den die OMK im Arsenal der EU-Steuerungsformen zu Beginn des neuen Jahrtausends einnehmen sollte, erklärt sich also daraus, dass die OMK die Einbeziehung von Politikfeldern und Materien (z. B. Renten, Gesundheit, Bildung) ermöglicht, in denen die EU keine originären Kompetenzen besitzt, die aber gleichwohl in einem Interdependenz-zusammenhang mit gemeinschaftlichen Zielen und Projekten der EU stehen. Die OMK baut auf Erfahrungen auf, die die EU zuvor in anderen Koordinierungsbereichen gesammelt hat und entwickelt diese unter Hinzunahme weiterer Steuerungselemente zu einem anspruchsvollen und neuartigen Mechanismus weiter, der auf einem rekursiven und iterativen Prozess basiert und die folgenden Stufen umfasst: die Festlegung von Zielen und Leitlinien für die Union als Ganzes, versehen mit Zeitplänen für die Verwirklichung kurz-, mittel- und längerfristiger Ziele; die Operationalisierung der Leitlinien mittels Indikatoren und Benchmarks, die innereuropäische und internationale Entwicklungsvergleiche ermöglichen; die Umsetzung der europäischen Leitlinien in nationale Politiken (sog. nationale Aktionspläne); die regelmäßige, nach (Mehr-)Jahreszyklen festgelegte gemeinsame Überwachung, Prüfung und Bewertung der Ergebnisse auf europäischer Ebene, die dann wieder – auf der Basis von best-practice-Erfahrungen – in einen neuen Zyklus (national rejustierter) Politiken münden. Von Beginn an löste die OMK bereits auf konzeptioneller und politiktheoretischer Ebene Kontroversen aus: Auf der einen Seite finden sich Positionen der jüngeren politikwissenschaftlichen Governance-Forschung, die „diskursiven Regulierungsmechanismen“ und nicht-hierarchischen Steuerungsformen eine große Bedeutung für „gutes“ und „modernes“ Regieren zusprechen. Zumal mit Blick auf die besonderen Systemeigenschaften der EU, in der die deliberative Politik eine beträchtliche Rolle spielt (vgl. Eberlein/Kerwer 2002), sehen einzelne Autoren in der OMK ein geradezu ideales, EU-konformes Steuerungsinstrument, das eine „experimental governance“ ermögliche, konsensuale sozialpolitische Problemlösungen generiere und einen „pragmatic constitutionalism“ befördere (vgl. Sabel/Zeitlin 2003). Demgegenüber heben skeptische Positionen zum einen hervor, dass die OMK „erneut die Komplexität und Verfahrensvielfalt im EU-Regelwerk (erhöht) und die Grenzen politischer Verantwortlichkeit zwischen verschiedenen Ebenen des Regierens (verwischt).“ (Linsenmann/Meyer 2002, S. 285) Zum anderen laufe die OMK Gefahr, „[...] sich in einer abstrakten ‚Parallelwelt‘ bürokratischer und selbstreferenzieller Prozesse zu verlieren – ohne konkrete Resultate in der Politikgestaltung der Mitgliedstaaten.“ (Botzenhardt 2009, S. 263)

Eine Beurteilung der Leistungsfähigkeit dieses neuen Steuerungsmodus ist nicht zuletzt mit dem Problem konfrontiert, dass durch die im Jahr 2008 ausgebrochene Weltfinanzmarktkrise, die sich über Staatschuldenkrisen in eine Eurokrise transformierte, ein dramatisch verändertes Umfeld geschaffen wurde. Zum einen wurden durch die Krise gewisse Erfolge, die bis dahin beispielsweise

die OMK im Bereich der Beschäftigungspolitik erzielen konnte, zunichte gemacht. Zum anderen wurden im Zuge des Krisenmanagements umfangreich neue politische und rechtliche Grundlagen geschaffen und im Rahmen der „New Economic Governance“ ein weitreichend verändertes Steuerungsinstrumentarium und Zeitschema („Europäisches Semester“) etabliert, das bisherige Anwendungsfelder und Prinzipien der OMK teilweise ablöste, teilweise in veränderter Form (sozial-ökonomische Scoreboards etc.) einband. Auskunft über die Steuerungsleistungen der OMK bis zum Ausbruch der Eurokrise gibt eine umfangreiche empirische Impact-Studie von Björn Hacker (2010). Die Untersuchung widmet sich den rentenpolitischen Reformprozessen in Deutschland, Frankreich und Österreich und analysiert die Frage, ob der rentenpolitischen OMK, die zum Zeitpunkt der Untersuchung knapp zehn Jahre existierte und drei Zyklen durchlaufen hatte, ein lenkender, ein katalysierender oder ein neutraler Effekt zuzuschreiben sei. Die zentralen Befunde lauten:

„Die in Deutschland seit Start des OMK-Prozesses durchgeführten Rentenreformen weisen insgesamt eine hohe Kongruenz mit den Zielen der OMK-Rente auf [...]. Allerdings zeigt die Rekonstruktion der Reformprozesse [...], dass die OMK-Rente keine unmittelbar lenkende oder katalysierende Wirkung entfaltete, sondern ihr Einfluss [...] als weitgehend neutral einzustufen [ist].“ (Hacker 2010, S. 264)

In Frankreich würden die drei seit der Existenz der OMK-Rente durchgeführten Rentenreformen erkennen lassen, dass die OMK-Ziele ein fester Bestandteil der nationalen Koordinierungsprozesse wie der Gesetzgebungsdiskurse gewesen seien, sodass „[...] von einem katalysierenden Effekt [...] auf die französischen Reformpolitiken in der Alterssicherung ausgegangen werden [kann].“ (Hacker 2010, S. 297) Gleiches gelte – mit Abstrichen – für Österreich.

3. Befunde und Ausblicke

Es gibt keine politikwissenschaftliche(n) Theorie(n) experimenteller Politik, wohl aber (Fall-)Studien, in denen Experimentalität als Merkmal der politischen Lösungssuche und Entscheidungsfindung besonders hervortritt. Auf einer solchen – gleichsam phänomenologischen – Ebene bewegt sich der hier unternommene Versuch, das sozialpolitische Regieren der EU mittels dieser Begrifflichkeit zu charakterisieren und zu interpretieren. Ihre empirische Evidenz findet diese Perspektivenwahl darin, dass die seit Mitte der 1990er Jahre auf europäischer Ebene hervorgebrachte Sozialpolitik in beträchtlichem Umfang aus den vorgestellten Institutionen und Prozeduren und aus den in deren Rahmen erzielten Ergebnissen besteht. Auch theoretisch lässt sich die Kategorienbildung experimenteller Politik durch Befunde der politikwissenschaftli-

chen EU-Sozialpolitikforschung (vgl. Bähr/Treib/Falkner 2008) plausibilisieren. So kommt, um ein erstes Erklärungsmoment anzuführen, in der EU-Sozialpolitik – weit stärker als etwa in der Umweltpolitik – ein vertraglich-institutioneller Effekt dergestalt zum Tragen, dass bindende Rechtsakte nur in jenem (vertraglich begrenzten) Themenbereich verabschiedet werden, in dem die EU die explizite Zuständigkeit besitzt und Entscheidungen mit qualifizierter Mehrheit getroffen werden. In zahlreichen anderen Feldern der Sozialpolitik (Soziale Sicherheit, Beschäftigung etc.), die in den Vertragsgrundlagen bzw. im normativen Zielkatalog der EU auftauchen, aber einstimmiger Beschlussfassung unterliegen, sind Problemlösungen auf unkonventionelle Wege und auf „weiche“ und flexible Instrumente angewiesen. Ein weiteres Erklärungsmoment sind die ökonomischen und institutionellen Kosten unterschiedlicher Regulierungsarten und -materien. Grundsätzlich lassen sich produktbezogene Regelungen (beispielsweise Sicherheitsstandards für Kinderspielzeug) von produktions- oder prozessbezogenen Regelungen (z. B. Mitbestimmung) unterscheiden. Erstere sind i. d. R. weniger konfliktgeladen, spielen aber in der Sozialpolitik (etwa im Vergleich zur EU-Verbraucherpolitik) nur eine geringe Rolle. Hingegen weisen zahlreiche sozial- und arbeitspolitische Regulierungsvorhaben eine produktions- bzw. prozessbezogene Dimension auf. Dadurch wird die Suche nach politischen Kompromissen anspruchsvoller, weil nicht nur materielle Verteilungseffekte sondern immer auch nationale sozialpolitische Traditionen eine Rolle spielen. Ein aktuelles Beispiel dafür sind die Auseinandersetzungen um einen europäischen Mindestlohn, der von den skandinavischen Gewerkschaften abgelehnt wird, weil er eine „gesetzliche“, lohnpolitische Intervention wäre und somit im Widerspruch zu deren nationaler Kollektivvertragshoheit stünde.

Die drei empirisch beleuchteten Beispiele haben – in je unterschiedlicher Ausprägung – Innovationspotentiale und Regulierungserfolge aber auch Grenzen experimenteller EU-Sozialpolitik aufgezeigt. Insgesamt betrachtet stehen einem graduellen Zuwachs des gemeinschaftlichen sozialpolitischen Besitzstandes beträchtliche Defizite gegenüber; insbesondere dann, wenn man im Sinne der eingangs genannten Arbeiten von Angelika Poferl die Europäisierung sozialer Ungleichheit und die Transnationalisierung von Solidaritätsanforderungen im Zuge der EU-Integration in den Blick nimmt. So wurde im Laufe der 2000er Jahre durch die Einbeziehung immer weiterer wohlfahrtsstaatlicher Bereiche in die Steuerungsprozesse der OMK zwar formal der Stellenwert des „Sozialen“ erhöht, jedoch kein nachhaltiger Beitrag zur Lösung von Problemen sozialer Ungleichheit innerhalb der EU geleistet. Dieser pauschale Befund bedürfte auf der Zeitachse wie im Ländervergleich einer umfangreichen empirischen Fundierung und, um der „Heterogenität von Ungleichheit“ (Poferl 2015, S. 143) analytisch gerecht zu werden, der weiteren Ausdifferenzierung. Dies gilt in noch stärkerem Maße für die sozial-ökonomischen Folgen der Eurokrise, durch die die Ungleichheitsproblematik wie auch die Solidaritätsproblematik in

der EU eine nie dagewesene transnationale Komplexität und integrationspolitische Konfliktträchtigkeit angenommen haben. Die Eurokrise markiert den Beginn einer „singulären“ Phase in der Geschichte der EU-Sozialpolitik, da die Euro-Rettungspolitik einzelne Länder zu rigider Sparpolitik, zur Kürzung von Sozialleistungen und zur Deregulierung der Arbeitsmärkte und Tarifvertragsysteme gezwungen hat. Eine mittlerweile (Stand Dezember 2019) deutlich verbesserte ökonomische Lage in der gesamten EU hat auch in den Beschäftigungs- und Sozialsystemen Verbesserungen nach sich gezogen, aber die beträchtlichen sozialen Schieflagen im EU-Integrationsraum bislang nicht beseitigt. Wie die in Reaktion auf die Eurokrise geschaffene neue wirtschafts- und fiskalpolitische Architektur auf mittlere Sicht die Entwicklung der EU-Sozialpolitik beeinflussen wird, ist schwer einzuschätzen. Immerhin ist mit der „Europäischen Säule sozialer Rechte“ eine neue Handlungsplattform geschaffen worden. Auch diese jüngste sozialpolitische Errungenschaft der EU trägt in ihrer spezifischen politischen Verankerung und in ihrem zeitlich wie sachlich offenen Umsetzungshorizont Merkmale des Experimentellen. Die Säule nimmt (und dies ist ein in dieser Form erstmals beschrittener Weg) zwei Rechtsformen mit identischem Inhalt an: zum einen gilt sie ab dem Tag der Veröffentlichung (April 2017) als Empfehlung der EU-Kommission, zum anderen werden die Ziele und Inhalte der Säule mittels einer gemeinsamen Proklamation des Europäischen Parlaments und des Europäischen Rates (der das Dokument am 17. November 2017 verabschiedete) verankert. Mit der Säule werden 20 zentrale Grundsätze und Rechte festgeschrieben, die in drei Kategorien unterteilt sind: Chancengleichheit und Arbeitsmarktzugang, faire Arbeitsbedingungen sowie Sozialschutz und soziale Inklusion. Die europäische Säule sozialer Rechte geht in einigen Punkten über den vorhandenen Rechtsbestand der EU hinaus, in dem sie unter anderem ein Recht auf Mindesteinkommensleistungen sowie einen Anspruch auf Mindestlöhne formuliert. Prozedural soll (unter Beachtung der Zuständigkeiten der Mitgliedstaaten und der nationalen tarifpolitischen Traditionen) auf europäischer Ebene die Richtung zur Umsetzung der Säule vorgegeben werden. Dabei soll es Aufgabe der EU-Kommission sein, den auf längere Sicht angelegten Prozess durch verschiedene legislative und nichtlegislative Initiativen zu flankieren. Der europäische Mindestlohn hat (Ende 2019) bereits Eingang in die Agenda der neuen EU-Kommission gefunden. Schließlich soll ein sozialpolitisches Scoreboard eingerichtet werden, mit dem Entwicklungstrends und konkrete Leistungen der EU-Länder in zwölf Bereichen erfasst werden sollen, die in das Europäische Semester für die Koordinierung der Wirtschaftspolitik und in den jährlichen Gemeinsamen Beschäftigungsbericht eingebunden werden.

Alles in allem deuten diese jüngsten Weichenstellungen darauf hin, dass innerhalb des Handlungsarsenals, über das die EU zur Gestaltung ihrer sozialen

Dimension verfügt, der Pfad experimenteller Politik auch in Zukunft bedeutsam bleiben dürfte.

Literatur

- Bähr, Holger/Treib, Oliver/Falkner, Gerda (2008): Von Hierarchie zu Kooperation? Zur Entwicklung von Governance-Formen in zwei regulativen Politikfeldern der EU. In: Tömmel, Ingeborg (Hrsg.): Die Europäische Union. Governance und Policy-Making. Wiesbaden: Springer VS, S. 92–115
- Blanke, Thomas (1999): Europäisches Betriebsrätegesetz. EBRG-Kommentar. Baden-Baden: Nomos
- Botzenhardt, Friederike (2009): Offene Methode der Koordinierung für Gesundheit und Langzeitpflege – sind quantifizierte Ziele der richtige Weg? In: Devetzi, Stamatia/Platzer, Hans-Wolfgang (Hrsg.): Offene Methode der Koordinierung und Europäisches Sozialmodell. Interdisziplinäre Perspektiven. Stuttgart: Ibidem-Verlag, S. 251–266
- Eberlein, Burkard/Kerwer, Dieter (2002): Theorising the New Modes of European Union Governance. In: European Union online papers (EioP) 6
- Hacker, Björn (2010): Das liberale Europäische Sozialmodell. Rentenreformen in der EU und die Offene Methode der Koordinierung. Baden-Baden: Nomos
- Höland, Armin (1997): Mitbestimmung in Europa. Expertise im Rahmen des Projektvorhabens „Mitbestimmung und neue Unternehmenskultur“. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung
- Linsenmann, Ingo/Meyer, Christoph (2002): Dritter Weg, Übergang oder Teststrecke? Theoretische Konzeption und Praxis der offenen Politikkoordinierung. In: integration 4, Jg. 25
- Mückenberger, Ulrich/Nebe, Katja (Hrsg.) (2019): Transnationale soziale Dialoge und ihr Beitrag für den europäischen sozialen Fortschritt. Baden-Baden: Nomos
- Platzer, Hans-Wolfgang (2009): Konstitutioneller Minimalismus: Die EU-Sozialpolitik in den Vertragsverhandlungen von Nizza bis Lissabon. In: integration 1, S. 33–49
- Platzer, Hans-Wolfgang (2014): Europäische Betriebsräte. In: Schroeder, Wolfgang (Hrsg.): Handbuch Gewerkschaften in Deutschland. 2. überarbeitete, erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 637–659
- Platzer, Hans-Wolfgang (2020): Die Sozial- und Beschäftigungspolitik der EU. In: Becker, Peter/Lippert, Barbara (Hrsg.): Handbuch Europäische Union. Wiesbaden: Springer VS, S. 907–924
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive „experimenteller Soziologie“. Soziale Welt 50, H. 4, S. 363–372
- Poferl, Angelika (2006): Solidarität ohne Grenzen? Probleme sozialer Ungleichheit und Teilhabe in europäischer Perspektive. In: Heidenreich, Martin (Hrsg.): Die Europäisierung sozialer Ungleichheit. Zur transnationalen Klassen- und Sozialstrukturanalyse. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 231–252
- Poferl, Angelika (2015): Die Verwundbarkeit der Person: Soziale Menschenrechte und kosmopolitische Solidarität. In: Banafshe, Minou/Platzer, Hans-Wolfgang (Hrsg.): Soziale Menschenrechte und Arbeit. Multidisziplinäre Perspektiven. Baden Baden: Nomos, S. 121–154

- Rüb, Stefan/Platzer, Hans-Wolfgang/Müller, Torsten (2013): *Transnational Company Bargaining and the Europeanization of Industrial Relations. Prospects for a Negotiated Order*. Oxford: Peter Lang
- Sabel, Charles/Zeitlin, Jonathan (2003): *Active Welfare, Experimental Governance, Pragmatic Constitutionalism: The New Transformation of Europe*. Conference paper auf der Tagung „The Modernisation of the European Social Model and EU Policies and Instruments“. Ionnanina: unveröffentlichtes Manuskript
- Schäfer, Armin (2017): *Kultur statt Ökonomie*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 16. Oktober, S. 6
- Weber, Sabrina (2013): *Sektorale Sozialdialoge auf EU-Ebene. Supranationale und nationale Perspektiven*. Baden-Baden: Nomos
- Weiss, Manfred (1999): *Schnittstelle Europa und Mitbestimmung*. In: *Gewerkschaftliche Monatshefte* 50, H. 3, S. 185–192

Die Erzeugung einer Aura

Charismatische Herrschaft als Gesellschaftsexperiment

Hans-Georg Soeffner

1. Die Problemsituation

„Über die Geltung des Charisma“, stellt Max Weber fest, „entscheidet die durch *Bewährung* [...] gesicherte, freie [...] Anerkennung der Beherrschten. [...] Diese ‚Anerkennung‘ ist psychologisch eine aus Begeisterung oder Not und Hoffnung geborene, gläubige, ganz persönliche Hingabe“. Folgt man Weber, so entsteht durch die Bindung des Charismas und seines Trägers an die Gefolgschaft eine strukturell riskante Sozialbeziehung. Denn „bleibt die Bewährung dauernd aus“, bringt die charismatische „*Führung kein Wohlergehen für die Beherrschten*, so hat [die] charismatische Autorität die Chance, zu schwinden.“ (Weber 1922/1976, S. 140) Da Max Weber das Charisma zudem als „außeralltäglich [...] geltende Qualität einer Persönlichkeit“ bestimmt und betont, dass es nicht darauf ankomme, wie diese Qualität „‘objektiv‘ richtig zu bewerten sein würde“, sondern „darauf allein, wie sie tatsächlich von den charismatisch Beherrschten, den ‚Anhängern‘, bewertet wird“ (Weber 1922/1976, S. 140), zeigt sich, dass charismatische Führung einem permanenten Bewährungsdruck ausgeliefert ist. Scheitert die Bewährung, so schwinden Glaube und Hingabe der Gefolgschaft: Die Zuschreibung der außeralltäglichen Qualität an die Führung wird „falsifiziert“.¹

1 Erving Goffman (1961/1973) sah in der Schaffung „totaler Institutionen“ ein „natürliches Experiment“ (Goffman 1961/1973, S. 23) der Gesellschaft. Dieser Gedanke ähnelt der These Angelika Pofers, dass Gesellschaften zunehmend „Selbstversuche“ an sich vornehmen. (Pofers 1999, S. 363–372) – Anfang der 1990er Jahre interpretierten Thomas Luckmann und ich das „charismatische“ Erscheinungsbild zweier Päpste (s. u.). Dabei habe ich ihn in einem kleinen Exposé davon zu überzeugen versucht, dass es sich bei dem von Max Weber beschriebenen Wechsel von „traditionaler“ und „charismatischer Herrschaft“ um ein „immer aufs Neue“ stattfindendes gesellschaftliches Experiment handle. Dieses Exposé arbeite ich nun – mit Freude über eine so weit gespannte Ideengemeinschaft – für Angelika aus.

Weber macht unmissverständlich klar, dass der (Ideal-)Typus der charismatischen Herrschaft im Vergleich mit anderen „Typen der Herrschaft“ (Weber 1922/1976, S. 122–176) eine Sonderstellung einnimmt: „als das Außeralltägliche [ist sie] sowohl der rationalen, insbesondere der bürokratischen, als der traditionellen, insbesondere der patriarchalen und patrimonialen oder ständischen, schroff entgegengesetzt.“ (Weber 1922/1976, S. 141) – Dann nämlich, wenn es rationalen oder traditionellen Formen der Herrschaft nicht gelingt, mit Verwaltungsroutinen „eine Not der Beherrschten zu bannen“ (Weber 1922/1976, S. 656), schlägt die Stunde der charismatischen Herrschaft: Sie antwortet auf solche Krisen und schafft zugleich neue. Sie ist einerseits „die große revolutionäre Macht in traditional gebundenen Epochen“ und „kann“ [...] eine Umformung von innen her sein, die, aus Not oder Begeisterung geboren, eine Wandlung der zentralen Gesinnungs- und Tatenrichtung unter völliger Neuorientierung aller Einstellungen zu allen einzelnen Lebensformen und zur ‚Welt‘ überhaupt bedeutet.“ (Weber 1922/1976, S. 142) Andererseits ist die charismatische „Autorität [...] ihrem Wesen entsprechend spezifisch labil“ (Weber 1922/1976, S. 656), weil sie sich immer wieder gegenüber ihrer Gefolgschaft bewähren muss, von deren Anerkennung sie abhängt.

An dieser kurzen Zusammenfassung der zentralen Charakteristika charismatischer Herrschaft wird zudem deutlich, dass diesseits der *Struktur* des Weber'schen Idealtypus, d. h. in der konkreten Interaktion zwischen einer „charismatischen Autorität“ und ihren Anhängern, zwangsläufig ein Problem entsteht, das Charismatiker, gleich welcher Couleur, „praxeologisch“ lösen müssen: Das Außeralltägliche darf sich nicht in alltäglichen Routinen auflösen und banalisieren, der charismatische Glanz muss bewahrt, gegen Abstumpfung verteidigt und jede neue Tat als – immer wieder – einzigartig wahrgenommen werden.

Die erfolgreichste Lösung dieses Problems besteht in der Verschiebung des Einzigartigkeitsakzentes weg von den (Wunder-)Taten hin zu den (Wunder-)Tätern oder Helden: von der Außeralltäglichkeit der Tat auf die Außeralltäglichkeit und Ausstrahlung der handelnden „Persönlichkeit“ (Weber 1922/1976, S. 656). Durch diese – von der Gefolgschaft vorgenommene – Verschiebung, kann sogar das soziale Kunststück gelingen, das Fluidum der Charismatiker so auf ihr Handeln zurückzulenken, dass selbst alltägliche Routinen sich charismatischen Glanz leihen können. So arbeitet das Bündnis von Charismatiker und Gefolgschaft an der Entstehung und Aufrechterhaltung eines auratischen Feldes, das die Außeralltäglichkeit von der Veralltäglichung abschirmt und innerhalb dessen der Auserwählte durch etwas Geheimnisvolles, Unsichtbares, aber dennoch Spürbares als solcher erkannt werden kann – wie die göttliche

Jägerin Artemis/Diana durch ihre zwar unsichtbare, aber im „frischen Morgenwind“ dennoch spürbare Begleiterin Aura,² der beispielhaften Verkörperung einer Metamorphose.

Helmuth Plessner hat diesen Prozess der Entstehung einer Aura als „Irrealisierung“ einer Person durch einen zunehmend „unzerstörbaren Nimbus“ charakterisiert (Plessner 1924/1981, S. 85). Am Anfang dieses Prozesses „genügt zunächst das Vorgeben von etwas, das da sein und wirken soll, ohne ‚da‘ zu sein“ (Plessner 1924/1981, S. 84). „Real“, im Sinne von „wirksam“, wird dieses zunächst Unsichtbare, Irreale, durch den Glauben der Anhänger des Auratisierten an dessen Auserwähltheit und Kraft. Dementsprechend ist die Aura des Charismatikers für die gläubige Gefolgschaft „tatsächlich“ sichtbar. Den „Ungläubigen“ dagegen bleibt sie verborgen: Was für die einen „heilig“ oder unantastbar ist (*noli me tangere!*), ist für die anderen im Grenzfall, komisch oder lächerlich, – so „der Führer“ in Chaplins Hitler-Parodie („Der große Diktator“, 1940) oder die unfreiwillige Selbstparodie Putins: das Foto eines lebenden Reiterstandbildes mit halbbekleidetem, muskulösem Eastern-Helden auf einem traurig blickenden Klepper.

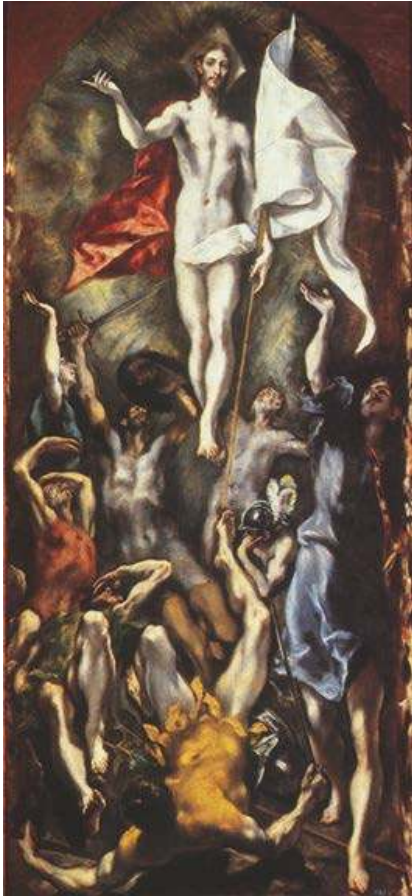
Die Inszenierung von Charisma, die propagandistische Arbeit an der Entstehung des Außeralltäglichen, die medial gestützte Transformation der – fragilen – Aura in einen sich verfestigenden Nimbus – sie alle lassen sich beobachten sowohl bei religiösen als auch bei politischen Charismakonstruktionen: in religiösen oder politischen Ritualen, Zeremonialhandlungen und Großinszenierungen; bei der Selbstdarstellung von Religionen, Diktaturen und Wirtschaftsunternehmen bis hin zur Selbstcharismatisierung von Gemeinschaften – vom „Pfungstwunder“ der neutestamentlichen Jünger über „soziale Bewegungen“ (Wandervogel, Umweltbewegung, Fridays for Future etc.) bis hin zu Rave-Events oder zum Christopher Street Day. Und in all diesen Bemühungen um die Herstellung von Außeralltäglichkeit erweist es sich, dass Charisma und Aura keine primären Eigenschaften von Personen sind, sondern „soziale Produkte“.³

2 In der griechischen Mythologie Begleiterin der Artemis, Geliebte des Dionysos, von Zeus in eine Quelle verwandelt, als sie sich – wahnsinnig geworden – in einem Fluss stürzen wollte (vgl. Brockhaus Enzyklopädie).

3 Zum Zusammenspiel von modernen Medien bei der Erzeugung von Charisma und bei der Transformation auratischer Kraft in Charisma vgl. Benjamin (1935/2007); zu politischen Inszenierungen vgl. Soeffner/Raab (2007).

In seiner Abendmahlsskizze (Rötzelzeichnung, 1635; vgl. Abb. 1) veranschaulicht Rembrandt beispielhaft die Erzeugung der Aura Jesu durch seine Jünger (vgl. Sumowski 1963, S. 123). Bis auf Judas, der sich dezidiert abkehrt, dabei aber dennoch – wie aus Versehen oder gegen seinen Willen – mit dem rechten Arm auf seinen „Herrn“ zeigt, wenden sich die Jünger einerseits Jesus zu, halten dabei aber andererseits jenen deutlichen räumlichen Abstand zu ihm ein, innerhalb dessen der genuin auratische Raum entsteht. Er umhüllt das Heilige und hebt es zugleich heraus. Es entsteht jener freie Raum, der durch seine Leere auf das Verborgene hinweist. Er wird lediglich durch die Abgrenzung sichtbar. Während in Rembrandts Abendmahlsskizze das Spannungsverhältnis von Distanz und Hinwendung die Aura schafft, sind es bei seiner „Auferstehung Christi“ (1639, Öl auf Holz); vgl. Sumowski 1963, S. 97; Abb. 2) Furcht, Schrecken, Flucht und die dadurch bewirkte Abwendung der bewaffneten „Hüter“ des Grabes, in denen – verstärkt durch ein helles Licht im dunklen Raum des Himmels – die Aura um den „Engel des Herrn“ aufleuchtet: „und seine Erscheinung war der Blitz und sein Kleid weiß wie Schnee.“ (Matthäus 28, 2/3) – El Greco schließlich dynamisiert in seinem Gemälde „Die Auferstehung Christi“ (1584 ff., Öl auf Leinwand, Museo del Prado; vgl. Abb. 3) die Schaffung der Aura Christi, indem er die Gefolgschaft und die Feinde des Auferstehenden *gemeinsam* – im Spannungsfeld zwischen Anziehung und Abstoßung – in die Erzeugung einer ihn von allen distanzierenden Gloriole einbindet, die den *ganzen* Körper Christi umgibt. – Dass auch das außeralltägliche Böse auratisch herausgehoben und abgegrenzt werden kann, zeigen nicht nur die zahlreichen bildlichen Darstellungen Lucifers, sondern beispielhaft auch die „Verdunkelung“ der Aura durch einen „negativen Heiligenschein“ so etwa in der Gestaltung des „Verräters“ Judas: Giusto de Menabou verleiht ihm im Fresco „Der Judaskuss“ (14. Jh., Dombaptisterium zu Padua; vgl. Abb. 4) – in Abgrenzung zum goldenen Heiligenschein Jesu und der Jünger – eine schwarze „Ausstrahlung“, die den Kopf umgibt.

Abbildungen 1–4



2. Charismatische Herrschaft als Gesellschaftsexperiment

Alle Typen und Erscheinungsformen der Herrschaft bedürfen ihres Personals: der Verwaltungsstäbe, Amtsträger, Staatsdiener und der loyalen Bürger, Untertanen oder Anhänger. Aber keine von ihnen ist so geprägt von den Widersprüchen, die aus der wechselseitigen Abhängigkeit von Herrschern und Beherrschten entstehen, wie der Sonderfall der charismatischen Herrschaft. Sie ist einerseits die „große revolutionäre Macht“, die krisenhafte Situationen durch die „völlige Neuorientierung aller Einstellungen zur Welt überhaupt“ (s. o., nach Weber 1922/1976, S. 142) überwinden kann. Andererseits löst sie durch die von ihr verursachten revolutionären Umwälzungen neue Krisen aus. Einerseits verlangt sie eine hohe affektive, dauerhafte Bindung der Gefolgschaft an die charismatische Autorität. Andererseits lebt diese Autorität nur von dem Glauben ihrer Gefolgschaft an die außeralltägliche Qualität der Führung. Diese verspricht zwar einerseits ihrer Gefolgschaft Gewinn und Sicherheit, weiß aber andererseits darum, dass sie selbst sich zunächst einmal bewähren, d. h. „liefern“ muss, damit die Gefolgschaft nicht vom Glauben abfällt. Kurz: Charismatische Herrschaft ist einerseits machtvoll, andererseits riskant und labil.

Zu fragen ist daher, warum Menschen sich immer wieder auf diese Herrschaftsform eingelassen haben, welche Probleme diese löst und welche Funktionen sie erfüllt. Ich schlage vor, die charismatische Herrschaft, analog zu Goffmans Analyse der Schaffung „totaler Institutionen“ durch unterschiedliche Gesellschaften, als ein „natürliches Experiment“ (Goffman 1961/1973, S. 23) anzusehen, mit dessen Hilfe „menschliche Kollektive“ zu beweisen versuchen, dass sie nicht nur ihren Alltag, sondern auch das Außeralltägliche beherrschen können: dass sie in der Lage sind, sich – sei es innerweltlich oder durch den Beistand „höherer Gewalten“ – selbst zu transzendieren.

Der Gegner solcher Transzendenzbemühungen ist ein Alltag, der nicht als sozial alltägliche und „personalisierte“ Lebenswelt erlebt wird, sondern als Zwang – verkörpert durch Institutionen, den Sachwaltern unpersönlicher, verordneter Routinen. Dieser gesellschaftlichen „Entfremdung“ und „Kälte“ begegnet die charismatische Herrschaft mit der Begeisterungskraft und Opferbereitschaft der Gefolgschaft, der Ordnung der Routinen mit dem genialen Einfall und schöpferischem Chaos, dem anonymen Beamtentum mit der „charismatischen Beziehung“ (Lepsius 2011). Die Ersetzung hergebrachter Institutionen durch ad hoc gebildete Sonderstäbe – der behördlichen Hierarchien durch „innere Zirkel“ von Jüngern oder Anhängern, der rechtlichen Rahmung der Handlungen durch Handlungswillkür – wird in der charismatischen Herrschaft bewusst arrangiert: „Das dadurch hervorgerufene Verwaltungschaos ist kein Argument gegen die charismatische Herrschaft, sondern geradezu ihr Ergebnis.“ (Lepsius 2011, S. 3) Denn diese Herrschaftsform zielt darauf ab, das von ihr geschaffene Vergemeinschaftungssystem *als Ganzes* zu charismatisieren

und gleichzeitig die bis dahin geltenden institutionellen Ordnungen zu delegitimieren.⁴

Am Kampf charismatischer „Autoritäten“ gegen die Autorität vorgegebener, überlieferter gesellschaftlicher Ordnungen wird ein hintergründiger Auslöser erkennbar, den Georg Simmel (1923/1983) als Leiden an der „Tragödie der Kultur“ charakterisiert hat. Tragödie hat ihren Ursprung im „schicksalhaft“ unvermeidlichen Aufeinandertreffen zweier unvereinbarer Formen der Kultur: der – als soziohistorisches Apriori – vorgegebenen „objektiven Kultur“ einerseits und der „subjektiv-seelisch“ entworfenen und erlebten Kultur andererseits. Denn für das Individuum wird die objektive Kultur zwangsläufig zur Bedrohung, wenn „das Objektive durch seine formalen Bestimmungen: der Selbstständigkeit und der Massenhaftigkeit – sich seiner Bedeutung durch das Subjekt entzieht“ (Simmel 1923/1983, S. 198) und dadurch eine „Übermacht des Objektes über das Subjekt“ (Simmel 1923/1983, S. 206) entsteht. – Solange Menschen mit der ihnen vorgegebenen objektiven Kultur und den sie verkörpernden „Gegenständen ihrer Umgebung [...] ‚verwachsen‘“ sind, lösen diese objekthaft verfassten Strukturen noch kein Unbehagen oder gar Feindseligkeit aus, „erst, wenn wir ihnen dienen sollen, empfinden wir [sie] als feindliche Macht.“ (Simmel 1900/1992, S. 575)

Ähnlich wie Simmel sieht auch Plessner in der „Objektivierung der Wirklichkeit“ eine von den Individuen erlebte Einschränkung der Freiheit, gegen die es dann „ein unverlierbares Recht des Menschen auf Revolution (gibt), wenn die Formen der Gesellschaftlichkeit ihren eigenen Sinn selbst zunichte machen.“ (Plessner 1928/1975, S. 345) – Diese, von Simmel und Plessner beschriebene, *strukturell* angelegte Krisensituation wirkt hintergründig auch in allen von Weber idealtypisch charakterisierten Herrschaftsformen – mit Ausnahme des Sonderfalles der „charismatischen Herrschaft“. Denn in ihr als der „großen revolutionären Macht“ (vor allem in „traditional gebundenen Epochen“) (Weber 1922/1976, S. 142) artikuliert sich *konkret* das „unverlierbare Recht des Menschen auf Revolution“. Sie steht für das immer wieder riskierte und unvermeidliche (s. o.), große gesellschaftliche Experiment, die von Menschen geschaffenen, sich objektivierenden Kulturen durch Zerstörung zu transzendieren und durch diese Destruktion zugleich eine menschliche Kultur zu entwerfen und fortzuschreiben, in der die subjektive ihre Ohnmacht gegenüber der objektiven Kultur überwindet.

Ein grundlegendes Paradox dieses Experimentes besteht darin, dass die Individuen – um die es als jeweils einzelnes, „in diesem Hier und Jetzt unersetzliches und unvertretbares Leben“ (Plessner 1928/1975, S. 343) geht, – die von ihnen doch so schmerzlich vermisste Freiheit einem Anderen oder einem Kol-

4 Vgl. hierzu die kleine Studie von Maurizio Bach (2014) zu Mussolini und Hitler.

lektiv opfern, die stellvertretend für sie handeln sollen. Diese Handlungsvollmacht erhalten die „Stellvertreter“ von ihrer Gefolgschaft als freiwilliges Geschenk. In der neuen Konstellation aber wird der Einzelne – nun als Mitglied einer Gefolgschaft – „als Einzelner absolut vertretbar oder ersetzbar“, weil er, auch das ist ein Kennzeichen der „exzentrischen Positionalität“ des Menschen, sich zurückbegeben kann in eine „Ursprungsgemeinschaft vom Charakter des Wir“. In ihr gibt der Mensch es auf, sich vor dem „Hintergrund“ des „Wir“ als Einzelner, d. h. „als Individualität“ abzuheben (Plessner 1928/1975, S. 343).

Wenn man, Karl Popper folgend, das „Hauptziel allen historischen Verstehens“ in der „hypothetischen Rekonstruktion einer historischen Problemsituation“ sieht (Popper 1974, S. 191), so sind in der von Simmel und Plessner beschriebenen Problemsituation und in der sich daraus ergebenden paradoxalen Struktur des Charisma-Experimentes auch dessen „Falsifikationskriterien“ enthalten. Ziele des Experimentes sind: (1) die Überwindung der Macht objektiver, als zwanghaft empfundener gesellschaftlicher Strukturen verbunden mit (2) dem Gewinn objektiver, persönlicher Freiheit gegenüber der „Übermacht“ anonymer gesellschaftlicher Zwänge. An der Erfüllung dieser Ziele muss sich das Experiment messen lassen.

Am Beispiel dessen, was Max Weber als „Veralltäglichung des Charisma“ (Weber 1922/1976, S. 142 ff.) beschreibt, lässt sich nun zeigen, wie der Erfolg des Charisma-Experimentes gleich mehrfach falsifiziert wird. Denn einerseits ist die charismatische Herrschaft „spezifisch außeralltäglich“ und „streng persönlich“ (Weber 1922/1976, S. 142 ff.), andererseits kann sie ihren Bestand nicht ausschließlich aus einer Kette immer wieder neuer Bewährungsereignisse sichern. Daher tendiert sie dazu, der charismatischen Sozialbeziehung den „Charakter einer Dauerbeziehung“ (Weber 1922/1976, S. 142 ff.) zu verleihen. Paradigmatisch erkennbar wird dies am Interesse der Anhängerschaft an ihrer eigenen „Fortdauer und steten Neubelebung“ und damit an der „Nachfolgerfrage“ (Weber 1922/1976, S. 142 ff.). Diese wird in der Regel gelöst durch die Vorstellung, das Charisma sei eine durch „hierurgische Mittel“ rituell „übertragbare Qualität“. Auf den Glauben an diese Übertragbarkeit stützt sich das „Amtscharisma. Der Legitimationsglaube gilt dann nicht mehr der Person, sondern den erworbenen Qualitäten und der Wirksamkeit der hierurgischen Akte.“ (Weber 1922/1976, S. 144) Damit aber entstehen erneut objektivierte, tradierbare Normen, Verhaltensgewohnheiten, Rituale und deren „Verwalter“: feste Verwaltungsstäbe. Dementsprechend können „charismatische Normen [...] leicht in traditional *ständische* (erbcharismatische) umschlagen.“ (Weber 1922/1976, S. 145)

Gemessen an seinen Zielen (s. o.) ist das Experiment somit falsifiziert und – langfristig gesehen – gescheitert: Es sind neue, verfestigte und objektivierte Strukturen entstanden, und der im Überschwang wechselseitiger charismati-

scher Bewährung empfundene „subjektive“ Freiheitsgewinn wird erneut in das starre Korsett von Traditionalisierungen gezwängt.

Andererseits wird dadurch dennoch nicht verhindert, dass Spuren und Elemente der ursprünglichen charismatischen Situation nach wie vor auch das Amtsscharisma „beunruhigen“ und es neuen Experimenten aussetzen. Für die katholische Kirche hat Hubert Wolf dieses Beunruhigungspotenzial exemplarisch in seiner Fallstudie zu Papst Pius IX, dem „Erfinder“ des Dogmas von der „unbefleckten Empfängnis Mariens“ und der päpstlichen „Unfehlbarkeit“, des Lehrprimats (Erstes Vatikanisches Konzil 1869/70) gezeigt. Wolf beschreibt als eine der Folgen der durch Pius IX vorgenommenen Neuinterpretation der Stellung des Papstes den Drang zur „charismatischen Neuerfindung des Papsttums“: eine Form der Auf- und Nachbesserung des Amtsscharismas durch dessen Aufladung mit persönlichem Charisma. Prototypisch für diesen Drang sei der „Medienpapst“ Johannes Paul II gewesen (vgl. Wolf 2020).

Allein die Erinnerung an die mediale Rahmung des Sterbens und des Todes des – bereits zuvor „medienpräsenten“ – Papstes (vgl. Bergmann/Luckmann/Soeffner 1993, S. 121–155) illustriert und belegt Wolfs These. Schon Tage, bevor Johannes Paul II starb (am 2. April 2005), hatte sich seine Anhängerschaft auf dem Petersplatz versammelt, um schließlich am Todestag das kurze Frage-Antwort-Motto zu skandieren: „Santo? Subito!“ Der Nachfolger Johannes Pauls II, Benedikt XVI, kam dieser Aufforderung umgehend nach. Schon drei Monate später leitete er den Prozess der Seligsprechung ein. Die Folge: eine „Rekordheiligsprechung“. Nicht einmal zehn Jahre nach seinem Tod fand die Heiligsprechung Johannes Pauls II statt. Nie zuvor in der neueren Kirchengeschichte wurde bei einer Heiligsprechung ein derartig „kurzer Prozess“ gemacht. Sollte, wie Wolf vermutet, eine solche medial gestützte wechselseitige Belebung von Amtsscharisma und persönlichem Charisma das Papsttum weiterhin prägen, so entstünde eine schon von Max Weber beschriebene Mischform: Das Charisma „weicht [...] den Gewalten des Alltags“ und nimmt „Massencharakter“ an (Weber 1922/1976, S. 147). Es entsteht ein „geborgtes Charisma“ (Soeffner 1993), Kennzeichen des Populismus.

3. Populismus als Demokratietest

Sowohl die charismatische Herrschaft als auch Populisten sind – wenn auch auf unterschiedliche Weise – gebunden an die „öffentliche Meinung“. Durkheim sah in ihr eine soziale Macht, die als „Quelle der Autorität verstanden werden“ müsse. Es sei sogar zu fragen, „ob nicht die Autorität die Tochter der Meinung“ sei (Durkheim 1912/1981, S. 287). In diesem Zusammenhang stellt Durkheim bezeichnenderweise fest, dass es eine zentrale wissenschaftliche Aufgabe sei, die Bindung der Wissenschaften an die öffentliche Meinung zu bekämpfen.

Zugleich aber sieht er auch, dass die Wissenschaften ihrerseits in der Öffentlichkeit um Autorität kämpfen müssen und auf die öffentliche Meinung angewiesen sind – nicht zuletzt, um weiter bestehen zu können.

Am unterschiedlichen Umgang mit der öffentlichen Meinung wird das Verhältnis des Charismatikers oder des Populisten zu ihrer jeweiligen Gefolgschaft/Anhängerschaft deutlich und damit eine entscheidende Differenz zwischen charismatischer Herrschaft und Populismus. – Für den Charismatiker ist die rituelle *Distanz* zur Gefolgschaft konstitutiv. Persönliche Nähe zu auserwählten Einzelnen ist das Außergewöhnliche – seltener Lohn für enge Gefolgsleute. Populisten dagegen können nicht genug Hände greifen und schütteln. Sie lieben das Bad in der (anonymen) Menge. Es geht ihnen nicht um eine enge Bindung an eine Bewährungsgemeinschaft, innerhalb derer sie sich beweisen müssten, sondern um Mehrheiten, denen sie sich andienen, deren Wünsche und Stimmungen sie „ahnen“, aufnehmen und stellvertretend artikulieren müssen. Ihr Adressat ist nicht eine Gefolgschaft, sondern ein *Publikum*.

In modernen Mediengesellschaften ist es daher ein Vorteil, sich bereits in Medien bewegt und gezeigt zu haben, bevor man „in die Politik“ geht (Reagan, Trump, Berlusconi). Man kennt dann bereits die Bedürfnisse seines Publikums und weiß, dass die Mitglieder heterogener, pluraler Gesellschaften als vermutlich einzige gemeinschaftliche Qualität die aufweisen, Publikum für und in Medien zu sein: Politischer Populismus setzt auf die Publikumsbindung, weil darin eine der wenigen Möglichkeiten entsteht, der strukturellen Bindungslosigkeit heterogener Gesellschaften mit der Suggestion von Zusammengehörigkeit zu begegnen.

Als „schöpferische, revolutionäre Macht“ setzt charismatische Herrschaft, selbst wenn sie sich auf Vorbilder beruft, auf Erneuerung und Umwertung aller Werte. Sie „erzwingt [...] die innere Unterwerfung unter das noch wie Dagewesene, absolut Einzigartige.“ (Weber 1922/1976, S. 658) Populisten dagegen lieben es, um das Gefühl von Zusammengehörigkeit zu erzeugen, an eine angeblich große, gemeinsame Tradition anzuknüpfen, die es wieder herzustellen gelte: „*Make America great again!*“ Eine zentrale Rolle spielt hierbei die „gesellschaftliche Konstruktion“ (Berger/Luckmann 1966/1980) und Imagination einer Nation und damit auch die „Invention of Tradition“ (Hobsbawm 1983). Aber anders als Hobsbawm, der solchen Erfindungen einen klar definierten Begriff von „Nation“ gegenüberstellt (vgl. Hobsbawm 1983, S. 50 f.), setzen Populisten statt auf historische „Realität“ auf den Mythos der Nation (vgl. Hobsbawm 2005): Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation kann ihnen nicht heilig und deutsch genug sein. – Max Scheler hat diesen Rückgriff auf eine mythisierte Tradition als „Fluchtbewegung vor der eigenen Zeit“ charakterisiert (vgl. Scheler 1912/2017, S. 25). Es ist die Flucht in eine vergoldete Vergangenheit, die den Vorzug besitzt, dass man in ihr nicht mehr handeln muss und dass man sich ohne großen Aufwand als ihr Bewahrer und

Verteidiger darstellen kann: Man muss sie lediglich permanent in immer gleichen Formeln zitieren.⁵

Scheinbar im Gegensatz zu diesem „Traditionalismus“ steht die Feindschaft der Populisten gegenüber tradierten Institutionen, Normen und Regeln. Die Simulation von Charisma – exemplarisch verkörpert von Donald Trump, der sich als „Genie“ ausgibt und sich dabei als Rebell gegen das „Establishment“ inszeniert – hat jedoch einen völlig anderen Hintergrund als die charismatische Herrschaft. Während diese darauf abzielt, durch die Zerstörung überkommener Institutionen das neue politische System einer Bewährungsgemeinschaft durchzusetzen, geht es Populisten um die Erreichung und Erhaltung politischer Macht zur Durchsetzung eigener Interessen: um als sozial oder national maskierten Eigennutz. Zudem gilt der Kampf dem *jetzigen* „Establishment“, das angeblich die „ehrwürdige“ Tradition verraten hat.

Einen Teil der dabei eingesetzten Stilmittel leihen sich Populisten bewusst von Charismatikern: Regelverletzungen, gezielt eingesetzte Verstöße gegen das „gute Benehmen“, Provokationen und demonstrativ gezeigte Verachtung des politischen Gegners, eine Politik der Taktlosigkeit – auch gegenüber traditionellen Bündnispartnern. Hinzu kommen: die Inszenierung ad hoc produzierter „genialer“ Einfälle; häufiger – nach Sympathie oder Antipathie vorgenommener – Austausch der Verwaltungsstäbe; die Erzeugung von Verwaltungschaos im Dienste der Zentrierung des politischen Handelns auf die eigene Macht und nicht zuletzt die durch Provokationsserien in öffentlichen Medien bewirkte Dauererregung, durch die das Publikum gezwungen werden soll, seine Aufmerksamkeit auf den Populisten zu konzentrieren.

Populismus ist, aus historischer Sicht, kein neues Phänomen. Seit den bürgerlichen Revolutionen von 1789 und 1848 ist er eng verbunden mit „demokratischen Bewegungen“ und Demokratiediskussionen. „Politische Verführer“: erfolgreiche Redner und „Demagogen“, heute würde man sie als Populisten bezeichnen, galten auch damals schon – mit Verweis auf die „attische Demokratie“ (Alkibiades) und die Französische Revolution (Mirabeau) – als Gefahr für „die“ Demokratie. Im Vergleich zu Trump – bei dem man immer wieder sehen kann, wie schwer es ist, einen Gedanken, den man nicht hat, in Worte zu fassen – verkörperten diese politischen Rhetoren allerdings ein hohes intellektuelles Niveau. Gerade deshalb aber ließ sich schon an ihnen ein Strukturproblem demokratischer Ordnungen erkennen: die labile Balance zwischen individueller Freiheit und Mehrheitswillen, zwischen individueller Meinungsbildung und der Steuerung öffentlicher Meinung bzw. Konsenszumutung.

Jean-Jacques Rousseau formuliert dieses Strukturproblem als Frage: „Wie findet man eine Gesellschaftsform, die jedes Glied verteidigt und schützt und in

5 Zum Zusammenhang von Populismus und Ressentiment vgl. Soeffner (2021).

der jeder einzelne, obgleich er sich mit allen vereint, dennoch nur sich selbst gehorcht und so frei bleibt wie vorher?“ (Rousseau 1762/1977, S. 33) Eine Teilantwort auf diese Frage gibt er, indem er feststellt, dass es eine „echte Demokratie [...] niemals gegeben“ habe und „niemals geben“ werde. Denn „es geht gegen die natürliche Ordnung, dass die Mehrzahl regiert und die Minderheit regiert wird.“ (Rousseau 1762/1977, S. 249)

Hans Kelsen greift dieses Problem des erzwungenen Gehorsams auf und formuliert es als demokratisches Paradox: „Er ist ein Mensch wie ich, wir sind gleich! Wo ist also sein Recht, mich zu beherrschen? So stellt sich die durchaus negative und tief innerst antiheroische Idee der *Gleichheit* in den Dienst der ebenso negativen Forderung der *Freiheit*.“ (Kelsen 1929/2018, S. 9) Aus dieser Konstellation ergibt sich für ihn ein unüberwindbarer Gegensatz: „Von der *natürlichen* Freiheit löst sich die soziale oder *politische* Freiheit ab. Politisch frei ist, wer zwar Untertan, aber nur seinem eigenen, keinem fremden Willen Untertan ist. Der prinzipielle Gegensatz der Staats- und Gesellschaftsformen ist damit eröffnet.“ (Kelsen 1929/2018, S. 10) Anders ausgedrückt: „Demokratie ist unnatürlich, und deswegen ist sie immer in Gefahr. Sie sollte eine natürliche Einrichtung werden. Dazu muss man sie jeden Tag neu erfinden und neu etablieren.“ (Agnes Heller, in Hauptfeld 2018, S. 187)

An der Unterscheidung von Staats- und Gesellschaftsformen, von „künstlicher“ staatlicher Regulierung und „natürlicher“ Ordnung“ (Rousseau, s. o.) wird das Unbehagen erkennbar, das der Populismus nutzt. Die für Demokratien konstitutive, aber unbequeme (s. o.) Differenz zwischen „natürlicher“ und „staatlicher“ Ordnung löst er im „Begriff“, eher: im Mythos des „Volkes“, auf: in der Imagination einer aus einem „gemeinsamen Ursprung natürlich gewachsenen Volksgemeinschaft“, in die sich die Individuen „zwanglos“ einfügen.

Demokratie als Staatsform dagegen setzt auf die produktive Differenz von individueller Freiheit und ständig neu auszuhandelndem Gesellschaftsvertrag. Die demokratischen Verfassungen bieten dem Individuum dabei ein Tauschgeschäft an. Sie schützen den Einzelnen, das schwächste Glied der Gesellschaft, indem sie die „Unantastbarkeit“ seiner „Würde“ garantieren. Zugleich verlangen sie von ihm, die parlamentarisch beschlossenen Gesetze zu akzeptieren und zu befolgen. Vom Staatsbürger bzw. der Staatsbürgerin wird Gesetzes-, nicht Gesinnungstreue verlangt (vgl. Böckenförde 1978, S. 244 ff.). Kurz: Der demokratische Staat – als „unnatürliche Ordnung“ – setzt auf aktive Staatsbürger, die ein hohes Maß an Ambiguitätstoleranz aufbringen müssen.

4. Schluss

An der Gegenüberstellung von charismatischer Herrschaft, als einer unausweichlich immer wieder geforderten *Antwort* auf die strukturell unüberwind-

bare Kluft zwischen objektiver und subjektiver Kultur – auf die „Tragödie der Kultur“ – einerseits, und dem Populismus als Element der demokratischen Ordnung – der labilen Balance zwischen individueller Freiheit und Mehrheitswillen – andererseits, lässt sich eine weitere grundlegende Differenz zeigen: Zwar handelt es sich bei beiden Phänomenen um gesellschaftliche „Selbstversuche“ (Poferl 1999). Aber während sich menschliche Gesellschaften bei dem durch eine hintergründig unüberwindbare Krisensituation immer wieder ausgelösten Wechsel zwischen „traditionaler“ und charismatischer Herrschaftsform mit allen Konsequenzen einem existenziellen *Experiment* ausliefern (müssen), überprüfen demokratische (parlamentarische) Ordnungen am *Testfall* des Populismus ihre Funktions- und Veränderungsfähigkeit. Dabei zeigt sich: Demokratie ist strukturell als *Prozess* angelegt – als ein gesellschaftliches (natürliches) und zugleich vertragliches („künstliches“) Anpassungssystem an historische Veränderungen.

Populismus, der kollektive Versuch, die durch Selbstreflexion und Aufklärung selbst verschuldete Mündigkeit – aus Angst vor der Freiheit und vor der persönlichen Verantwortung – wieder loszuwerden, ist dementsprechend ein zwar unbehagliches, aber notwendiges Selbstüberprüfungselement der Funktionsfähigkeit demokratischer Ordnungen.

Literatur

- Bach, Maurizio (2014): Mussolini und Hitler als charismatische Führer. Was kann Max Webers Modell der charismatischen Herrschaft zur Erklärung der Dynamik faschistischer Bewegungen beitragen? In: Schlemmer, Thomas/Woller, Hans (Hrsg.) (2014): Der Faschismus in Europa. Wege der Forschung. München: Oldenbourg, S. 107–121
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1966/1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.: Fischer
- Benjamin, Walter (1935/2007): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner Reproduzierbarkeit und weitere Dokumente. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bergmann, Jörg/Luckmann, Thomas/Soeffner, Hans-Georg (1993): Erscheinungsformen von Charisma – Zwei Päpste. In: Gebhardt, Winfried/Ebertz, Michael N./Zingerle, Arnold (Hrsg.): Charisma – Theorie, Religion, Politik. Berlin/New York: de Gruyter, S. 121–155
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang (1978): Der Staat als sittlicher Staat. Berlin: Berliner Buchdruckerei Union GmbH
- Durkheim, Emile (1912/1981): Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Goffman, Ervin (1961/1973): Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Hauptfeld, Georg (2018): Der Wert des Zufalls. Agnes Heller über ihr Leben und ihre Zeit. Wien/Hamburg: Edition Konturen
- Hobsbawm, Eric J. (1983): Introduction: Inventing Tradition. In: ders./Terence Ranger (Hrsg.): The Invention of Tradition. Cambridge: Cambridge University Press, S. 1–14

- Hobsbawn, Eric J. (2005): Nation und Nationalismus, Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt a. M./New York: Campus
- Kelsen, Hans (1929/2018): Vom Wesen und Wert der Demokratie. Stuttgart: Reclam
- Lepsius, Reiner M. (2011): Max Weber, Charisma und Hitler. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24. August 2011, S. 3
- Matthäusevangelium (wahrscheinlich 80–90 nach Christus), Kapitel 28, Sätze 2–3
- Plessner, Helmuth (1928/1975): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Berlin/New York: de Gruyter
- Plessner, Helmuth (1924/1981): Grenzen der Gemeinschaft. In: ders.: Gesammelte Schriften V. Macht und menschliche Natur. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 7–133
- Poferl, Angelika (1999): Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: zu einer Perspektive experimenteller Soziologie. Soziale Welt 50, H. 4, S. 363–372
- Popper, Karl (1974): Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf. Hamburg: Hoffman und Campe
- Scheler, Max (1912/2017): Das Ressentiment im Aufbau der Moralen. Frankfurt a. M.: Klostermann
- Simmel, Georg (1900/1992): Persönliche und sachliche Kultur. In: Ders.: Aufsätze und Abhandlungen 1894–1900. Georg Simmel Gesamtausgabe. Hrsg. v. Ottheim Rammstedt. Bd. 5. S. 560–582
- Simmel, Georg (1923/1983): Der Begriff und die Tragödie der Kultur. In: Ders.: Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne. Gesammelte Essays. Berlin: Wagenbach, S. 183–207
- Soeffner, Hans-Georg (1993): Geborgtes Charisma – Populistische Inszenierungen. In: Gebhardt, Winfried/Zingerle, Arnold/Ebertz, Michael N. (Hrsg.): Charisma: Theorie – Religion – Politik. Berlin: de Gruyter, S. 201–220
- Soeffner, Hans-Georg (2021): Macht aus Ohnmacht. Populismus und Ressentiment. In: Dembeck, Till/Fohrmann, Jürgen (Hrsg.): Populismus und Popularität. Wallstein [In Vorbereitung]
- Soeffner, Hans-Georg/Raab, Jürgen (2007): Politik im Film. Über die Darstellung der Macht und die Macht der Darstellung. In: Schroer, Markus (Hrsg.): Die Gesellschaft des Films. Konstanz: UVK, S. 171–197
- Sumowski, Werner (Hrsg.) (1963): Das Leben Jesu. In Bildern, Handzeichnungen, Radierungen von Rembrandt. Stuttgart: Evangelische Buchgemeinde
- Rousseau, Jean-Jacques (1762/1977): Du contrat social. Vom Gesellschaftsvertrag. Frz./dt., in Zusammenarbeit mit Eva Pietzker. Übers. u. hrsg. von Hans Brockard. Stuttgart: Reclam
- Weber, Max (1922/1976): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Fünfte, revidierte Auflage. Besorgt von Johannes Winckelmann. Tübingen: J.C.B. Mohr/Paul Siebeck
- Wolf, Hubert (2020): Der Unfehlbare. Pius IX und die Erfindung der Katholizismus im 19. Jahrhundert. München: C.H. Beck

Spaß und Respekt

Blick von ehrenamtlich für Geflüchtete Engagierten auf ihre Praxis

Almut Zwengel

1. Fragestellung: Wie(-so) gelingt unterstützende Praxis?

Ab Spätsommer 2015 kam es angesichts verstärkter Zuwanderung von Flüchtlingen zu einer ehrenamtlichen Unterstützung dieser in bisher unbekanntem Ausmaß.¹ Mit der „Willkommenskultur“ wurde reagiert auf eine aktuelle Notsituation, auf eine humanitäre Herausforderung. Auch Angelika Pofert, damals Dekanin des Fachbereichs Sozial- und Kulturwissenschaften der Hochschule Fulda, war involviert. Sie organisierte einen Gastvortrag, unterstützte einen Forschungsantrag und schaffte die Stelle einer Verantwortlichen am Fachbereich. Es handelte sich um eine Phase erhöhten politischen Engagements, die sich von Phasen unterscheidet, in denen eher das Private dominiert (vgl. Hirschman 1970).

Der vorliegende Beitrag stützt sich auf ein qualitatives Lehrforschungsprojekt, das mit Studierenden des Bachelorstudienganges „Sozialwissenschaften mit Schwerpunkt interkulturelle Beziehungen“ und des Masterstudienganges „Intercultural Communication and European Studies“ an der Hochschule Fulda durchgeführt wurde. Es fokussierte insbesondere auf die Verstetigung ehrenamtlichen Engagements für Geflüchtete. Vermutet wurde, dass das ehrenamtliche Engagement für Geflüchtete nach Abklingen der akuten Notlage zwar abgenommen hat, aber immer noch stärker verbreitet ist als zuvor. Viele der Studierenden werden später einmal beruflich mit Geflüchteten zusammenarbeiten. Wenn sie wissen, wie Ehrenamtliche „ticken“, können sie diese besser

1 Ende Oktober 2015 beteiligen sich gemäß einer Umfrage des sozialwissenschaftlichen Instituts der Evangelischen Kirche 10 % aller über 14-Jährigen an der Unterstützung von Flüchtlingen (vgl. Ahrens 2015, zit. in Karakayali/Kleist 2016, S. 6), vgl. auch die eindrücklichen Berichte zu den zahlreichen, lokal verankerten, zivilgesellschaftlichen Projekten in Schiffauer/Eilert/Ruloff (2017).

einbeziehen und dies dürfte ihnen ihre berufliche Tätigkeit für Geflüchtete erheblich erleichtern.²

Im folgenden Beitrag wird ein ganzheitlicher Blick auf die Praxis des ehrenamtlichen Engagements für Geflüchtete geworfen. Welche sozialen Merkmale und welche Motive haben die Engagierten? Welche Erfahrungen machen sie im Umgang mit Flüchtlingen und in der Zusammenarbeit mit anderen haupt- und ehrenamtlich Engagierten? Wie wird ihre Tätigkeit von ihnen selbst, von Geflüchteten und von Dritten gewürdigt? Die Analyse erfolgt in Anlehnung an die *grounded theory* (vgl. Strauss 1987). Der Theoriegenerierung aus den Daten heraus wird besondere Bedeutung beigemessen. Zentrales Ergebnis sind zwei Kernkategorien. Mit der *in-vivo*-Kategorie „Spaß“ wird ein positives, situationsbezogenes Erleben der Engagierten gefasst. „Respekt“, ebenfalls eine *in-vivo*-Kategorie, kommt seltener und in unterschiedlicheren Zusammenhängen vor. Hier interessiert „Respekt“ vor allem als positiver Bezugspunkt bei der Einordnung unerwarteter Handlungen von Geflüchteten.

2. Forschungsstand: Ehrenamtliches Engagement für Geflüchtete

Unter Flüchtlingen werden hier, recht breit, Personen gefasst, die einen Asylantrag gestellt haben oder stellen möchten. Ihre Lebenssituation ist zunächst – und das ist nicht neu – geprägt durch Unterbringung in Sammelunterkünften, geringe deutsche Sprachkenntnisse sowie fehlenden Zugang zum Bildungssystem und zum Arbeitsmarkt (Aumüller 2008, S. 182). IAB, BAMF und DIW untersuchten zwischen 2013 und Anfang 2016 zugereiste Flüchtlinge zunächst qualitativ (vgl. Brücker et al. 2016) und dann quantitativ (vgl. Brücker et al. 2018). Neben diesen Gesamtdarstellungen aus der Perspektive der Geflüchteten gibt es zahlreiche Studien zu Einzelaspekten. Exemplarisch sei die Untersuchung von Christ/Meininghaus/Röing (2017) zu Konflikten in Sammelunterkünften genannt.³

Unter Ehrenamt soll hier mit Stricker (2011, S. 165–169) eine freiwillige und nicht erwerbstätige, gemeinwohlorientierte und außerhalb des sozialen Nahraumes stattfindende, regelmäßige und an eine Gruppe angebundene Tätigkeit verstanden werden. Im Hinblick auf ehrenamtliches Engagement wird klassisch unterschieden zwischen altem und neuem Ehrenamt. Ersteres ist eher altruistisch motiviert, langfristig angelegt und an traditionelle Organisationen ange-

2 Fritz (2004) zeigt schon früh praxisnah und aus der Perspektive sozialer Arbeit eine mögliche Nutzung bzw. Instrumentalisierung des ehrenamtlichen Engagements für Geflüchtete.

3 Inzwischen liegt eine Fülle von aktuellen Studien vor; vgl. insb. [flucht-forschung-transfer.de/publikationen/](http://flucht-forschung-transfer.de/publikationen) und fluechtlingsforschung.net/publikationen/ (Abfrage: 6.3.2019).

bunden. Letzteres dagegen ist eher egoistisch motiviert, zeitlich begrenzt und projektorientiert (vgl. z. B. Han-Broich 2012, S. 78 f.).

Drei einschlägige Studien zum ehrenamtlichen Engagement für Flüchtlinge seien kurz vorgestellt. Karakayali und Kleist (2015, 2016; vgl. Kleist 2018) befragten ehrenamtlich für Flüchtlinge Engagierte von November bis Dezember in den Jahren 2014, 2015 und 2016. Unter den Ehrenamtlichen ist die Zahl der Studierenden hoch; sie nimmt aber ab. Rentner*innen dagegen sind unterrepräsentiert; ihre Zahl hingegen nimmt zu. Kulturbezogene Motive werden seltener und gesellschaftsgestaltende Motive häufiger. Manche Tendenzen bleiben bestehen. So wirken Medienberichte motivierend. Der zeitliche Umfang des Engagements ist erheblich. Häufigste Tätigkeiten sind die Unterstützung beim Spracherwerb und bei Behördenkontakten. Später kommt als Aufgabenfeld oft hinzu, die Aktivitäten Ehrenamtlicher zu koordinieren (vgl. Karakayali/Kleist 2015, 2016).

Corsten/Kauppert (2004) und Corsten et al. (2008) entwickelten, gestützt auf narrative Interviews mit ehrenamtlich Engagierten, Typologien zu unterschiedlichen Formen von Ehrenamt. Für die Unterstützung von Flüchtlingen unterscheiden Corsten/Kauppert (2004) vier Ansätze: 1) „Das Blut ist rot“. Bezugspunkt ist eine elementare Gleichheit aller Menschen; 2) der moralisch-idealisierende Ansatz: Unterstützung wird als erfülltes Leben, als Realisierung eigener Überzeugungen wahrgenommen; 3) affektive Verbundenheit mit einer fremden, häufig als unterdrückt eingeschätzten Kultur; 4) Ausgleich wahrgenommener institutioneller Defizite.

Han-Broich (2012) befragte für eine erziehungswissenschaftliche Dissertation Ehrenamtliche, Flüchtlinge mit Ehrenamtskontakt und Experten*innen. Die qualitative Studie mündet in problematische Quantifizierungsversuche (Han-Broich 2012, S. 128), die das relative Gewicht von Ehrenamt für die seelisch-emotionale, die kognitiv-kulturelle und die sozial-strukturelle Integration der Geflüchteten erfassen sollen. Überzeugend sind die dort entwickelten Typologien. So unterscheidet Han-Broich aus der Perspektive der Ehrenamtlichen zwischen Ersatzkontakt, Zusatzkontakt, Neukontakt und Binnenkontakt (Han-Broich 2012, S. 110–113). Im Hinblick auf das Verhältnis von Ehrenamtlichen und Flüchtlingen kontrastiert sie Ersatzbeziehung, Kompensationsbeziehung, Lernbeziehung und Kapitalbeziehung (vgl. Han-Broich 2012, S. 160–165).

3. Methodisches Vorgehen: Orientierung an der grounded theory

Studierende führten Ende 2016 bis Anfang 2017 25 Interviews mit ehrenamtlich für Flüchtlinge Engagierte in einer hessischen Stadt mittlerer Größe und ihrer näheren Umgebung 25 Interviews durch. Es handelte sich um Leitfadenterviews, bei denen Wert gelegt wurde auf eine narrative Eingangssequenz

und auf Nachfragen zu Stehgreiferzählungen zu selbst erlebten Einzelsituationen (vgl. Küsters 2009 zum narrativen Interview). Beabsichtigt war daneben, Ehrenamtliche, die sich kurzfristig engagiert haben, und Ehrenamtliche, die langfristig unterstützen, zu kontrastieren. Alle 25 Interviews liegen als Transkripte vor.

Die Auswertung erfolgte orientiert an der *grounded theory* aus dem Material heraus (vgl. Strauss 1987), und zwar zunächst durch die Studierenden und dann – wie hier dargestellt – durch die Autorin selbst.⁴ Bei der vorliegenden Auswertung handelt es sich um *grounded theory* im engeren Sinne. Es wurde keine Fragestellung oder spezifische theoretische Ausrichtung von außen an die Daten herangetragen, sondern versucht, zentrale Elemente der fokussierten Praxis aus dem Material selbst heraus zu erfassen.

Die Auswertung der Daten orientierte sich an den Kodierungsschritten der *grounded theory* nach Glaser und Strauss. In der ersten Phase, dem *open coding*, werden relevante Codes gebildet und Textstellen mit diesen versehen (vgl. Strauss 1987, S. 61–64). Dieses Verfahren wurde auf 16 Interviews angewendet. Dabei wurden kurzzeitig und langfristig Engagierte separat kodiert. In der zweiten Phase, dem *axial coding*, werden zusammenhängende *codes* zu *code families* zusammengeführt und mit Hilfe von *networks* Beziehungen zwischen Codes herausgearbeitet. Es wird eine Kernkategorie entwickelt (vgl. Strauss 1987, S. 64–68; S. 34–36). Für die unspezifische Auswertung des Datenmaterials wurden in dieser Phase auch *in-vivo*-Codes, Stehgreiferzählungen und Memos einer systematischen Analyse unterzogen. Für die drei verfolgten Auswertungsperspektiven wurden separate Kernkategorien entwickelt. Für die Perspektive der Verstetigung ergaben sich als empirisch gesättigte Kernkategorien „Erfolg“, „Dankbarkeit von Flüchtlingen“ und „Anerkennung durch Dritte“. Für die Geschlechterverhältnisse wurde die Kernkategorie „Geschlechtertrennung“ herausgearbeitet. Bei der hier vorliegenden Auswertung des Datenmaterials insgesamt schließlich entstanden „Spaß“ und „Respekt“ als Kernkategorien. Während der dritten und letzten Kodierungsphase, dem *selective coding*, werden relevante Kategorien um die Kernkategorie herum gruppiert (vgl. Strauss 1987, S. 69–74). Diese Phase war hilfreich, um die Gliederung der Auswertungstexte vorzubereiten.

4 Auswertungen zu Geschlechterverhältnissen und zur Verstetigung des ehrenamtlichen Engagements für Geflüchtete liegen vor (vgl. Zwengel 2019a, 2019b).

4. Zentrale Ergebnisse

4.1 Erste Annäherungen

4.1.1 Persönliche Merkmale

Beginnen wir mit Geschlecht, Alter und – häufig fehlender – Berufstätigkeit. Von den Interviewten sind 15 weiblich und elf männlich. Bestimmte persönliche Merkmale finden sich besonders häufig. So sind 12 der Befragten Studierende (Anna⁵, Bachir, Björn, Franziska, Gina, Hussein, Janina, Karen, Lisa, Petra, Sigrid, Valery) und sieben Rentner*innen (Christine, David, Irene, Jens, Ludger, Miriam, Walter).⁶ Diese beiden Personengruppen kontrastieren in Hinblick auf das typische Alter und ähneln sich in Bezug auf Zeit als biografische Ressource. Statuswechsel gehen zum Teil mit Änderungen im Hinblick auf das Ehrenamt einher. So ist bei manchen der Eintritt in das Rentenalter mit der Aufnahme eines Ehrenamtes verknüpft. Für Studierende sind Abbrüche im Zusammenhang mit Prüfungsphasen, Semesterferien und Auslandssemester belegt. Die Beendigung eines Studiums kann zu einem Ortswechsel und damit zum Abbruch bisherigen Ehrenamtes führen.

Zahlreiche Befragte verfügen über für das ehrenamtliche Engagement einschlägige Vorerfahrungen. Verbreitet sind pädagogische Ausbildungen, insbesondere als Lehrer*in oder als Sozialarbeiter*in. Auch die Studienfächer sind häufig feindlich, etwa soziale Arbeit oder Sozialwissenschaften. Daneben bestehen internationale und interkulturelle Vorerfahrungen. Viele der Befragten haben selbst im Ausland gelebt. Dabei reicht das Spektrum von Urlaubsreisen bis zum Aufwachsen in einem anderen Land. Häufig ist auch eine Vertrautheit mit dem muslimisch-arabischen Kulturkreis vorhanden, sei es durch Reisen, durch die Herkunft der Eltern oder durch eigene Migration. Manche Ehrenamtliche haben Vorerfahrungen mit Flucht und Geflüchteten. Jeweils zwei Befragte unterstützten zuvor Flüchtlinge im Ausland, haben geflüchtete Eltern(teile) oder verfügen über eigene Fluchterfahrung.

Ehrenamt ist für viele Befragte nicht neu. Tatsächliche oder gewünschte ehrenamtliche Tätigkeit reicht dabei zum Teil bis in die Schulzeit zurück. Nicht wenige sind über Jahrzehnte hinweg aktiv. Ein thematischer Zusammenhang zu früherem Ehrenamt zeigt sich zum Beispiel bei Nachhilfeunterricht für migrantische Kinder oder beim Moderieren eines interkulturellen Stadtteilnetzwerkes. Zwischen dem Ehrenamt für Geflüchtete und anderen ehrenamtli-

5 Alle Personennamen sind Decknamen.

6 Vor dem Spätsommer 2015 waren bei den von Karakayali/Kleist (2015, S. 16) Befragten, die sich ehrenamtlich für Flüchtlinge engagierten, 22,9 % Studierende und 19,7 % Rentner oder Pensionierte. Während des *hype* halbierte sich dann der Anteil der unter 30-Jährigen unter den für Flüchtlinge Engagierten (vgl. Karakayali/Kleist 2015, S. 13).

chen Aktivitäten besteht zum Teil Konkurrenz. Ein anderes Ehrenamt wird mal ins Auge gefasst, mal entgegen eigenen Wünschen eingeschränkt, mal stärker gewichtet.

Zusammenfassend ist festzuhalten: für die Befragten scheinen spezifische biografische Ressourcen typisch. Zumeist haben sie feldnahe Berufe oder Studienfächer, verfügen über internationale und/oder interkulturelle Vorerfahrungen und waren bereits vorher ehrenamtlich aktiv.

4.1.2 *Motivation*

Aus den Daten heraus ergab sich eine Unterscheidung zwischen politischen, sozialen und kulturellen Motiven. Politisch motiviert ist zum Beispiel, wer sich schon lange für die Situation von Flüchtlingen interessiert, wer ein Zeichen gegen Fremdenfeindlichkeit setzen will oder wer durch den Nationalsozialismus entstandenes Unrecht ausgleichen möchte. Sozial motiviert ist beispielsweise, wer selbst als Flüchtling hilfreiche Unterstützung erhalten hat, wer sich emphatisch in die Lage der Flüchtlinge hineinversetzt oder wer sich generell Hilfsbedürftigen zuwendet. Als kulturell interessiert kann eingeordnet werden, wer sich für kulturelle Unterschiede im Allgemeinen oder im Besonderen interessiert und wer sich selbst als neugierige oder offene Person bezeichnet. Die drei unterschiedenen Motive treten zum Teil in Kombination auf.

Neben explizit genannte treten verdeckte Motive. Sie betreffen vor allem die soziale Integration der Ehrenamtlichen. Dabei ist das Spektrum breit. Es reicht von Erstkontakten einer neu Zugezogenen bis zum entstehenden Gefühl lokaler Verankerung bei einer seit 30 Jahren Ansässigen. Zu ergänzen sind Motive, die sich erst im Laufe des Engagements entwickeln. Hier sei auf das Kapitel „Spaß“ verwiesen. Die individuellen Motive entstehen zudem in einem spezifischen gesellschaftlichen Kontext. Die Situation Geflüchteter sowie das ehrenamtliche Engagement für sie waren gesellschaftlich stark präsenzte Themen. Dies könnte erklären, warum manche zum Engagement auf Anregung anderer kamen und warum eine individuelle Verantwortung für die Entscheidung zum Engagement von manchen nicht übernommen wird. Drei Interviewpartner*innen sagten, sie seien in ihr Engagement „hineingeschlittert“.

Ein möglicher Bezugspunkt für die Frage der Motivation ist eine Gegenüberstellung von politisch-bürgerschaftlichem, humanistisch-karitativem sowie religiösem Engagement (vgl. hierzu Cetin 2016). In den Daten greifen diese drei Ebenen zum Teil ineinander. Karitatives Engagement für Geflüchtete führt zu einer Konfrontation mit politischen Problemen, die zu einer Positionierung auf dieser Ebene herausfordern. Religiös geprägte Institutionen schaffen und unterstützen Strukturen des politisch-bürgerschaftlichen Engagements unter Wahrung der Autonomie der in diesem Bereich tätigen Akteure.

4.1.3 Aktivitäten für Geflüchtete

Die Bedürfnisse von Geflüchteten ergeben sich aus ihrer spezifischen Lage. Sie stammen häufig aus Gegenden, die durch Bürgerkrieg, Diktatur, Verfolgung oder Armut geprägt sind, haben zumeist einen sehr beschwerlichen Fluchtweg hinter sich, sind nicht selten traumatisiert und kommen mit begrenzten Ressourcen. Als typische Hauptherkunftsländer werden von den Befragten Syrien, Afghanistan, Iran, Irak und Eritrea genannt. Zum Teil kommt es zu einer kontrastierenden Wahrnehmung von geflüchteten Familien auf der einen und alleinstehenden jungen Männern auf der anderen Seite (vgl. dazu auch Zwengel 2016). Die Aktivitäten aller Befragten sind lokal verankert, wobei sich urbane und rurale Kontexte deutlich unterscheiden.

Für die berichtete Unterstützung Geflüchteter sind verschiedene Lebensbereiche sowie unterschiedliche Phasen des Aufenthalts zu unterscheiden.⁷ Zunächst geht es um Erstversorgung, für die administrativen Aufgaben sowie die Essensausgabe und die Betreuung der Kleiderkammer typisch sind. Hier kommt es zu kurzen Kontakten von Ehrenamtlichen mit einer großen Zahl von Personen. Vermittelt und begleitet werden zudem Kontakte zu Behörden und zu medizinischer Versorgung. Beide Aktivitätsbereiche sind oft verknüpft mit Fahrdiensten (vor allem auf dem Land) sowie mit Übersetzen und Dolmetschen (vor allem durch Ehrenamtliche mit Migrationshintergrund). Es handelt sich um die individuelle Unterstützung mit einem mitunter erheblichen Zeitaufwand.

In einer zweiten Phase geht es um die Alltagsgestaltung. Zum einen wird Deutsch unterrichtet, eine Tätigkeit, die eine gewisse Professionalität und Ausdauer verlangt. Manche Ehrenamtlichen haben bereits Unterrichtserfahrung, andere müssen erst „schwimmen lernen“ (Gina).⁸ Daneben bestehen vielfältige Angebote im Bereich der Freizeitgestaltung, wie Begegnungscafés, Sport, Kinderbetreuung und Treffen für Frauen. Hierbei handelt es sich um Formen der Unterstützung, die den Aufbau privater Beziehungen fördern können. Kommt es zu einer Verstetigung des Aufenthaltes, wird die Unterstützung bei der Suche nach Arbeit und Wohnung wichtig. Eine für diese Phase typische Unterstützung ist das Eingehen von Patenschaften. Durch sie entstehen enge, relativ dauerhafte Bindungen.⁹

7 Han-Broich (2012, S. 40) unterscheidet 23 Aufgabenfelder. Karakayali/Kleist (2015, S. 28; 2016, S. 24) und Kleist (2018) verwenden für ihre drei Erhebungswellen unterschiedliche, zunehmend differenziertere Auflistungen von Tätigkeitsbereichen.

8 Krumm (o. J.) kritisiert den Deutschunterricht durch Laien. Sinnvoller sei ein Unterricht ergänzender, komplementärer Zugang von Unterstützung beim Spracherwerb; vgl. dazu z. B. Weinert (2016).

9 Es wird empfohlen, nicht individuelle Patenschaften einzugehen, sondern mehrere Ehrenamtliche und/oder andere Vertraute der Geflüchteten einzubeziehen (Bagfa 2016, S. 47).

Die Unterstützungsleistungen verweisen auf unterschiedliche Ressourcen und Kompetenzen und reichen von eher einfachen (z. B. Fahrdienste) bis hin zu anspruchsvollen Tätigkeiten (z. B. Beantragung von Projektgeldern). Das Engagement ist mal zeitlich klar begrenzt (z. B. Spielnachmittage), mal offen (z. B. ständige Erreichbarkeit). Die entstehenden Kontakte sind ganzheitlich (z. B. Patenschaft) oder auf einen Lebensbereich beschränkt (z. B. administrative Hilfen). Sie sind kurzfristig (z. B. Erstversorgung) oder längerfristig (z. B. Sprachkurs) angelegt. Sie führen zu kurzen Interaktionen mit vielen (z. B. Kleiderkammer), zu regelmäßigen Kontakten in Gruppen (z. B. Basketballmannschaft) oder zu längerfristigen Kontakten zu einzelnen (z. B. Wohnung vermieten).

4.1.4 *Zusammenarbeit mit Hauptamtlichen und anderen Ehrenamtlichen*

Die organisatorische Einbindung der ehrenamtlich Engagierten ist unterschiedlich. Eine verbreitete Form sind Unterstützungsnetzwerke, die sich anlässlich der Eröffnung einer Flüchtlingsunterkunft bilden.¹⁰ Es handelt sich hierbei um neu entstehende Strukturen mit lokaler Ausrichtung. Mehrfach im Sample vertreten ist die Mitgliedschaft in einer zivilgesellschaftlich ausgerichteten, interkulturellen Initiativgruppe, die bereits vor der Phase zunehmender Zuwanderung bestand und sich dann vergrößerte und professionalisierte. Wohlfahrtsverbände und Kirchen spielen eine eher untergeordnete, andere Initiativen unterstützende Rolle. Bezüge bestehen auch zur lokalen Hochschule.

Tendenziell unterscheidet sich die Einbindung kurz- und langfristig Engagierter. Unter den Kurzfristigen finden sich Personen mit unverbindlicher Anbindung und mit enger Beziehung zu einzelnen anderen Unterstützenden. Bemerkenswert sind auf das Unterstützernetzwerk bezogenen Formulierungen: „also jeder ist willkommen“ (Franziska) und „da hab ich mich direkt willkommen gefühlt“ (Karen). Willkommensein wird hier nicht auf Flüchtlinge bezogen. Im Zentrum steht eine möglichst positiv gestaltete eigene soziale Einbettung.¹¹ Bei den langfristig Engagierten zeigen sich Übergänge zwischen Ehrenamt und Erwerbstätigkeit. Die Engagierten koordinieren andere Ehrenamtliche, führen Beratungsgespräche und übernehmen bezahlte Tätigkeiten. Dies überrascht nicht angesichts des plötzlich stark erhöhten Bedarfs sowie der Qualifizierungseffekte durch das ehrenamtliche Engagement. Auch für die langfristig Engagierten sind die anderen haupt- und ehrenamtlich Engagierten eine wich-

10 Dünwald (2006) bietet eine Ethnographie zu einer derartigen Initiativgruppe, die sich in ähnlicher Weise Anfang der 1990er Jahre gebildet hat.

11 Dies ist nicht untypisch. Nach Karakayali/Kleist (2016, S. 31) ist „Gemeinschaftsgefühl mit anderen Ehrenamtlichen als Motivation“ für 50 % bis knapp 60 % der Befragten wichtig.

tige Ressource. „Wir bauen uns immer so n bisschen gemeinsam auf“, heißt es bei Christine.

Innerhalb der Unterstützungsnetzwerke entstehen enge soziale Beziehungen. Die Rede ist von „wir“. So heißt es beispielsweise: „wir bestimmen wann die Termine sind“ (Ursula) und „wenn wir da sone Art Begegnungscafé einrichten?“ (Christine). Es handelt sich um ein „wir“, das Flüchtlinge nicht inkludiert.

4.1.5 Würdigung

Unterstützungsleistungen gegenüber Flüchtlingen können in unterschiedlicher Weise Wertschätzung erfahren, und zwar zum einen durch die Geflüchteten selbst, hier als Dankbarkeit gefasst, und zum anderen durch Dritte, hier als Anerkennung berücksichtigt. „Dankbarkeit“ wird in den Interviews sehr häufig genannt. Der Code wurde zwanzigmal vergeben und in zehn Interviews berücksichtigt. Als Dankbarkeit im weiteren Sinne kann auch Freude angesichts von Unterstützung gefasst werden, die gerade anfangs angesichts zumeist geringer gemeinsamer Sprachkenntnisse oft nonverbal ausgedrückt wird: „dass se halt strahlen“ (Christine) oder „da hast du einfach so völlig unverstellte Freude gesehen in den Gesichtern“ (Jochen). Unter Dankbarkeit im engeren Sinne können die Zubereitung von Speisen und gemeinsame Mahlzeiten gefasst werden. Beides geschieht zum Teil bei besonderen Anlässen wie dem Fastenbrechen während des Ramadanmonats¹² und kann auch als Gastfreundschaft gewertet werden. Zu bedenken ist, dass die räumlichen Möglichkeiten und die finanziellen Mittel der Geflüchteten zumeist sehr begrenzt sind. Manchmal bleibt eine von den Unterstützenden erwartete Dankbarkeit auch aus, so beim Einbau einer Küche (Christine). Manchmal wird sie als eigentlich unzureichend eingeordnet; so in „ja uns reicht schon’n Dankeschön“ (Irene) oder in „dies ist halt diese Minimalanerkennung von der man dann zehrt“ (Christine). Die formulierte Erwartung von Dankbarkeit verweist deutlich auf eine Asymmetrie der Beziehung.

Anerkennung, gefasst als Wertschätzung durch Dritte, zeigt sich zum einen im privaten Umfeld. Dort kommt es zu einer gewissen Polarisierung zwischen positiven und negativen Einschätzungen. Dies gilt für die Familie und für die Nachbarschaft. Von offizieller Seite gibt es Anerkennung durch die Wohlfahrtsverbände, die geschätzt wird¹³, sowie Essen und Empfang für Ehrenamtliche auf Gemeindeebene. Letzteres wird von Christine kommentiert mit „das kannst du in der Pfeife rauchen“. Anerkennung findet sich auch in der Presse

12 Vgl. hierzu auch ein Beispiel in Dünnwald (2006, S. 208).

13 Wohlfahrtsverbände haben Erfahrung mit der Würdigung ehrenamtlichen Engagements. So formuliert die AWO (2015, S. 13) aus diesen heraus Vorschläge für die Flüchtlingshilfe.

durch Berichte über und Berichte von ehrenamtlich Engagierten. Als insgesamt unzureichend wird die Anerkennung von einer Befragten eingeschätzt. Zwei Interviewte ordnen sich selbst als Personen mit besonders hohem Bedarf an Anerkennung und Wertschätzung ein.

4.2 Kernkategorien

4.2.1 Spaß

Die *in-vivo*-Kategorie „Spaß“ ist 21 Mal belegt und bei langfristig Engagierten besonders verbreitet. Ähnlich wird „Freude“ verwendet. Häufig sind allgemeine Bezüge auf gemeinsames Erleben mit Flüchtlingen (z. B. „am allermeisten Freude macht mir die Gemeinschaft mit diesen Menschen zusammen“, Günther). Manchmal wird „Spaß“ auf spezifische Tätigkeiten bezogen wie Deutschunterricht, Kinderbetreuung, gemeinsames Tanzen oder Beantragung von Projektgeldern. Intensives Erleben von Einzelsituationen spielt eine große Rolle. Die kurzzeitig engagierte Lisa berichtet von einem *beauty-day* mit geflüchteten Frauen („uns hat's Spaß gemacht“). Der langfristig engagierte Jochen erfreut sich an der Interaktion zwischen geflüchteten Mädchen, die er regelmäßig mit seinem Auto zum Basketballtraining fährt („aber das hat denen richtig Spaß gemacht“). „Spaß“ wird auch zur Kennzeichnung der eigenen Motivation genannt (Anna: „ich mach das jetzt weil ich Spaß daran habe“). „Spaß“ an der eigenen Tätigkeit zu haben, wird erwartet. So schreibt sich eine kurzzeitig Engagierte diesen zwar zu, fasst sich selbst aber im Vergleich zu anderen ehrenamtlich für Flüchtlinge Engagierten in dieser Hinsicht als defizitär.

Hervorgehoben wird das gemeinsame, situative Erleben mit Geflüchteten. Es ist mit positiven eigenen Gefühlen verbunden. Die Interaktionen werden als erfüllend erlebt. Es handelt sich um recht alltägliche Situationen, die als außeralltäglich wahrgenommen werden. Sie sind mit einer besonderen Intensität verbunden und ihnen wird Ausnahmecharakter zugeschrieben. Eine derartige Sichtweise ist nicht selbstverständlich. Fokussiert werden könnte auch auf das Leid der Geflüchteten, auf die Mühen der eigenen Unterstützung, auf Erfolge eigenen Handelns oder auf politische Forderungen. All dies ist präsent, wird aber deutlich weniger gewichtet. Auch werden die Interaktionen selbst zumeist nicht als Teil längerfristiger persönlicher Beziehungen eingeordnet. Es dominiert ein situationsbezogener Zugang.

Das Ergebnis lässt sich auf die Unterscheidung zwischen altem und neuem Ehrenamt beziehen (s. o.). Wünsche nach intensivem individuellem Erleben können als sogenannte egoistische Motive persönlicher Selbstverwirklichung gefasst werden, die typisch sind für das neue Ehrenamt. Sie kommen aber insbesondere bei denen zum Tragen, die sich längerfristig engagieren, eine Form des Engagements also, die eher typisch ist für das alte Ehrenamt.

Die Bedeutung von Spaß im engeren Sinne für Ehrenamt wurde bereits in der Fachliteratur diskutiert. So nennt Hollstein (2015, S. 53–54) gestützt auf Umfrageergebnisse Spaß an der Tätigkeit als zentralstes oder zumindest wichtiges Kriterium für ehrenamtliche Arbeit generell. Im Hinblick auf ehrenamtliches Engagement für Geflüchtete schreibt Han-Broich (2012, S. 90) gestützt auf Experten, die Bedeutung von Spaß nehme zu. Ähnlich zitiert Pries (2016, S. 188) einen Aktivistin zum Spätsommer 2015: „Es war ein Glücksrausch, eine Euphorie“. Kühnlein und Böhle sprechen von Spaß bei bürgerschaftlichem Engagement im Allgemeinen: „Spaß [ist] in diesem Zusammenhang nicht mit einem hedonistischen Vergnügen gleichzusetzen, sondern ist Ausdruck der inneren Zufriedenheit und Erfüllung durch eine den persönlichen Ansprüchen genügende Aufgabe zu verstehen“ (Kühnlein/Böhle 2002, zit. in Han-Broich 2012, S. 86). Spaß kann also als eher egoistisches Motiv eingeordnet oder als Ergebnis erfolgreichen, erfüllenden Handelns gefasst werden.

4.2.2 Respekt

Der *in-vivo*-Code „Respekt“ ist in den 25 Interviews 17 Mal belegt. Respekt wird zum einen als Grundhaltung gefasst. So heißt es, Respekt sei wechselseitig vorhanden bzw. müsse von beiden Seiten eingefordert werden. Den Flüchtlingen wird eine respektvolle Haltung zugeschrieben. Mal heißt es, sie seien nie respektlos, mal heißt es „sie wollen respektvoll sein“ (Franziska). Nur algerischen Geflüchteten wird in einem Interview mangelnder Respekt zugeschrieben. Die Unterstützenden selbst ordnen sich ebenfalls als respektvoll ein. Sie beziehen sich dabei auf kulturelle und/oder religiöse Differenz. Man respektiere das Kopftuch. Frauen verzichten auf Minirock und tiefen Ausschnitt: „das ist einfach aus Respekt ihnen gegenüber sagen wir o. k. das muss an dieser Stelle nicht sein“ (Franziska).

Respekt wird auch beim Aushandeln von Rollen thematisiert. Dabei ist das Geschlechterverhältnis zentral. Weibliche Ehrenamtliche bemühen sich darum, von männlichen Geflüchteten „respektiert“ zu werden, durch „überzeugendes Tun“ (Ursula), durch bestimmtes und durch selbstbewusstes Auftreten. Es kommt zu einer Adaption von anderen kulturellen Zusammenhängen zugeschriebenen Rollenvorstellungen. So werden in Israel beobachtetes unterschiedliches Auftreten älterer Frauen übernommen und ein der Herkunftskultur zugeschriebener Respekt gegenüber älteren Männern für die eigene Rollendefinition genutzt.

Zentral erscheint mir, dass die Interviewten „Respekt“ verwenden, um ihnen unverständlich oder unangemessen erscheinendes Handeln von Geflüchteten zu rahmen. So wird ein Fehlen von Dankbarkeit problematisiert und als mangelnder Respekt eingeordnet, so nach dem Einbau einer Küche (s. o.) oder bei fehlender Spende für Kaffee und Kuchen (Christine). Ein breiter möglicher

Anwendungsbereich von „Respekt“ entsteht im Zusammenhang mit Konflikten bei der erwarteten Übernahme bestimmter Aufgaben. So ist es aus der Sicht eines Befragten eine Sache des Respektes, dass Geflüchtete Putzaufgaben übernehmen. In einem Fall geht es um einen als wenig plausibel erlebten Umgang mit medizinischen Fragen. Eine Geflüchtete möchte während des Ramadanmonats tagsüber keine Medizin einnehmen und sie möchte eine Anti-Baby-Pille verschrieben bekommen, damit während des Ramadans keine Regelblutung eintrete. Ursula kommentiert das mit: „ich respektiere das mein Gott das sind erwachsene Menschen“.

Das Konzept „Respekt“ scheint also wichtig für die Bestimmung grundsätzlicher Handlungsorientierungen, für die Aushandlung von Rollenvorstellungen sowie für die Rahmung konkreter Konflikte. Es handelt sich um einen positiv konnotierten Begriff, der Achtung verspricht. Er wird hier symmetrieorientiert, auf Wechselseitigkeit ausgerichtet verwendet. Negative Aspekte erhalten durch ihn eine positive Rahmung. Bei Björn wird dies besonders deutlich. Er nähert sich der Thematik in drei Schritten: „sind wir es sind beides Menschen“; „ne gemeinsame Lösung finden“; „solange der Respekt da ist glaube ich der Konflikt relativ weit weg“. Hier geht die Argumentation sogar so weit, dass der Konflikt über „Respekt“ herausdefiniert wird.

Welche Bezüge zu Respekt zeigen sich in der Fachliteratur? Respekt wird als wichtiger Aspekt erfolgreicher interkultureller Kommunikation gefasst. So nennen Chen und Starosta (1994, zit. in Quindel 2001, S. 60) als wesentlich hierfür: Gegenseitigkeit, Bewertungsfreiheit, Ehrlichkeit und Respekt. Es geht um die Festlegung normativer Bezüge. Ein weiterer möglicher Anknüpfungspunkt ist der sogenannte „dritte Raum“ im Anschluss an Bhabha, gefasst als „das Durchlaufen eines lebensweltlich basierten und mikropolitisch verankerten Aushandlungsprozesses zwischen verschiedenen Kulturen“ (Corsten/Kauppert/Rosa 2008, S. 115). Das kultursensible Suchen nach gemeinsamen Lösungen, das in jeder Begegnung wieder neu geleistet werden muss, charakterisiert die Interaktionen zwischen Geflüchteten und ehrenamtlich für sie Engagierten. Dieses Ringen positiv zu rahmen, ermöglicht der Begriff „Respekt“.

5. Fazit

Zunächst einmal sei die Begrenztheit der Untersuchung betont. Es wurden nur ehrenamtlich Engagierte und keine Flüchtlinge befragt. Untersucht wurden nicht direkt beobachtbare Interaktionen, sondern nur Berichte über diese. Erhoben wurden nur 25 Interviews und nur 16 von ihnen wurden vertieft ausgewertet. Die Interviews selbst waren nur zum Teil narrativ angelegt.

Dennoch zeigten sich eine Reihe interessanter Ergebnisse. Im Hinblick auf die persönlichen Merkmale der für Geflüchtete Engagierten scheinen Alter,

Geschlecht und Bildung weniger relevant. Wichtiger sind feldnahe Ausbildungen oder Berufe sowie internationale und interkulturelle Vorerfahrungen. Im Hinblick auf ihre Motivation war die Unterscheidung zwischen politisch-bürgerchaftlichem, humanistisch-karitativem und religiösem Engagement nicht trennscharf. Passender schien eine Unterscheidung von politischen, sozialen und kulturellen Motiven. Für die Erfahrungen mit Geflüchteten ist zu unterscheiden zwischen Phasen des Aufenthaltes und zwischen verschiedenen Lebensbereichen. Bei der Einbindung der Ehrenamtlichen in Unterstützungsnetzwerke zeigten sich bei kurzzeitig und bei längerfristig Engagierten unterschiedliche Tendenzen. Als Würdigung waren Dankbarkeit durch Flüchtlinge und Anerkennung durch Dritte zu unterscheiden. Beides wird in einem Manuskript zur Verstärkung des Ehrenamtes wieder aufgegriffen (vgl. Zwengel 2019b).

Als Kernkategorien schließlich ergaben sich „Spaß“ und „Respekt“. Beide Begriffe wurden von den Befragten stärker mit situativen Bezügen als mit einer beziehungsorientierten Ausrichtung verknüpft. Dabei wurde mit Spaß auf ein positives eigenes Erleben und mit Respekt auf einen positiv gerahmten Umgang mit Konflikten fokussiert. In der Kombination ermöglichen beide Begriffe eine positiv gefärbte Einordnung der eigenen Praxis durch die Befragten.

Literatur

- Ahrens, Petra (2015): Skepsis oder Zuversicht? Erwartungen der Bevölkerung zur Aufnahme von Flüchtlingen in Deutschland. In: Karakayali, Serhat/Kleist, Jens O. (2016): EFA-Studie 2. Strukturen und Motive der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit in Deutschland: Forschungsbericht. Ergebnisse einer explorativen Umfrage vom November/Dezember 2015, www.bim.hu-berlin.de/media/Studie_EFA2_BIM_11082016_V%C3%96.pdf (Abfrage: 12.03.2019)
- Aumüller, Jutta (2008): Die lokale Integration von Flüchtlingen. Ein Vergleich zwischen vier Kommunen. In: Aumüller, Jutta/Bretl, Carolin (Hrsg.): Lokale Gesellschaften und Flüchtlinge. Förderung von sozialer Integration. Die kommunale Integration von Flüchtlingen in Deutschland. Berlin: Edition Parabolis, S. 140–152
- AWO: Arbeiterwohlfahrt Bundesverband (Hrsg.) (2015): Freiwilliges Engagement in der AWO Flüchtlingsarbeit. Eine Arbeitshilfe und Ideensammlung. Berlin: AWO. www.awoaktiv.de/wp-content/uploads/Freiwilliges-Engagement-in-der-AWO-Flüchtlingsarbeit.pdf (Abfrage: 28.03.2017)
- Bagfa (Bundesarbeitsgemeinschaft der Freiwilligendienste e. V.) (2016): Begegnung und Teilhabe ermöglichen. Das Engagement für, mit und von geflüchteten Menschen gestalten. Berlin: Bagfa. www.bagfa-integration.de/wp-content/uploads/2016/12/2016-12-22_Engagement_von_fuer_mit_Gefluechteten.pdf (Abfrage: 02.04.2019)

- Brücker, Herbert/Kunert, Astrid/Mangold, Ulrike/Kalusche, Barbara/Siebert, Manuel/Schupp, Jürgen (2016): Geflüchtete Menschen in Deutschland. Eine qualitative Befragung. IAB-Forschungsbericht 9. Nürnberg: IAB. www.doku.iab.de/forschungsbericht/2016/fb0916.pdf (Abfrage: 20.07.2016)
- Brücker, Herbert/Rother, Nina/Schupp, Jürgen (Hrsg.) (2018): IAB-BAMF-SOEP-Befragung von Geflüchteten 2016. Studiendesign, Feldergebnisse sowie Analysen zu schulischer wie beruflicher Qualifikation, Sprachkenntnissen sowie kognitiven Potenzialen, Forschungsbericht des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge. Nr. 30. Nürnberg: Bamf. www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Forschungsberichte/fb30-iab-bamf-soep-befragung-gefluechtete-2016.pdf?__blob=publicationFile (Abfrage: 02.04.2019)
- Cetin, Senay (2016): Freiwilliges Engagement für Flüchtlinge. Drei qualitative Fallstudien. Hochschule Fulda. Abschlussarbeit Bachelorstudiengang Sozialwissenschaften mit Schwerpunkt interkulturelle Beziehungen. Fulda: Hochschule Fulda. Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften
- Christ, Simone/Meininghaus, Esther/Röing, Tim (2017): „All Day Waiting“. Konflikte in Unterkünften für Geflüchtete in NRW. Bicc working paper des Internationalen Konversionszentrums Bonn Nr. 3. www.bicc.de/uploads/tx_bicctools/BICC_WP_3_2017_web.pdf (Abfrage: 25.05.2017)
- Corsten, Michael/Kaupfert, Michael (2004): Kollektive Identität als Sinn für das Wir. Das Beispiel des Bürgerschaftlichen Engagements. Vortrag auf der Jahrestagung der Sektion Biographieforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Biographische Prozesse und kollektive Identitäten. Frankfurt a. M.: Johann Wolfgang Goethe-Universität, 22.–24.04.2004
- Corsten, Michael/Kaupfert, Michael/Rosa, Hartmut (2008): Quellen Bürgerschaftlichen Engagements. Die biographische Entwicklung von Wir-Sinn und fokussierten Motiven. Wiesbaden: Springer VS/GWV Fachverlage
- Dünnwald, Stephan (2006): Der pädagogische Griff nach dem Fremden. Frankfurt a. M./London: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation
- Fritz, Florian (2004): Von ganzem Herzen. Ehrenamtliche Arbeit mit Flüchtlingen. In: Fritz, Florian/Groner, Frank (Hrsg.): Wartesaal Deutschland. Ein Handbuch für die Soziale Arbeit mit Flüchtlingen. Stuttgart: Lucius und Lucius, S. 225–233
- Han-Broich, Misun (2012): Ehrenamt und Integration. Die Bedeutung sozialen Engagements in der (Flüchtlings-)Sozialarbeit. Wiesbaden: Springer VS
- Hirschman, Albert Otto (1970): Exit, Voice and Loyalty. Responses to Decline in Firms, Organizations and States. Cambridge/Mass.: Harvard College
- Hollstein, Bettina (2015): Ehrenamt verstehen. Eine handlungstheoretische Analyse. Frankfurt a. M./New York: Campus
- Karakayali, Serhat/Kleist, Jens O. (2015): EFA-Studie. Strukturen und Motive der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit (EFA) in Deutschland. 1. Forschungsbericht. Ergebnisse einer explorativen Umfrage vom November/Dezember 2014, www.bim.hu-berlin.de/media/2015-05-16_EFA-Forschungsbericht_Endfassung.pdf (Abfrage: 07.10.2016)
- Karakayali, Serhat/Kleist, Jens O. (2016): EFA-Studie 2. Strukturen und Motive der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit in Deutschland. Forschungsbericht. Ergebnisse einer explorativen Umfrage vom November/Dezember 2015, https://www.bim.hu-berlin.de/media/Studie_EFA2_BIM_11082016_V%C3%96.pdf (Abfrage: 21.03.2018)

- Kleist, Jens O. (2018): Die vielen Gesichter der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit. Beitrag zur Vortragsreihe des Bachelorstudiengangs Sozialwissenschaften mit Schwerpunkt Interkulturelle Beziehungen. Flucht und Asyl aus soziologischer Perspektive. Fulda: Hochschule Fulda. Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften, 25.01.2018
- Krumm, Hans-Jürgen (o. J.): Was Freiwillige bei der Sprachunterstützung von Flüchtlingen brauchen – und was nicht. Wien: Universität Wien. www.idvnetz.org/Dateien/HJKrumm%20Kleiner%20Leitfaden%20fuer%20SprachhelferInnen.pdf (Abfrage: 09.02.2017)
- Küsters, Ivonne (2009): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS
- Pries, Ludger (2016): Migration und Ankommen. Die Chancen der Flüchtlingsbewegung. Frankfurt a. M./New York: Campus
- Quindel, Ralf (2001): Unterschiede anerkennen. Ethikdiskurse in Kommunikation. In: Psychologie und Gesellschaftskritik 25, H. 2, S. 53–73
- Schiffauer, Werner/Eilert, Anne/Ruloff, Marlene (Hrsg.) (2017): So schaffen wir das. Eine Zivilgesellschaft im Aufbruch. 90 wegweisende Projekte mit Geflüchteten. Bielefeld: transcript
- Strauss, Anselm (1987): Qualitative Analysis for Social Scientists. New York: Cambridge University Press
- Stricker, Michael (2011): Ehrenamt. In: Olk, Thomas/Hartnuß, Birger (Hrsg.): Handbuch Bürgerschaftliches Engagement. Wiesbaden/Basel: Beltz Juventa, S. 163–171
- Weinert, Amelie K. (2016): Mein Deutschland. Ein Ordner für Flüchtlinge und Ehrenamtliche. München: Langenscheidt
- www.flucht-forschung-transfer.de/publikationen (Abfrage: 06.03.2019)
- www.fluechtlingsforschung.net/publikationen (Abfrage: 06.03.2019)
- Zwengel, Almut (2016): Über Stereotype und Vorurteile. Grundsätzliche Überlegungen und Analyse von Kommentaren zu den Übergriffen in der letzten Silvesternacht in Köln. In: Demokratie gegen Menschenfeindlichkeit. Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis 1, H. 2, S. 115–127
- Zwengel, Almut (2019a): Die Separierung der Geschlechter. Ihre Relevanz für Interaktionen zwischen Geflüchteten und ehrenamtlich für sie Engagierten. In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 11, H. 1, S. 140–155
- Zwengel, Almut (2019b): Erfolg, Dankbarkeit und Anerkennung. Zur Verstetigung ehrenamtlichen Engagements für Geflüchtete. In: Neue Praxis 49, H. 6, S. 502–518

Autor*innenverzeichnis

Gregor J. Betz, Dr. phil., Leiter des Familienforums – Familienbildungsstätte in Bochum. Weitere Informationen unter www.gregor-betz.de

Achim Brosziewski, Dr. oec. HSG, Professor für Bildungssoziologie und Bildungsforschung an der Pädagogischen Hochschule Thurgau, Kreuzlingen/Schweiz. Weitere Informationen unter <http://www.phtg.ch/forschung/uebersicht/seite-detailansicht/person/achim.brosziewski/>

Udo Dengel, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Hochschule Fulda, Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften, Forschungszentrum Cinteus. Weitere Informationen unter <https://www.hs-fulda.de/sozial-kulturwissenschaften/ueber-uns/mitarbeitende/details/person/dr-udo-dengel-924/contactBox>

Thomas S. Eberle, emeritierter Professor für Soziologie an der Universität St. Gallen. Weitere Informationen unter https://www.alexandria.unisg.ch/persons/Thomas_Eberle

Ulrike Froschauer, Dr. phil., ao. Univ.-Prof. am Institut für Soziologie der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Organisationssoziologie, Interpretative Sozialforschung und Wissenssoziologie. Weitere Informationen unter <https://www.soz.univie.ac.at>

Maya Halatcheva-Trapp, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie, Fakultät Sozialwissenschaften, Technische Universität Dortmund. Weitere Informationen unter <http://allgemeine-soziologie.tu-dortmund.de>

Volker Hinnenkamp, Prof. Dr. (i. R.), ehemals Professor für Interkulturelle Kommunikation an der Hochschule Fulda. Weitere Informationen unter <https://www.hs-fulda.de/sozial-kulturwissenschaften/ueber-uns/ehemalige-professorinnen-des-fachbereichs/details/person/prof-dr-volker-hinnenkamp-ir-2329/contactBox>

Ronald Hitzler, Dr., emeritierter Professor für Allgemeine Soziologie, Senior Scientist an der Fakultät für Sozialwissenschaften der TU Dortmund, <http://www.hitzler-soziologie.de/hitzler>

Christiane Hof, Dr. phil., Professorin für Erwachsenenbildung/Weiterbildung am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Goethe Universität Frankfurt. Weitere Informationen unter <https://www.uni-frankfurt.de/55829068/hof>

Reiner Keller, Dr. phil., Inhaber des Lehrstuhls für Soziologie, Philosophisch-Sozialwissenschaftliche Fakultät, Universität Augsburg. Weitere Informationen unter: <http://www.uni-augsburg.de/keller>

Alban Knecht, Dr., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt/Celovec. Weitere Informationen unter www.albanknecht.de

Hubert Knoblauch, Professor für Allgemeine Soziologie/Theorie moderner Gesellschaften am Institut für Soziologie der Technischen Universität Berlin. Weitere Informationen unter http://www.as.tu-berlin.de/v_menu/mitarbeiterinnen/prof_hubert_knoblauch/

Christoph Lau, Professor für Soziologie (i. R.), Universität Augsburg

Wolfgang Ludwig-Mayerhofer, Dr. rer. soc., Professor (i. R.) für Soziologie – Empirische Sozialforschung an der Universität Siegen. Weitere Informationen unter <https://www.uni-siegen.de/phil/sozialwissenschaften/soziologie/mitarbeiter/ludwig-mayerhofer/kontakt.html?lang=de>

Manfred Lueger, Dr. phil., ao. Univ.-Prof. i. R. an der Wirtschaftsuniversität Wien. Forschungsschwerpunkte: Methodologie und Methoden Interpretativer Sozialforschung, Organisationssoziologie, Familienunternehmen, Wissenssoziologie. Weitere Informationen unter <https://www.wu.ac.at/sozio/institut/lueger-manford>

Christoph Maeder, Dr., Professor für Bildungssoziologie am Forschungszentrum Kindheiten, Schule und Gesellschaft der Pädagogischen Hochschule Zürich. Weitere Informationen: <https://phzh.ch/personen/christoph.maeder>

Michael Meuser, Dr. phil. habil., Professor für die Soziologie der Geschlechterverhältnisse an der Technischen Universität Dortmund. Weitere Informationen unter https://www.fk12.tu-dortmund.de/cms/ISO/de/home/personen/iso/Meuser_Michael.html

Michaela Pfadenhauer, Dr. phil., Professorin für Soziologie (Arbeitsbereich Wissen und Kultur) an der Universität Wien, Österreich. Weitere Informationen unter <http://www.soz.univie.ac.at/michaela-pfadenhauer>

Hans-Wolfgang Platzer, Dr. rer. pol., Professor i. R. für Politikwissenschaft und Inhaber eines Jean Monnet Chair of European Integration im Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften der Hochschule Fulda

Angelika Pofertl, Dr. phil., Inhaberin des Lehrstuhls für Allgemeine Soziologie an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Dortmund. Weitere Informationen unter: <http://allgemeine-soziologie.tu-dortmund.de>

Manfred Prisching, Universitätsprofessor für Soziologie an der Universität Graz, Österreich. Weitere Informationen unter www.manfred-prisching.com

Jo Reichertz, Prof. em., Dr., bis 2015 Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Duisburg-Essen, seitdem Senior Fellow am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (KWI) und Mitglied des Vorstandes (Projektbereich „Kulturen der Kommunikation“). Weitere Informationen unter: <https://kulturwissenschaften.de/person/prof-em-dr-jo-reichertz/>

Michael Schillmeier, PhD, Professor für Allgemeine Soziologie am Institut für Soziologie, Anthropologie und Philosophie der Universität Exeter, Großbritannien. Weitere Informationen unter <http://socialsciences.exeter.ac.uk/sociology/staff/schillmeier/>

Norbert Schröer, Dr. rer. soc., Professor (i. R.) für Qualitative Methoden der Empirischen Sozialforschung am Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften der Hochschule Fulda. Weitere Informationen unter <http://www.hs-fulda.de/schroer>

Eric van Santen, Dr. phil., Dipl. Soz., wissenschaftlicher Referent am Deutschen Jugendinstitut e.V. in München. Weitere Informationen unter <https://www.dji.de/ueber-uns/mitarbeiterinnen/detailansicht/mitarbeiter/eric-van-santen.html>

Hans-Georg Soeffner, Seniorprofessor der Universität Bonn und Permanent Fellow/Vorstandmitglied am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen. Weitere Informationen unter www.kulturwissenschaften.de

Ursula Unterkofler, Dr. phil., Professorin für Theorien und Methoden der Sozialen Arbeit an der Fakultät für Soziale Arbeit Benediktbeuern an der Katholischen Stiftungshochschule München. Weiter Informationen unter <https://www.ksh-muenchen.de/hochschule/professorinnen-lehrbeauftragte/>

Heidemarie Winkel, Dr. phil., Professor*in für Soziologie an der Universität Bielefeld und Senior Research Associate an der Universität Cambridge. Weitere Informationen unter <https://www.uni-bielefeld.de/soz/personen/winkel/>

Svendy Wittmann, Dipl. Soz., wissenschaftliche Referentin am Deutschen Jugendinstitut e.V. in München. Weitere Informationen unter <https://www.intern.dji.de/ueber-uns/mitarbeiterinnen/detailansicht/mitarbeiter/svendy-wittmann.html>

Almut Zwengel, Dr. habil., Professorin für Soziologie mit Schwerpunkt interkulturelle Beziehungen am Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften der Hochschule Fulda. Weitere Informationen unter <https://www.hs-fulda.de/sozial-kulturwissenschaften/ueber-uns/professuren/details/person/prof-dr-almut-zwengel-551/contactBox>.



Reiner Keller | Angelika Pofert (Hrsg.)
Wissenskulturen der Soziologie
2018, 304 Seiten, broschiert
ISBN: 978-3-7799-3447-9
Auch als **E-BOOK** erhältlich

Die Frage, was soziologisches Wissen ausmacht, hat die Entwicklung des Fachs seit seinen Anfängen teils im-, teils explizit begleitet. Sie lässt sich weniger denn je durch die normative Behauptung einer Einheit beantworten. Die Außengrenzen sind unbeständig, die Vielzahl der Binnendifferenzierungen nimmt zu. Das Buch wendet sich den Besonderheiten soziologischer Wissensproduktion empirisch und analytisch zu. Es widmet sich der Untersuchung und Diskussion von Wissenskulturen unter vorrangiger Berücksichtigung der Soziologie.